TAD WILLIAMS

DER ENGELS TURM

Roman

Krüger

Der Engelsturm

Osten Ard
Buch 4

Tad Willams

Scan: Sonnenbrille
Korrektur: legolas

Aus dem Amerikanischen von
V.C. Harksen

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
»To Green Angel Tower« im Verlag DAW Books, Inc., New York

Der Engelsturm umfaßt die zweite Hälfte der amerikanischen Originalausgabe
To Green Angel Tower.

Copyright © 1993 Tad Williams
Deutsche Ausgabe:
© 1994 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger
Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn
Druck und Einband: Clausen& Bosse, Leck
Printed in Germany 1994
ISBN 3-8105-2319-4

Dieser Zyklus ist meiner Mutter, Barbara Jean Evans, gewidmet, die mich gelehrt hat, fremde Welten zu suchen und das, was ich dort finde, mit anderen zu teilen.

Der letzte Band, *Der Engelsturm*, selbst schon eine kleine Welt voller Herzeleid und Freude, soll Nancy Deming-Williams gehören, in sehr, sehr viel Liebe.

Vorbemerkung des Verfassers

Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.
Die nackten Toten die sollen eins
Mit dem Mann im Wind und im Westmond sein;
Blankbeinig und bar des blanken Gebeins
Ruht ihr Arm und ihr Fuß auf Sternenlicht,
Wenn sie irr werden solln sie die Wahrheit sehn,
Wenn sie sinken ins Meer solln sie auferstehn.
Wenn die Liebenden fallen – die Liebe fällt nicht;
Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.

Dylan Thomas,
übertragen von Erich Fried

Die Wahrheit sprich, doch nie direkt;
Umschreib sie, nenn sie nicht.
Zu grell für unsern schwachen Blick
Strahlt ungedämpft ihr Licht.

Wie man den Blitz nicht gleich erklärt
Dem ahnungslosen Kind,
So muß die Wahrheit sacht ans Licht,
Sonst wird die Menschheit blind.

Emily Dickinson

Zu diesen Büchern haben eine ganze Reihe von Menschen wichtige Beiträge geleistet, von Anregungen und moralischer Unterstützung bis hin zu entscheidenden Hilfen beim Aufbau der Handlung. Eva Cumming, Nancy

Deming-Williams, Arthur Ross Evans, Andrew Harris, Paul Hudspeth, Peter Stampfel, Doug Werner, Michael Whelan, die reizenden Leute von DAW Books und alle meine Freunde von GEnie(R) stellen nur eine kleine (aber wichtige) Auswahl derer dar, die mitgeholfen haben, die »Geschichte, die mein Leben auffraß« zu Ende zu bringen.

Mein ganz besonderer Dank für ihre Unterstützung bei den beiden letzten Bänden des *Aufgeschwollenen Epos* gilt jedoch Mary Frey, die in die Lektüre und – ich finde keinen besseren Ausdruck – Analyse eines ungeheuerlichen Manuskripts eine geradezu erschreckende Menge von Energie und Zeit investiert hat. In einer Zeit, als ich es wirklich nötig hatte, spornte sie mich ganz unglaublich an.

Natürlich war auch die Mitwirkung meiner beiden Lektorinnen Sheila Gilbert und Betsy Wollheim von unschätzbarem Wert. Ihr Verbrechen besteht darin, daß ihnen soviel an meiner Arbeit lag, und dafür erhalten sie jetzt die wohlverdiente Strafe.

Ihnen allen und den vielen anderen Freunden und Helfern, die hier nicht genannt, aber trotzdem ganz bestimmt nicht vergessen sind, danke ich von ganzem Herzen.

Achtung: Ein Personen-, Orts- und Sachverzeichnis sowie ein Glossar finden Sie am Ende des Buchs.

»Der Drachenbeinthron«
Zusammenfassung

Viele Jahrtausende hat der Hochhorst den unsterblichen Sithi gehört; doch vor dem Ansturm der Menschen sind sie aus der gewaltigen Burg geflohen. Nun regieren schon seit langer Zeit Menschen diese größte aller Festungen und mit ihr das ganze Land Osten Ard. Johan der Priester, Hochkönig aller Länder der Menschen, ist der letzte in der Reihe ihrer Gebieter. Nach einer Jugend voller Triumph und Ruhm herrscht er seit Jahrzehnten von seinem Skelett-Hochsitz, dem Drachenbeinthron, über eine befriedete Welt.

Simon, ein tolpatschiger Vierzehnjähriger, ist einer von den Küchenjungen des Hochhorstes. Seine Eltern sind gestorben, seine einzige wirkliche Familie die Kammerfrauen und ihre gestrenge Herrin, Rachel der Drache. Wenn es Simon gelingt, sich vor der Küchenarbeit zu drücken, schleicht er hinüber in die vollgestopften Gemächer von Doktor Morgenes, dem exzentrischen Gelehrten der Burg. Als der alte Mann Simon anbietet, ihn zu seinem Lehrling zu machen, ist der Junge überglücklich – bis er merkt, daß Morgenes ihm lieber Lesen und Schreiben beibringen möchte, als ihn in der Magie zu unterrichten.

Da der hochbetagte König Johan bald sterben wird, bereitet sich Elias, der ältere seiner beiden Söhne, auf die Thronfolge vor. Josua, Elias' düsterer Bruder, der wegen einer entstellenden Verwundung den Beinamen Ohnehand trägt, gerät mit dem zukünftigen König in einen heftigen Wortwechsel über Pryrates, einen übel beleumundeten Priester, der zu Elias' engsten Ratgebern zählt. Der Zwist der beiden Brüder liegt wie eine unheilverkündende Wolke über Burg und Land.

Elias' Königsherrschaft nimmt zunächst einen guten Anfang, bis eine Dürre über das Land kommt und mehrere Völker von Osten Ard von der Pest heimgesucht werden. Bald ziehen Räuberbanden über die Landstraßen, und aus einsam liegenden Dörfern verschwinden Menschen. Die Ordnung der Dinge zerfällt, und die Untertanen des Königs verlieren das Ver-

trauen in seine Herrschaft. Aber den Monarchen und seine Freunde scheint das alles nicht zu stören. Während im ganzen Reich Groll und Unzufriedenheit laut werden, verschwindet auf einmal Elias' Bruder Josua – manche sagen, um einen Aufstand anzuzetteln.

Elias' Mißherrschaft erregt vielfach Unruhe, unter anderem bei Herzog Isgrimnur von Rimmersgard und Graf Eolair, dem Gesandten des im Westen liegenden Landes Hernystir. Selbst König Elias' Tochter Miriamel macht sich Sorgen, vor allem über den scharlachrot gekleideten Pryrates, den vertrauten Ratgeber ihres Vaters.

Inzwischen schlägt sich Simon mehr schlecht als recht als Morgenes' Gehilfe durch. Trotz Simons Mondkalbnatur und der Weigerung des Doktors, ihm Dinge beizubringen, die auch nur entfernt mit Zauberei zu tun haben, werden die beiden gute Freunde. Auf einem seiner Streifzüge durch die geheimen Gelasse des labyrinthischen Hochhorstes entdeckt Simon einen verborgenen Gang und fällt dabei um ein Haar Pryrates in die Hände. Er entkommt dem Priester jedoch und gerät in eine versteckte unterirdische Kammer. Darin findet er Josua, der dort gefangengehalten wird, weil sich Pryrates in einem entsetzlichen Ritual seiner Person bedienen will. Simon holt Doktor Morgenes, und die beiden befreien Josua und schaffen ihn in die Wohnung des Doktors. Von dort aus wird er durch einen Tunnel, der unter der uralten Burg hindurchführt, in die Freiheit entlassen. Während Morgenes damit beschäftigt ist, Botenvögel mit Nachrichten über diese Ereignisse an geheimnisvolle Freunde zu schicken, erscheint Pryrates mit der Wache des Königs, um den Doktor und Simon gefangenzunehmen. Im Kampf gegen Pryrates findet Morgenes den Tod, aber sein Opfer ermöglicht es Simon, in den Tunnel zu fliehen.

Halb von Sinnen irrt Simon durch die Gänge unter der Burg, die durch die Ruinen des alten Palastes der Sithi führen. Auf der Begräbnisstätte vor der Stadtmauer kommt er wieder an die Oberfläche. Der Schein eines großen Lagerfeuers lockt ihn an. Er wird Zeuge eines unheimlichen Schauspiels: Pryrates und König Elias halten gemeinsam mit schwarzverhüllten, weißgesichtigen Wesen ein Ritual ab. Die bleichen Geschöpfe überreichen Elias ein fremdartiges graues Schwert von beunruhigender Macht, das sie *Leid* nennen. Simon flieht.

Das Leben in der Wildnis am Rande des großen Waldes Aldheorte ist elend, und nach ein paar Wochen ist Simon vor Hunger und Erschöpfung halbtot und immer noch weit von seinem Ziel entfernt: Josuas Burg Naglimund im Norden des Landes. Als er sich einer Waldkate nähert, um zu

betteln, findet er in einer Falle ein seltsames Wesen – einen der Sithi, einer Rasse, die man für sagenhaft oder doch längst ausgestorben hält. Der Kätner kommt zurück, aber bevor er den hilflosen Sitha erschlagen kann, streckt Simon ihn nieder. Der Befreite nimmt sich gerade noch Zeit, einen weißen Pfeil nach Simon zu schießen, dann verschwindet er. Eine neue Stimme rät Simon, den weißen Pfeil an sich zu nehmen, weil er ein Geschenk der Sithi sei.

Der zwergenhafte Neuankömmling ist ein Troll namens Binabik, der auf einer großen grauen Wölfin reitet. Er erzählt Simon, daß er nur zufällig vorbeigekommen, nun aber bereit sei, den Jungen nach Naglimund zu begleiten. Auf dem Weg dorthin stoßen den beiden viele Abenteuer und seltsame Erlebnisse zu. Sie begreifen, daß etwas Größeres sie bedroht als nur ein König und sein Ratgeber, denen ein Gefangener entflohen ist.

Endlich, als sie von dämonischen weißen Hunden verfolgt werden, die das Brandzeichen von Sturmspitze, einem übelberüchtigten Berg im hohen Norden, tragen, sind sie gezwungen, in den Schutz von Geloës Waldhaus zu fliehen. Dorthin nehmen sie noch zwei andere Wanderer mit, die sie vor den Hunden gerettet haben. Geloë, eine kurzangebundene Waldfrau, der man nachsagt, sie sei eine Hexe, hält mit ihnen Rat und ist ebenfalls der Meinung, daß das uralte Volk der Nornen, verbitterter Verwandter der Sithi, auf irgendeine Weise in das Schicksal von Priester Johans Königreich verstrickt ist.

Menschliche und andere Verfolger bedrohen die Reisenden auf dem Weg nach Naglimund. Als Binabik von einem Pfeil getroffen wird, müssen sich Simon und eine der vorher Geretteten, eine Dienstmagd, im Wald durchschlagen. Ein zottiger Riese greift sie an, und nur das Auftauchen von Josuas Jagdgesellschaft rettet ihnen das Leben.

Der Prinz nimmt sie mit nach Naglimund, wo Binabiks Wunden versorgt werden und sich bestätigt, daß Simon in einen Strudel schrecklicher Ereignisse hineingestolpert ist. Elias ist bereits unterwegs, um Josuas Burg zu belagern. Simons Gefährtin, die Dienstmagd, ist Prinzessin Miriamel, die in dieser Verkleidung vor ihrem Vater geflohen ist, von dem sie befürchtet, er sei unter Pryrates' Einfluß wahnsinnig geworden. Überall aus dem Norden und von anderen Orten drängen verängstigte Menschen nach Naglimund und zu Josua, ihrem letzten Bollwerk gegen einen verrückten König.

Während der Prinz und andere die bevorstehende Schlacht besprechen, erscheint im Ratssaal ein seltsamer alter Rimmersmann namens Jarnauga. Er ist ein Mitglied des *Bundes der Schriftrolle,* eines Kreises von Gelehrten

und Eingeweihten, dem auch Morgenes und Binabiks Lehrmeister angehörten. Jarnauga bringt weitere schlimme Nachrichten. Der Feind, so sagt er, sei nicht Elias allein; der König erhalte Hilfe von Ineluki, dem Sturmkönig, der einst ein Prinz der Sithi gewesen, nun aber schon seit fünf Jahrhunderten tot sei. Sein körperloser Geist beherrsche die Nornen von Sturmspitze, die bleichen Vettern der verbannten Sithi.

Es sei der grausige Zauber des grauen Schwertes *Leid* gewesen, der an Inelukis Tod schuld sei – und der Angriff der Menschen auf die Sithi. Der Bund der Schriftrolle sei der Auffassung, daß die Herausgabe von *Leid* an Elias der erste Schritt eines noch undurchschaubaren Racheplans sei, eines Plans, der die Erde unter den Fuß des untoten Sturmkönigs zwingen solle. Die einzige Hoffnung liege in einem Weissagungs-Gedicht, das anzudeuten scheine, »drei Schwerter« könnten dabei helfen, Inelukis mächtigen Zauber abzuwenden.

Eines dieser Schwerter sei *Leid*, das Schwert des Sturmkönigs, jetzt im Besitz ihres Feindes König Elias. Das zweite sei die Rimmersgard-Klinge *Minneyar*, die sich früher ebenfalls auf dem Hochhorst befunden habe, deren jetziger Verbleib jedoch unbekannt sei. Das dritte sei *Dorn*, das schwarze Schwert von König Johans größtem Ritter, Herrn Camaris. Jarnauga und einige andere glauben, es an einem Ort im eisigen Norden aufgespürt zu haben. Aufgrund dieser vagen Hoffnung schickt Josua Binabik, Simon und ein paar Soldaten auf die Suche nach *Dorn*, während sich Naglimund für die Belagerung rüstet.

Die zunehmend kritische Situation beunruhigt auch andere Personen. Prinzessin Miriamel, verärgert über die Versuche ihres Onkels Josua, sie zu schützen, flieht verkleidet aus Naglimund. Ihr Begleiter ist der geheimnisvolle Mönch Cadrach. Sie will sich in das südliche Nabban durchschlagen und ihre dortigen Verwandten um Hilfe für Josua bitten. Auf Josuas dringende Bitte versteckt auch der alte Herzog Isgrimnur seine eigenen, höchst markanten Züge unter einer Verkleidung und folgt ihr, um sie zu retten.

Tiamak, ein gelehrter Bewohner der Sümpfe von Wran, erhält von seinem alten Mentor Morgenes eine rätselhafte Botschaft, die schlimme Zeiten ankündigt, in denen Tiamak eine Rolle zu spielen habe.

Maegwin, Tochter des Königs von Hernystir, muß hilflos zusehen, wie der Verrat des Hochkönigs Elias ihre Familie und das Land in einen Strudel von Kriegsereignissen reißt.

Simon, Binabik und ihre Gefährten geraten in einen Hinterhalt Ingen

Jeggers, des Jägers von Sturmspitze, und seiner Diener. Nur das Wiederauftauchen des Sithas Jiriki, den Simon damals aus der Falle des Kätners befreit hat, rettet sie. Als er von ihrem Vorhaben erfährt, beschließt Jiriki, sie zum Berg Urmsheim zu begleiten, der sagenhaften Behausung eines der großen Drachen, um mit ihnen nach dem Schwert *Dorn* zu suchen.

Als Simon und die anderen den Berg erreichen, hat inzwischen König Elias sein Belagerungsheer zu Josuas Burg Naglimund geführt. Obwohl die ersten Angriffe zurückgeschlagen werden können, erleiden die Verteidiger große Verluste. Endlich jedoch scheinen sich Elias' Truppen zurückzuziehen und die Belagerung aufzugeben. Doch bevor die Bewohner der Feste fliehen können, zieht am nördlichen Horizont ein unheimliches Gewitter auf und bedroht Naglimund. Der Sturm ist der Mantel, unter dem Inelukis eigenes, grausiges Heer von Nornen und Riesen marschiert, und als die fünf obersten Diener des Sturmkönigs, die *Rote Hand*, die Tore der Festung sprengen, beginnt ein entsetzliches Schlachten. Josua und ein paar anderen gelingt es, der Zerstörung der Burg zu entkommen. Bevor sie in den großen Wald Aldheorte fliehen, verflucht Josua Elias wegen seines gewissenlosen Paktes mit dem Sturmkönig und schwört, er werde sich die Krone ihres Vaters von Elias zurückholen.

Inzwischen ersteigen Simon und seine Gefährten den Berg Urmsheim. Sie überwinden dabei große Gefahren und stoßen schließlich auf den U-dun-Baum, einen riesenhaften, zu Eis gefrorenen Wasserfall. Dort finden sie *Dorn* in einer gruftartigen Höhle. Noch bevor sie das Schwert an sich nehmen und den Ort verlassen können, erscheint erneut Ingen Jegger und greift sie mit seinen Kriegern an. Der Kampf weckt Igjarjuk, den weißen Drachen, der viele Jahre unter dem Eis geschlummert hat. Kämpfer beider Seiten finden den Tod. Allein Simon steht noch, am Rande eines steilen Abgrunds in die Enge getrieben. Als sich der Eiswurm drohend nähert, hebt Simon *Dorn* und schlägt zu. Das siedendheiße schwarze Blut des Drachen spritzt über ihn, als er, von einem Hieb bewußtlos, niedersinkt.

Simon erwacht in einer Höhle auf dem Trollberg von Yiqanuc. Jiriki und Haestan, ein erkynländischer Soldat, pflegen ihn gesund. *Dorn* ist vom Urmsheim gerettet worden, aber Binabik wird zusammen mit ihrem anderen Gefährten, dem Rimmersmann Sludig, von seinem eigenen Volk gefangengehalten; das Urteil lautet auf Tod. Das Drachenblut hat Simon eine Narbe zugefügt und eine breite Strähne seines Haares weiß gebleicht. Jiriki gibt ihm den Namen »Schneelocke« und erklärt ihm, daß er nun ein unwiderruflich Gezeichneter sei.

›Der Abschiedsstein‹
Zusammenfassung

Simon, der Sitha Jiriki und der Soldat Haestan halten sich als geachtete Gäste in der auf einem Berggipfel gelegenen Stadt der winzigen Qanuc-Trolle auf. Sludig dagegen, dessen Volk, die Rimmersgarder, uralte Erbfeinde der Qanuc sind, und Simons Trollfreund Binabik werden nicht so gut behandelt. Binabiks Stammesgenossen halten die beiden gefangen; ihnen droht die Todesstrafe. Bei einer Audienz bei *Hirte* und *Jägerin*, den Herrschern der Qanuc, stellt sich heraus, daß man Binabik nicht nur beschuldigt, seinen Stamm im Stich gelassen, sondern auch das Verlöbnis mit Sisqi, der jüngsten Tochter der Herrscherfamilie, gebrochen zu haben. Simon bittet Jiriki, sich für die Gefangenen einzusetzen, aber der Sitha hat Pflichten gegenüber seiner eigenen Familie zu erfüllen und will sich ganz allgemein nicht in die Rechtsprechung der Trolle einmischen. Kurz bevor die Hinrichtungen stattfinden sollen, bricht Jiriki in seine Heimat auf.

Obwohl Sisqi über Binabiks scheinbare Treulosigkeit erbittert ist, erträgt sie es nicht, seinen Tod mitanzusehen. Gemeinsam mit Simon und Haestan befreit sie die beiden Gefangenen. Aber als sie die Höhle von Binabiks verstorbenem Meister nach einer Schriftrolle durchsuchen, die ihnen helfen soll, einen Ort namens *Stein des Abschieds* zu finden, von dem Simon in einer Vision erfahren hat, werden sie von den erzürnten Anführern der Qanuc wieder ergriffen. Das Testament von Binabiks Meister bestätigt jedoch die von Binabik vorgebrachten Gründe für sein Fortgehen, und die darin ausgesprochenen Warnungen überzeugen den *Hirten* und die *Jägerin* endlich davon, daß tatsächlich dem ganzen Land Gefahren drohen, die sie bisher nicht erkannt haben. Nach einigen Debatten werden die Gefangenen begnadigt, und Simon und seine Gefährten erhalten die Erlaubnis, Yiqanuc zu verlassen und dem verbannten Prinzen Josua das mächtige Schwert *Dorn* zu bringen. Sisqi und andere Trolle wollen sie bis an den Fuß des Gebirges begleiten.

In der Zwischenzeit sind Josua und eine kleine Schar seiner Anhänger

dem Untergang von Naglimund entkommen und irren, verfolgt von den Nornenkriegern des Sturmkönigs, durch den Wald von Aldheorte. Sie müssen sich nicht nur gegen Pfeile und Speere verteidigen, sondern auch gegen dunklen Zauber. Endlich stoßen sie auf die Waldfrau Geloë und Leleth, das stumme Kind, das durch Simon vor den furchtbaren Hunden von Sturmspitze gerettet wurde. Dieses seltsame Paar führt Josua und seine Leute durch den Forst an einen Ort, der einst den Sithi gehörte. Hierhin wagen die Nornen ihnen nicht zu folgen, weil sie fürchten, damit den uralten Vertrag zwischen den beiden getrennten Brudervölkern zu brechen. Geloë fordert Josua jedoch auf, zu einer anderen Stätte weiterzuziehen, die den Sithi sogar noch heiliger ist, demselben *Stein des Abschieds*, zu dem sie in einer Vision, die sie ihm sandte, auch Simon geschickt hat.

Miriamel, Tochter des Hochkönigs Elias und Josuas Nichte, ist auf dem Weg nach Süden. Sie hofft, bei ihren Verwandten am Hof von Nabban Verbündete für Josua zu finden. Ihr Begleiter ist der liederliche Mönch Cadrach. Die beiden fallen in die Hände des Grafen Streáwe von Perdruin, eines listigen und käuflichen Mannes, der Miriamel erklärt, er wolle sie einem anderen ausliefern, dessen Namen er nicht nennen könne, dem er aber etwas schuldig sei. Zu Miriamels Freude erweist sich die geheimnisvolle Persönlichkeit als Freund; es ist der Priester Dinivan, Sekretär von Lektor Ranessin, dem Haupt der Mutter Kirche. Dinivan ist heimliches Mitglied des *Bundes der Schriftrolle* und hofft, daß Miriamel es schafft, den Lektor davon zu überzeugen, daß er sich öffentlich von Elias und dessen Ratgeber, dem abtrünnigen Priester Pryrates, lossagt. Mutter Kirche befindet sich in großer Bedrängnis, nicht allein durch Elias, der fordert, die Kirche solle sich nicht in seine Belange einmischen, sondern auch durch die Feuertänzer, religiöse Fanatiker, die behaupten, in ihren Träumen komme der Sturmkönig zu ihnen. Tief besorgt hört Ranessin sich an, was Miriamel zu berichten hat.

Auf ihrer Wanderung vom Hochgebirge herunter werden Simon und seine Gefährten von Schneeriesen angegriffen. Der Soldat Haestan und viele Trolle werden getötet. Als Simon danach über die Ungerechtigkeit von Leben und Tod nachgrübelt, weckt er unabsichtlich den Sithaspiegel, den Jiriki ihm gegeben hat, damit Simon mit Hilfe seines Zaubers den Elbenprinzen im Fall der Not herbeirufen kann. Durch den Spiegel gerät Simon auf die *Straße der Träume* und begegnet dort zuerst der Sitha-Herrscherin Amerasu, dann der furchtbaren Nornenkönigin Utuk'ku. Amerasu will herausfinden, was Utuk'ku und der Sturmkönig im Schilde füh-

ren, und sucht auf der *Straße der Träume* nach Erleuchtung und Verbündeten.

Josua und die Überlebenden seiner Schar haben endlich den Wald durchquert und das Grasland der Hoch-Thrithinge erreicht. Dort werden sie fast sofort Gefangene des von Mark-Than Fikolmij angeführten Nomadenstammes. Fikolmij ist der Vater von Josuas Geliebter, Vara, und über den Verlust seiner Tochter äußerst erbost. Er schlägt den Prinzen brutal zusammen und arrangiert danach ein Duell, in dem Josua umgebracht werden soll. Aber Fikolmijs Plan geht nicht auf; Josua bleibt am Leben. Dadurch verliert Fikolmij eine Wette und muß dafür bezahlen, indem er die Gesellschaft des Prinzen mit Pferden versorgt. Josua ist tief betroffen von der Beschämung Varas bei der Wiederbegegnung mit ihrem Volk. Darum schließt er vor den Augen Fikolmijs und des gesamten Stammes die Ehe mit ihr. Als ihr Vater daraufhin voller Freude verkündet, König Elias' Soldaten seien bereits auf dem Weg durch das Grasland, um sie zu ergreifen, reiten der Prinz und seine Anhänger davon, ostwärts zum *Stein des Abschieds*.

Im fernen Land Hernystir ist Maegwin jetzt die Letzte ihres Geschlechts. Ihr Vater, der König, und ihr Bruder sind beide im Kampf gegen Elias' Werkzeug Skali umgekommen, und Maegwin und ihr Volk haben sich in die Höhlen des Grianspog-Gebirges geflüchtet. Die Prinzessin wird von seltsamen Träumen gequält. Die alten Stollen und Höhlungen unter dem Grianspog ziehen sie magisch an. Graf Eolair, der vertrauteste Lehensmann ihres Vaters, folgt ihr dorthin. Zusammen gelangen sie in die riesige unterirdische Stadt Mezutu'a. Maegwin glaubt fest daran, daß hier noch Sithi leben und den Hernystiri wie in alten Zeiten zu Hilfe kommen werden. Aber die einzigen Bewohner der bröckelnden Stadt, die sie finden, sind die Unterirdischen, eine sonderbare, scheue Gruppe von Erdbewohnern, die mit den unsterblichen Sithi entfernt verwandt sind. Diese Unterirdischen, die sowohl Metallwerker als auch Steinmetze sind, verraten ihnen, daß das Schwert *Minneyar*, nach dem Josuas Männer suchen, in Wirklichkeit die unter dem Namen Hellnagel bekannte Klinge ist, die Priester Johan, dem Vater von Josua und Elias, mit ins Grab gegeben wurde. Auf Maegwin macht diese Neuigkeit wenig Eindruck. Sie ist am Boden zerstört, weil sie erkennen muß, daß ihre Träume ihrem Volk keine wirkliche Hilfe gebracht haben. Fast genauso peinigt sie, was sie ihre törichte Liebe zu Eolair nennt. Darum ersinnt sie einen Auftrag für ihn. Er soll Josua und seiner Schar von Überlebenden Nachricht von *Minneyar* und Pläne der unterirdischen Anla-

gen der Erdbewohner bringen; zu diesen Grabungen gehören auch Tunnel unter Elias' Burg, dem Hochhorst. Eolair ist verwirrt und zornig, weil sie ihn fortschickt, aber er geht.

Simon, Binabik und Sludig trennen sich am Fuß des Gebirges von Sisqi und den anderen Trollen und setzen ihren Weg durch die eisige Weite der Weißen Ode fort. Unmittelbar am Nordrand des großen Waldes stoßen sie auf ein altes Kloster, in dem eine Gruppe von Kindern haust, behütet von einem etwas älteren Mädchen namens Skodi. Froh, der Kälte zu entkommen, bleiben sie über Nacht, aber Skodi ist mehr, als sie scheint. In der Dunkelheit bannt sie die drei mit ihren Hexenkünsten und leitet dann ein Ritual ein, mit dem sie den Sturmkönig anrufen und ihm zeigen will, daß sie das Schwert *Dorn* erobert hat. Als Folge ihres Zaubers erscheint einer der Untoten der *Roten Hand*. Aber eines der Kinder stört den Ablauf der Zeremonie und führt dadurch einen riesigen Schwarm von *Gräbern* an den Ort. Skodi und die Kinder werden getötet. Simon und seine beiden Freunde entkommen, vor allem dank Binabiks grimmiger Wölfin Qantaqa. Simon, dessen Geist die *Rote Hand* berührt hat, ist kaum noch bei Verstand. Er flieht vor seinen Gefährten. Schließlich prallt das Pferd gegen einen Baum. Simon verliert das Bewußtsein und stürzt in einen tiefen Graben, so daß Binabik und Sludig ihn nicht finden können. Endlich nehmen sie tiefbetrübt das Schwert *Dorn* und setzen den Weg zum *Stein des Abschieds* allein fort.

Nicht nur Miriamel und Cadrach, sondern noch andere Leute haben sich im Palast des Lektors in Nabban eingefunden. Einer von ihnen ist Josuas Bundesgenosse Herzog Isgrimnur, der auf der Suche nach Miriamel ist. Der zweite ist Pryrates, der Lektor Ranessin ein Ultimatum des Königs überbringt. Der erzürnte Lektor sagt sich öffentlich von Elias und Pryrates los und exkommuniziert sie. Unter Racheschwüren verläßt der Gesandte des Königs das Bankett.

In derselben Nacht verwandelt sich Pryrates mit Hilfe eines Zauberspruchs, den ihn die Diener des Sturmkönigs gelehrt haben, in ein Schattenwesen. Er tötet Dinivan und ermordet dann auf schreckliche Weise den Lektor. Anschließend steckt er die Gänge in Brand, um den Verdacht auf die Feuertänzer zu lenken. Cadrach, der große Angst vor Pryrates empfindet, hat Miriamel die ganze Nacht vergeblich angefleht, mit ihm aus dem Palast des Lektors zu fliehen. Endlich versetzt er ihr einen Schlag, der sie bewußtlos macht, und schleppt sie fort. Isgrimnur findet den sterbenden Dinivan, der ihm ein Zeichen des *Bundes der Schriftrolle* für den Wranna

Tiamak gibt und ihn bittet, zu einer Herberge namens *Pelippas Schüssel* zu reisen, die in Kwanitupul steht, einer Stadt am Rande der Marschen südlich von Nabban.

Tiamak, der schon vorher eine Nachricht von Dinivan erhalten hat, befindet sich bereits auf dem Weg nach Kwanitupul, obwohl seine Reise um ein Haar ein jähes Ende findet, als ein Krokodil ihn angreift. Schwerverletzt und im Wundfieber erreicht er endlich *Pelippas Schüssel*. Die Wirtin Xorastra ist jedoch inzwischen verstorben, und ihre Nachfolgerin empfängt ihn recht unfreundlich.

Als Miriamel aufwacht, stellt sie fest, daß Cadrach sie in den Laderaum eines Schiffs geschmuggelt hat. Während der Mönch dort seinen Rausch ausschlief, ist das Schiff abgesegelt. Die beiden werden nach kurzer Zeit von Gan Itai entdeckt, einer Niskie, deren Aufgabe es ist, das Schiff vor den bedrohlichen Wasserwesen zu beschützen, die man Kilpa nennt. Obwohl Gan Itai die blinden Passagiere sympathisch findet, bringt sie sie trotzdem vor den Schiffsherrn Aspitis Preves, einen jungen Adligen aus Nabban.

Fern im Norden hat Simon einen Traum, in dem er erneut die Sitha Amerasu sprechen hört und erfährt, daß Ineluki, der Sturmkönig, ihr Sohn ist. Simon hat sich vollständig verirrt und wandert ganz allein durch den pfadlosen, tiefverschneiten Wald von Aldheorte. Er versucht, mit Jirikis Spiegel Hilfe herbeizurufen, aber niemand antwortet auf sein Flehen. Schließlich marschiert er einfach los, wobei er hofft, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben; er weiß jedoch, daß seine Chancen, lebendig die vielen Dutzend Meilen winterlichen Waldes zu durchqueren, nur gering sind. Mit Käfern und Gras fristet er ein kümmerliches Dasein; die einzige Frage ist, ob er zuerst ganz und gar den Verstand verlieren oder vorher verhungern wird. Am Ende rettet ihn das Auftauchen von Jirikis Schwester Aditu, die den Ruf des Spiegels vernommen hat. Sie vollbringt eine Art Übergangs-Zauber, der den Winter zum Sommer zu machen scheint; als sie damit fertig ist, betritt sie mit Simon die verborgene Festung der Sithi, Jao é-Tinukai'i. Es ist ein Ort von zauberischer Schönheit, an dem es keine Zeit gibt. Als ihn Jiriki dort willkommen heißt, ist Simons Freude groß; wenig später aber, als man ihn vor Likimeya und Shima'onari, Jirikis und Aditus Eltern, bringt, verwandelt sich die Freude in Entsetzen. Die Herrscher der Sithi erklären ihm nämlich, daß es noch keinem Sterblichen gestattet worden sei, das geheime Jao é-Tinukai'i zu betreten, und daß Simon es darum nie mehr verlassen dürfe.

Josua und seine Begleiter werden bis hinauf ins nördliche Grasland verfolgt. Als sie aber endlich haltmachen, um verzweifelt Widerstand zu leisten, stellen sie fest, daß die neuen Verfolger nicht Elias' Soldaten, sondern Thrithing-Bewohner sind, die Fikolmijs Stamm verlassen haben, um sich dem Prinzen anzuschließen. Unter Geloës Führung erreichen sie gemeinsam Sesuad'ra, den *Stein des Abschieds*, einen gewaltigen Felsblock inmitten eines weiten Tals. Sesuad'ra ist der Ort, an dem Sithi und Nornen ihren Vertrag schlossen und die beiden Brudervölker sich voneinander trennten. Josuas erschöpfte Schar ist selig, endlich, und sei es auch nur für eine Weile, einen Zufluchtsort zu besitzen. Sie hoffen auch, jetzt herausfinden zu können, welche Eigenschaften der drei Großen Schwerter es ermöglichen, Elias und den Sturmkönig zu besiegen, so wie es in Nisses' uralten Versen steht.

Weiter südlich auf dem Hochhorst scheint König Elias' Wahnsinn immer mehr zuzunehmen. Graf Guthwulf, einst ein Günstling des Königs, zweifelt allmählich daran, daß Elias überhaupt noch regierungsfähig ist. Als Elias ihn zwingt, das graue Schwert *Leid* zu berühren, wird Guthwulf von der seltsamen Macht, die der Klinge innewohnt, fast verzehrt und im Innersten verwandelt. Auch Rachel der Drache, die Oberste der Kammerfrauen, gehört zu denjenigen Bewohnern des Hochhorstes, die mit Sorge sehen, was sich um sie herum abspielt. Als Rachel erfährt, daß der Priester Pryrates an Simons vermeintlichem Tod schuld ist, beschließt sie einzugreifen. Als Pryrates aus Nabban zurückkommt, versucht sie, ihn zu erstechen. Der Priester ist jedoch längst so mächtig geworden, daß sie ihn nur geringfügig verletzt. Als er sich umdreht, um Rachel mit seiner tödlichen Zauberkunst zu Asche zu verbrennen, wirft Guthwulf sich dazwischen und wird geblendet. In der Verwirrung kann Rachel entkommen.

Miriamel und Cadrach erzählen dem Schiffsherrn Aspitis, Miriamel sei die Tochter eines Adligen von niederem Rang. Sie werden gastfreundlich behandelt; vor allem Miriamel widmet man große Aufmerksamkeit. Cadrachs Stimmung wird immer düsterer. Als er versucht, vom Schiff zu fliehen, befiehlt Aspitis, ihn in Ketten zu legen. Miriamel hat das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Allein und hilflos, läßt sie zu, daß Aspitis sie verführt.

Mittlerweile ist Isgrimnur auf beschwerlichen Wegen im Süden angekommen und hat Kwanitupul erreicht. In der Herberge findet er Tiamak, aber keinerlei Hinweis auf Miriamel. Doch seine Enttäuschung verwandelt sich schnell in Staunen, als er entdeckt, daß der einfältige Alte, der als

Türhüter des Gasthofs arbeitet, kein anderer als Herr Camaris ist, zu König Johans Zeiten der größte seiner Ritter und der Mann, der einst das Schwert *Dorn* schwang. Allgemein hat man geglaubt, Camaris sei vor vierzig Jahren umgekommen, aber was damals wirklich geschah, bleibt auch jetzt ein Geheimnis, denn der alte Ritter ist ahnungslos wie ein Kleinkind.

Binabik und Sludig, noch immer im Besitz des Schwertes *Dorn*, entkommen den Schneeriesen, die sie verfolgen, indem sie ein Floß bauen und damit den gewaltigen, sturmgepeitschten See überqueren, der jetzt das ganze Tal um den *Stein des Abschieds* herum ausfüllt.

Simons Gefangenschaft in Jao é-Tinukai'i ist mehr langweilig als erschreckend, aber er hat große Angst um seine Freunde, die vom Kampf bedroht sind. Die Erste Großmutter der Sithi, Amerasu, ruft ihn zu sich, und Jiriki bringt ihn in ihr merkwürdiges Haus. Sie forscht in Simons Erinnerungen nach Hinweisen, die ihr helfen könnten, die Pläne des Sturmkönigs zu durchschauen, und schickt ihn dann wieder fort.

Ein paar Tage später wird Simon zu einer Versammlung aller Sithi geholt. Dort verkündet Amerasu, sie wolle nun berichten, was sie über Ineluki in Erfahrung gebracht habe. Zuvor jedoch schilt sie ihr Volk, weil es nicht kämpfen wolle und sich mit krankhafter Besessenheit an seine Erinnerungen und damit letzten Endes an den Tod klammere. Sie führt ihnen einen der *Zeugen* vor, einen Gegenstand, der – so wie Jirikis Spiegel – den Zugang zur *Straße der Träume* ermöglicht. Gerade will sie Simon und den versammelten Sithi zeigen, was der Sturmkönig und die Nornenkönigin planen, als plötzlich Utuk'ku selbst in dem *Zeugen* erscheint und Amerasu als Freundin der Menschen und Einmischerin anklagt. Nach ihr verkörpert sich ein Wesen der *Roten Hand*. Während Jiriki und die anderen Sithi gegen den Flammengeist kämpfen, erzwingt sich der sterbliche Jäger der Nornenkönigin, Ingen Jegger, den Eingang nach Jao é-Tinukai'i und ermordet, noch ehe sie mitteilen kann, was sie weiß, Amerasu.

Ingen wird getötet und die *Rote Hand* vertrieben, aber das Unglück ist geschehen. Unter den Sithi herrscht so tiefe Trauer, daß Jirikis Eltern ihr Urteil aufheben und Simon mit Aditu als Führerin aus Jao é-Tinukai'i fortschicken. Beim Abschied erkennt er, daß der ewige Sommer der Sithi-Zuflucht ein wenig kälter geworden ist.

Am Waldrand setzt Aditu ihn in ein Boot und übergibt ihm ein Paket, das er Josua von Amerasu bringen soll. Dann rudert Simon über den Regenwassersee zum *Stein des Abschieds*, wo er seine Freunde wiedertrifft.

»Die Nornenkönigin«
Zusammenfassung

Utuk'ku, die Nornenkönigin, jahrtausendealt und von eiskalter Bosheit, wohnt tief im Innern des Berges Sturmspitze, fern im Norden von Osten Ard. Dort, im Brunnen der Atmenden Harfe, haust auch Ineluki, der untote Sturmkönig. Gemeinsam wollen sie endlich ihren großen Plan, die Ausrottung der Menschen in Osten Ard, in die Tat umsetzen.

Auf der Burg Hochhorst wird das Verhalten von Hochkönig Elias immer seltsamer. Wer irgend kann, verläßt seine Umgebung. Nur sein vertrauter Ratgeber, der rote Zauberpriester Pryrates, bewohnt nach wie vor den von Utuk'kus Nornen bewachten Hjeldinturm und geht dort seinen eigenen grausigen Geschäften nach. Elias' einstiger Vertrauter, der blinde Graf Guthwulf, versucht vom Hochhorst zu fliehen, verirrt sich aber und gerät in das unterirdische Labyrinth unter der Burg. Eine kleine graue Katze hilft ihm, dort zu überleben. Inzwischen versuchen Prinz Josua und seine Getreuen vom *Stein des Abschieds* aus, den Widerstand gegen Josua zu organisieren. An dem einst heiligen Ort der Sithi haben sie mit anderen Flüchtlingen und Vertriebenen die Siedlung Neu-Gadrinsett gegründet. Simon Schneelocke, jetzt fast sechzehn Jahre, wird für seine Tapferkeit und seine Verdienste bei der Heimholung des Schwertes *Dorn* von Josua zum Ritter geschlagen.

Prinzessin Miriamel und ihr Begleiter, der zweifelhafte Mönch Cadrach, befinden sich noch immer als Gefangene auf dem Schiff des Nabbanai-Grafen Aspitis. Zu ihrem Erstaunen beharrt Aspitis darauf, das von ihm verführte Mädchen, das sich als mittellose Kleinadlige ausgibt, zu heiraten. Cadrach warnt Miriamel vor dem Grafen.

Miriamels einzige Freundin an Bord ist die alte Niskie Gan Itai, die Seewächterin des Schiffes. Ihre Aufgabe ist es, mit ihren Zauberliedern die menschenfressenden Meermänner, die Kilpa, in die Tiefe zu singen und das Schiff zu schützen.

In Hernystir hat Prinzessin Maegwin immer wieder seltsame Träume, in

denen die Götter sie auffordern, ihr Volk zu retten. Die Seherin Diawen rät ihr, den Träumen zu folgen. Mitten im Winter ersteigt Maegwin darum ganz allein einen hohen Berggipfel und hat dort eine Erscheinung.

Graf Eolair, einst Gesandter von Maegwins Vater am Hof zu Erchester, sucht Prinz Josua auf dem Abschiedsstein auf. Im Auftrag von Maegwin überbringt er ihm Karten und Pläne der Gänge unter dem Hochhorst. Sie stammen von den Unterirdischen in der vergessenen Höhlenstadt Mezutu'a, die diese Gänge einst geschaffen haben, und sollen Josua bei der Rückeroberung der väterlichen Feste helfen. Das als Gegenleistung erhoffte Heer zur Befreiung Hernystirs vom Joch des Rimmersmanns Skali Scharfnase, eines Verbündeten von Elias, kann Josua dem Hernystiri leider nicht zur Verfügung stellen. Er gibt Eolair jedoch den jungen Isorn mit, Herzog Isgrimnurs Sohn, und rät den beiden, versprengte Hernystiri und Rimmersmänner um sich zu scharen und mit ihnen Skali soviel Schaden zuzufügen wie nur möglich.

Bei der Lektüre von Doktor Morgenes' Handschrift finden Vater Strangyeard, Josuas Priester und Archivar, und Geloë, die Waldfrau, heraus, daß das mit König Johan dem Priester begrabene Schwert Hellnagel in Wirklichkeit das zweite der Großen Schwerter, *Minneyar*, ist. Simon bietet sich an, das Schwert für Josua zu holen, aber der Prinz, der um das Leben seines jüngsten Ritters fürchtet, lehnt den Vorschlag zu Simons Ärger ab.

In Kwanitupul halten sich Isgrimnur und Tiamak noch immer in der heruntergekommenen Herberge *Pelippas Schüssel* auf. Alle Versuche des Herzogs, den einfältigen Türhüter Ceallio, in dem er den vor vierzig Jahren verschollenen Ritter Camaris erkannt hat, wieder zu Verstand zu bringen, bleiben erfolglos. Trotzdem bleibt Isgrimnur in Kwanitupul, um dort auf Miriamel zu warten, wie er es dem sterbenden Dinivan versprochen hat.

Miriamel versucht Aspitis' Heiratsplänen zu entkommen, muß aber zu ihrem Schrecken erfahren, daß er sie von Anfang an durchschaut und als Tochter des Hochkönigs erkannt hat. Darum hat er sie verführt und will sie jetzt schon bei der nächsten Landung auf einer der Inseln heiraten. Miriamel, deren kurze Verblendung längst in Haß umgeschlagen ist, will sich und ihn töten. Heimlich durchsucht sie seine Kabine nach einem Dolch und findet dabei Beweise für eine Verbindung Aspitis' zu der Sekte der Feuertänzer, fanatischer Anbeter des Sturmkönigs, die vor Mord und Brand nicht zurückscheuen. Als sie Gan Itai von ihrer Entdeckung berichtet, beschließt die Niskie, ihr und Cadrach zu helfen, denn den Feuertänzern sind auch schon viele Niskies zum Opfer gefallen, und Gan Itai fühlt sich an ihren

Treueschwur gegenüber Aspitis nicht mehr gebunden. Die Seewächterin bestätigt Cadrachs Warnung: Aspitis ist ein Geschöpf von Pryrates. Sie faßt einen furchtbaren Plan.

In Kwanitupul wird Tiamak von Feuertänzern überfallen und nur durch das Eingreifen des zufällig vorbeikommenden Camaris gerettet.

Mit Hilfe des Zauberspiegels von Jiriki versucht Simon vergeblich, Kontakt zu der verschwundenen Miriamel aufzunehmen. Statt ihrer erscheint jedoch Jiriki, der Simon dringend davon abrät, die *Straße der Träume* zu betreten, weil dort neue, tödliche Gefahren lauern. Jiriki sagt ihm, daß die Sithi Josua nicht beistehen könnten, da sie selbst zum Krieg rüsten, zum ersten Mal seit vielen Jahrhunderten. Er verrät Simon jedoch nicht, gegen wen der Feldzug gerichtet ist. In einer Sturmnacht singt Gan Itai ein Lied, das die Kilpa aus den Tiefen des Meeres nach oben lockt. Sie überfallen das Schiff. Ein entsetzlicher Kampf beginnt, in dessen Verlauf es Miriamel und Cadrach gelingt, das Beiboot zu erreichen. Gan Itai weigert sich, ihnen zu folgen, obwohl sie weiß, daß das ihr Tod sein wird. Bevor Miriamel und der Mönch fliehen können, stellt sich ihnen Aspitis entgegen. Miriamel schlägt ihn mit dem Ruder nieder und vernichtet mit ihrem Hieb alle Schönheit, die den eitlen Grafen bisher auszeichnete. Dann entkommen Cadrach und sie mit dem Boot.

Inzwischen nähert sich ein etwa tausend Mann starkes Heer dem Hochhorst, angeführt von Herzog Fengbald, Guthwulfs Nachfolger als *Hand* des Hochkönigs. Die Flüchtlingsstadt Gadrinsett im Hoch-Thrithing ist bereits vernichtet. Der Oberbürgermeister der Stadt, Helfgrim, wird von Fengbald gezwungen, sich als Spion bei Josua einzuschleichen. Er kann sich nicht weigern, weil Fengbald droht, sonst seine beiden Töchter zu töten.

Auf dem Abschiedsstein ist auch Sisqi, Binabiks Verlobte, mit hundert männlichen und weiblichen Trollkriegern eingetroffen. Binabiks Freude über das Wiedersehen ist groß, aber er fürchtet um Sisqis Leben, denn die wenigen, kaum ausgebildeten und armselig ausgerüsteten Kämpfer von Neu-Gadrinsett haben kaum eine Chance gegen Fengbalds erfahrene Truppen. Binabik ersinnt einen Plan, der sich zunutze macht, daß der See, der den Berg bisher umgeben hat, jetzt zugefroren und mit dickem Eis bedeckt ist.

Cadrach und Miriamel beschließen, sich nach Kwanitupul zu *Pelippas Schüssel* durchzuschlagen. Unterwegs erzählt der Mönch der Prinzessin von seinem Leben. Ohne Liebe in der uralten, düsteren und kalten Hernystiri-Stadt Crannhyr aufgewachsen, weihte er sich schon früh der Gelehr-

samkeit. So wurde er ein Schüler des weisen Doktor Morgenes und schließlich sogar Mitglied des *Bundes der Schriftrolle*, gleichzeitig mit Pryrates und Dinivan. Pryrates' unersättlicher Wissensdurst, seine Machtgier und Lust am Verbotenen waren schon damals so stark, daß man ihn bald aus dem Bund ausstieß. Aber auch Cadrach, dem Trunk und anderen Lastern verfallen, mußte die Gemeinschaft verlassen. Verarmt und ohne Freunde lebte er vom Verkauf seiner Handschriftensammlung. Zuletzt besaß er nur noch sein kostbarstes Stück, ein Exemplar des Buchs »Du Svardenvyrd«, das die Weissagungen des wahnsinnigen Priesters Nisses enthielt. Diese grausige Schrift hatte er so oft gelesen, daß er sie fast auswendig wußte, und ihm graute vor dem Buch. Schließlich verhökerte er es Blatt für Blatt an verschiedene Händler.

Pryrates, der schon lange hinter eben dieser Schrift her war, erfuhr, daß sie sich in Cadrachs Besitz befinden sollte. Er ließ ihn einfangen und in den Hjeldinturm bringen. Dort folterte er ihn so lange, bis er alles über das Buch wußte, woran sich Cadrach noch erinnerte, und ließ den an Leib und Seele Gebrochenen dann laufen. Von da an fristete Cadrach sein Dasein als Vagabund, Dieb und Bettler.

Miriamel beginnt, dem Mönch größeres Verständnis und auch Mitleid entgegenzubringen. Sie ahnt, daß er noch Schlimmeres erlebt hat, als er ihr erzählt. Während sich die Bewohner des Abschiedssteins zum Kampf gegen Fengbald rüsten, fällt Simon das Paket ein, das ihm die Sithiprinzessin Aditu, Jirikis Schwester, beim Abschied gegeben hat. Es enthält ein Geschenk der toten Sitha Amerasu an Prinz Josua, ein uraltes, zauberschönes Horn, das aber nur der rechtmäßige Besitzer blasen kann. Tatsächlich gelingt es keinem von Josuas Gefolge und auch dem Prinzen selbst nicht, ihm einen Ton zu entlocken.

Kurz darauf beginnt die Schlacht mit Fengbald. Wider Erwarten schlagen Josuas Männer sich tapfer und werfen den Feind am ersten Tag zurück. Auch Simon muß kämpfen und töten, um am Leben zu bleiben.

Miriamel und Cadrach schaffen tatsächlich die Reise nach Kwanitupul. In *Pelippas Schüssel* kommt es zum Wiedersehen mit Isgrimnur. Fast gleichzeitig taucht jedoch Aspitis auf. Mit knapper Not können Miriamel, Isgrimnur, Cadrach und Camaris unter Tiamaks Führung in die Sümpfe des Wran fliehen. Von dort wollen sie sich in die Thrithinge und zu Josua durchschlagen. Sie finden nach vielen Abenteuern das Heimatdorf des Wranna entvölkert vor. Es wurde von Ghants, ameisenähnlichen, aber etwa hundegroßen Geschöpfen, intelligent und ekelhaft, überfallen. Auch Tia-

mak gerät in die Gewalt der Ghants und muß ihnen als lebender *Zeuge* dienen, ein Vermittler ihrer Gespräche mit den Mächten von Sturmspitze, die die Ghants aufhetzen wollen, die Menschen des Wran auszurotten. In letzter Minute gelingt es Isgrimnur, Miriamel und Camaris, den kleinen Wranna zu befreien und mit Cadrachs Hilfe zu fliehen.

In den geheimen Gängen des Hochhorsts hat sich auch Rachel der Drache, die Oberste der Kammerfrauen, versteckt, um der Rache von Pryrates zu entgehen, nachdem ihr Attentat auf ihn fehlgeschlagen ist. Eines Tages begegnet ihr dort zufällig Guthwulf. Sie sieht, daß er blind ist, und begreift, daß er ihr das Leben gerettet und Pryrates ihn dafür bestraft hat.

Am zweiten Tag der Schlacht um den Abschiedsstein zwingt Fengbald den alten Helfgrim, ihm einen geheimen Weg zu zeigen, der auf der Rückseite des Felsens zum Gipfel führt. Von dort aus will er Josua in den Rükken fallen. Aber Helfgrim hat Josua unterrichtet. Er und seine Töchter sterben für ihr Volk, als nach Binabiks Plan die Verteidiger des Berges das Eis sprengen und Fengbald und der größte Teil seines Heeres im schwarzen Wasser untergehen. Die Überlebenden ergeben sich. Ein großer Sieg ist errungen.

In Hernystir hat Maegwin die Reste ihres Volkes gesammelt und ist mit ihnen aus den Höhlen des Grianspog zurück in die Hauptstadt Hernysadharc gezogen. Im Namen der Götter fordert sie Skali auf, das Land zu verlassen, erntet jedoch nur Hohn und Spott. Schon will sie an ihren Erscheinungen zweifeln, als plötzlich Hörner schmettern und ein schimmerndes Heer die Rimmersmänner angreift. Es sind allerdings keine Götter, sondern die Sithi unter Führung von Jiriki und seiner Mutter Likimeya, die ihren alten Bundesgenossen, den Hernystiri, zu Hilfe kommen. Sie vertreiben Skali und seine Leute.

In Hernysadharc finden sich bald auch Eolair und Isorn mit einer Schar von etwa hundert Kämpfern ein, die sich ihnen angeschlossen haben. Eolair und Jiriki werden Freunde. Skali wird wenig später getötet. Jiriki bittet nun Eolair um seine Unterstützung, denn die Sithi wollen nach Naglimund weiterziehen. Dort, in Josuas zerstörter Festung, haben sich die Nornen eingenistet und auf halber Strecke zwischen Sturmspitze und dem Hochhorst einen Stützpunkt errichtet, den die Sithi vernichten wollen. Eolair willigt ein, sich ihnen anzuschließen. Maegwin ist inzwischen vollständig dem Wahnsinn verfallen.

In Neu-Gadrinsett werden die Spuren der Schlacht beseitigt und die Toten bestattet. Josua ist untröstlich. Sein bester Freund und Ritter, der treue

Deornoth, ist im Kampf gefallen. Hinter dem Abschiedshaus auf dem Gipfel läßt er ihm den Grabhügel schichten. Die Überlebenden feiern ein Fest. Dabei knüpft Simon zarte Beziehungen zu einem jungen Mädchen, Ulca, an, wird jedoch schon bei den ersten Küssen jäh gestört, als urplötzlich Aditu vor ihm steht und Ulca mit der frei erfundenen Bemerkung, Simon sei ihr Verlobter, verscheucht. Jirikis Schwester soll Josua vom Feldzug der Sithi in Hernystir unterrichten.

Miriamel und ihren Gefährten scheint das Wran immer endloser und unerträglicher. Endlich finden sie einen Weg hinaus und erreichen das Seen-Thrithing. Sie lassen ihr Boot zurück und gehen zu Fuß weiter. Aber schon in der ersten Nacht werden sie von Aspitis und seinen Leuten aufgespürt. Der schöne Graf ist auf das Entsetzlichste entstellt und brennt auf Rache. Er will Miriamel noch immer heiraten, um die Macht in Nabban zu erringen, sie dann aber lebenslänglich in einen einsamen, düsteren Turm sperren. Miriamel gelingt es, ihn in einen Zweikampf mit Camaris zu verwikkeln. Der alte Ritter findet zwar noch immer seine Erinnerung nicht wieder, wohl aber seine legendäre Fechtkunst. Er besiegt Aspitis, ohne ihn jedoch zu töten, und Miriamel zwingt die Männer des Grafen zur Herausgabe von einigen ihrer Pferde, um ihre Reise durch die Thrithinge zu beschleunigen. Am nächsten Morgen jedoch fehlt eines der Tiere und mit ihm Cadrach, der einen rätselhaften Abschiedsbrief hinterläßt.

Von Aditu erfährt Simon die Geschichte der Nomenkönigin und ihres Hasses auf das Menschengeschlecht. Utuk'ku ist jahrtausendealt – das älteste denkende Wesen in ganz Osten Ard. Ihr einziger Sohn Drukhi liebte einst ein Sithimädchen namens Nenais'u und heiratete sie gegen den Willen seiner Eltern. Nenais'u wurde versehentlich von einem Menschen getötet; darüber verlor Drukhi Verstand und Lebenswillen. Er starb, und sein Vater fiel im Kampf gegen die Menschen. Seitdem verfolgt Utuk'ku die Sterblichen.

Miriamel und ihre Gefährten erreichen den Hochhorst, von allen freudig begrüßt. Simon ist außer sich vor Glück, die Prinzessin wiederzusehen, und merkt, daß er sich rettungslos verliebt hat. Auch Miriamel stellt fest, daß ihr der sehr viel erwachsener gewordene Simon keineswegs gleichgültig ist.

Mit Hilfe einer Prophezeiung des wahnsinnigen Nisses gelingt es Josua, Camaris Verstand und Gedächtnis zurückzugeben. Der alte Ritter ist auch der rechtmäßige Besitzer des Elbenhorns. Als er vom Mord an seinem Bruder durch dessen Sohn erfährt, erklärt er sich bereit, mit Josua nach

Nabban zu ziehen. Die Bewohner von Neu-Gadrinsett brechen ihre Zelte ab, und alle, Männer, Frauen und Kinder, machen sich auf zum großen Zug nach Nabban.

Inzwischen hat Utuk'ku von Sturmspitze aus immer wieder Störungen an den Rändern des Spinnennetzes festgestellt, mit dem sie ganz Osten Ard überzogen hat. Um einem Fehlschlagen ihrer Pläne vorzubeugen, beauftragt sie drei besonders ausgebildete Nornen, *Utuk'kus Klauen* genannt, mit einer geheimen Mission. Sofort brechen die drei zu Josuas Lager auf.

Miriamel ist davon überzeugt, daß ihr Vater Elias ursprünglich nur deshalb den Bund mit dem Sturmkönig eingegangen ist, weil er hoffte, mit dessen Hilfe seine tote und über alles geliebte Gemahlin Hylissa, Miriamels Mutter, wieder ins Leben zurückrufen zu können. Um ihrem Vater die Sinnlosigkeit dieses Unterfangens vor Augen zu führen, möchte sie einen letzten Versuch unternehmen, mit ihm zu sprechen. Josua hat ihr das aber aus Sorge um ihre Sicherheit strikt verboten. Darum will sie nachts heimlich fliehen. Dabei ertappt sie Simon, den sie inzwischen als ihren Ritter angenommen hat. Er kann sie nicht zurückhalten und will sie nicht verraten, darum entschließt er sich, sie zu begleiten. Noch in derselben Nacht reiten die beiden fort.

Ein paar Stunden später dringen *Utuk'kus Klauen* ins Lager ein. Nur Aditu spürt ihre Anwesenheit und eilt, gefolgt von Geloë, den Menschen zu Hilfe.

ERSTER TEIL

Das Rad dreht sich

I

Tränen und Rauch

Die baumlose Öde des Hoch-Thrithings erschien Tiamak bedrückend. Auch Kwanitupul war nicht jedermanns Sache, aber es war ein Ort, den er seit seiner Kindheit kannte und dessen verfallende Gebäude und allgegenwärtige Wasserwege ihn zumindest an seine Marschheimat erinnerten. Selbst Perdruin, wo er eine Zeit lang in einsamer Verbannung gelebt hatte, war so reich an eng aneinandergelehnten Mauern und schmalen Durchlässen, so voll von düsteren Schlupfwinkeln und so getränkt vom Salzgeruch der See, daß Tiamak dort mit seinem Heimweh fertigwerden konnte. Hier im Grasland jedoch fühlte er sich ausgeliefert, schutzlos und ganz und gar fremd. Es war kein angenehmer Zustand.

Sie-die-wachen-und-gestalten haben mir wirklich ein sonderbares Leben beschert, dachte er oft. *Vielleicht das sonderbarste, das je einem Menschen meines Volkes zuteil wurde, seit Nuobdig einst die Feuerschwester zur Frau nahm.*

Manchmal fand er Trost in diesem Gedanken. Für solche ungewöhnlichen Erlebnisse auserkoren zu sein, war in gewisser Weise eine Art Entschädigung für die vielen Jahre, in denen sein eigenes Volk und die Trokkenländer von Perdruin ihn verkannt hatten. Natürlich verstanden sie ihn nicht – er war anders als andere: welcher Wranna konnte wie er die Sprachen der Trockenländer sprechen und lesen? Aber in letzter Zeit, seitdem er wieder von Fremden umgeben war und nicht wußte, was aus seinen eigenen Leuten geworden war, erfüllte die Vorstellung ihn mit Einsamkeit. Dann pflegte er, verstört von der Leere dieser unheimlichen Landschaft des Nordens, hinab zum Fluß zu gehen, der mitten durch das Lager floß. Dort setzte er sich hin und lauschte den vertrauten, beruhigenden Geräuschen der Wasserwelt.

So auch heute. Trotz der Kälte von Wasser und Wind hatte er die braunen Füße in den Stefflod hängen lassen und war, wieder ein wenig zuversichtlicher, auf dem Rückweg zum Lager, als etwas an ihm vorbeischoß.

Es war ein Läufer, dessen helles Haar hinter ihm herwehte und der schnell wie eine Libelle dahinzufliegen schien, weit rascher, als es einem menschlichen Wesen angemessen schien. Nur eine Sekunde konnte Tiamak der flüchtigen Erscheinung nachstarren, bevor eine zweite dunkle Gestalt an ihm vorbeisauste: ein Vogel, der so nah am Boden flog, als jage er den Voranrennenden.

Die beiden Gestalten verschwanden oben am Hang. Sie steuerten genau auf die Mitte des prinzlichen Lagers zu. Tiamak stand da wie vom Donner gerührt. Es dauerte eine ganze Weile, bis er begriff, wer da an ihm vorübergelaufen war.

Die Sitha! Von einem Falken gejagt – oder war es eine Eule?

Er wurde nicht klug daraus, aber aus der Sitha – Aditu hieß sie – war er bisher ohnehin noch nicht klug geworden. Sie war anders als alles, was ihm je zuvor begegnet war, und im Grunde hatte er ein wenig Angst vor ihr. Aber wovor floh sie? Ihrem Gesichtsausdruck nach mußte etwas Furchtbares sie verfolgen.

Oder es lag etwas Schreckliches vor ihr, fiel ihm plötzlich ein. Sein Magen krampfte sich zusammen. Sie war zum Lager gelaufen.

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, betete Tiamak, als er sich in Trab setzte, *beschütze mich – beschütze uns alle vor dem Bösen!* Sein Herz begann schneller zu schlagen, schneller noch als die rennenden Füße. *Was für ein unheilvolles Jahr!*

Als er den äußersten Rand des weiten, zeltbedeckten Feldes erreicht hatte, war er im ersten Augenblick beruhigt. Alles war still. Nur noch wenige Lagerfeuer brannten. Gleich darauf wurde ihm klar, daß es zu still war. Zwar war der Abend schon fortgeschritten, die Mitternacht jedoch noch fern. Es hätten noch Menschen zu sehen sein, zumindest aber Geräusche von den noch nicht Schlafenden hörbar sein müssen. Irgend etwas stimmte nicht.

Es war schon wieder ein paar Augenblicke her, seit er den dahinjagenden Vogel, von dem er jetzt sicher war, daß es sich um eine Eule handelte, zuletzt gesehen hatte. Er stolperte weiter in diese Richtung. Sein Atem kam jetzt rauh und keuchend. Das verletzte Bein war nicht daran gewöhnt zu rennen, es brannte und klopfte. Tiamak gab sich Mühe, es nicht zu beachten. Still, still – das Lager war starr wie ein stehender Teich. Schwarz und leblos wie die Steine, die die Trockenländer auf Felder setzten, unter denen sie ihre Toten begruben, ragten die Zelte.

Aber dort! Wieder drehte sich Tiamaks Magen um. Dort bewegte sich etwas! Eines der Zelte, nicht weit von ihm entfernt, bebte wie im Sturm, und in ihm brannte ein Licht, das unheimliche, tanzende Schatten an die Zeltwände warf.

Noch während er darauf blickte, kitzelte etwas seine Nüstern, ein Brennen, gefolgt von einem süßen, moschusartigen Duft. Tiamak nieste krampfhaft und wäre fast hingefallen, fing sich aber noch rechtzeitig ab. Er humpelte auf das Zelt zu, in dem Licht und Schatten pulsierten, als werde gerade etwas Ungeheuerliches darin geboren. Er wollte laut schreien und rufen, daß er komme, wollte Alarm schlagen, denn seine Furcht wuchs immer mehr; aber er brachte keinen Laut hervor. Selbst sein schmerzhaft rauhes Atmen war zu einem matten Flüstern geworden.

Auch in dem Zelt war es eigenartig still. Tiamak bezwang seine Angst, packte die Zeltklappe und riß sie zurück. Zuerst nahm er nur dunkle Gestalten und grelles Licht wahr, das fast deckungsgleiche Abbild der Schattenbilder an der Außenwand des Zeltes. Gleich darauf nahmen die schwankenden Gestalten Konturen an. An der hinteren Zeltwand stand Camaris. Er schien getroffen zu sein, denn aus einer Kopfwunde rann Blut, das seine Wange und das Haar dunkel färbte. Er taumelte wie ein Betrunkener. Aber obwohl er gebeugt und schwankend am Segeltuch des Zeltes Halt suchte, stand er noch immer grimmig und kampfbereit da, ein Bär, bedrängt von Hunden. Er hatte kein Schwert, sondern umklammerte ein Holzscheit, das er hin- und herschwenkte, um eine drohende Gestalt abzuwehren. Sein Angreifer sah fast völlig schwarz aus, bis auf zwei weiß blitzende Hände und etwas Glitzerndes in einer dieser Hände.

Camaris zu Füßen zappelte etwas noch Undeutlicheres und trat um sich, und es kam Tiamak vor, als erkenne er in dem Gewirr weitere schwarzverhüllte Glieder und den blassen Schimmer von Aditus Haaren. In einer Ecke des Zeltes duckte sich ein dritter schwarzgekleideter Feind und versuchte sich vor einem immer wieder herabstoßenden, flatternden Schatten zu schützen.

Außer sich vor Entsetzen wollte Tiamak laut um Hilfe schreien, brachte aber auch jetzt keinen Ton heraus. Und obwohl man hier um Leben und Tod zu kämpfen schien, war es fast völlig still im Zelt, bis auf das erstickte Keuchen der beiden am Boden Ringenden und das wilde Flügelschlagen der Eule.

Warum höre ich nichts? dachte Tiamak verzweifelt. *Warum kann ich nicht rufen?*

In panischer Angst suchte er den Boden nach einem Gegenstand ab, den er als Waffe benutzen könnte, und verfluchte sich dabei, weil er unvorsichtigerweise sein Messer an dem Schlafplatz, den er mit Strangyeard teilte, liegengelassen hatte. Kein Messer, keine Steinschleuder, keine Blasrohrpfeile nichts! Sie-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen hatte ihm zweifellos heute nacht sein Lied gesungen.

Etwas Riesengroßes, Weiches schien seinen Kopf zu treffen und ihn auf die Knie zu zwingen; aber als er wieder aufblickte, waren die verschiedenen Kämpfe nach wie vor in vollem Gange, und keiner davon spielte sich in seiner unmittelbaren Nähe ab. Sein Schädel pochte noch weit schmerzhafter als das Bein, und der süße Geruch war zum Ersticken stark. Tiamak kroch betäubt vorwärts und stieß mit der Hand gegen etwas Hartes. Es war das Schwert des Ritters, das schwarze *Dorn*, noch in der Scheide. Tiamak wußte, daß es viel zu schwer für ihn war und er es nicht schwingen konnte, aber er zerrte es unter den zerwühlten Schlafdecken hervor und stand auf, so schwankend und unsicher auf den Füßen wie Camaris. Was lag nur in der Luft?

Das Schwert in seiner Hand erschien ihm trotz der schweren Scheide und des herunterhängenden Schwertgurts erstaunlich leicht. Er hob es hoch, trat ein paar Schritte vor und führte dann mit aller Kraft einen Hieb gegen das, was er für den Kopf von Camaris' Angreifer hielt. Der Anprall erschütterte seinen Arm bis hinauf zur Schulter, aber das Wesen fiel nicht. Statt dessen drehte es sich langsam um. Aus leichenweißem Gesicht starrten ihn zwei glänzendschwarze Augen an. Tiamak schluckte krampfhaft. Selbst wenn er noch seine Stimme gehabt hätte, wäre kein Ton laut geworden. Er hob die zitternden Arme und das Schwert, um noch einmal zuzuschlagen, aber die weiße Hand des Wesens schoß ihm entgegen, und Tiamak stürzte rücklings zu Boden. Der Raum wirbelte davon, das Schwert flog ihm aus den gefühllos gewordenen Fingern und landete im Gras, das den Boden des Zeltes bildete.

Tiamaks Kopf war schwer wie Stein. Er empfand keine Schmerzen von dem Schlag, merkte jedoch, wie sein Bewußtsein zu schwinden begann. Er versuchte aufzustehen, schaffte es aber nur, sich auf die Knie zu erheben. Zitternd wie ein kranker Hund duckte er sich.

Zwar konnte er nicht sprechen, aber immerhin noch sehen. Camaris taumelte und wackelte mit dem Kopf, anscheinend ebenso geschwächt wie Tiamak. Der Alte versuchte, sich den Angreifer lange genug vom Leibe zu halten, um etwas vom Boden aufzuheben – das Schwert, begriff Tiamak

betäubt, das schwarze Schwert. Aber nicht nur der Feind, den er mit seiner Keule aus Feuerholz von sich fernzuhalten versuchte, hinderte ihn daran, das Schwert zu packen, sondern auch die dunklen, verzerrten Gestalten von Aditu und ihrem Gegner, die sich vor ihm auf der Erde wälzten, machten es ihm unmöglich.

In der anderen Ecke glitzerte etwas in der Hand des blaßgesichtigen Wesens dort, etwas, das rot glühte wie ein Halbmond aus Feuerschein. Der scharlachrote Glanz stieß vor, schnell wie eine zubeißende Schlange, und eine winzige Wolke dunkler Teilchen stob auf und senkte sich wieder herab, langsamer als Schneeflocken. Eines von ihnen berührte Tiamaks Hand. Hilflos starrte er es an. Es war eine Feder. Eine Eulenfeder.

Hilfe. Tiamaks Schädel fühlte sich an wie eingeschlagen. *Wir brauchen Hilfe. Wir sterben, wenn uns keiner hilft.*

Jetzt gelang es Camaris, sich zu bücken und das Schwert aufzuheben; er wäre dabei fast vornübergestürzt. Gerade noch rechtzeitig hob er *Dorn* und wehrte einen Schlag seines Gegners ab. Die beiden umkreisten einander, Camaris stolpernd, der Schwarzgekleidete mit vorsichtiger Anmut. Wieder prallten sie zusammen. Eine Hand des alten Ritters schnellte vor und parierte einen Dolchstoß; aber die Klinge ritzte eine Blutspur in seinen Arm. Unbeholfen wich Camaris zurück; er brauchte für sein Schwert Platz zum Ausholen. Seine Augen waren vor Schmerz oder Müdigkeit halb geschlossen.

Er ist verwundet, dachte Tiamak verzweifelt. Das Hämmern in seinem Kopf wurde immer stärker. *Vielleicht stirbt er. Warum kommt niemand?*

Der Wranna schleppte sich zu dem großen Kohlenbecken, das die einzige Lichtquelle des Zeltes darstellte. Seine schwindenden Sinne begannen zu flackern wie die Lampen von Kwanitupul im Morgengrauen. Nur das vage Bruchstück eines Einfalls durchzuckte sein Hirn, aber es genügte, ihn die Hand an das eiserne Becken legen zu lassen. Als er – verschwommen wie ein fernes Echo – die Hitze des Metalls an seinen Fingern spürte, stemmte er sich dagegen. Das Becken fiel um. Glühende Kohlen prasselten zu Boden wie ein Wasserfall von Rubinen.

Als Tiamak halberstickt zusammenbrach, war das letzte, was er sah, die eigene, rußgeschwärzte Hand, zusammengekrümmt wie eine versengte Spinne, und dahinter ein Heer von kleinen Flämmchen, die unten an der Zeltwand leckten.

»Wir brauchen keine verdammten Fragen mehr«, knurrte Isgrimnur.

»Wir haben Fragen genug für drei Menschenleben. Was wir brauchen, sind Antworten.«

Binabik bewegte sich unbehaglich auf seinem Sitz. »Ich stimme mit Euch überein, Herzog Isgrimnur. Aber Antworten sind nicht wie ein Schaf, das kommt, wenn man es ruft.«

Josua seufzte und lehnte sich zurück an Isgrimnurs Zeltwand. Draußen wehte der Wind einen Augenblick stärker und brachte mit leisem Stöhnen die Zelttaue zum Schwingen. »Ich weiß, wie mühsam es für uns ist, Binabik. Aber Isgrimnur hat recht, wir brauchen Antworten. Das, was Ihr uns über den Erobererstern erzählt habt, macht alles nur noch rätselhafter. Für uns ist jetzt am wichtigsten, daß wir herausfinden, wie man die drei Großen Schwerter für uns einsetzen kann. Alles aber, was der Stern uns dazu sagt, ist – sofern Ihr recht habt –, daß die Zeit, in der wir sie führen können, bald verstrichen sein wird.«

»Dieser Frage weihen auch wir die umfassendste Aufmerksamkeit, Prinz Josua«, erwiderte der Troll. »Und wir glauben, daß wir vielleicht bald etwas erfahren werden, denn Strangyeard hat etwas von Bedeutsamkeit entdeckt.«

»Und das wäre?« fragte Josua und beugte sich vor. »Was immer es ist, Mann, es wäre zumindest eine Ermutigung.«

Vater Strangyeard, der bisher still dagesessen hatte, rutschte unruhig hin und her. »Ich bin nicht so sicher wie Binabik, Hoheit, daß es wirklich nützlich für uns ist. Ich entdeckte den ersten Hinweis schon vor einiger Zeit, noch während unserer Reise zum Sesuad'ra.«

»Strangyeard fand eine Stelle, die in Morgenes' Buch geschrieben steht«, erläuterte Binabik, »etwas über die drei Schwerter, die so viel für uns bedeuten.«

»Und?« Isgrimnur klopfte sich mit den Fingern auf das lehmbedeckte Knie. Er hatte sehr lange gebraucht, um seine Zeltpfähle in dem lockeren, feuchten Boden fest zu verankern.

»Was Morgenes anzudeuten scheint«, fuhr der Archivar fort, »ist, daß diese drei Schwerter deshalb so besonders – oder mehr als das, mächtig – sind, weil sie nicht aus Osten Ard stammen. Jedes von ihnen verstößt auf seine eigene Weise gegen die Gesetze Gottes und der Natur.«

»Und inwiefern?« Der Prinz hörte aufmerksam zu. Isgrimnur erkannte ein wenig betrübt, daß solche Fragen Josua immer mehr fesseln würden als die weniger exotischen Aufgaben eines Herrschers – Dinge wie Getreidepreise, Steuern und die Gesetze über den Landbesitz.

Strangyeard zögerte. »Geloë könnte es besser erklären als ich. Sie versteht mehr von diesen Dingen.«

»Eigentlich hätte sie schon eingetroffen sein müssen«, bemerkte Binabik. »Sollten wir nicht ihrer harren?«

»Sagt mir zunächst, was Ihr wißt«, bat Josua. »Ich habe einen sehr langen Tag hinter mir und bin müde. Außerdem geht es meiner Gemahlin nicht gut, und ich wäre gern bei ihr.«

»Natürlich, Prinz Josua. Verzeiht mir. Natürlich.« Strangyeard konzentrierte sich. »Morgenes sagt, daß in jedem dieser drei Schwerter etwas steckt, das nicht aus Osten Ard – das nicht von unserer Erde stammt. *Dorn* ist aus einem Stein gemacht, der vom Himmel fiel. Hellnagel, das einst *Minneyar* war, wurde aus dem eisernen Kiel von Elvrits Schiff geschmiedet. Dieses Schiff kam aus dem Westen übers Meer, aus Ländern, die unsere Schiffe heute nicht mehr finden können.« Er räusperte sich. »Und *Leid* besteht aus Eisen und Sithi-Hexenholz, zwei Stoffen, die einander feindlich sind. Das Hexenholz, so hat mir Aditu erzählt, kam als Setzling aus einem Ort zu uns, den ihr Volk den Garten nennt. Keines von diesen Materialien gehört hierher, und eigentlich dürfte sich keines von ihnen schmieden lassen, mit Ausnahme vielleicht des reinen Eisens von Elvrits Kiel.«

»Aber wie wurden diese Schwerter dann gefertigt?« fragte Josua. »Oder ist das die Antwort, die Ihr noch sucht?«

»Es gibt da etwas, das Morgenes erwähnt«, meinte Binabik, »und das auch in Ookequks Schriftrollen steht. Man nennt es ein *Wort der Erschaffung* – einen Zauberspruch, könnte man sagen, wenngleich die Kenner der *Kunst* jenen Ausdruck nicht gebrauchen.«

»Ein Wort der Erschaffung?« Isgrimnur runzelte die Stirn. »Nur *ein* Wort?«

»Ja … und nein«, antwortete Strangyeard bekümmert. »Wir sind nicht ganz sicher. Was wir wissen, ist, daß *Minneyar* von den Unterirdischen geschmiedet wurde – den Dverningen, wie Ihr sie in Eurer Sprache nennen würdet, Herzog Isgrimnur – und daß Ineluki ebenfalls in den Schmieden der Unterirdischen, tief unter dem Asu'a, *Leid* schuf. Allein die Unterirdischen verfügten über die Kenntnisse zur Erschaffung solcher Dinge der Macht, und Ineluki lernte von ihnen. Vielleicht waren sie auch an der Herstellung von *Dorn* beteiligt, oder andere bedienten sich ihres Wissens. Wenn wir wüßten, auf welche Weise die Schwerter geschmiedet und die Kräfte in ihnen gebunden wurden, könnte uns das vielleicht zeigen, wie man sie gegen den Sturmkönig einsetzen kann.«

»Wenn ich nur Graf Eolair genauer danach befragt hätte, als er damals bei uns war!« sagte Josua nachdenklich. »Er hat mit den Unterirdischen gesprochen.«

»Ja, und von ihnen erfahren, welche Rolle sie in der Geschichte Hellnagels gespielt haben«, ergänzte Vater Strangyeard. »Aber es kann auch sein, daß ihre Bedeutung für uns nicht in ihrer Entstehung, sondern in ihrem bloßen Vorhandensein liegt. Und doch – wenn wir später einmal die Möglichkeit hätten, den Unterirdischen eine Botschaft zu senden, und sie bereit wären, mit uns zu sprechen, so hätte ich für meine Person viele Fragen an sie.«

Josua betrachtete seinen Archivar sinnend. »Diese Arbeit paßt zu Euch, Strangyeard. Ich habe immer gedacht, daß Ihr zu mehr taugt als zum Abstauben von Büchern und Herausfinden der besonders undurchsichtigen Stellen des Kirchenrechts.«

Der Priester errötete. »Danke, Prinz Josua. Was immer ich tun kann, hat Eure Güte mir ermöglicht.«

Der Prinz wehrte das Kompliment mit einer Handbewegung ab und fuhr fort: »Und dennoch, soviel Ihr und Binabik und alle anderen auch erreicht habt, es bleibt noch weit mehr zu tun. Noch immer treiben wir auf hoher See und beten darum, endlich Land zu sehen…« Er unterbrach sich. »Was ist das für ein Lärm?«

Auch Isgrimnur hatte es gehört, ein anschwellendes Gemurmel, das allmählich den Wind zu übertönen begann. »Es klingt wie ein Streit«, meinte er, wartete einen Moment und lauschte. »Nein, es ist mehr als das – zu viele Stimmen.« Er stand auf. »Bei Drors Hammer! Ich hoffe nur, daß niemand einen Aufstand angezettelt hat!« Er griff nach Kvalnir. Das tröstliche Gefühl des Schwertgriffs beruhigte ihn. »Ich hatte für morgen auf einen ruhigen Tag gehofft, bevor wir weiterreiten müssen.«

Josua sprang auf. »Wir wollen lieber selbst nachsehen.«

Als Isgrimnur die Zeltklappe zurückschlug, fiel sein Blick jäh auf einen bestimmten Punkt des riesigen Lagers. In derselben Sekunde erkannte er, was vorging.

»Feuer!« schrie er den Nachdrängenden zu. »Wenigstens ein Zelt steht gänzlich in Flammen, und ein paar andere scheinen ebenfalls Feuer gefangen zu haben.« Jetzt rannten Menschen zwischen den Zelten hin und her, undeutliche Figuren, die schrien und mit den Armen fuchtelten. Verwirrte, fluchende Männer zerrten an ihren Schwertgurten. Mütter schleppten kreischende Kinder von ihren Decken fort und trugen sie ins Freie. Auf allen

Pfaden wimmelte es von verstörten, sich drängenden Lagerbewohnern. Isgrimnur sah, wie eine alte Frau weinend auf die Knie fiel, obwohl sie nur wenige Schritte neben ihm gestanden hatte und von den Flammen weit entfernt war.

»Ädon steh uns bei!« seufzte Josua. »Binabik, Strangyeard, laßt Eimer und Wasserschläuche holen und nehmt Euch dann ein paar von diesen sinnlos Umherirrenden und führt sie zum Fluß – wir brauchen Wasser. Oder noch besser, reißt ein paar von den Zelten aus Ölhaut ab und stellt fest, wieviel Wasser Ihr darin befördern könnt.« Er rannte auf die Brandstätte zu, hastig gefolgt von Isgrimnur.

Die Flammen stiegen jetzt hoch in die Luft und erfüllten den Nachthimmel mit einem höllischen, orangeroten Licht. Als Isgrimnur und Josua näherkamen, schlug ihnen ein Wölkchen tanzender Funken entgegen und landete zischend in Isgrimnurs Bart. Fluchend erstickte sie der Herzog.

Tiamak erwachte und mußte sich sofort erbrechen. Mühsam rang er nach Atem. Sein Kopf dröhnte wie eine perdruinesische Kirchenglocke.

Überall ringsum loderten Flammen, peitschten heiß gegen seine Haut und sogen die Luft von ihm fort. In blinder Panik kämpfte er sich über das versengte Gras des Zeltbodens auf etwas zu, das ihm als kühler, dunkler Fleck erschien, nur um mit dem Gesicht an schwarzes, glitschiges Gewebe zu stoßen. Einen Augenblick verwickelte er sich darin und bemerkte undeutlich einen merkwürdigen Widerstand; dann glitt es zur Seite und entblößte ein in den Tiefen der schwarzen Kapuze begrabenes, weißes Gesicht. Die Augen waren verdreht, die Lippen glänzten blutig. Tiamak wollte schreien, aber sein Mund war voll von beißendem Rauch und seiner eigenen Galle. Er würgte und rollte sich fort.

Plötzlich packte ihn etwas am Arm und riß ihn heftig vorwärts, quer über den fahlen Leichnam hinweg und mitten durch eine Wand aus Feuer. Sekundenlang glaubte er tot zu sein. Etwas wurde über ihn geworfen, und man wälzte ihn herum und klopfte ihn mit Fäusten, so schnell und heftig, wie man ihn herausgezerrt hatte. Dann wurde das, was ihn bedeckt hatte, weggenommen, und er fand sich im nassen Gras liegend. Unmittelbar neben ihm leckten Flammen zum Himmel empor, aber er war in Sicherheit. In Sicherheit!

»Der Wranna lebt«, sagte jemand neben ihm. Er glaubte den singenden Tonfall der Sitha zu erkennen, obwohl die Stimme vor Angst und Sorge fast scharf klang. »Camaris hat ihn herausgeholt. Wie dieser Mann es ge-

schafft hat, trotz des Giftes wach zu bleiben, werde ich wohl nie begreifen, aber er hat zwei von den Hikeda'ya getötet.« Eine unverständliche Antwort folgte.

Nachdem er ein paar Minuten still dagelegen und nur seine schmerzenden Lungen mit der reinen Luft gefüllt hatte, drehte Tiamak sich auf die andere Seite. Ein paar Schritte neben ihm stand Aditu, das weiße Haar schwarz von Ruß, schmutzige Streifen im goldenen Gesicht. Vor ihr am Boden lag die Waldfrau Geloë, notdürftig in einen Mantel gehüllt, darunter aber offenkundig nackt. Ihre kräftigen Beine glänzten von Tau oder Schweiß. Tiamak sah, wie sie sich aufzurichten versuchte.

»Nein, laßt das«, sagte Aditu zu ihr und trat plötzlich einen Schritt zurück. »Beim Hain! Geloë, Ihr seid verwundet.«

Mit bebender Anstrengung hob Geloë den Kopf. »Nein.« Tiamak konnte ihre Stimme, ein kehliges Wispern, kaum hören. »Ich sterbe.«

Aditu beugte sich zu ihr und streckte die Arme aus. »Kommt, ich helfe Euch.«

»Nein!« Geloës Stimme wurde kräftiger. »Nein, Aditu … es ist … zu spät. Der Dolch hat mich getroffen … ein Dutzend Male.« Sie hustete, und ein schmales, dunkles Rinnsal tropfte über ihr Kinn und glänzte im Schein der brennenden Zelte. Tiamaks Augen wurden groß. Hinter ihr erkannte er Füße und Beine, die Camaris gehören mußten; der Rest der langen Gestalt des Ritters lag im Gras, verdeckt von Geloës Schatten. »Ich muß fort.« Geloë versuchte vergeblich aufzustehen.

»Vielleicht gibt es etwas…« begann Aditu.

Geloë lachte matt, hustete wieder und spie einen Blutklumpen aus. »Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, wie es um mich steht?« fragte sie. »Ich bin … viele Jahre … Heilerin gewesen.«

Sie streckte eine zitternde Hand aus. »Helft mir. Helft mir auf.«

Aditus Gesicht, das einen Augenblick so bestürzt ausgesehen hatte wie nur irgendein Menschengesicht, wurde feierlich. Sie griff nach Geloës Hand, bückte sich und nahm auch den anderen Arm der Waldfrau. Langsam kam Geloë auf die Füße. Sie schwankte, und Aditu stützte sie.

»Ich muß … fort. Ich will nicht hier sterben.« Die weise Frau löste sich von Aditu und tat ein paar unsichere Schritte. Der Mantel glitt von ihr ab; nackt stand sie im tanzenden Licht des Feuers. Ihre Haut war schweißnaß und bedeckt mit großen Blutflecken. »Ich will zurück in meinen Wald. Laßt mich gehen, solange ich noch kann.«

Aditu zögerte noch einen Augenblick, wich dann zurück und senkte den Kopf. »Wie Ihr wünscht, Valada Geloë. Fahrt wohl, Geliebte Ruyans. Fahrt wohl … meine Freundin. *Sinya's du'n sha é-d'treyesa inro.*«

Erbebend hob Geloë die Arme und ging einen weiteren Schritt nach vorn. Die Flammen schienen noch heißer zu werden, denn Tiamak, der noch immer am Boden lag, sah, wie Geloë zu flimmern anfing. Ihr Umriß verschwamm, und dort, wo sie stand, schien eine Wolke aus Schatten oder Rauch aufzusteigen. Es war, als ströme die Nacht selbst an dieser Stelle zusammen, als habe das Gesichtsfeld des Wranna dort einen Riß bekommen. Dann war das Dunkel wieder ununterbrochen.

Die Eule kreiste langsam über dem Fleck, an dem eben noch Geloë gestanden hatte, und flog dann tief über dem windzerzausten Gras davon. Ihre Bewegungen waren steif und mühsam, und mehrmals schien es, als verlöre sie den Wind unter den Schwingen und stürze taumelnd zur Erde. Aber sie setzte ihren unsicheren Flug fort, bis der Nachthimmel sie aufnahm.

Tiamak war noch immer schwindlig, und in seinem Kopf hämmerte es schmerzhaft. Er sank zurück und wußte nicht recht, was er wirklich gesehen hatte, nur, daß etwas Schreckliches geschehen war. Nur ein ganz kleines Stück von ihm entfernt wartete tiefe Trauer. Er hatte es nicht eilig, sie näher herankommen zu lassen.

Aus dem schwachen Geräusch entfernter Stimmen wurde lautes Geschrei. Beine liefen an ihm vorüber, die Nacht schien plötzlich wild bewegt. Es rauschte und Dampf zischte auf: jemand hatte einen Eimer Wasser in die brennenden Reste von Camaris' Zelt geschüttet.

Gleich darauf spürte er Aditus kräftige Hände unter seinen Armen. »Sie werden Euch zertrampeln, mein Tapferer aus den Marschen«, sagte sie ihm ins Ohr und zog ihn ein Stück beiseite, fort von dem Brand und in die kühle Dunkelheit zwischen zwei vom Feuer nicht erfaßten Zelten. Dort ließ sie ihn liegen, kam aber nach kurzer Zeit mit einem Wasserschlauch wieder. Sie preßte ihn an Tiamaks aufgesprungene Lippen, bis er begriff, um was es sich handelte, und ließ ihn dann trinken. Tiamak schluckte gierig.

Über ihm ragte plötzlich ein schwarzer Schatten auf und sank neben ihm nieder. Es war Camaris. Wie Aditus waren auch seine silbrigen Haare versengt und rußgeschwärzt. Aus dem mit Asche verschmierten Gesicht starrten Augen voller Qual. Tiamak reichte dem Ritter den Wasserschlauch und stieß Camaris so lange an, bis er ihn an die Lippen führte.

»Gott sei uns gnädig…« krächzte der Alte. Benommen sah er in das sich

ausbreitende Feuer und die brüllende Menge, die es zu löschen versuchte.

Aditu erschien und setzte sich zu ihnen. Als Camaris ihr den Wasserschlauch anbot, nahm sie ihn, tat einen einzigen tiefen Zug und gab ihn zurück.

»Geloë …?« fragte Tiamak.

Aditu schüttelte den Kopf. »Stirbt. Sie ist fortgegangen.«

»Wer … « Tiamak fiel das Sprechen immer noch schwer. Es war fast, als wollte er nicht reden, aber plötzlich fühlte er den heftigen Wunsch, alles zu erfahren, einen Grund für die schrecklichen Ereignisse zu finden. Außerdem brauchte er etwas – und wenn nichts anderes, dann wenigstens Worte –, um die Leere in seinem Inneren zu füllen. Er ließ sich von Camaris den Schlauch geben und feuchtete seine Kehle an. »Wer war das?«

»Die Hikeda'ya«, erklärte Aditu und schaute zu, wie die Menschen sich anstrengten, die Flammen zu ersticken. »Die Nornen. Es war Utuk'kus langer Arm, der sich heute nacht nach uns ausstreckte.«

»Ich … versuchte … um Hilfe zu rufen. Ich … konnte nicht…«

Aditu nickte. »*Kei-vishaa.* Es ist eine Art Gift, das mit dem Wind fliegt. Es lähmt eine Zeit lang die Stimme und bringt den Schlaf.« Sie sah auf Camaris, der sich an die Wand des Zeltes gelehnt hatte, das ihnen Schutz bot. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen. »Ich weiß nicht, wie er so lange widerstehen konnte. Hätte er es nicht getan, wären wir zu spät gekommen, und Geloë hätte sich umsonst geopfert. Und auch Ihr, Tiamak – ohne Eure Hilfe wäre die Sache anders ausgegangen: Ihr fandet Camaris' Schwert, und Euer Feuer hat unsere Feinde erschreckt. Sie wußten, daß ihnen nicht mehr viel Zeit blieb; das hat sie unvorsichtig gemacht. Ich glaube, sonst lägen wir jetzt alle dort.« Sie deutete auf das brennende Zelt.

Geloës Opfer. Tiamaks Augen füllten sich mit Tränen und brannten. *Du-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen,* betete er inbrünstig, *laß sie nicht vorübertreiben!*

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und weigerte sich, weiterzudenken.

Josua rannte schneller. Als Isgrimnur ihn endlich einholte, war der Prinz schon wieder stehengeblieben und kümmerte sich darum, daß das Feuer nicht weiter um sich griff. Der ursprüngliche Brand hatte sich nur geringfügig ausgebreitet; höchstens ein halbes Dutzend Zelte waren erfaßt wor-

den. Bis auf einige Bewohner des ersten Zeltes war niemand verletzt. Zu ihnen gehörte Sangfugol. Nur mit einem langen Hemd bekleidet, stand er da und folgte den Ereignissen mit trübem Blick.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß alles Erdenkliche bereits getan wurde, folgte Isgrimnur Josua hinüber zu Camaris und den beiden anderen Überlebenden, der Sitha und dem kleinen Tiamak, die unweit der Brandstätte lagen. Alle drei waren blutig und versengt, aber nachdem Isgrimnur sie flüchtig untersucht hatte, bestand kein Zweifel, daß sie davonkommen würden.

»Ah, gepriesen sei der barmherzige Ädon, daß Ihr gerettet seid, Herr Camaris«, sagte Josua und kniete neben dem alten Ritter nieder. »Ich fürchtete gleich, es könnte Euer Zelt sein, als wir die Flammen sahen.« Er wandte sich an Aditu, die ihren Verstand beisammen zu haben schien, was man von Camaris und dem Marschmann nicht ohne weiteres behaupten konnte. »Wen haben wir verloren? Man sagt mir, es lägen noch Leichen im Zelt.«

Aditu sah zu ihm auf. »Geloë, fürchte ich. Sie war schwer verletzt und wird sterben.«

»Gottes Fluch!« Josua versagte die Stimme. »Verdammter Tag!« Er riß eine Hand voll Gras aus und schleuderte es wütend von sich. Dann bezwang er sich mühsam. »Ist sie noch dort drin? Und wer sind die anderen?«

»Geloë ist nicht bei ihnen«, antwortete Aditu. »Die drei im Zelt gehören zu denen, die Ihr Nornen nennt. Geloë ist in den Wald zurückgekehrt.«

»Was?« Josua fuhr betroffen zurück. »Was meint Ihr damit – in den Wald? Ihr sagtet doch, sie sei tot.«

»Sie stirbt.« Aditu spreizte die Finger. »Ich glaube, sie wollte nicht, daß wir ihrem Ende beiwohnten. Sie war seltsam, Josua, seltsamer, als Ihr ahnt. Sie hat uns verlassen.«

»Für immer?«

Die Sitha nickte langsam. »Ja.«

Der Prinz schlug das Zeichen des *Baumes* und beugte das Haupt. Als er wieder aufblickte, liefen Tränen über seine Wangen.

Auch Isgrimnur fühlte, wie ein Schatten über ihn dahinzog, als er daran dachte, daß sie Geloë verloren hatten. Im Moment hatte er so viele dringende Aufgaben, daß er nicht darüber nachgrübeln konnte, aber der Herzog wußte aus der langjährigen Erfahrung vieler Schlachten, daß seine Trauer

später nur um so tiefer sein würde.

»Man hat uns mitten ins Herz getroffen«, erklärte der Prinz bitter. »Wie sind sie an den Posten vorbeigekommen?«

»Der, mit dem ich gekämpft habe, war völlig durchnäßt«, erwiderte Aditu. »Vielleicht sind sie vom Fluß gekommen.«

Josua fluchte. »Wir sind gefährlich nachlässig gewesen, und ich trage die größte Schuld. Dabei hatte ich mich schon gewundert, daß die Nornen sich so wenig um uns kümmerten, aber meine Vorsichtsmaßregeln waren ungenügend. Waren es noch mehr als diese drei?«

»Ich glaube nicht«, sagte Aditu. »Sie wären auch mehr als genug gewesen, hätten wir nicht solches Glück gehabt. Wenn Geloë und ich nicht das Gefühl gehabt hätten, irgend etwas sei nicht in Ordnung, und Tiamak es nicht auch gemerkt hätte und sofort herbeigeeilt wäre, sähe das Ende dieser Geschichte anders aus. Ich denke, sie wollten Camaris töten oder zumindest entführen.«

»Aber weshalb?« Josuas Blick wanderte von dem alten Ritter wieder zurück zu Aditu.

»Ich kann es nicht sagen. Doch kommt, wir wollen ihn und Tiamak von hier fortbringen, an einen wärmeren Ort, Prinz Josua. Camaris hat mindestens eine, wenn nicht mehrere Wunden, und Tiamak scheint sich verbrannt zu haben.«

»Bei Ädons Barmherzigkeit! Ihr habt recht«, rief Josua. »Ich bin ein gedankenloser Narr. Einen Augenblick!« Er rief einige Soldaten herbei und schickte sie mit dem Befehl, das Lager durchsuchen zu lassen, zu den Posten. »Wir können nicht sicher sein, ob es nicht doch noch mehr Nornen oder andere Angreifer waren. Wenigstens finden wir vielleicht heraus, auf welche Weise sie so unbemerkt ins Lager eindringen konnten.«

»Nur selten lassen die Gartengeborenen sich von Sterblichen sehen – wenn sie es nicht wünschen«, meinte Aditu. »Können wir nun Camaris und Tiamak hier wegbringen?«

»Natürlich.« Josua befahl zwei Männern, die Eimer trugen, zu ihm zu kommen, und sagte dann zu Isgrimnur: »Zu viert sollten wir es schaffen, auch wenn Camaris groß ist.« Kopfschüttelnd fügte er hinzu: »Aditu hat wirklich recht, wir haben diese Tapferen schon viel zu lange warten lassen.«

Der Herzog war nicht zum ersten Mal in einer solchen Situation und wußte, daß zu viel Eile genauso schädlich war wie zu wenig. »Ich meine, wir sollten erst etwas suchen, auf dem wir sie tragen können«, schlug er

vor. »Wenn eines von diesen beiden Außenzelten das Feuer überstanden hat, könnten wir aus den Zeltbahnen eine oder zwei Tragen bauen.«

»Gut.« Josua stand auf. »Vergebt mir, Aditu! Ich habe noch gar nicht gefragt, ob *Ihr* Wunden habt, die versorgt werden müssen.«

»Nichts, um das ich mich nicht selbst kümmern könnte, Prinz Josua. Wenn die beiden anderen verbunden sind, sollten wir die, denen Ihr vertraut, zusammenrufen und uns beraten.«

»Einverstanden. Wir treffen uns in einer Stunde in Isgrimnurs Zelt. Ist Euch das recht, Herzog?« Der Prinz wandte sich einen Augenblick ab. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. »Ich habe gerade gedacht, wir sollten Geloë holen, damit sie nach den Verletzten sieht … dann ist es mir eingefallen.«

Aditu machte eine Handbewegung, Finger gegen Finger vor ihrer Brust. »Ich fürchte, es wird nicht das letzte Mal sein, daß wir sie so vermissen.«

»Ich bin es, Josua«, rief der Prinz draußen vor dem Zelt und trat dann ein. Gutrun hielt das Messer noch stichbereit vor sich. Die Herzogin sah so grimmig aus wie ein ausgegrabener Dachs, fest entschlossen, sich selbst und Vara vor jeder drohenden Gefahr zu schützen. Als sie Josua erkannte, ließ sie erleichtert, aber immer noch sehr besorgt, die Waffe sinken.

»Was ist geschehen? Wir hörten das Geschrei. Ist mein Gatte bei Euch?«

»Er ist in Sicherheit, Gutrun.« Josua trat an Varas Lager, bückte sich und zog sie in rascher Umarmung an seine Brust. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn, dann ließ er sie wieder los. »Aber wir sind von den Dienern des Sturmkönigs angegriffen worden. Zwar haben wir nur einen Verlust zu beklagen, aber der ist sehr groß.«

»Wer ist es?« Er wollte sich wieder aufrichten, aber Vara packte ihn am Arm.

»Geloë.«

Sie stieß einen Schrei des Kummers aus.

»Drei Nornen überfielen Camaris«, berichtete Josua. »Aditu, Geloë und der Wranna Tiamak kamen ihm zu Hilfe. Die Nornen wurden getötet, aber Aditu sagt, daß Geloë ihre Verletzungen nicht überleben wird.« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, sie war die Weiseste von uns allen. Nun ist sie von uns gegangen, und wir können sie nicht ersetzen.«

Vara sank zurück in ihre Kissen. »Aber sie war doch vorhin noch hier, Josua. Sie hat mich besucht, zusammen mit Aditu. Und nun ist sie tot?« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Josua nickte traurig. »Ja. Wir werden sie nicht wiedersehen. Vara, ich wollte mich überzeugen, daß dir und Gutrun nichts zugestoßen ist. Jetzt aber muß ich mit Isgrimnur und den anderen beraten, was dieser Anschlag bedeutet und was wir tun sollen.« Er stand auf, bückte sich dann wieder und küßte seine Gemahlin noch einmal. »Schlaf nicht ein – und behaltet Euren Dolch, Gutrun –, bis ich Euch eine Wache schicken kann.«

»Ist niemand sonst zu Schaden gekommen? Gutrun sagte, sie habe ein Feuer gesehen.«

»Camaris' Zelt. Er scheint der einzige gewesen zu sein, der angegriffen wurde.« Er wollte zum Eingang gehen.

»Aber woher willst du das wissen, Josua?« fragte Vara. »Unser Lager ist riesig.«

»Ich bin auch keineswegs sicher, nur ist bisher kein weiterer Übergriff bekannt geworden. Ich sende euch schnellstens einen Mann, der euch beschützt. Jetzt muß ich mich beeilen, Vara.«

»Laßt ihn gehen, Herrin«, sagte Gutrun. »Legt Ihr Euch hin und versucht zu schlafen. Denkt an Euer Kind. Ich werde wachen.«

Vara seufzte. Josua drückte ihre Hand und eilte aus dem Zelt.

Als der Prinz ins Licht des Lagerfeuers trat, sah Isgrimnur auf. Die kleine Gruppe der auf Josua wartenden Männer wich achtungsvoll zurück und ließ ihn vorbei.

»Josua…« begann der Herzog, aber der Prinz ließ ihn nicht ausreden.

»Ich habe einen Fehler gemacht, Isgrimnur. Es reicht nicht, daß wir Posten durch das Lager schicken, um nach Anzeichen eines Nornenüberfalls zu suchen. Bei Ädons Blut, ich habe viel zu spät daran gedacht – Sludig! Seid Ihr hier, Sludig?«

Der Rimmersmann trat vor. »Zu Euren Diensten, Herr.«

»Schickt Männer aus, die im ganzen Lager nachprüfen sollen, ob jeder an seinem Platz ist, vor allem die besonders Gefährdeten unter uns. Binabik und Strangyeard waren bei mir, bis das Feuer ausbrach, aber das heißt nicht, daß sie auch jetzt noch in Sicherheit sind. Ich habe zu spät daran gedacht, daß es sich vielleicht um ein Ablenkungsmanöver gehandelt hat. Auch meine Nichte Miriamel – laßt sofort in ihrem Zelt nachschauen. Und auch bei Simon, obwohl er sich vielleicht bei Binabik aufhält.« Er überlegte. »Wenn sie es auf Camaris abgesehen hatten, dann vermutlich wegen seines Schwertes. Simon hat es eine Weile getragen; vielleicht droht ihm

deshalb ebenfalls Gefahr. Verflucht, daß mir das so spät einfällt!«

Isgrimnur räusperte sich. »Ich habe Freosel schon beauftragt, nach Miriamel zu suchen, Josua. Ich wußte, daß Ihr zuerst nach der Herrin Vara sehen würdet und dachte mir, daß wir nicht so lange warten sollten.«

»Ich danke Euch, Freund. Ja, ich war bei Vara. Mit ihr und Gutrun ist alles in Ordnung.« Seine Miene verfinsterte sich. »Aber ich bin beschämt, weil Ihr für mich denken mußtet.«

Isgrimnur schüttelte den Kopf. »Hauptsache, der Prinzessin ist nichts zugestoßen.«

»Freosel ist bereits auf dem Weg zu Miriamel«, sagte Josua zu Sludig. »Eine Person weniger, um die Ihr Euch kümmern müßt. Geht jetzt und schaut nach den übrigen. Und stellt bitte zwei Mann als Wache an mein Zelt. Ich werde besser nachdenken können, wenn ich weiß, daß jemand auf Vara aufpaßt.«

Der Rimmersmann nickte. Er befahl einer größeren Schar der Soldaten, die sich in Isgrimnurs Teil des Lagers drängten und auf Anweisungen warteten, sich ihm anzuschließen, und ging, um seinen Auftrag auszuführen.

»Und nun«, sagte Josua zu Isgrimnur, »warten wir ab und überlegen uns das weitere.«

Es dauerte nicht lange, bis Aditu wieder erschien. Bei ihr waren Vater Strangyeard und Binabik, die sie begleitet hatten, um sich zu vergewissern, daß Camaris und Tiamak bequem gebettet waren und eine der heilkundigen Frauen von Neu-Gadrinsett sich um sie kümmerte, vielleicht aber auch, um mit Aditu zu reden, denn als sie an Isgrimnurs Zelt ankamen, führten die drei eine lebhafte Unterhaltung.

Aditu berichtete Josua und den anderen alle Einzelheiten des nächtlichen Vorfalls. Sie sprach ruhig, aber es entging Isgrimnur nicht, daß sie zwar die Worte so sorgfältig wählte wie stets, innerlich aber tief verstört zu sein schien. Er wußte, daß Geloë und sie Freundinnen gewesen waren; offenbar empfanden die Sithi doch Kummer wie die Menschen auch. Das machte sie ihm liebenswerter, ein Gedanke, den er sogleich als unwürdig verwarf. Warum sollten Unsterbliche *nicht* in gleicher Weise Leid fühlen wie Sterbliche? Nach allem, was Isgrimnur wußte, hatten sie zweifellos mindestens ebensoviel erduldet.

»So.« Josua lehnte sich zurück und sah sich im Kreise um.

»Wir haben keine Spur von Angriffen auf andere Personen entdeckt. Die

Frage ist also, warum sie sich gerade Camaris ausgesucht haben.«

»Es muß doch etwas an diesem Gedicht über die drei Schwerter sein«, meinte Isgrimnur. Er hatte zwar für solche Dinge, die ihm das Gefühl gaben, der Boden unter seinen Füßen sei nicht mehr sicher, nichts übrig; aber so schien die Welt, in der er lebte, nun einmal beschaffen zu sein. Es war schwer, sich nicht nach den klaren Unterscheidungen seiner Jugend zurückzusehnen, als selbst die schlimmsten Dinge, sogar der Krieg, so schrecklich er auch sein mochte, nicht in dieser Weise mit geheimnisvoller Zauberei und rätselhaften Feinden behaftet gewesen waren. »Daß Camaris ihr Ziel war, muß an *Dorn* gelegen haben.«

»Vielleicht wollten sie ja auch nur *Dorn* allein holen«, bemerkte Binabik nüchtern, »und Camaris war für sie nicht weiter von Bedeutsamkeit.«

»Mir ist immer noch nicht klar, wie sie ihn um ein Haar überwältigen konnten«, sagte Strangyeard. »Was ist das für ein Gift, von dem Ihr erzählt habt, Aditu?«

»Kei-vishaa. Um die Wahrheit zu sagen, ist es nicht einfach ein Gift; wir Gartengeborenen verwenden es im Hain, wenn wir das Jahr-Ende tanzen. Aber man kann es auch benutzen, um einen langen und tiefen Schlaf hervorzurufen. Mein Volk brachte es aus Venyha Do'Sae mit. Als wir damals hierherkamen, machten wir davon Gebrauch, um gefährliche Tiere – zum Teil gewaltige Ungeheuer, die in Osten Ard schon lange ausgestorben sind – von den Orten zu vertreiben, an denen wir unsere Städte bauen wollten. Als ich es roch, wußte ich, daß etwas nicht stimmte. Wir Zida'ya haben es nie zu etwas anderem benutzt als zu den Ritualen des Jahr-Tanzens.«

»Und wie verwendet man es dabei?« erkundigte der Archivar sich fasziniert.

Aditu schlug nur die Augen nieder. »Verzeiht mir, guter Strangyeard, aber das darf ich nicht sagen. Vielleicht hätte ich es gar nicht erwähnen sollen. Ich bin müde.«

»Wir haben keinen Anlaß, Euch über die Rituale Eures Volkes auszufragen«, erklärte Josua. »Außerdem gibt es Wichtigeres zu besprechen.« Er warf Strangyeard einen zornigen Blick zu. Der Archivar ließ den Kopf hängen. »Genug, daß wir wissen, wie sie Camaris überfallen konnten, ohne daß er Alarm schlug. Wir hatten Glück, daß Tiamak so geistesgegenwärtig war, das Zelt anzuzünden. Von jetzt an werden wir unsere Lager nach einem genau vorgeschriebenen Plan aufbauen. Alle, die besonders gefährdet sind, müssen ihre Zelte dicht beieinander und genau in der Mitte des Lagers errichten, so daß wir uns gegenseitig im Auge behalten können. Ich

mache mir Vorwürfe, daß ich Camaris' Wunsch nach Abgeschiedenheit nachgegeben und meine Verantwortung dabei auf die leichte Schulter genommen habe.«

Isgrimnur zog die Brauen zusammen. »Wir müssen alle besser aufpassen.«

Während sie noch darüber berieten, welche weiteren Vorsichtsmaßnahmen man ergreifen könnte, erschien Freosel am Feuer. »Tut mir leid, Hoheit«, meldete er, »aber die Prinzessin ist weder in ihrem Zelt noch in der Nähe zu finden, und seit dem frühen Abend hat sie keiner mehr gesehen.«

Josua war sichtlich bestürzt. »Nicht da? Ädon behüte uns, hat Vara recht gehabt? Wollten sie doch die Prinzessin entführen?« Er sprang auf. »Ich kann nicht hier sitzenbleiben, wenn sie in Gefahr ist. Wir müssen das ganze Lager durchkämmen.«

»Das erledigt bereits Sludig«, wandte Isgrimnur milde ein. »Wir würden nur Verwirrung stiften.«

Der Prinz ließ sich auf seinen Sitz zurückfallen. »Ihr habt recht, aber das Warten fällt mir schwer.«

Kaum hatten sie ihre Beratung fortgesetzt, als Sludig zurückkehrte. Mit grimmiger Miene reichte er Josua ein Stück Pergament. »Das hier lag in Simons Zelt.«

Der Prinz überflog es und warf es dann erbost auf die Erde. Gleich darauf bückte er sich wieder, hob es auf und gab es dem Troll. Sein Gesicht war starr und zornig. »Entschuldigt, Binabik, das hätte ich nicht tun sollen. Es scheint für Euch bestimmt zu sein.« Er erhob sich. »Hotvig?«

»Ja, Prinz Josua?« Auch der Thrithing-Mann war aufgestanden.

»Miriamel ist fort. Nehmt so viele Eurer Reiter, wie Ihr in der Eile auftreiben könnt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Prinzessin den Weg nach Erkynland eingeschlagen hat, darum sucht vor allem westlich von unserem Lager. Bedenkt aber auch, daß sie vielleicht in eine andere Richtung geritten ist, um uns abzuschütteln, und sich dann erst später nach Westen hält.«

»Wie bitte?« Isgrimnur blickte überrascht auf. »Was soll das heißen – sie ist fort?«

Binabik sah ihn über das Pergament weg an. »Das hat Simon geschrieben. Es scheint, daß er mit ihr gegangen ist, aber er sagt auch, daß er versuchen will, sie zurückzubringen.« Das Lächeln des Trolls war dünn und merklich gezwungen. »Es ist die Frage in meinem Kopf, wer von den beiden der Anführer ist. Ich zweifle, daß Simon sie davon überzeugen kann,

mit einiger Schnelligkeit zu uns zurückzukehren.«

Josua machte eine ungeduldige Gebärde. »Geht, Hotvig. Nur Gott weiß, wie lange sie schon unterwegs sind. Aber da Ihr und Eure Männer die schnellsten Reiter hier sind, solltet ihr den Westen absuchen; wir werden uns um die anderen Richtungen kümmern.«

Er wandte sich an Sludig. »Wir wollen das Lager umreiten und dabei den Kreis jedesmal größer ziehen. Ich gehe Vinyafod satteln. Wir treffen uns dort. Isgrimnur, kommt Ihr mit?«

»Natürlich.« Der Herzog verfluchte sich innerlich. *Ich hätte mir denken können, daß so etwas passieren würde. Sie war so still, so traurig, so abwesend, seitdem wir hierherkamen. Josua hat die Veränderung in ihr nicht so deutlich gesehen wie ich. Aber selbst wenn wir ihrer Meinung nach zuerst nach Erkynland hätten ziehen sollen – warum reitet sie jetzt allein? Törichtes, eigensinniges Kind! Und Simon. Ich hätte mehr von dem Jungen erwartet.*

Schon jetzt unglücklich bei dem Gedanken an eine Nacht im Sattel und ihre Auswirkungen auf seinen schmerzenden Rücken, seufzte Isgrimnur tief und stand schwerfällig auf.

»Wieso wacht sie nicht auf?« fragte Jeremias. »Könnt Ihr nicht irgend etwas tun?«

»Ruhig, Junge, ich tue, was ich kann.« Herzogin Gutrun bückte sich und betastete noch einmal Leleths Gesicht. »Sie ist kühl, nicht fiebrig.«

»Aber was fehlt ihr dann?« Jeremias war beinahe außer sich.

»Ich habe immer wieder versucht, sie aufzuwecken, aber sie ist einfach liegengeblieben.«

»Hier, nimm noch eine Decke«, sagte Vara. Sie war auf ihrem Lager zur Seite gerückt, um dem Mädchen Platz zu machen, aber Gutrun hatte nicht geduldet, daß Jeremias Leleth neben sie legte, aus Angst, Leleth könnte krank sein und Vara anstecken. Statt dessen hatte der Junge die schlaffe Gestalt des Mädchens vorsichtig auf eine Decke am Boden gebettet.

»Bleibt Ihr nur ruhig liegen. Ich kümmere mich schon um das Kind«, erklärte die Herzogin. »Hier ist ohnehin schon viel zuviel Lärm und Unruhe.«

Prinz Josua trat ins Zelt, Kummer tief ins Gesicht gegraben. »Was ist denn nun schon wieder? Die Wache sagt, jemand sei krank. Vara? Geht es dir nicht gut?«

»Ich bin es nicht, Josua. Es ist die kleine Leleth; wir können sie nicht aufwecken.«

Herzog Isgrimnur stampfte herein. »Ein verdammt langer Ritt und keine Spur von Miriamel«, knurrte er. »Wir können nur hoffen, daß Hotvig und seine Thrithing-Männer mehr Glück haben.«

»Miriamel?« fragte Vara erschrocken. »Ist ihr auch etwas zugestoßen?«

»Auf und davon ist sie, mit dem jungen Simon«, antwortete Josua grimmig.

»Was für eine verfluchte Nacht«, stöhnte Vara. »Warum muß so etwas geschehen!«

»Um gerecht zu sein, glaube ich nicht, daß das Ganze Simons Idee war.« Isgrimnur beugte sich zu seiner Frau, legte den Arm um ihre Schultern und küßte ihren Nacken. »Er hinterließ einen Brief, in dem er schreibt, er wollte versuchen, sie zurückzubringen.« Die Augen des Herzogs wurden schmal. »Warum ist eigentlich die Kleine hier? Ist sie bei dem Feuer verletzt worden?«

»Ich habe sie hergebracht«, erläuterte Jeremias traurig. »Herzogin Gutrun beauftragte mich, heute abend auf sie aufzupassen.«

»Ich wollte sie nicht bei uns haben, weil es Vara so schlecht ging«, sagte Gutrun, die ihr eigenes Unbehagen nicht ganz verbergen konnte. »Es sollte auch nur für eine Weile sein, während Geloë an dem Treffen mit Euch Männern teilnahm.«

»Ich war den ganzen Abend bei ihr«, erklärte Jeremias. »Als sie dann einschlief, bin ich auch eingeschlafen. Ich wollte es gar nicht, aber ich war auf einmal müde.«

Josua betrachtete den jungen Mann freundlich. »Du hast nichts falsch gemacht, Jeremias. Und weiter?«

»Ich wachte auf, als sie alle ›Feuer!‹ schrien. Ich dachte, Leleth könnte sich ängstigen, darum ging ich zu ihr, damit sie wußte, daß ich noch bei ihr war. Sie saß mit offenen Augen da, aber ich glaube, sie hörte kein Wort von dem, was ich sagte. Dann sank sie zurück und schloß die Augen, als schlafe sie. Aber ich konnte sie nicht wecken! Ich versuchte es eine lange Zeit. Dann trug ich sie hierher, um zu sehen, ob Herzogin Gutrun ihr helfen könnte.« Jeremias war den Tränen nahe.

»Du hast nichts falsch gemacht, Jeremias«, wiederholte der Prinz. »Aber jetzt kannst du etwas für mich tun.«

Der junge Mann hielt den Atem an, um ein Schluchzen zu unterdrücken.

»W-was, Hoheit?«

»Geh zu Isgrimnurs Zelt und stell fest, ob Binabik zurückgekommen ist. Der Troll versteht etwas von Heilkunde. Er soll sich die kleine Leleth anschauen.«

Jeremias, nur allzu froh, etwas Nützliches tun zu können, rannte davon.

»Wirklich«, erklärte Josua, »ich weiß nicht mehr, was ich von den Ereignissen dieser Nacht halten soll. Aber ich muß gestehen, daß ich große Angst um Miriamel habe. Ihre verdammte Tollkühnheit!« Er packte Varas Decke und zwirbelte sie wütend.

Als Jeremias mit Binabik und Aditu wiederkam, hatte sich Leleths Zustand nicht verändert. Der kleine Mann untersuchte das Kind sorgfältig.

»Ich habe sie schon früher so gesehen«, meinte er. »Sie ist an einen anderen Ort gegangen, vielleicht auf die Straße der Träume, vielleicht auch anderswo.«

»Aber bestimmt war sie noch nie so lange in dieser Verfassung«, bemerkte Josua. »Ich kann den Gedanken nicht loswerden, daß da ein Zusammenhang mit den Vorfällen von heute nacht besteht. Könnte das Gift der Nornen diese Wirkung hervorgerufen haben, Aditu?«

Die Sitha kniete neben Binabik nieder und hob die Lider des kleinen Mädchens hoch. Dann legte sie die schlanken Finger unter Leleths Ohr, um zu fühlen, wie schnell ihr Herz schlug. »Ich glaube nicht. Gewiß wäre auch er«, sie deutete auf Jeremias, »davon erfaßt worden, wenn das Kei-vishaa sich so weit verbreitet hätte.«

»Seht doch!« rief Jeremias plötzlich. »Ihre Lippen bewegen sich!«

Obwohl sie noch immer wie im Tiefschlaf dalag, öffnete und schloß sich in der Tat Leleths Mund, als wollte sie sprechen.

»Still.« Josua beugte sich näher, und mit ihm fast alle anderen.

Leleths Lippen zuckten. Ein leises Flüstern drang hervor.

»… mich hören…«

»Sie hat etwas gesagt!« jubelte Jeremias. Ein Blick des Prinzen brachte ihn zum Schweigen.

»… ich will trotzdem sprechen. Ich vergehe. Mir bleibt nur noch wenig Zeit.« Die Stimme aus dem Mund des kleinen Mädchens, wenn auch dünn und hauchleise, hatte einen vertrauten Tonfall.

»Hinter den Nornen, glaube ich, steckt mehr, als wir angenommen haben. Sie spielen ein doppeltes Spiel … Heute nacht … das war kein Täuschungsversuch, sondern etwas noch viel Heimtückischeres…«

»Was hat das Kind?« unterbrach Gutrun besorgt. »Sie hat noch nie vorher gesprochen – und es klingt so sonderbar.«

»Es ist Geloë, die da spricht.« Aditu sagte es so gelassen, als bezeichne sie einen entgegenkommenden Bekannten.

»Was?« Die Herzogin schlug das Zeichen des *Baumes*, die Augen groß vor Furcht. »Was für eine Hexerei ist das?«

Die Sitha neigte sich dicht an Leleths Ohr. »Geloë? Könnt Ihr mich hören?«

Doch wenn es die weise Frau war, die da sprach, so schien sie die Stimme ihrer Freundin nicht zu vernehmen.

»Erinnert euch an Simons Träume«, fuhr sie fort. »Der falsche Bote.« Eine Pause trat ein. Als die Stimme von neuem erklang, war sie schwächer, so daß alle im Zelt den Atem anhielten, um nur ja kein Wort zu verlieren.

»Ich … sterbe. Leleth ist bei mir … irgendwie … an diesem dunklen Ort. Ich habe sie nie ganz verstanden … und das ist von allem das Seltsamste für mich. Ich glaube, daß ich durch ihren Mund sprechen kann … aber ich weiß nicht, ob jemand zuhört. Meine Zeit ist kurz. Vergeßt nicht: Hütet euch vor dem falschen Boten…«

Wieder langes Schweigen. Als alle schon glaubten, ihr letztes Wort gehört zu haben, bewegten sich von neuem Leleths Lippen.

»Ich gehe nun. Betrauert mich nicht. Ich hatte ein langes Leben und habe immer getan, was ich wollte. Wenn ihr euch an mich erinnern wollt, so bedenkt, daß der Wald meine Heimat war. Sorgt dafür, daß man ihn achtet. Ich will versuchen, Leleth zurückzuschicken, obgleich sie mich nicht verlassen will. Vergeßt nicht…« Die Stimme verklang. Das kleine Mädchen lag wieder da wie tot.

Josua sah auf. In seinen Augen schimmerten Tränen. »Bis zum letzten Atemzug«, sagte er fast zornig, »versuchte sie uns zu helfen. O barmherziger Gott, sie war eine tapfere Seele.«

»Eine sehr alte Seele«, fügte Aditu ruhig hinzu, ohne ihre Bemerkung näher zu erläutern. Sie wirkte erschüttert.

Obwohl sie noch eine ganze Zeit in tiefem, kummervollem Schweigen um ihr Lager saßen, rührte Leleth sich nicht mehr. Geloës Fehlen schien noch stärker, noch bedrückender auf ihnen zu lasten als früher am Abend. Noch andere als Josuas Augen füllten sich mit Tränen des Kummers und der Furcht, als alle nach und nach erkannten, wen sie verloren hatten. Der Prinz begann leise von der Waldfrau zu sprechen und ihren Mut, ihre

Klugheit und ihre Güte zu preisen, aber niemand schien das Herz zu haben, in seine Worte einzufallen. Schließlich schickte er alle zu Bett. Aditu erklärte, sie fühle kein Bedürfnis zu schlafen, und blieb da, um nach dem Kind zu sehen, falls es nachts aufwachte. Josua legte sich vollständig angezogen neben seine Gemahlin, um für jeden Notfall gerüstet zu sein. Augenblicke später lag er im tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Als der Prinz morgens wach wurde, fand er Aditu noch immer an Leleths Seite. Wohin der Geist des Kindes Geloë auch begleitet haben mochte, er war noch nicht zurückgekehrt.

Wenig später ritten Hotvig und seine Männer ins Lager ein, müde und mit leeren Händen.

II

Geistermond

Sie ritten in fast völliger Stille, die Prinzessin voran, auf der anderen Seite der Hügel hinab ins Tal. Ungefähr nach einer Meile bog Miriamel nach Norden ab, so daß sie jetzt den Weg zurückritten, auf dem der Prinz und seine Schar damals nach Gadrinsett gekommen waren.

Simon erkundigte sich nach dem Grund.

»Weil es hier schon tausend andere frische Hufspuren gibt«, erklärte Miriamel. »Und weil Josua weiß, wohin ich will, und es dumm von mir wäre, auch wirklich in diese Richtung zu reiten, falls er nämlich heute nacht schon merkt, daß wir das Lager verlassen haben.«

»Josua weiß, wohin wir gehen?« fragte Simon verstimmt. »Da weiß er mehr als ich.«

»Ich sage es dir, wenn wir so weit weg sind, daß du nicht in einer Nacht zurückkehren kannst«, erwiderte Miriamel kühl. »Wenn die Entfernung so groß ist, daß sie mich nicht mehr einfangen und zurückbringen können.«

Weitere Fragen wollte sie nicht beantworten.

Simon spähte im Dunkeln nach den Abfällen, die die breite, schlammige Spur säumten. Zweimal schon war ein großes Heer hier entlanggezogen, dazu mehrere kleinere Gruppen auf ihrem Marsch zum Sesuad'ra und nach Neu-Gadrinsett. Es würde lange dauern, dachte Simon, bis auf diesem einsamen Stück Grasland wieder Halme wuchsen.

So entstehen vermutlich Straßen, fiel ihm ein, und er mußte trotz seiner Müdigkeit grinsen. *Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Vielleicht wird es einmal eine richtige königliche Fernstraße werden, gepflastert und mit Herbergen und Instandsetzungshäusern … und dann kenne ich sie noch aus der Zeit, als sie nur ein Trampelpfad von Hufen war.*

Natürlich setzte das voraus, daß es, wie immer auch die Zukunft aussehen mochte, dann noch einen König gab, der sich um seine Straßen kümmerte. Nach dem, was Jeremias und andere ihm über die Zustände auf dem Hochhorst erzählt hatten, war es wenig wahrscheinlich, daß Elias sich mit

derartigen Dingen abgab.

So ritten sie am Ufer des Stefflod dahin, der im geisterhaften Licht des Mondes silbern glänzte. Miriamel blieb schweigsam, und es kam Simon allmählich vor, als wären sie schon seit endlosen Tagen unterwegs, obwohl der Mond den Scheitelpunkt des Himmels gerade erst überschritten hatte. Abwesend beobachtete er Miriamel und bewunderte den Widerschein des Mondlichts auf ihrer hellen Haut, bis sie ihn ärgerlich anfuhr, er solle sie nicht so anglotzen. Verzweifelt auf der Suche nach Zerstreuung, lenkte er seine Gedanken auf die Regeln der Ritterschaft und Camaris' weise Lehren; als ihn das nach einer halben Stunde auch nicht mehr fesselte, sang er leise alle Hans-Mundwald-Lieder vor sich hin, die er kannte. Später, nachdem Miriamel mehrere weitere Versuche, ein Gespräch anzufangen, vereitelt hatte, fing Simon an, die Sterne zu zählen, die am Himmel funkelten und so zahlreich schienen wie auf einer Tischplatte aus Ebenholz verschüttete Salzkörner.

Endlich, als Simon schon überzeugt war, daß er bald den Verstand verlieren würde – so wie er auch sicher war, daß diese eine lange Nacht sich nun schon eine ganze Woche hinzog –, zügelte Miriamel ihr Pferd und wies auf eine Baumgruppe, die sich etwa eine Meile von den breiten Wagenspuren der neuen Straße entfernt auf einer kleinen Anhöhe erhob.

»Dort«, sagte sie, »können wir Rast halten und schlafen.«

»Ich brauche noch keinen Schlaf«, log Simon. »Wenn Ihr wollt, können wir weiterreiten.«

»Das ist unnötig. Ich möchte nicht, daß man uns morgen bei Tageslicht im offenen Gelände sieht. Wenn wir erst weiter weg sind, können wir dann auch bei Tag reiten.«

Simon zuckte die Achseln. »Wie Ihr meint.« Er hatte dieses Abenteuer, wenn es eines war, schließlich haben wollen, also konnte er es auch mit Anstand hinter sich bringen. In den ersten Minuten ihrer Flucht hatte er sich ausgemalt – nämlich in den wenigen Augenblicken, in denen er sich das Denken überhaupt gestattet hatte –, daß Miriamel, wenn sich ihre erste Furcht vor Entdeckung gelegt hätte, etwas freundlicher zu ihm sein würde. Statt dessen schien sich ihre Laune im Lauf der Nacht nur noch mehr zu verdüstern.

Die Bäume auf der Anhöhe wuchsen dicht beieinander und bildeten zwischen ihrem improvisierten Lagerplatz und der Straße einen fast lückenlosen Wall. Sie zündeten kein Feuer an – Simon mußte zugeben, daß es so vernünftiger war –, sondern teilten nur beim Schein des Mondes ein wenig

Wasser und Wein und nagten an einem Stück von Miriamels Brot. Als sie dann in ihre Mäntel gewickelt nebeneinander in den Decken lagen, stellte Simon überrascht fest, daß alle Müdigkeit verflogen war. Tatsächlich, er fühlte sich überhaupt nicht schläfrig. Er lauschte. Obwohl Miriamels Atem ruhig und gleichmäßig ging, hörte es sich auch nicht nach Schlafen an. Irgendwo in den Bäumen zirpte leise eine einsame Grille.

»Miriamel?«

»Ja?«

»Ihr solltet mir doch lieber sagen, wohin wir reisen. Ich könnte Euch dann besser beschützen. Ich könnte über alles nachdenken und für Euch planen.«

Die Prinzessin lachte leise. »Davon bin ich überzeugt. Ich sage es dir ja auch, Simon. Nur nicht heute nacht.«

Unzufrieden sah Simon zu den Sternen auf, die durch die Äste blinkten. »Also gut.«

»Du solltest jetzt schlafen. Wenn die Sonne erst aufgegangen ist, fällt es schwerer.«

Steckte denn in allen Frauen ein Stück von Rachel dem Drachen? Zumindest schien es ihnen allen Freude zu machen, ihn herumzukommandieren. Er öffnete den Mund, um ihr zu sagen, daß er gar nicht müde sei; statt dessen gähnte er.

Er wollte sich gerade daran erinnern, was er ihr sagen wollte, als er einschlief.

Im Traum stand Simon am Rand eines großen Meeres. Vor ihm lag ein Strand, von dem aus sich ein schmaler Damm weit hinaus in die Kämme der Wogen erstreckte; er führte zu einer weit vor der Küste liegenden Insel. Sie war leer bis auf drei hohe, weiße Türme, die in der Spätnachmittagssonne schimmerten. Aber Simons Aufmerksamkeit galt nicht den Türmen. Um sie herum wanderte eine kleine Gestalt mit weißem Haar und blauem Gewand, trat in ihren dreifachen Schatten und verließ ihn wieder. Simon wußte, daß es Doktor Morgenes war, den er auf der Insel sah.

Nachdenklich musterte er den Damm. Man konnte bequem darauf hinübergehen, aber die Flut stieg bereits und würde die schmale Landzunge vielleicht bald ganz überspülen. Da vernahm Simon in der Ferne eine Stimme. Draußen auf dem Meer, etwa auf halbem Weg zwischen der Insel und den felsigen Uferklippen, auf denen Simon stand, schaukelte und tanzte ein kleines Boot im Sog hoher Wellen. Zwei Gestalten standen aufrecht darin, die eine groß und kräftig, die andere klein und schlank. Es dauerte

einen Augenblick, bevor er Geloë und Leleth erkannte. Die Frau rief ihm etwas zu, aber das Brausen des Meeres übertönte ihre Stimme.

Was tun sie da draußen im Boot? dachte Simon. *Es wird doch bald Nacht!*

Er ging einige Schritte auf den schmalen Damm hinaus. Kaum hörbar drang Geloës Stimme über die Wellen an sein Ohr. »Falsch!« rief sie. »Es ist falsch!«

Was ist falsch? fragte sich Simon. Die Landzunge? Aber die machte einen durchaus stabilen Eindruck. Die Insel selbst? Er spähte zu ihr hinüber. Aber obwohl die Sonne inzwischen tief am Horizont gesunken war und die Türme in schwarze Finger und Morgenes' Gestalt in etwas ameisenhaft Kleines und Dunkles verwandelt hatte, schien ihm die Insel nach wie vor festgefügt und beständig. Wieder tat er ein paar Schritte.

»Falsch!« rief Geloë wieder.

Jäh färbte der Himmel sich dunkel, und das Heulen eines aufkommenden Windes erstickte das Brausen der Wellen. Im Nu wurde die grünliche See erst blau, dann blauweiß, und plötzlich erstarrten die Wellen und gefroren zu harten, spitzen Eiszapfen. Verzweifelt ruderte Geloë mit den Armen, aber rings um ihr Boot stieg das Meer in die Höhe und zerbarst. Mit einem Aufbrüllen und einem Schwall schwarzen Wassers, lebendig wie Blut, verschwanden Geloë, Leleth und das Boot unter den gefrorenen Wogen, hinabgezogen in die Finsternis.

Über den Damm kroch das Eis. Simon fuhr herum. Er war auf einmal ebenso weit vom Strand wie von der Insel entfernt, und beide Punkte schienen vor ihm davonzulaufen und ihn allein in der Mitte eines immer länger werdenden, steinernen Spießes zurückzulassen. Höher stieg das Eis, kletterte an seinen Stiefeln hinauf…

Ruckartig erwachte Simon. Er zitterte am ganzen Körper. Das Gehölz lag in mattem Dämmerlicht, ein eiskalter Wind bewegte die Bäume. Sein Mantel hatte sich in hoffnungslosem Gewirr um seine Knie geschlungen, der Oberkörper war entblößt.

Er zog den Mantel wieder über sich und legte sich hin. Miriamel neben ihm schlief noch. Ihr Mund stand ein wenig offen, das goldene Haar war zerzaust. Eine Woge von Sehnsucht überschwemmte und durchflutete ihn, begleitet von einem Gefühl der Scham. Sie war so wehrlos, hier draußen in der Wildnis, und er sollte ihr Beschützer sein – was für ein Ritter war er, daß er solche Gefühle hegte? Und doch sehnte er sich danach, sie an sich

zu ziehen, zu wärmen, auf ihren offenen Mund zu küssen und ihren Atem an seiner Wange zu spüren. Unbehaglich rollte er sich auf die andere Seite und wandte das Gesicht ab.

Die Pferde standen noch ruhig, wo sie sie angebunden hatten, das Sattelzeug hing über einem niedrigen Ast. Beim Anblick der Satteltaschen im trüben Morgenlicht empfand Simon eine gewisse hohle Traurigkeit. Gestern nacht war ihm alles als wildes Abenteuer erschienen – heute kam es ihm kindisch vor. Was immer Miriamel für Gründe haben mochte, es waren nicht die seinen. Er war vielen Freunden etwas schuldig – Prinz Josua, der ihn erhoben und zum Ritter geschlagen, Aditu, die ihm das Leben gerettet hatte, Binabik, der ihm ein unverdient guter Gefährte gewesen war. Und es gab noch andere, Menschen, die zu ihm aufsahen wie Jeremias. Aus der Laune eines Augenblicks heraus hatte er sie im Stich gelassen. Und wofür? Nur um sich Miriamel aufzudrängen, die ihren eigenen traurigen Zweck damit verfolgte, daß sie das Lager ihres Oheims verließ. Er war von den wenigen Leuten, denen etwas an ihm lag, fortgegangen, um sich an die Fersen eines Mädchens zu heften, das ihn gar nicht wollte. Er spähte nach seinem Pferd und wurde noch trauriger. Heimfinderin, ein hübscher Name, nicht wahr? Simon war schon wieder von etwas, das man *Heim* nennen konnte, weggelaufen, und diesmal hatte er keinen guten Grund dafür.

Seufzend setzte er sich auf. Jetzt war er hier, und daran ließ sich zumindest im Augenblick nichts ändern. Wenn Miriamel aufgewacht war, würde er noch einmal versuchen, sie zum Umkehren zu bewegen.

Simon wickelte sich in seinen Mantel und erhob sich. Er band die Pferde los, wartete eine Weile am Rand des Gehölzes und blickte sich vorsichtig um. Dann führte er die Tiere zum Fluß hinunter, damit sie trinken konnten. Hinterher band er sie an einem anderen Baum fest, von dem aus sie bequem die langen Triebe frisch emporgeschossenen Grases erreichen konnten. Während er zusah, wie Heimfinderin und Miriamels namenloser Gaul zufrieden ihr Morgenmahl einnahmen, wurde ihm zum ersten Mal seit seinem erschreckenden Traum leichter ums Herz.

Er sammelte dürres Holz von der Lichtung, wobei er nur Äste nahm, die trocken genug waren, um nicht zu qualmen, und schichtete ein kleines Feuer auf. Erfreut stellte er fest, daß er Feuerstein und Schlagstahl mitgenommen hatte, fragte sich jedoch, wann er zum ersten Mal feststellen würde, daß er bei seinem hastigen Aufbruch etwas vergessen hatte, das ebenso dringend benötigt wurde. Eine Weile blieb er am Feuer sitzen, wärmte sich

die Hände und betrachtete die schlafende Miriamel.

Etwas später, als er gerade die Satteltaschen nach etwas Eßbarem durchstöberte, begann die Prinzessin sich im Schlaf herumzuwälzen und zu rufen.

»Nein!« murmelte sie. »Nein! Ich will nicht…« Sie hob die Arme ein Stück, als wollte sie jemanden abwehren. Simon sah ihr einen Moment bestürzt zu, kniete dann an ihrer Seite nieder und nahm ihre Hand.

»Miriamel, Prinzessin, wacht auf! Ihr habt einen Alptraum!« Kraftlos versuchte sie sich loszureißen. Endlich schlug sie die Augen auf und starrte ihn an. Es war, als sähe sie jemand anderen, denn sie hob die freie Hand, als wollte sie sich vor ihm schützen. Dann erkannte sie Simon und ließ den Arm sinken. Ihre andere Hand lag noch immer in seinem festen Griff.

»Es war nur ein böser Traum.« Er drückte sanft ihre Finger und stellte überrascht und befriedigt fest, wieviel größer seine Hand war als ihre.

»Es ist schon in Ordnung«, sagte sie nach einer Weile unsicher, entzog ihm ihre Hand und richtete sich auf. Sie zog den Mantel eng um die Schultern und blickte sich so finster auf der Lichtung um, als sei das Tageslicht einer von Simons albernen Streichen. »Wie spät ist es eigentlich?«

»Die Sonne steht noch nicht über den Baumspitzen – von dort unten aus, meine ich. Ich war am Fluß.«

Sie antwortete nicht, sondern rappelte sich auf und verließ stolpernd das Gehölz. Simon zuckte die Achseln und setzte seine Suche nach Lebensmitteln für ihr Frühstück fort.

Als Miriamel nach kurzer Zeit zurückkam, hatte er einen Klumpen weichen Käse und ein rundes Brot gefunden. Das Brot hatte er aufgeschnitten und war dabei, es an einem Stock über dem kleinen Feuer zu rösten.

»Guten Morgen«, sagte Miriamel. Sie sah noch immer etwas zerzaust aus, hatte sich aber den Schmutz aus dem Gesicht gewaschen und machte einen beinahe vergnügten Eindruck. »Tut mir leid, daß ich vorhin so ungnädig war. Ich hatte einen … einen schrecklichen Traum.«

Simon sah sie teilnahmsvoll an, aber sie erzählte nicht mehr. »Hier ist etwas zu essen«, lud er sie ein.

»Und ein Feuer.« Sie setzte sich zu ihm und streckte die Hände aus. »Hoffentlich sieht man den Rauch nicht.«

»Nein. Ich bin ein Stück nach draußen gegangen und habe es geprüft.«

Er gab ihr das halbe Brot und ein Stück Käse. Miriamel aß gierig und lächelte ihn mit vollem Mund an. Nachdem sie geschluckt hatte, erklärte sie:

»Ich hatte wirklich Hunger. Gestern abend konnte ich vor lauter Aufregung nichts essen.«

»Hier ist noch mehr, wenn Ihr möchtet.«

Miriamel schüttelte den Kopf. »Wir müssen sparsam damit umgehen. Ich weiß nicht, wie lange wir unterwegs sein werden, und vielleicht finden wir nur schwer neuen Proviant.« Sie sah zu ihm auf. »Kannst du schießen? Ich habe einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen mitgebracht.« Sie deutete auf den gespannten Bogen, der neben ihrem Sattel hing.

Simon zog ein bedenkliches Gesicht. »Ich habe schon geschossen, aber ich bin kein Hans Mundwald. Wahrscheinlich könnte ich auf zwölf Schritte eine Kuh treffen … ungefähr.«

Miriamel kicherte. »Ich dachte an Kaninchen, Eichhörnchen oder Vögel. Viele Kühe werden hier wohl nicht auf uns warten.«

Simon nickte verständnisvoll. »Dann wollen wir lieber tun, was Ihr sagt, und die Lebensmittel sparen.«

Miriamel lehnte sich zurück und legte die Hände auf ihren Bauch. »Nun ja … wenn das Feuer schon einmal brennt…« Sie stand auf und ging zu ihren Satteltaschen, aus denen sie zwei Schalen und einen kleinen, verschnürten Beutel holte. Dann legte sie zwei kleine Steine zum Erhitzen in die Glut. »Ich habe ein bißchen Calamint-Tee mitgenommen.«

»Ihr tut doch kein Salz und keine Butter hinein, oder?« fragte Simon, dem die Qanuc und ihre merkwürdigen Zutaten einfielen.

»Bei Elysias Barmherzigkeit, nein!« Miriamel lachte. »Was ich mir wünschte, wären ein paar Löffel Honig.«

Während sie den Tee tranken – der Simon erheblich besser schmeckte als der Aka vom Mintahoq –, legte Miriamel ihre Pläne für den Tag dar. Sie wollte nicht vor Sonnenuntergang weiterreiten, aber sie konnten die Zeit für andere Dinge nutzen.

»Zum Beispiel kannst du mir beibringen, wie man ein Schwert führt.«

»Was?« Simon starrte sie an, als hätte sie ihn aufgefordert, sie das Fliegen zu lehren.

Miriamel warf ihm einen verächtlichen Blick zu und ging wieder zu ihrer Satteltasche. Von ganz unten brachte sie ein kurzes Schwert in einer geprägten Lederscheide zum Vorschein. »Ich habe es mir von Freosel machen lassen, bevor wir vom Sesuad'ra aufbrachen. Er hat ein Männerschwert verkleinert.« Ihr hochmütiger Blick wich einem schiefen, sonderbar selbstironischen Grinsen. »Ich habe ihm gesagt, daß ich es brauche, um

auf unserem Marsch nach Nabban meine Tugend zu verteidigen.« Sie sah Simon scharf an. »Darum zeig mir, wie es geht.«

»Ihr wollt, daß ich Euch zeige, wie man mit dem Schwert umgeht?« wiederholte Simon langsam.

»Natürlich. Und ich bringe dir dafür das Bogenschießen bei.« Sie hob ein wenig das Kinn. »Ich kann eine Kuh aus wesentlich größerer Entfernung als ein paar Schritten treffen – nicht, daß ich es je getan hätte«, fügte sie eilig hinzu. »Aber der alte Herr Fluiren hat es mich gelehrt, als ich noch ein kleines Mädchen war. Er fand es lustig.« Simon staunte. »Also werdet Ihr uns Eichhörnchen zum Abendessen schießen?«

Ihre Miene wurde kühl. »Ich habe den Bogen nicht zum Jagen mitgebracht, Simon, und das Schwert auch nicht. Vor uns liegen Gefahren. Eine junge Frau, die heutzutage eine Reise macht, wäre dumm, ohne Waffen aufzubrechen.«

Bei dieser gelassenen Feststellung überlief es Simon kalt. »Und doch wollt Ihr mir Euer Ziel nicht sagen.«

»Morgen früh. Aber jetzt komm, wir verschwenden unsere Zeit.« Sie nahm das Schwert, zog es aus der Scheide und ließ das Leder auf den feuchten Boden fallen. Ihre Augen waren hell und herausfordernd.

Simon sah sie eindringlich an. »Erstens geht man nicht so mit der Scheide um.« Er hob sie auf und reichte sie ihr. »Steckt die Klinge wieder hinein und schnallt den Schwertgurt um.«

Miriamel machte ein finsteres Gesicht. »Ich weiß, wie man einen Gürtel umschnallt.«

»Eins nach dem andern«, erwiderte Simon fest. »Wollt Ihr lernen oder nicht?«

Der Morgen verging, und mit ihm Simons Ärger darüber, daß er ein Mädchen im Schwertkampf unterrichten sollte. Miriamel war mit verbissenem Eifer bei der Sache. Sie stellte unzählige Fragen, von denen Simon viele nicht beantworten konnte, so sehr er sich auch den Kopf zerbrach und sich an alles zu erinnern versuchte, das Haestan, Sludig und Camaris ihm eingetrichtert hatten. Es fiel ihm schwer zuzugeben, daß er, ein Ritter, etwas nicht wußte. Aber nach ein paar kurzen, unerfreulichen Auseinandersetzungen schluckte er seinen Stolz hinunter und erklärte freimütig, keine Ahnung zu haben, warum ein Schwertgriff nur an zwei Seiten vorstand und nicht überall, und daß es eben so war. Mit dieser Antwort schien Miriamel zufriedener zu sein als mit seiner vorherigen Geheimnistuerei, und der Rest

der Schulung verlief schneller und angenehmer.

Für ihre Größe war Miriamel erstaunlich kräftig, worüber sich Simon freilich nicht mehr wunderte, als er sich überlegte, was sie in letzter Zeit alles durchgestanden hatte. Sie war auch schnell und besaß einen guten Gleichgewichtssinn, neigte allerdings dazu, sich zu weit vorzubeugen, eine Angewohnheit, die in einem wirklichen Kampf tödlich sein konnte; denn fast jeder Gegner würde sie an Körperlänge übertreffen und damit über größere Reichweite verfügen. Insgesamt war Simon beeindruckt. Er hatte das Gefühl, daß er ihr schon bald nichts Neues mehr bieten könnte und sie dann nur noch Übung und immer wieder Übung brauchte. Er war sogar recht froh, daß sie mit langen Stöcken und nicht mit Klingen fochten, denn sie hatte ihm im Lauf des Morgens schon ein paar böse Hiebe versetzt.

Nachdem sie eine lange Pause zum Wassertrinken und Ausruhen eingeschoben hatten, tauschten sie die Rollen. Miriamel zeigte Simon, wie man einen Bogen behandelt und vor allem darauf achtet, die Sehne warm und trocken zu halten. Simon lächelte über seine eigene Ungeduld. So wie Miriamel sich nur ungern seine Ausführungen über das Wesen des Schwertkampfes angehört hatte – größtenteils wortwörtlich von Camaris übernommen –, drängte es ihn jetzt, ihr zu zeigen, was er mit dem Bogen in der Hand fertigbrachte. Aber davon wollte sie nichts wissen, und so lernte er den Rest des Nachmittags das richtige Spannen. Als die Schatten länger wurden, waren Simons Finger rot und zerschunden. Wenn er wirklich schießen wollte, würde er sich Fingerleder besorgen müssen, wie Miriamel sie trug.

Sie nahmen eine Mahlzeit aus Brot, einer Zwiebel und wenig Dörrfleisch ein und sattelten dann die Pferde.

»Euer Pferd braucht einen Namen«, meinte Simon, als er Heimfinderins Bauchgurt anzog. »Camaris sagt, daß das Pferd wie ein Stück von einem selbst ist, zugleich aber ein Geschöpf Gottes.«

»Ich werde darüber nachdenken.«

Sie sahen sich ein letztes Mal auf dem Lagerplatz um, vergewisserten sich, daß sie keine Spuren hinterlassen hatten – die Asche des Feuers war vergraben, das niedergedrückte Gras mit einem langen Ast aufgerichtet –, und ritten hinaus in den schwindenden Tag.

»Es ist der alte Wald«, sagte Simon erfreut und spähte ins erste Morgenlicht. »Da drüben, die dunkle Linie.«

»Ich sehe sie.« Miriamel lenkte ihr Pferd von der Straße, genau nach

Norden. »Wir wollen so weit darauf zureiten, wie wir heute kommen, und nicht anhalten – ich breche zwar meine eigene Regel, nicht bei Tag zu reiten, aber ich werde mich sicherer fühlen, wenn wir erst dort sind.«

»Wollen wir denn nicht zurück zum Sesuad'ra?«

»Nein. Wir gehen in den Aldheorte – eine Zeit lang.«

»In den Wald? Warum?«

Miriamel sah starr geradeaus. Sie hatte die Kapuze zurückgeworfen. Ihr Haar leuchtete in der Sonne. »Weil mein Onkel vielleicht Leute hinter mir herschickt. Im Wald kann man uns nicht finden.«

Simon erinnerte sich nur allzu gut an seine Erlebnisse in dem großen Wald. Es waren nur sehr wenig erfreuliche darunter.

»Aber es dauert ewig, bis man ihn durchquert hat.«

»Wir werden uns nicht lange darin aufhalten. Nur bis wir sicher sind, daß man uns nicht entdeckt.«

Simon zuckte die Achsel. Er wußte immer noch nicht, wohin sie eigentlich wollte und was der Grund für ihr Fortgehen war, aber sie hatte sich offensichtlich etwas dabei gedacht.

Sie ritten weiter dem fernen Waldsaum zu.

Am späten Nachmittag erreichten sie die ersten Ausläufer des Aldheorte. Die Sonne stand schon tief am Horizont, und schräges Licht färbte die Grashügel.

Simon hatte angenommen, daß sie jetzt anhalten und sich am Waldrand, wo die Bäume weniger dicht standen, einen Lagerplatz suchen würden. Schließlich hatten sie seit dem Vorabend fast ständig im Sattel gesessen und nur gelegentlich ein kurzes Schläfchen am Wegrand eingelegt. Aber Miriamel war entschlossen, zuerst ein Stück ins Innere des Waldes vorzudringen, wo sie vor zufälliger Entdeckung sicher sein würden. So ritten sie durch die immer enger aneinanderlehnenden Bäume, bis das Reiten sinnlos wurde. Dann führten sie die Pferde eine weitere Viertelmeile am Zügel. Als die Prinzessin endlich eine Stelle fand, die ihr zusagte, lag der Wald im letzten Abendrotschein. Unter dem schweren Dach der Bäume ruhte eine Welt aus gedämpften Blautönen.

Simon beeilte sich, abzusteigen und ein Feuer zu entzünden. Als die Flammen fröhlich knisterten, schlugen sie ihr Lager auf. Miriamel hatte den Ort auch deshalb gewählt, weil in der Nähe ein kleiner Bach floß. Während sie ihre Mahlzeit zusammensuchte, führte er die Pferde zum Wasser und ließ sie trinken.

Obwohl er fast den ganzen Tag geritten war, fühlte Simon sich merkwürdig wach, als hätte er vergessen, was Schlaf bedeutete. Nach dem Essen saßen die beiden am Feuer und sprachen über alltägliche Dinge, wobei die Anregungen freilich mehr von Miriamel als von Simon ausgingen. Ihm ging anderes durch den Kopf, und er wunderte sich, wie sie so ernsthaft über das von Josua und Vara erwartete Kind sprechen konnte und Einzelheiten über die Schlacht mit Fengbald von ihm hören wollte, während noch so viele Fragen über ihre eigene Reise unbeantwortet waren. Endlich hatte er es satt und hob die Hand.

»Genug jetzt. Ihr habt versprochen, Ihr würdet mir sagen, wohin wir unterwegs sind, Miriamel.«

Bevor sie antwortete, blickte sie eine Weile in die Flammen. »Das ist wahr. Sicher war es nicht recht von mir, dich so weit mitzunehmen, ohne dich einzuweihen. Aber ich habe dich auch nicht gebeten, mich zu begleiten.«

Simon war verletzt, gab sich aber Mühe, es nicht zu zeigen. »Jedenfalls bin ich nun hier. Darum nennt mir endlich unser Ziel.«

Miriamel holte tief Atem und stieß ihn wieder aus. »Erkynland.«

Er nickte. »Ja, das habe ich mir gedacht. Es war nicht schwer, nachdem ich Euch im *Raed* zugehört hatte. Aber wohin in Erkynland? Und was haben wir dort vor?«

»Wir reiten zum Hochhorst.« Sie sah ihn gespannt an, als wollte sie seinen Widerspruch herausfordern.

Ädon erbarm dich, dachte Simon und sagte: »Um Hellnagel zu holen?« Obwohl der bloße Gedanke Wahnsinn war, hatte er durchaus seinen Reiz. Hatte Simon nicht – zugegeben mit Hilfe anderer – Dorn gefunden und für Josua sichergestellt? Wenn er nun auch Hellnagel brachte, würde er vielleicht … Er wagte die Worte nicht einmal zu denken, aber plötzlich stand ihm ein Bild vor Augen: Er, Simon, eine Art Ritter-der-Ritter, ein Mann, der sogar um Prinzessinnen werben konnte…

Energisch verdrängte er die Vorstellung. So etwas gab es nicht, jedenfalls nicht in Wirklichkeit. Außerdem würden er und Miriamel ohnehin von einem so tollkühnen Abenteuer nie zurückkommen.

»Um Hellnagel zu retten?« fragte er noch einmal.

Miriamels Blick war immer noch scharf. »Vielleicht.«

»Vielleicht? Was soll das heißen?«

»Ich habe gesagt, ich würde dir erklären, wohin wir reiten«, versetzte

sie. »Aber ich habe nicht gesagt, daß ich dir alles verraten würde, was in meinem Kopf vorgeht.«

Gereizt hob Simon einen Stock auf, zerbrach ihn und warf die Stücke ins Feuer. »Beim blutigen *Baum*, Miriamel«, knurrte er, »warum benehmt Ihr Euch so? Ihr nennt mich Euren Freund, aber Ihr behandelt mich wie ein Kind.«

»Ich behandle dich nicht wie ein Kind«, gab die Prinzessin hitzig zurück. »Du wolltest unbedingt mitkommen. Na gut. Aber mein Vorhaben ist meine eigene Angelegenheit, ob ich nun das Schwert aus der Burg holen will oder nur ein Paar versehentlich dort vergessener Schuhe.«

Obwohl Simon immer noch wütend war, mußte er laut auflachen.

»Wahrscheinlich sucht Ihr wirklich nur ein Paar Schuhe oder ein Kleid oder sonst etwas dieser Art. Das würde mir ganz recht geschehen – mitten im Krieg von der Erkynwache getötet zu werden, weil ich Schuhe stehlen will.«

Auch Miriamels Ärger hatte nachgelassen. »Vermutlich hast du in deiner Zeit auf dem Hochhorst oft genug etwas gemopst, ohne dich erwischen zu lassen. Es wäre also nur die gerechte Strafe.«

»Ich? Etwas gemopst?«

»Aus der Küche – ständig. Du hast es mir ja selber erzählt, obwohl ich es schon wußte. Und wer hat die Schaufel des Totengräbers gestohlen und in den Kampfhandschuh der Rüstung in der Kleinen Halle gesteckt, so daß es aussah, als sei der edle Ritter Sowieso im Begriff, eine Latrinengrube auszuheben?«

Überrascht, daß sie sich daran erinnerte, gab Simon ein leises, zufriedenes Glucksen von sich. »Jeremias war auch dabei.«

»Du meinst, du hast ihn dazu verleitet! Jeremias hätte ohne dich nie so etwas angestellt.«

»Woher wollt Ihr das wissen?«

Miriamel betrachtete ihn ärgerlich. »Ich habe es dir doch gesagt, Dummkopf. Wochenlang bin ich euch heimlich gefolgt.«

»Tatsächlich?« Simon war beeindruckt. »Und was habt Ihr noch von mir gesehen?«

»Meistens, wie du dich gedrückt und faul herumgesessen hast, wenn du arbeiten solltest«, erwiderte Miriamel bissig. »Kein Wunder, daß Rachel dir die Ohren blau kneifen mußte.«

Beleidigt setzte Simon sich gerade hin. »Wenn ich mich davongeschli-

chen habe, dann nur, um auch einmal ein bißchen Zeit für mich zu haben. Ihr habt ja keine Ahnung vom Leben im Dienstbotenflügel.«

Miriamel sah ihn an, und ihr Gesicht war auf einmal völlig ernst, sogar traurig. »Das stimmt. Aber du weißt auch nicht, wie mein Leben ausgesehen hat. Ich hatte auch nur selten die Möglichkeit, einmal etwas allein zu unternehmen.«

»Kann sein«, beharrte Simon. »Aber ich wette, in Eurem Flügel des Hochhorsts war das Essen besser.«

»Es war das gleiche Essen«, schoß sie sofort zurück. »Nur daß wir es mit sauberen Händen aßen.« Sie warf einen bedeutungsvollen Blick auf Simons von der Asche geschwärzte Finger.

Er lachte schallend. »Aha! Der Unterschied zwischen einer Prinzessin und einem Küchenjungen besteht in den sauberen Händen. Ich enttäusche Euch äußerst ungern, Miriamel, aber wenn ich den ganzen Tag bis an die Ellenbogen in der Spülschüssel gesteckt hatte, waren meine Hände immer ganz, ganz sauber.«

Sie musterte ihn spöttisch. »Das heißt also, daß es zwischen den beiden überhaupt keinen Unterschied gibt.«

»Ich weiß nicht.« Das Gespräch wurde Simon plötzlich unangenehm; es berührte empfindliche Stellen. »Ich weiß nicht, Miriamel.«

Sie spürte, daß sich etwas verändert hatte, und verstummte. Ringsum zirpten melodisch Insekten, und die schattendunklen Bäume neigten sich über sie, als wollten sie sie belauschen. Seltsam, wieder im Wald zu sein, dachte Simon. Er hatte sich an die weiten Fernen gewöhnt, die man vom Gipfel des Sesuad'ra sehen konnte, an die endlose Fläche des Hoch-Thrithings. Der Aldheorte kam ihm jetzt wie ein Gefängnis vor. Aber auch eine Burg konnte ein Gefängnis sein und war doch der beste Schutz gegen Feinde. Vielleicht hatte Miriamel recht, und der Wald war zumindest für eine Weile ihre beste Zuflucht.

»Ich gehe jetzt schlafen«, erklärte die Prinzessin unvermittelt. Sie stand auf und ging zu der Stelle, an der sie ihre Decken ausgerollt hatte.

Simon stellte fest, daß sie die seinigen auf die entgegengesetzte Seite des Lagerfeuers gelegt hatte.

»Wie Ihr wollt.« Er wußte nicht, ob sie schon wieder wütend auf ihn war. Vielleicht war ihr auch einfach der Gesprächsstoff ausgegangen. Das passierte ihm in ihrer Gegenwart auch manchmal, sobald die alltäglichen Dinge abgehandelt waren. Über die größeren Probleme zu reden, fiel ihnen beiden schwer, brachte sie in Verlegenheit und machte ihnen vielleicht

sogar angst.

»Ich bleibe noch ein bißchen hier sitzen.«

Miriamel wickelte sich in ihren Mantel und legte sich hin. Simon betrachtete sie durch die schimmernden Flammen. Von den Pferden kam ein sanftes, zufrieden klingendes Geräusch.

»Miriamel?«

»Hm?«

»Was ich in der Nacht, als wir losgeritten sind, zu Euch gesagt habe, das meinte ich auch so. Ich will Euer Beschützer sein, auch wenn Ihr mir nicht genau sagt, wovor ich Euch beschützen kann.«

»Ich weiß, Simon. Danke.«

Wieder trat Schweigen ein. Etwas später drangen leise Töne an Simons Ohr, ruhig und melodisch. Er zuckte zusammen, bevor er begriff, daß es Miriamel war, die sacht vor sich hinsummte.

»Was ist das für ein Lied?«

Sie bewegte sich und drehte sich zu ihm um. »Wie bitte?«

»Dieses Lied, das Ihr da summt?«

Sie lächelte. »Ich habe gar nicht gemerkt, daß ich summte. Es geht mir schon den ganzen Abend im Kopf herum. Meine Mutter hat es mir vorgesungen, als ich noch klein war. Ich glaube, es ist ein Lied aus Hernystir, das von meiner Großmutter stammt; aber die Worte sind in Westerling.«

Simon ging zu seinen Decken. »Wollt Ihr es mir vorsingen?«

Miriamel zögerte. »Ich weiß nicht recht. Ich bin müde und weiß auch vielleicht die Worte nicht mehr genau. Außerdem ist es ein trauriges Lied.«

Simon legte sich hin und deckte sich mit dem Mantel zu. Ihn schauderte auf einmal. Die Nacht begann kalt zu werden. Ein leichter Wind bewegte die Blätter. »Es macht nichts, wenn die Worte nicht richtig sind. Es wäre nur schön, ein Lied zu hören.«

»Also gut. Ich werde es versuchen.« Sie überlegte einen Augenblick und fing dann an zu singen. Ihre Stimme klang ein wenig rauh, aber lieblich. Obwohl sie nur leise sang, füllte die getragene Weise die dunkle Waldlichtung.

»*In Cathyn Dair ein Mädchen war,*
dort, wo das Meer dem Silber glich,
das schönste Mädchen weit und breit,
ich liebte sie, sie liebte mich.

Am Silbermeer der Wind weht kalt.
das Gras ist lang, die Steine alt.
Dort hält man Liebe feil für Geld,
verkauft sein Herz ganz unverstellt
und sagt: So geht es in der Welt,
die bitter ist und tränenschwer
und grausam kalt in Cathyn Dair.

Wir trafen uns im Herbstmondschein,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
im Silberkleid, mit goldnen Schuhn,
hat sie getanzt, gelacht für mich.

Als Wintereis das Dach bedeckt,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
da sangen wir am Feuer nachts.
Sie lächelte und küßte mich.

Am Silbermeer der Wind weht kalt,
das Gras ist lang, die Steine alt.
Dort hält man Liebe feil für Geld,
verkauft sein Herz ganz unverstellt
und sagt: So geht es in der Welt,
die bitter ist und tränenschwer
und grausam kalt in Gathin Dair.

Als Frühling in den Feldern träumt,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
stand sie in Mirchas Heiligtum
mit mir und schwor: Getreu bin ich.

Als Sommer auf den Hügeln brannt,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
da bot man uns zur Hochzeit auf.
Jedoch vergeblich harrte ich.

Am Silbermeer der Wind weht kalt,
das Gras ist lang, die Steine alt.
Dort hält man Liebe feil für Geld,
verkauft sein Herz ganz unverstellt
und sagt: So geht es in der Welt,
die bitter ist und tränenschwer
und grausam kalt in Cathyn Dair.

Und wieder schien der Mond im Herbst,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
da tanzte sie im Silberkleid
für einen andern, nicht für mich.

Doch als der neue Winter kam,
dort, wo das Meer dem Silber glich,
da ging ich fort aus Cathyn Dair,
und seiner Qualen lachte ich.

Am Silbermeer der Wind weht kalt,
das Gras ist lang, die Steine alt.
Dort hält man Liebe feil für Geld,
verkauft sein Herz ganz unverstellt
und sagt: So geht es in der Welt,
die bitter ist und tränenschwer
und grausam kalt in Cathyn Dair…«

»Das ist ein schönes Lied«, meinte Simon, als sie geendet hatte. »Ein trauriges Lied.« Die einprägsame Melodie wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen, und er verstand, warum Miriamel sie so unbewußt vor sich hingesummt hatte.

»Meine Mutter hat es mir oft vorgesungen, im Garten von Meremund. Sie sang überhaupt viel. Alle Leute sagen, sie hätte die schönste Stimme gehabt, die man je gehört hätte.«

Wieder herrschte eine Zeit lang Stille. In ihre Mäntel gewickelt, lagen die beiden da und hingen ihren eigenen Gedanken nach.

»Ich habe meine Mutter nie gesehen«, sagte Simon endlich. »Sie starb bei meiner Geburt. Ich habe meine beiden Eltern nicht gekannt.«

»Ich auch nicht.«

Bis Simon in seiner Zerstreuung auffiel, wie sonderbar diese Bemerkung war, hatte sich Miriamel schon umgedreht und dem Feuer – und Simon – den Rücken gekehrt. Er hätte sie gern gefragt, was sie damit meinte, spürte aber, daß sie nicht mehr reden wollte.

So sah er zu, wie das Feuer herunterbrannte und die letzten Funken nach oben ins Dunkel schwebten.

III

Fenster wie Augen

Die Widder standen so eng zusammen, daß man kaum hindurchkam. Binabik sang ein leises Lied, mit dem man Schafe beruhigt, während er sich einen Weg durch die wolligen Hindernisse suchte.

»Sisqi!« rief er. »Wo bist du? Ich muß mit dir sprechen.«

Sie saß mit untergeschlagenen Beinen am Boden und zog die Knoten am Geschirr ihres Widders an. Um sie herum waren mehrere andere Trolle und Trollinnen mit letzten Arbeiten beschäftigt, bevor das Heer des Prinzen seinen Marsch nach Nabban fortsetzte. »Hier bin ich, Binabik.«

Er sah sich um. »Können wir reden, wo es ruhiger ist?«

Sisqi nickte und legte das Geschirr hin. »Ja.«

Die beiden schlängelten sich durch die dichtgedrängte Widderherde und stiegen den kleinen Hügel hinauf. Dort setzten sie sich ins Gras. Unter ihnen regte sich geschäftig das Lager. Die Zelte waren schon am frühen Morgen abgebaut worden, und alles, was von der kleinen Stadt, die drei Tage dort gestanden hatte, noch übrigblieb, war eine formlose, wimmelnde Masse von Menschen, Trollen und Tieren.

»Du machst dir Sorgen«, begann Sisqi ohne weitere Einleitung. »Sag mir, was nicht in Ordnung ist, Liebster – auch wenn wir in den letzten Tagen soviel Unglück gesehen haben, daß es ausreicht, jeden von uns für lange Zeit traurig zu machen.«

Binabik nickte seufzend. »Allerdings. Geloës Verlust trifft mich hart, und nicht allein ihrer Weisheit wegen. Auch sie selbst fehlt mir, Sisqi. Wir werden ihresgleichen nicht wieder begegnen.«

»Aber das ist nicht alles«, forderte Sisqi ihn sanft zum Weiterreden auf. »Ich kenne dich, Bibiniqegabenik. Sind es Simon und die Prinzessin?«

»Ja – sie beunruhigen mich. Schau her, ich will dir etwas zeigen.« Er nahm die einzelnen Teile seines Wanderstabes auseinander. Ein langer, weißer Schaft mit blaugrauer Steinspitze glitt heraus.

»Das ist Simons Pfeil.« Sisqis Augen wurden groß. »Das Geschenk der Sithi. Hat er ihn zurückgelassen?«

»Nicht absichtlich, denke ich. Ich fand ihn in einem der Hemden stekken, die Gutrun Simon genäht hat. Er hat kaum mehr mitgenommen als die Kleider, die er am Leib trug, aber den Sack mit seinen größten Schätzen hat er nicht vergessen – mit Jirikis Spiegel, einem kleinen Stein von Haestans Grabhügel, ein paar anderen Sachen. Ich glaube, der Weiße Pfeil ist versehentlich hiergeblieben. Vielleicht hatte er ihn aus irgendeinem anderen Grund aus dem Sack herausgenommen und dann vergessen, ihn wieder hineinzutun.« Binabik hob den Pfeil in die Höhe, bis die Morgensonne darauf fiel und das Holz zum Glänzen brachte. »Er erinnert mich an … gewisse Dinge«, meinte er langsam. »Er ist das Unterpfand für Jirikis Schuld an Simon. Eine Schuld, die nicht geringer ist als das, was ich als Erbe meines Meisters Ookequk Doktor Morgenes schulde.«

In Sisqis Gesicht trat ein jäher Ausdruck von Angst, den sie sofort zu verbergen versuchte. »Was meinst du, Binabik?«

Der Troll sah traurig auf den Pfeil. »Ookequk versprach Morgenes seine Hilfe. Ich übernahm diesen Eid von ihm. Ich schwor, den Jungen Simon zu beschützen und dadurch Morgenes zu helfen, Sisqi.«

Sie ergriff seine Hand. »Das und noch viel mehr hast du getan, Binabik. Gewiß sollst du ihn nicht für den Rest deines Lebens Tag und Nacht bewachen.«

»Darum geht es nicht.« Vorsichtig schob er den Pfeil wieder in seinen Wanderstab. »Es gibt noch andere Dinge als meine Schuld, Sisqi. Sowohl Simon als auch Miriamel befinden sich schon deshalb in Gefahr, weil sie allein durch ein wildes Land reisen, mehr noch aber, wenn ihr Ziel das ist, was ich befürchte. Darüber hinaus aber gefährden sie auch uns andere.«

»Wieso?«

»Wenn man sie gefangennimmt, wird man sie schließlich vor Pryrates, König Elias' Ratgeber, bringen. Du kennst ihn nicht, Sisqi, aber ich kenne ihn, zumindest vom Hörensagen. Er ist mächtig und rücksichtslos im Gebrauch seiner Macht, und er ist grausam. Er wird alles aus ihnen herausbekommen, was sie über uns wissen, und Simon und Miriamel wissen eine Menge – über unsere Pläne, die Schwerter, über alles. Um dieses Wissen zu erlangen, wird Pryrates sie töten – beide, auf jeden Fall aber Simon.«

»Das heißt, du willst sie suchen?« fragte sie langsam.

Binabik senkte den Kopf. »Ich glaube, ich muß es tun.«

»Aber weshalb du? Josua hat ein ganzes Heer!«

»Dafür gibt es Gründe, Liebste. Begleite mich zu Josua, dann wirst du sie hören. Du solltest ohnehin an dieser Unterredung teilnehmen.«

Trotzig blickte sie ihn an. »Wenn du ihnen nachreitest, folge ich dir.«

»Und wer sorgt dann für die Sicherheit unseres Volkes in dieser Fremde?« Er deutete auf die Trolle unten im Tal. »Du sprichst jetzt wenigstens etwas Westerling. Wir können nicht beide gehen und unsere Qanucbrüder und -Schwestern taub und stumm zurücklassen.«

Sisqi stiegen die Tränen in die Augen. »Gibt es denn keine andere Lösung?«

»Ich weiß keine«, erwiderte Binabik zögernd. »Ich wünschte, es wäre anders.« Auch seine Augen waren feucht.

»Bei Chukkus Steinen!« fluchte sie. »Soll denn alles, was wir bisher erduldet haben, umsonst sein – nur, damit wir wieder getrennt werden?« Sie drückte ihm hart die Finger. »Warum bist du so dickköpfig und ehrenhaft, Binabik vom Mintahoq? Ich habe dich früher schon deshalb verflucht, doch nie so bitter wie jetzt.«

»Ich komme zu dir zurück. Ich schwöre es, Sisqinanamook. Was immer auch geschieht, ich kehre zurück zu dir.«

Sisqi beugte sich vor, preßte ihre Stirn an seine Brust und weinte. Binabik schlang die Arme um sie und hielt sie fest. Auch über seine Wangen rollten Tränen. »Wenn du nicht wiederkommst«, stöhnte sie, »dann sollst du nie mehr eine ruhige Minute haben, bis ans Ende der Zeit.«

»Ich werde zurückkommen«, wiederholte er und verstummte. So standen sie lange und hielten einander traurig umschlungen.

»Ich kann nicht sagen, daß mir der Gedanke gefällt, Binabik«, erklärte Prinz Josua. »Wir können nur schlecht auf Euren weisen Rat verzichten – vor allem jetzt nach Geloës Tod.« Der Prinz sah düster vor sich hin. »Ädon allein weiß, was für ein Schlag das für uns war. Der Gedanke daran macht mich ganz krank. Und wir haben nicht einmal einen Leichnam, an dem wir weinen können.«

»Und so hat sie es gewollt«, erwiderte Binabik sanft. »Doch, um von Eurer ersten Sorge zu sprechen, dünkt mich, daß wir auf Eure Nichte und Simon noch weit weniger verzichten können. Ich habe Euch meine Befürchtungen diesbezüglich ja mitgeteilt.«

»Mag sein. Aber wie wollen wir nun herausfinden, worin der Nutzen der Schwerter liegt? Es gibt noch so viel zu lernen.«

»Wenig Hilfe habe ich noch für Strangyeard und Tiamak«, versetzte der kleine Mann. »Fast alle von Ookequks Schriftrollen übertrug ich in Westerling. Nur wenige sind noch übrig, und Sisqi kann Unterstützung geben.« Er wies auf seine Verlobte, die stumm und mit geröteten Augen neben ihm saß. »Und dann, auch das muß ich mit Bedauern kundtun, wenn jene Aufgabe beendet ist, wird sie die anderen Qanuc nehmen und mit ihnen zu unserem Volk zurückkehren.«

Josua schaute auf Sisqi. »Ein weiterer großer Verlust.« Sie neigte den Kopf.

»Aber Ihr seid nun viele«, meinte Binabik. »Auch unser Volk leidet, und man braucht die Hirten und Jägerinnen am Blauschlammsee.«

»Natürlich«, antwortete der Prinz. »Wir werden immer dankbar sein, daß Euer Volk uns in der Not zu Hilfe kam. Wir werden es nie vergessen, Sisqi und Binabik.« Sein Gesicht wurde traurig. »Ihr seid wirklich entschlossen, den beiden zu folgen?«

Der Troll nickte. »Es gibt viele Gründe dafür, daß mir dieser Weg der beste zu sein scheint. Auch ist es meine Furcht, daß Miriamel hofft, das Schwert Hellnagel zu gewinnen – vielleicht weil sie glaubt, mit seiner Hilfe den Krieg zu einem schnellen Abschluß bringen zu können. Das macht mir angst, denn wenn Graf Eolairs Erzählung der Wahrheit entspricht, so haben die Unterirdischen den Dienern des Sturmkönigs bereits offenbart, daß das Schwert im Grab Eures Vaters *Minneyar* ist.«

»Und das bedeutet wahrscheinlich das Ende unserer Hoffnungen, so oder so«, bemerkte Josua finster. »Denn warum sollte Elias, wenn er es weiß, das Schwert an seinem Ort liegen lassen?«

»Was der Sturmkönig weiß und was Euer Bruder weiß, sind vielleicht zweierlei Wissen«, antwortete Binabik. »Es ist keine noch nie gehörte Merkwürdigkeit, daß Verbündete Dinge voreinander verhehlen. Vielleicht ist dem Sturmkönig auch nicht bekannt, daß *wir* etwas davon wissen.« Er lächelte ein gelbes Lächeln. »Eine Angelegenheit von höchster Verwicklung, nicht wahr? Doch nach der Geschichte, die der alte Strupp so oft erzählt hat – wie Euer Bruder sich verhielt, als Strupp ihm das Schwert geben wollte –, ist es möglich, daß jene, die von Sturmspitze besudelt sind, Hellnagels Nähe nicht ertragen.«

»Das wage ich nicht zu hoffen«, sagte Josua. »Isgrimnur, was haltet Ihr von der Sache?«

Der Herzog bewegte sich unruhig auf seinem niedrigen Hocker. »Welcher? Von den Schwertern oder davon, daß der Troll Miriamel und dem

Jungen nachreiten will?«

»Von beiden.« Josua machte eine müde Gebärde.

»Zu den Schwertern kann ich nicht viel sagen, obwohl mir Binabiks Worte in gewisser Weise einleuchten. Und das andere…« Isgrimnur zuckte die Achseln. »Jemand sollte gehen, soviel ist klar. Ich habe sie einmal zurückgeholt, darum kann ich es auch ein zweites Mal tun, wenn Ihr das wollt, Josua.«

»Nein.« Der Prinz schüttelte energisch den Kopf. »Euch brauche ich hier. Und ich möchte Euch auch nicht meiner störrischen Nichte wegen schon wieder von Gutrun trennen. Binabik – wie viele Männer wollt Ihr mitnehmen?«

»Keinen, Prinz Josua.«

»Keinen?« fragte der Prinz verblüfft. »Was soll das? Es ist doch gewiß besser, wenigstens ein paar verläßliche Leute bei sich zu haben? Denkt an Eure Fahrt zum Urmsheim!«

Binabik schüttelte den Kopf. »Was ich denke, ist, daß Miriamel und Simon sich vor mir nicht verstecken werden, mit Gewißheit aber vor berittenen Soldaten, die sie verfolgen. Außerdem können Qantaqa und ich an Orte gelangen, zu denen selbst Reiter von großer Geschicklichkeit wie Hotvigs Thrithing-Männer nicht vordringen. Auch kann ich mich geräuschloser bewegen. Nein, es ist besser, wenn ich allein reite.«

»Es gefällt mir nicht«, beharrte Josua, »und ich sehe auch, daß Eure Sisqi ebenfalls nicht glücklich darüber ist. Aber ich will es mir überlegen. Vielleicht wäre es wirklich das beste – mich quält eine Furcht vor dem, was geschehen könnte, wenn Miriamel und Simon in die Hände meines Bruders fallen, die mehr ist als nur die liebevolle Sorge eines Oheims. Kein Zweifel, wir müssen etwas unternehmen.« Er rieb sich die Schläfen. »Laßt mir Zeit zum Nachdenken.«

»Sicherlich, Prinz Josua.« Binabik stand auf. »Doch Vergeßt nicht, daß selbst Qantaqas wunderbare Nase eine Spur, die zu lange am Boden liegt, nicht mehr verfolgen kann.« Er verbeugte sich, Sisqi ebenso, und die beiden verließen das Zelt.

»Er ist klein – sie sind beide klein«, sagte Josua sinnend. »Und doch wünschte ich nicht nur, die Trolle blieben bei uns, ich wäre auch glücklich, wenn ich noch tausend andere wie sie hätte.«

»Ein tapferer Kerl ist er, dieser Binabik, kein Zweifel«, bestätigte Isgrimnur. »Kommt mir manchmal vor, als wäre uns außer Tapferkeit nichts geblieben.«

Eolair beobachtete schon eine ganze Zeit die Fliege, die den Kopf seines Pferdes umsummte. Das Tier zuckte nur gelegentlich mit den Ohren, schien sich aber sonst nicht gestört zu fühlen. Trotzdem konnte Eolair den Blick nicht von der Fliege wenden. Es gab auch sonst nicht viel zu sehen in diesem westlichsten Teil von Hernystir, am Rande der Frostmark, und die Fliege erinnerte ihn an etwas, das ihm nicht recht einfallen wollte, ihm aber auch nicht aus dem Kopf ging. Der Graf von Nad Mullach starrte auf den kleinen schwarzen Fleck und begriff dann endlich, was ihm daran bedeutsam vorkam.

Das ist die erste Fliege seit langem – ich glaube, die erste, seit dieser Winter über uns hereinbrach. Es muß wärmer geworden sein.

Dieser so alltägliche Gedanke ließ eine Fülle anderer, weniger banaler Überlegungen in ihm aufsteigen.

Ist es möglich, daß sich das Blatt gewendet hat? Haben Josua und seine Anhänger etwas erreicht, das die Macht des Sturmkönigs schwächt und den Zauberwinter zurückdrängt?

Er drehte sich nach der kleinen, zerlumpten Hernystiri-Schar um, die hinter ihm ritt, und dann wieder nach dem großen Heer der Sithi, das ihnen mit seinen leuchtendbunten Bannern und Rüstungen voranzog.

Kann die Tatsache, daß Jirikis Volk sich dem Krieg angeschlossen hat, das Gleichgewicht zu unseren Gunsten verschoben haben? Oder lege ich einem winzigen Zeichen eine viel zu große Bedeutung bei?

Er lachte in sich hinein, aber es war ein grimmiges Lachen. Das vergangene Jahr und seine Schrecknisse schienen ihn so von Zeichen und Wundern abhängig gemacht zu haben wie seine Ahnen in den Tagen Herns.

In den letzten Tagen hatte Eolair ungewöhnlich oft an seine Ahnen gedacht. Das Heer der Sithi und Menschen hatte auf seinem Zug nach Naglimund erst kürzlich in Eolairs Burg Nad Mullach am Baraillean-Fluß gerastet. In den zwei Tagen dieses Aufenthalts hatte der Graf sechzig weitere Männer aus der Umgebung gefunden, die bereit waren, sich den Kriegern anzuschließen – die meisten, so vermutete Eolair, eher des Wunders wegen, mit den sagenhaften *Friedlichen* reiten zu dürfen, als aus Pflichtgefühl oder Rachedurst. Die jungen Männer, die mitkommen wollten, hatten größtenteils im gerade erst beendeten Krieg ihre Familien verloren, sei es durch Tod, sei es durch Vertreibung. Wer noch Land oder Angehörige zu beschützen hatte, trug kein Verlangen danach, von neuem in den Kampf zu ziehen, so edel oder für die Allgemeinheit wichtig die Sache auch sein

mochte; und Eolair konnte es ihnen auch nicht befehlen, denn dieses Recht stand den Grundherren bereits seit König Tethtains Zeiten nicht mehr zu.

Nad Mullach war insgesamt weniger übel mitgespielt worden als Hernysadharc. Trotzdem hatte es während der Eroberung durch Skali stark gelitten. In der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, hatte Eolair die wenigen seiner Dienstleute zusammengerufen, die am Ort geblieben waren, und sein Bestes getan, wieder geregelte Verhältnisse einkehren zu lassen. Wenn es ihm je beschieden sein sollte, aus diesem verrückten Krieg, der jeden Tag verrückter wurde, wieder nach Hause zu kommen, hatte er nur noch diesen einen Wunsch: so schnell wie möglich jede Verantwortung abzulegen und in seinem geliebten Nad Mullach zu bleiben.

Seine Lehnsleute hatten dem kleinen Teil von Skalis Heer, das er zurückließ, um sie zu belagern, lange Widerstand geleistet. Aber als die in den Mauern der Burg Eingeschlossenen zu verhungern begannen, hatte Eolairs Base und Burgvögtin Gwynna, eine strenge, tüchtige Frau, den Rimmersmännern die Tore geöffnet. Viele von den schönen Dingen, die sich seit einer Zeit, die nicht lange nach Sinnachs Bündnis mit dem Erlkönig lag, im Besitz von Eolairs Familie befunden hatten, waren zerstört oder geraubt, und auch vieles, das Eolair selbst von seinen Reisen durch Osten Ard mitgebracht hatte, war verloren. Immerhin, tröstete er sich, die Mauern standen noch, die Felder unter ihrer Schneedecke waren noch fruchtbar, und nach wie vor rauschte, ohne sich um Krieg und Winter zu kümmern, der breite Baraillean auf seinem Weg nach Abaingeat und zum Meer an Nad Mullach vorüber.

Der Graf hatte Gwynna für ihre Entscheidung gelobt und ihr versichert, daß er an ihrer Stelle nicht anders gehandelt hätte. Das tröstete sie, für die der Anblick von Skalis landfremden Truppen in ihrem großen Haus das Bitterste bedeutete, das sie sich vorstellen konnte, jedoch nur wenig.

Vielleicht, weil ihr Anführer im fernen Hernysadharc saß, vielleicht auch, weil sie nicht zu Skalis eigenem Stamm, den grausamen Kaldskrykern, gehörten, hatten sich die Fremden mit ihrer Besatzung weniger verhaßt gemacht als die Eroberer in anderen Gebieten von Hernystir. Zwar hatten auch sie die besiegten Gefangenen schlecht behandelt, hatten nach Herzenslust geplündert und Gegenstände zerschlagen, aber sie hatten sich nicht durch Vergewaltigung, Folter und sinnloses Morden zerstreut, die das Erkennungszeichen von Skalis Hauptheer auf seinem Zug nach Hernysadharc gewesen waren.

Doch obwohl die Schäden am Sitz seiner Vorfahren vergleichsweise er-

träglich waren, erfüllte Eolair, als er Nad Mullach wieder verließ, ein tiefes Gefühl von Demütigung und Scham. Seine Ahnen hatten die Burg erbaut, um von dort aus über ihren Teil des Flußtals zu wachen. Jetzt hatte man ihre Feste angegriffen und bezwungen, und der augenblickliche Graf war nicht einmal zu Hause gewesen. Seine Diener und Verwandten hatten sich allein durchschlagen müssen.

Ich habe meinem König gedient, dachte Eolair. *Was hätte ich anders tun sollen?*

Niemand antwortete ihm, aber das machte es ihm nicht leichter, die Erinnerung an geborstene Steine, verkohlte Wandteppiche und verängstigte, hohläugige Menschen zu ertragen. Selbst wenn Krieg und Geisterwinter schon morgen plötzlich ein Ende fänden – das Unglück war geschehen.

»Möchtet Ihr noch etwas essen, Herrin?« fragte Eolair.

Er konnte den Gedanken nicht unterdrücken, was Maegwin in ihrem Wahn wohl von der recht armseligen Verpflegung hielt, die ihnen auf der Reise nach Naglimund zur Verfügung stand. Natürlich durfte man in einem so vom Krieg verwüsteten Land nicht mehr erwarten, aber der Graf war neugierig, ob man hartes Brot und lederartige Zwiebeln als der Götter würdige Speise ansehen konnte.

»Nein, Eolair, vielen Dank.« Maegwin schüttelte mit mildem Lächeln den Kopf. »Selbst in einem Reich unendlicher Wonne muß man gelegentlich von dieser Wonne ausruhen.«

Unendlicher Wonne! Der Graf mußte unwillkürlich zurücklächeln. Vielleicht war es gar nicht so schlecht, verrückt zu sein wie Maegwin – zumindest bei den Mahlzeiten.

Gleich darauf schalt er sich wegen des boshaften Gedankens. *Sieh sie an – sie ist wie ein Kind. Sie kann nichts dafür – vielleicht ist ja doch Skalis Hieb an allem schuld. Auch wenn er sie nicht getötet hat, wie sie glaubt, kann er ihr den Verstand getrübt haben.*

Er sah zu, wie sie mit sichtlichem Vergnügen den Sonnenuntergang betrachtete. Es war, als leuchte ihr Gesicht.

Wie nennen sie diese Menschen doch in Nabban? ›Heilige Narren.‹ So wirkt sie – wie jemand, der nicht mehr von dieser Welt ist.

»Der Himmel des Himmels ist schöner, als ich ihn mir hätte ausmalen können«, bemerkte Maegwin träumerisch. »Manchmal frage ich mich, ob es unser eigener Himmel ist und wir ihn jetzt nur von der anderen Seite sehen.«

Und sogar wenn es eine Heilung gäbe, fiel Eolair plötzlich ein, *was für ein Recht hätte ich, ihr das alles zu nehmen?* Der Gedanke war ein Schock, als hätte ihm jemand eiskaltes Wasser ins Gesicht geschüttet. *Sie ist glücklich, zum ersten Mal, seit ihr Vater in den Krieg zog und den Tod fand. Sie ißt, sie schläft, sie redet mit mir und anderen … selbst wenn das meiste davon ganz unsinnig ist. Wie könnte es ihr besser gehen, wenn sie wieder zur Vernunft käme – in dieser furchtbaren Zeit?*

Natürlich gab es auf diese Frage keine Antwort. Eolair holte tief Atem und versuchte die Müdigkeit abzuschütteln, die ihn jedesmal überfiel, wenn er mit Maegwin zusammen war. Er stand auf, ging zu einer Stelle, an der Schnee schmolz, wusch seinen Napf aus und kehrte dann zu dem Baum zurück, an dem Maegwin saß. Sie blickte über die wogenden Felder aus Gras und grauem Schnee hinüber zum rötlichen Westhimmel.

»Ich gehe jetzt zu Jiriki«, sagte der Graf. »Werdet Ihr Euch hier Wohlbefinden?«

Sie nickte. Ein kleines Lächeln umspielte ihre Lippen. »Gewiß, Graf.«

Er neigte das Haupt und verließ sie.

Die Sithi hatten rings um Likimeyas Feuer auf der Erde Platz genommen. Eolair blieb ein Stück entfernt stehen und bewunderte das fremdartige Schauspiel. Obwohl fast ein Dutzend der Schönen im großen Kreis versammelt waren, sprach niemand. Sie blickten einander nur an, und es war, als führten sie eine wortlose Unterredung. Nicht zum ersten Mal spürte der Graf von Nad Mullach, daß sich ihm in abergläubischem Staunen die Nakkenhaare sträubten. Was für seltsame Verbündete!

Likimeya trug noch immer ihre Aschenmaske. Schwere Regengüsse waren am Vortag über das dahinziehende Heer niedergegangen, aber sie schienen ihre eigentümliche Gesichtsbemalung nicht beeinträchtigt zu haben, so daß dem Grafen der Verdacht kam, die Fürstin erneuere sie täglich. Likimeya gegenüber saß eine hochgewachsene Sitha mit schmalem Gesicht. Sie war dünn wie ein Priesterstab und hatte das helle, himmelblaue Haar auf dem Scheitel geschürzt wie einen Vogelschopf. Nur weil Jiriki es ihm erzählt hatte, wußte Eolair, daß diese strengblickende Frau, Zinjadu, sogar noch älter war als Likimeya.

Am Feuer hatten sich auch Jirikis rothaariger, stets grüngewandeter Onkel Khendraja'aro und Chekai'so Bernsteinlocken niedergelassen. Das struppige Haar und die ungewöhnlich offenen Züge des letzteren, den Eolair sogar schon lächeln und lachen gesehen hatte, ließen ihn fast mensch-

lich erscheinen. Rechts und links von Jiriki hockten Yizashi, dessen langer grauer Hexenholzspeer mit sonnengoldenen Bändern umwunden war, und Kuroyi, der alle anderen im ganzen Heer überragte, ob Sitha oder Mann, und ein so blasses und kaltes Gesicht hatte, daß er ohne die kohlschwarzen Haare ein Norne hätte sein können. Die anderen, drei Frauen und zwei Männer, hatte Eolair zwar schon gesehen, kannte jedoch ihre Namen nicht.

Eine Weile stand er so da, fühlte sich unbehaglich und wußte nicht recht, ob er bleiben oder gehen sollte. Endlich schaute Jiriki auf. »Graf Eolair! Wir denken gerade über Naglimund nach.«

Eolair nickte und beugte den Kopf vor Likimeya, die als Erwiderung kurz das Kinn senkte. Von den anderen Sithi schenkte ihm keiner mehr als nur einen kurzen Raubtierblick. »Wir müssen bald dort sein«, sagte der Graf.

»In wenigen Tagen«, stimmte Jiriki zu. »Aber wir Zida'ya sind nicht gewöhnt, gegen eine von Feinden besetzte Burg zu kämpfen – ich glaube, seit jenen letzten furchtbaren Tagen damals in Venyha Do'Sae haben wir es nicht mehr getan. Sind unter Euren Männern einige, die Josuas Feste kennen und Erfahrung in solchen Kämpfen haben? Wir haben viele Fragen.«

»In Belagerungskriegen?« Eolairs Stimme klang unsicher. Er hatte angenommen, die so erschreckend tüchtigen Sithi seien längst auch auf diesen Fall vorbereitet. »Nun … ein paar von meinen Leuten haben als Söldner auf den südlichen Inseln und in den Seenlandkriegen gedient, aber es sind nicht viele. Hernystir selbst befand sich zu Lebzeiten fast aller von uns im Frieden. Und was Naglimund betrifft … ich vermute, von allen noch lebenden Hernystiri kenne ich es wohl am besten. Ich habe viel Zeit dort verbracht.«

»Kommt und setzt Euch zu uns.« Jiriki deutete auf einen freien Platz neben Chekai'so. Als Eolair sich niederließ, sagte der schwarzhaarige Kuroyi etwas in der singenden Sithisprache, und Jiriki zeigte die Andeutung eines Lächelns. »Kuroyi meint, die Nornen würden gewiß herauskommen und sich uns vor den Mauern zum Kampf stellen. Er glaubt, daß sich die Hike-da'ya niemals hinter von Menschen errichteten Mauern verstecken werden, wenn die Zida'ya kommen, um endlich eine Entscheidung über allen Hader herbeizuführen.«

»Ich weiß nichts über die … über die, die Ihr Nornen nennt«, erwiderte Eolair vorsichtig. »Aber wenn ihnen ihr Ziel so tödlich ernst ist, wie es den Anschein hat, kann ich mir nicht vorstellen, daß sie auf den Vorteil einer

Feste wie Naglimund verzichten sollten.«

»Und ich glaube, daß Ihr recht habt«, erklärte Jiriki. »Aber viele der Unseren sind davon nur schwer zu überzeugen. Für die meisten ist es schon schwer genug, zu begreifen, daß wir gegen die Hikeda'ya in den Krieg ziehen, ganz zu schweigen davon, daß sie sich in einer Festung verschanzen und Steine auf uns herunterwerfen könnten wie ein Menschenheer.« Er sagte etwas in der Sithisprache zu Kuroyi, der kurz Antwort gab und dann verstummte. Seine Augen waren kalt wie Bronzescheiben. Dann wandte Jiriki sich an die anderen.

»Es ist unhöflich von uns, in einer Sprache zu sprechen, die Graf Eolair nicht versteht. Wenn jemand unter Euch Schwierigkeiten hat, sich in Hernystiri oder Westerling auszudrücken, bin ich gern bereit, dem Grafen Eure Worte zu übersetzen.«

»Menschensprache und Menschenkriegführung. Wir müssen alle dazulernen«, mischte sich Likimeya überraschend ein. »Wir leben in einer neuen Zeit. Wenn es die Regeln der Sterblichen sind, nach denen die Welt sich jetzt dreht, dann müssen wir diese Regeln lernen.«

»Oder entscheiden, ob wir überhaupt in einer solchen Welt existieren können.« Zinjadus Stimme war tief, aber seltsam tonlos, als hätte sie Westerling gelernt, ohne es je gesprochen zu hören. »Vielleicht sollten wir den Hikeda'ya diese Welt der Sterblichen, die sie anscheinend begehren, einfach überlassen.«

»Die Hikeda'ya würden die Sterblichen noch unbedenklicher ausrotten als uns«, versetzte Jiriki gelassen.

»Eine Sache ist es«, ergriff nun Yizashi Grauspeer das Wort, »eine alte Schuld zu begleichen, wie wir es gerade in M'yin Azoshai getan haben. Dort waren es Sterbliche, die wir vernichteten, und sie waren Abkömmlinge der Schiff-Männer von Fingil dem Blutigen. Etwas ganz anderes ist es, mit anderen Gartengeborenen Krieg zu führen, um Sterblichen zu helfen, denen wir nichts schulden und die sogar zu denen gehören, die uns noch verfolgten, als Asu'a schon lange verloren war. Der Vater dieses Josua war unser Feind.«

»Soll denn der Haß nie enden?« erwiderte Jiriki überraschend hitzig. »Kurz ist das Leben der Menschen! Die Sterblichen von heute sind nicht jene, die Krieg gegen unser versprengtes Volk führten.«

»Ja, kurzlebig sind die Sterblichen«, gab Yizashi leidenschaftslos zurück. »Aber ihr Haß sitzt tief, und die Eltern vererben ihn ihren Kindern.«

Eolair fühlte sich allmählich äußerst unwohl, hielt jedoch den Augen-

blick, selbst das Wort zu ergreifen, noch nicht für gekommen. Er lauschte schweigend.

»Vielleicht Vergeßt Ihr auch, edler Yizashi«, fuhr Jiriki fort, »daß es die Hikeda'ya selbst waren, die uns diesen Krieg aufzwangen. Sie waren es, die unser heiliges Yásira überfielen, und es war in Wahrheit Utuk'kus Hand, nicht die ihres sterblichen Werkzeugs, die den Dolch führte, der Erste Großmutter ermordete.«

Yizashi antwortete nicht.

»Alle diese Worte sind sinnlos«, erklärte jetzt Likimeya. Eolair konnte nicht übersehen, wie die Tiefen ihrer Augen das Licht zurückwarfen, orangerot glühend wie der Blick eines Wolfs im Fackelschein. »Yizashi, ich habe Euch und diese anderen hier, das Haus der Betrachtung, das Haus der Sammlung und alle Häuser, zusammengerufen, damit Ihr Eure Schuld an den Hain bezahlt. Ihr wart einverstanden. Wir haben diesen Weg beschritten, weil wir Utuk'ku Seyt-Hamakhas Pläne vereiteln müssen, nicht nur, um eine alte Schuld zu begleichen oder den Mord an Amerasu zu rächen.«

»Die Sterblichen, so hörte ich, haben ein Sprichwort«, begann der schwarzhaarige Kuroyi wieder. Seine Stimme hatte etwas Gemessenes, Unheimliches, aber Melodisches, und sein Hernystiri klang übergenau. »*Der Feind meines Feindes ist mein Freund … wenigstens für eine kurze Zeit.* Silbermaske und ihre Sippe haben eine Sorte Sterblicher zu ihren Verbündeten erkoren, darum wählen wir deren Feinde zu den unseren. Utuk'ku und ihre Diener haben auch den Vertrag vom Sesuad'ra gebrochen. Ich empfinde es nicht als Schande, an der Seite von Sudhoda'ya zu fechten, bis dieser Streit entschieden ist.« Wie um Fragen abzuwehren, hob er die Hand, aber im Kreis herrschte tiefe Stille. »Niemand hat verlangt, daß ich diese sterblichen Bundesgenossen lieben muß – ich tue es nicht und bin überzeugt, daß es dabei auch bleiben wird, ganz gleich, was geschieht. Wenn ich diese Zeit, die vor uns liegt, überlebe, werde ich in mein hohes Haus im verborgenen Anvi'janya zurückkehren, denn ich bin der Gesellschaft anderer, seien sie Menschen oder Gartengeborene, schon lange müde. Bis dahin aber werde ich halten, was ich Likimeya versprochen habe.«

Als er geendet hatte, entstand eine lange Pause. Wieder saßen die Sithi schweigend da, aber Eolair hatte das Gefühl, daß eine Entscheidung in der Luft lag, eine Spannung, die nach Lösung verlangte. Als die Stille so lange gewährt hatte, daß er sich von neuem fragte, ob er nicht besser gehen sollte, hob Likimeya die Hände und streckte sie flach vor sich aus.

»So«, erklärte sie. »Nun müssen wir uns mit diesem Naglimund beschäf-

tigen. Wir müssen uns überlegen, was wir tun wollen, wenn sich die Hikeda'ya nicht außerhalb der Feste zum Kampf stellen.«

Und die Sithi begannen über die bevorstehende Belagerung zu beraten, als hätte es niemals eine Auseinandersetzung darüber gegeben, ob es ehrenhaft sei, mit Sterblichen zusammen zu kämpfen. Ihre Höflichkeit verwirrte Eolair, beeindruckte ihn aber auch. Jeder durfte reden, solange er wollte, ohne daß man ihn unterbrach. Alle Gegensätze, die vorher bestanden hatten – und obwohl Eolair die Unsterblichen schwer zu durchschauen fand, war er völlig sicher, daß es ernsthafte Meinungsverschiedenheiten gegeben hatte –, schienen verschwunden. Die Debatte über Naglimund war zwar lebhaft, aber friedlich und scheinbar frei von jedem Groll.

Vielleicht, dachte Eolair, *lernt man, sich an solche Regeln zu halten, wenn man so lange lebt – lernt, daß man sich an Regeln halten muß. Schließlich ist die Ewigkeit eine lange Zeit zum Grollen.*

Einigermaßen erleichtert, begann er sich am Gespräch zu beteiligen – zuerst zögernd, als er aber merkte, daß man seine Meinung achtete, sprach er offen und sicher über Naglimund, einen Ort, den er fast so gut kannte wie den Taig in Hernysadharc. Er war viele Male dort gewesen, denn er hatte oft festgestellt, daß er auf dem Umweg über Josuas Ohr leichter Anliegen am Hof von dessen Vater, König Johan Presbyter, vorbringen konnte. Der Prinz gehörte zu den wenigen Menschen, die der Graf von Nad Mullach kannte, die sich eine Idee um ihrer selbst willen anhörten und sie, wenn sie sie gut fanden, unterstützten, ohne sich zunächst einmal auszurechnen, ob sie selbst einen Vorteil davon hätten.

Lange berieten die Sithi. Das Feuer brannte zur Glut herunter. Aus ihrem Mantel zog Likimeya eine der Kristallkugeln und legte sie vor sich auf die Erde, wo der Ball langsam zu leuchten begann und den ganzen Kreis mit seinem kühlen Mondlicht übergoß.

Auf dem Rückweg vom Rat der Sithi traf Eolair Isorn.

»Ho, Graf!« grüßte der junge Rimmersmann. »Geht Ihr spazieren? Ich habe einen Weinschlauch – vermutlich aus Eurem eigenen Keller in Nad Mullach. Kommt mit, wir wollen Ule suchen und uns den Inhalt teilen.«

»Gern. Ich habe einen merkwürdigen Abend hinter mir. Unsere Verbündeten … Isorn, sie gleichen nichts und niemandem, was ich bisher gesehen habe.«

»Sie sind die *Alten* und außerdem Heiden«, antwortete Isorn fröhlich und lachte. »Verzeiht mir, Graf. Ich vergesse manchmal, daß auch die Her-

nystiri…«

»Heiden sind?« Eolair lächelte leicht. »Ich fühle mich nicht gekränkt. In meiner langen Zeit an ädonitischen Höfen habe ich mich daran gewöhnt, anders zu sein als die anderen – ein Außenseiter. Aber noch nie habe ich mich so als Außenstehender gefühlt wie heute abend.«

»Mag sein, daß die Sithi anders sind als wir, Eolair, aber sie sind kühn wie Falken.«

»Ja, und klug wie Schlangen. Ich habe nicht alles verstanden, was heute besprochen wurde, aber ich glaube, keiner von uns hat je eine Schlacht gesehen, wie sie in Naglimund stattfinden wird.«

Isorn hob neugierig die Brauen. »Dann sollten wir uns die Einzelheiten aufheben, bis wir bei unserem Wein sitzen, aber ich freue mich über die Nachricht. Wenn wir am Leben bleiben, werden wir einmal Geschichten erzählen können, bei denen unsere Enkel nur noch staunen werden.«

»*Ja, wenn…*« sagte Eolair.

»Kommt, wir wollen uns beeilen.« Isorns Stimme klang unbeschwert. »Ich bekomme langsam Durst.«

Am nächsten Tag überquerten sie den Inniscrich. Das Schlachtfeld, auf dem Skali triumphiert und König Lluth die Todeswunde empfangen hatte, war an manchen Stellen noch verschneit; aber aus dem Schnee ragten zahlreiche unregelmäßig geformte Erdhügel, und hier und da stachen ein Stück rostiges Metall oder ein verwitterter Speerschaft aus dem weißen Bahrtuch hervor. Obwohl viele stille Gebete und Flüche gesprochen wurden, verlangte es keinen der Hernystiri sonderlich danach, an diesem Ort zu verweilen, an dem man ihr Volk so vernichtend geschlagen hatte und so viele von ihnen gefallen waren. Für die Sithi hatte das Schlachtfeld ohnehin keinerlei Bedeutung, und so zog die große Schar rasch vorbei und setzte ihren Ritt entlang dem Fluß nach Norden fort.

Der Baraillean bildete die Grenze zwischen Hernystir und Erkynland. Das Volk von Utanyeat auf seiner östlichen Seite nannte ihn Grünwate. Jetzt wohnten nur noch wenige Menschen an beiden Ufern, obwohl man noch immer Fische fangen konnte. Das Wetter mochte wärmer geworden sein, aber Eolair konnte sehen, daß das Land fast ausgestorben war. Die wenigen Überlebenden der verschiedenen Kämpfe, die hier am Südrand der Frostmark noch mühsam ihr Dasein fristeten, flohen jetzt vor dem herannahenden Heer der Sithi und Menschen, weil sie sich nicht vorstellen konnten, daß eine weitere Schar bewaffneter Eroberer ihnen etwas Gutes

bringen könnte.

Endlich, eine Wochenreise nördlich von Nad Mullach – selbst wenn sie nicht zum Angriff galoppierten, ritten die Sithi schnell –, kreuzte das Heer den Fluß und zog in Utanyeat ein, dem westlichsten Zipfel von Erkynland. Die Gegend schien immer grauer zu werden. Die dichten Morgennebel, die schon während des Ritts durch Hernystir den Boden bedeckt hatten, lösten sich jetzt auch nicht auf, wenn die Sonne höher stieg, und vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung ritten sie durch kalten, feuchten Dunst, wie Seelen, die nach dem Tod in einer Wolkenwelt weiterexistieren. Es war, als hinge ein Leichentuch über den Ebenen. Die Luft war kalt und schien Eolair und seinen Gefährten ins innerste Mark zu schneiden. Bis auf den Wind und den gedämpften Schlag der Pferdehufe erfüllte Schweigen das weite Land. Nicht einmal ein Vogel sang. Nachts, wenn der Graf mit Maegwin und Isorn am Feuer kauerte, lag drückende Stille über der ganzen Welt. Es war, wie Isorn eines Abends bemerkte, als durchquere man einen riesigen Friedhof.

Mit jedem Tag, der sie tiefer in dieses farblose, trostlose Land führte, beteten Isorns Rimmersmänner häufiger und schlugen vermehrt das Zeichen des *Baumes*, und sie stritten sich über Nichtigkeiten bis fast zum Blutvergießen. Auch Eolairs Hernystiri blieben nicht unbeeinflußt. Selbst die Sithi schienen zurückhaltender als sonst. Der ständige Nebel und die lastende Stille ließen jede Anstrengung hohl und sinnlos erscheinen.

Eolair ertappte sich dabei, daß er auf ein baldiges Zeichen des Feindes hoffte. Das bedrohliche Gefühl, das über dem leeren Land hing, war ein heimtückischerer Gegner, als es ein Wesen aus Fleisch und Blut je sein konnte. Selbst die so furchterregend fremdartigen Nornen waren besser als diese Reise durch die Unterwelt.

»Ich fühle etwas«, erklärte Isorn. »Irgend etwas sticht mich im Nacken.«

Eolair nickte und merkte gleich darauf, daß der Herzogssohn ihn ja im Nebel nicht sehen konnte, obwohl sie dicht nebeneinander ritten. »Ich spüre es auch«, erwiderte er.

Nad Mullach lag jetzt neun Tage hinter ihnen. Entweder hatte sich das Wetter verschlechtert oder der Winter in diesem kleinen Winkel der Welt noch nicht nachgelassen. Der Boden war schneebedeckt, und zu beiden Seiten ihres Weges, einen niedrigen Hügel hinauf, türmten sich große, unregelmäßige Schneewehen. Die ermattete Sonne war nicht zu sehen, der Nachmittag so grau, als hätte es etwas wie eine Sonne nie gegeben.

Vor ihnen klapperten plötzlich Rüstungen, und ein Schwall von Worten in der fließenden Sithisprache ertönte. Eolair spähte durch den Dunst. »Wir halten an.« Er trieb sein Pferd an. Isorn folgte ihm, Maegwin, die den ganzen Tag schweigend im Sattel gesessen hatte, dicht dahinter.

Tatsächlich waren die Sithi stehengeblieben und saßen jetzt so stumm auf ihren Rossen, als warteten sie auf etwas. Der Nebel dämpfte die bunten Farben ihrer Rüstungen und der stolzen Banner. Eolair ritt durch die Reihen, bis er auf Jiriki und Likimeya stieß. Sie blickten in die Ferne, aber der Graf konnte im brodelnden Nebel nichts erkennen, das ihrer Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre. »Wir halten?« fragte er.

Likimeya drehte sich zu ihm um. »Wir haben gefunden, was wir suchten.« Ihre Züge waren versteinert, als sei ihr ganzes Gesicht zur Maske geworden.

»Aber ich sehe nichts.« Eolair schaute zu Isorn hinüber, der die Achseln zuckte, um mitzuteilen, daß es ihm nicht anders ging.

»Ihr werdet sehen«, erwiderte Likimeya. »Wartet.«

Ratlos klopfte Eolair seinem Pferd den Hals und fragte sich, was sie meinte. Der Wind regte sich wieder, zupfte an seinem Mantel. In den Nebel kam Bewegung, er begann zu wehen, und plötzlich hob etwas Dunkles sich aus dem vergehenden Dunst.

Die gewaltige Vormauer von Naglimund war stark beschädigt. Überall waren Steine abgefallen wie Schuppen von einem verwesenden Fisch. Mitten in ihrer großen, grauen Länge klaffte ein mit Geröll gefülltes Loch, wo das Tor gewesen war. Jetzt gähnte dort ein schlaffes, zahnloses Maul. Dahinter, durch die Nebelfäden kaum erkennbar, ragten die eckigen Steintürme von Naglimund hinter den Mauern der Festung auf, und ihre dunklen Fenster starrten wie die leeren, knochigen Augenhöhlen eines Totenschädels.

»Brynioch«, keuchte Eolair.

»Beim Erlöser«, stammelte Isorn. Beide überlief es kalt.

»Seht Ihr nun?« fragte Likimeya, und Eolair glaubte einen Unterton grausiger Belustigung in ihrer Stimme zu hören. »Wir sind am Ziel.«

»Es ist Scadach.« Maegwin war außer sich vor Entsetzen. »Das Loch im Himmel. Nun habe ich es gesehen.«

»Aber wo ist die Stadt Naglimund?« fragte Eolair. »Am Fuß der Burg lag eine ganze, große Stadt!«

»Wir sind an ihr vorbeigeritten – zumindest an ihren Ruinen«, erwiderte

Jiriki. »Das wenige, das noch von ihr übrig ist, liegt unter dem Schnee.«

»Brynioch!« Eolair fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, als er jetzt die unauffälligen Haufen aus Erde und Schnee ansah, die hinter ihnen lagen, und dann wieder auf den gewaltigen Berg bröckelnder Steine starrte, vor dem sie hielten. »Reiten wir einfach hinein?« fragte er, ohne jemanden direkt anzusprechen. Der bloße Gedanke daran war, als wolle man mit dem Kopf voran in einen schwarzen Tunnel voller Spinnen kriechen.

»Ich werde diesen Ort nicht betreten«, erklärte Maegwin rauh. Sie war bleich geworden. Zum ersten Mal, seitdem sie der Wahn erfaßt hatte, wirkte sie vollkommen verängstigt. »Wenn Ihr nach Scadach geht, verlaßt Ihr den Himmel und seinen Schutz. Von diesem Ort kehrt nichts und niemand zurück.«

Eolair brachte es nicht fertig, ihr etwas Beruhigendes zu sagen. Er streckte den Arm aus und griff nach ihrer Hand. Ihre Pferde standen ruhig nebeneinander und mischten den dampfenden Atem.

»Wir werden diesen Ort nicht aufsuchen«, versprach Jiriki feierlich. »Noch nicht.«

Noch während er es sagte, flammten in den Tiefen der schwarzen Turmfenster flackernde gelbe Lichter auf, als seien die, denen die leeren Augen gehörten, soeben aufgewacht.

Rachel der Drache schlief unruhig. Sie lag in ihrer winzigen Kammer tief im unterirdischen Tunnelgewirr unter dem Hochhorst und träumte, sie sei wieder in ihrem alten Zimmer, dem Raum für die Kammerfrauen, der ihr so vertraut war. In ihrem Traum war sie allein und zornig, die albernen Mädchen steckten irgendwo in der Burg und waren immer so schwer zu finden.

Etwas kratzte an der Tür, und Rachel wußte plötzlich, daß es Simon sein mußte. Doch selbst mitten im Traum dachte sie daran, daß sie schon einmal von einem solchen Geräusch getäuscht worden war. Vorsichtig und leise schlich sie zur Tür und blieb davor stehen, um auf die verstohlenen Laute draußen zu horchen.

»Simon? Bist du das?«

Die Stimme, die ihr Antwort gab, gehörte wirklich ihrem so lange vermißten Zögling, aber sie klang so gedehnt und dünn, als erreiche sie Rachels Ohr aus weiter Ferne.

»*Rachel, ich will nach Hause. Bitte hilf mir. Ich will zurück.*«

Wieder das Kratzen, hartnäckig, merkwürdig laut…

Die einstige Oberste der Kammerfrauen fuhr mit einem Ruck in die Höhe. Sie zitterte vor Kälte und Furcht. Ihr Herz pochte wie rasend. Da. Da war das Geräusch wieder, ganz so, wie sie es im Traum gehört hatte. Aber jetzt war sie wach. Es waren eigenartige Töne, weniger ein Kratzen als ein hohles Scharren, weit entfernt, aber regelmäßig. Rachel setzte sich auf.

Das war kein Traum mehr. Ihr war sogar, als hätte sie schon beim Einschlafen etwas Derartiges gehört, ohne daß sie sich weiter darum gekümmert hatte. Konnten Ratten in den Wänden sein? Oder Schlimmeres? Sie richtete sich auf ihrem Strohsack auf. Das kleine Kohlenbecken mit der wenigen Glut erhellte die Kammer nur mit einem matten, roten Schimmer.

Ratten in so dicken Steinmauern? Es war möglich, aber wenig wahrscheinlich.

Aber was könnte es sonst sein, alte Närrin? Irgend etwas muß das Geräusch ja verursachen.

Rachel stand auf und näherte sich lautlos dem Becken. Von ihrem sorgfältig gehorteten Stapel nahm sie eine Hand voll Binsen und hielt das eine Ende in die Kohlen. Sobald sie brannten, hob sie die behelfsmäßige Fackel hoch.

Die Kammer, nach so vielen Wochen so vertraut, war bis auf ihre Vorräte leer. Sie bückte sich und leuchtete in die dunklen Ecken, fand jedoch nichts, das sich bewegte. Das scharrende Geräusch war etwas schwächer geworden, aber dennoch nicht zu überhören. Es schien aus der gegenüberliegenden Wand zu kommen. Rachel ging einen Schritt darauf zu und stieß sich den nackten Fuß an ihrer hölzernen Andenkenkiste, die sie an die Wand zu schieben vergessen hatte, nachdem sie sich gestern abend den mageren Inhalt angeschaut hatte. Sie gab einen erstickten Schmerzensschrei von sich und ließ ein paar brennende Binsen fallen, nur um dann rasch zu ihrem Krug zu hinken und sie mit einer Hand voll Wasser zu löschen. Dann blieb sie auf einem Bein stehen und rieb sich die schmerzenden Zehen des anderen.

Als der Schmerz sich etwas gelegt hatte, merkte sie, daß auch das Geräusch verstummt war. Entweder hatte ihr überraschter Aufschrei den Urheber verscheucht – sehr wahrscheinlich, wenn es sich um eine Ratte oder Maus gehandelt hatte – oder ihn zumindest gewarnt, daß er gehört worden war. Den Gedanken, daß da etwas still in der Mauer hockte und nun wußte, daß sich auf der anderen Seite der Steine jemand aufhielt, wollte Rachel lieber nicht weiterdenken.

Ratten, sagte sie sich. *Natürlich sind es Ratten. Sie riechen die Lebensmittel in meiner Kammer, die kleinen Satansbraten.*

Doch wo immer es herstammen mochte, das Geräusch war verstummt. Rachel setzte sich auf ihren Hocker und zog sich die Schuhe an. Sie konnte jetzt ohnehin nicht mehr weiterschlafen.

Was für ein seltsamer Traum von Simon. Ist es vielleicht sein ruheloser Geist? Ich weiß, daß er von Ungeheuern ermordet wurde. Es gibt Geschichten, daß Tote keine Ruhe finden, solange ihre Mörder nicht bestraft sind. Aber ich habe schon nach besten Kräften versucht, Pryrates zu bestrafen, und man sieht ja, wie weit es mich gebracht hat. Niemand hatte einen Nutzen davon.

Der Gedanke an einen Simon, der irgendwo in einsame Finsternis verbannt war, betrübte und ängstigte sie.

Steh auf, Alte. Tu etwas Vernünftiges.

Sie beschloß, dem armen blinden Guthwulf wieder etwas zu essen hinzustellen.

Ein kurzer Besuch in der Kammer mit dem Fensterschlitz weiter oben in der Burg bestätigte, daß es schon fast Morgen war. Rachel starrte auf das dunkle Blau des Himmels und die matten Sterne und fühlte sich ein wenig getröstet.

Ich wache immer noch pünktlich auf, auch wenn ich die meiste Zeit im Finstern hause wie ein Maulwurf. Immerhin etwas.

Sie stieg wieder in ihren verborgenen Raum hinab und blieb in der Tür stehen, um auf das Scharren zu horchen. Aber in der Kammer blieb es still. Nachdem sie sowohl für den Grafen als auch für seinen kätzischen Schutzgeist etwas Bekömmliches gefunden hatte, warf sie ihren dicken Mantel über und stieg die Stufen zum nächsten Treppenabsatz hinunter, wo hinter dem Wandteppich der Geheimgang begann.

Aber als sie die Stelle erreichte, wo sie gewöhnlich das Essen für Guthwulf hinlegte, bemerkte sie besorgt, daß die Speisen vom vorigen Morgen noch unberührt waren; weder Mann noch Katze hatten sich eingefunden.

Seit wir damit angefangen haben, hat er noch nie zwei Tage hintereinander versäumt, dachte sie erschrocken. *Gesegnete Rhiap, ist der arme Kerl irgendwo gestürzt?*

Sie sammelte das verschmähte Essen ein und stellte etwas anderes hin,

als könnte die geringfügig veränderte Anordnung des gleichen Dörrobstes und Trockenfleisches – denn nichts anderes hatte sie zu bieten – ihren umherstreifenden Grafen zurücklocken.

Wenn er heute auch nicht kommt, entschied sie, *werde ich ihn suchen müssen. Er hat ja sonst keinen, der sich um ihn kümmert. Es ist meine Ädonitenpflicht.*

Zutiefst besorgt trat Rachel den Rückweg in ihre Kammer an.

Isgrimnur hätte den Anblick von Binabik, der auf seiner grauen Wölfin saß wie auf einem Schlachtroß und den Wanderstab eingelegt hatte wie eine Lanze, unter anderen Umständen vielleicht komisch gefunden, jetzt aber verspürte er nicht einmal Lust zu einem Lächeln.

»Ich bin immer noch nicht überzeugt, daß es so am besten ist«, meinte Josua. »Ich fürchte sehr, daß Eure Weisheit uns fehlen wird, Binabik von Yiqanuc.«

»Dann ist es um so wichtiger, daß ich meine Reise schnell beginne, weil sie dann auch um so geschwinder ihr Ende finden wird.« Der Troll kraulte Qantaqa hinter den Ohren.

»Wo ist Eure Herrin?« fragte Isgrimnur und schaute sich um. Der Morgen graute bereits, aber der Hang war verlassen bis auf die drei Männer und die Wölfin. »Ich hätte gedacht, auch sie würde kommen, um Euch Lebewohl zu sagen.«

Binabik sah ihm nicht in die Augen, sondern starrte auf Qantaqas zottigen Hals. »Wir nahmen unseren Abschied in der Frühe des Morgens, Sisqi und ich«, antwortete er leise. »Es ist hart für sie, zu sehen, wie ich davonreite.«

Isgrimnur bereute plötzlich von Herzen alle törichten und gedankenlosen Bemerkungen, die er in seinem Leben über Trolle gemacht hatte. Sie waren klein und sonderbar, aber ganz bestimmt ebenso tapfer wie größere Menschen. Er streckte Binabik die Hand hin.

»Mögt Ihr sicher reiten«, sagte er. »Kommt bald zurück.«

Auch Josua schüttelte dem Troll die Hand. »Ich hoffe, Ihr findet Miriamel und Simon. Gelingt es Euch aber nicht, so ist das keine Schande. Wie Isgrimnur gesagt hat: Kommt so schnell wie möglich zu uns zurück, Binabik.«

»Und ich hoffe, daß in Nabban die Dinge gut für Euch ausgehen.«

»Aber wie wollt Ihr uns wiederfinden?« fragte Josua plötzlich, und sein

schmales Gesicht war sorgenvoll.

Binabik betrachtete ihn kurz und brach dann zur Überraschung des Prinzen in lautes Gelächter aus. »Wie ich ein Heer, gemischt aus Grasländern und Steinhäuslern, geführt von einem toten Helden von großem Ruhm und einem einhändigen Prinzen, wiederfinden will? Nun, ich denke, es wird keinerlei Mühe verursachen, Nachricht über Euch zu erhalten.«

Josuas Miene entspannte sich zu einem Lächeln. »Da mögt Ihr recht haben. Nun dann, lebt wohl, Binabik.« Er hob grüßend die Hand und zeigte für einen Augenblick die stumpf glänzende Handschelle, die er zum Gedenken an seine Gefangenschaft und das, was er seinem Bruder dafür schuldete, immer noch trug.

»Lebt wohl, Josua und Isgrimnur«, erwiderte der Troll. »Bitte sagt das auch den anderen in meinem Namen. Ich konnte es nicht ertragen, mich auf einmal von allen zu verabschieden.« Er beugte sich vor, um der geduldig wartenden Wölfin etwas zuzuflüstern und sah dann noch einmal zu den beiden Männern auf. »Dies sagen wir in den Bergen: ›*Inij koku na siqqasa min tak*‹ – ›Wenn wir einander wieder begegnen, wird es ein guter Tag sein.‹« Er grub beide Hände in Qantaqas Nackenpelz. »Hinik, Qantaqa. Such Simon. *Hinik ummu!*«

Die Wölfin sprang davon, den taufeuchten Hang hinauf. Binabik schwankte auf ihrem breiten Rücken, blieb aber fest sitzen. Isgrimnur und Josua schauten ihm nach, bis der seltsame Reiter und sein noch seltsameres Roß den Kamm erreicht hatten und ihrem Blick entschwanden.

»Ich fürchte, wir sehen ihn nie wieder«, seufzte Josua. »Mir ist kalt, Isgrimnur.«

Der Herzog legte dem Prinzen die Hand auf die Schulter. Auch er fühlte sich nicht besonders warm oder glücklich. »Kehren wir um. Wir müssen fast tausend Leute in Marsch setzen, bevor die Sonne über den Gipfeln steht.«

Josua nickte. »Ihr habt recht. Gehen wir.«

Sie machten kehrt und folgten ihren eigenen Spuren im nassen Gras zurück zum Lager.

IV

Tausend Blätter, tausend Schatten

Die erste Woche ihrer Flucht verbrachten Miriamel und Simon im Wald. Sie kamen nur langsam und mit großer Mühe vorwärts, aber Miriamel hatte sich lange vor ihrem Aufbruch bereits dafür entschieden, lieber Zeit zu verlieren, als sich wieder einfangen zu lassen. So kämpften sie sich, solange es hell war, durch die dichten Bäume und das verfilzte Unterholz, in dem man immer wieder hängenblieb, stets begleitet von Simons unzufriedenem Gebrumm. Sie führten die Pferde mehr am Zügel, als daß sie sie ritten.

»Sei doch froh«, sagte sie ihm einmal, als sie an den Stamm einer alten Eiche gelehnt auf einer Lichtung rasteten. »Wenigstens sehen wir so ein paar Tage lang die Sonne. Wenn wir wieder aus dem Wald herauskommen, heißt es bei Nacht reiten.«

»Wenn wir nachts reiten, sehe ich wenigstens diese Dornen nicht, die mir die Haut vom Leib reißen«, erwiderte Simon mürrisch und rieb sich die zerfetzten Hosen und das zerkratzte Fleisch darunter.

Miriamel stellte fest, daß ihre Stimmung sich besserte, sobald sie etwas zu tun hatte. Das Gefühl hilfloser Angst, das sie wochenlang gequält hatte, verschwand allmählich und erlaubte es ihr, wieder klar zu denken und die Welt ringsum mit neuen Augen zu sehen … und sogar Simons Gesellschaft zu genießen. Ja, sie genoß sie wirklich. Manchmal wünschte sie sich freilich, sie fühlte sich nicht ganz so wohl bei ihm, denn sie wurde den Gedanken nicht los, daß sie den Jungen irgendwie hereingelegt hatte. Nicht allein, daß sie ihm nicht alle Gründe dafür genannt hatte, weshalb sie ihren Onkel Josua verlassen und zum Hochhorst reisen mußte … sie stand auch immer noch unter dem Eindruck, nicht mehr unbefleckt zu sein, nicht wirklich würdig, mit anderen Menschen Umgang zu haben.

Das liegt an Aspitis, dachte sie. *Es ist seine Schuld. Vor ihm war ich so rein, wie man nur wünschen konnte.*

Aber stimmte das wirklich? Er hatte sie nicht mit Gewalt zu etwas gezwungen. Sie hatte ihn gewähren lassen; in gewisser Weise war er ihr willkommen gewesen. Auch wenn er sich zum Schluß als Ungeheuer entpuppt hatte – die Art, wie er im Bett zu ihr gekommen war, unterschied sich nicht von der, wie sich die meisten Männer ihren Liebsten näherten. Er hatte sie nicht grob behandelt. Wenn sie etwas Falsches und Sündiges getan hatte, trug sie nicht weniger Schuld daran als er.

Und was war mit Simon? Ihre Gefühle waren äußerst gemischt. Er war kein Junge mehr, sondern ein Mann, und etwas in ihr fürchtete diesen Mann, wie sie jetzt alle Männer fürchtete.

Und doch, dachte sie, hatte er etwas seltsam Unschuldiges in seinem Wesen behalten. In seinem ernsthaften Streben, das Rechte zu tun, in seinem mühsam verhehlten Kummer, wenn sie ihn kurz abfertigte, war er noch fast wie ein Kind. Das machte es für sie noch schlimmer, denn in seiner offensichtlichen Zuneigung zu ihr ahnte er nicht, wie sie wirklich war. Gerade wenn er am freundlichsten zu ihr war, sie am meisten bewunderte und lobte, zürnte sie ihm am meisten. Es kam ihr vor, als stelle er sich absichtlich blind.

Ihr war abscheulich zumute. Zum Glück schien Simon zu begreifen, daß seine aufrichtige Zuneigung sie schmerzlich berührte, so daß er in die neckende, spöttische Freundschaft zurückfiel, mit der sie besser umgehen konnte. Wenn sie bei ihm war, ohne über sich selbst zu grübeln, fühlte sie sich wohl.

Obwohl sie an den Höfen ihres Großvaters und Vaters aufgewachsen war, hatte Miriamel selten Gelegenheit gehabt, mit Jungen zusammenzukommen. König Johans Ritter waren zum großen Teil bereits verstorben oder hatten sich auf ihre über ganz Erkynland und anderswo verstreuten Güter zurückgezogen, so daß in den letzten Lebensjahren ihres Großvaters fast nur noch Menschen am Hof des Königs lebten, die aus der Tätigkeit dort ihren Unterhalt bezogen.

Später, nach dem Tod ihrer Mutter, hatte Miriamels Vater es ungern gesehen, wenn sie mit den wenigen Gleichaltrigen ihre Zeit verbrachte. Die entstehende Lücke jedoch hatte er selbst nicht ausgefüllt, sondern seine Tochter statt dessen mit allen möglichen unfreundlichen alten Männern und Frauen eingesperrt, die ihr Vorträge über die Rituale und Verantwortlichkeiten ihrer Stellung hielten und an allem, was sie tat, etwas auszusetzen hatten. Als ihr Vater dann König wurde, war Miriamels einsame Kindheit endgültig vorbei.

Ihre kleine Magd Leleth war fast ihre einzige junge Gefährtin gewesen. Das kleine Mädchen hatte Miriamel vergöttert und andächtig jedem ihrer Worte gelauscht. Dafür hatte sie ihrerseits lange Geschichten von ihrem Leben mit vielen Geschwistern erzählt – sie war die Jüngste einer vielköpfigen Adelssippe –, während ihre Herrin gebannt zuhörte und sich Mühe gab, nicht auf eine Familie eifersüchtig zu sein, die sie selbst nie gehabt hatte.

Darum war es auch so schwer für sie gewesen, als sie Leleth auf dem Sesuad'ra wiedersah. Das lebhafte Kind, das sie gekannt hatte, war verschwunden. Auch bevor sie miteinander aus der Burg geflohen waren, hatte Leleth schweigsame Phasen und vor vielen Dingen Angst gehabt; jetzt aber war es, als wohne ein völlig fremdes Wesen hinter den Augen des kleinen Mädchens.

Miriamel hatte sich zu erinnern versucht, ob es für die Dinge, die Geloë in Leleth entdeckt hatte, jemals Anzeichen gegeben hatte, aber es wollte ihr lediglich einfallen, daß Leleth auch früher schon zu lebhaften, verwickelten und manchmal furchterregenden Träumen geneigt hatte. Von manchen hatte sie so viele Einzelheiten und sonderbare Vorkommnisse berichtet, daß Miriamel eigentlich vermutet hatte, die Kleine hätte alles erfunden.

Als Miriamels Vater seinem eigenen Vater auf den Thron gefolgt war, fand sie sich von Menschen umgeben und doch unendlich einsam. Jeder auf dem Hochhorst schien von den leeren Formen der Macht besessen, Dingen, mit denen Miriamel schon so lange lebte, daß sie sie nicht mehr interessierten. Für sie war es, als beobachte sie ein verwirrendes, von übellaunigen Kindern gespieltes Spiel. Selbst die wenigen jungen Männer, die ihr den Hof machten – oder eher ihrem Vater, denn die meisten reizten vor allem der Reichtum und die Macht, die dem zufallen würden, dem sie ihre Hand gewährte –, waren ihr immer wie ganz fremdartige Geschöpfe vorgekommen, langweilige alte Männer im Körper von Jünglingen, verdrießliche Knaben, die sich als Erwachsene aufspielten.

Die einzigen Menschen in ganz Meremund oder auf dem Hochhorst, die das Leben so zu genießen schienen, wie es war, ohne zu hoffen, sie könnten irgendeinen Gewinn daraus ziehen, waren die Diener. Besonders auf dem Hochhorst mit seinem Heer von Mägden, Knechten und Küchenpersonal war es, als lebte eine völlig andere Sorte Menschen Seite an Seite mit Miriamels eigenen seelenlosen Standesgenossen. Einmal, in einem Augenblick schrecklicher Traurigkeit, war ihr die große Burg plötzlich wie ein ungeheurer Friedhof vorgekommen, auf dem die knarrenden Toten über

der Erde dahinwandelten, während die Lebendigen unterirdisch sangen und lachten.

So war sie auch zuerst auf Simon und einige andere aufmerksam geworden – Jungen, die anscheinend nichts weiter sein wollten als Jungen. Anders als die Kinder der Edelleute ihres Vaters hatten sie es nicht eilig, die schnarrende, eintönige, gestelzte Sprache der Älteren anzunehmen. Sie sah, wie sie bei der Arbeit trödelten, hinter vorgehaltener Hand über die närrischen Streiche ihrer Kameraden lachten oder auf dem Gras des Angers Blindekuh spielten, und sie sehnte sich schmerzlich danach, wie sie zu sein. Ihr Leben kam ihr so einfach vor. Selbst als sie reifer und klüger wurde und begriff, daß das Dasein der Dienerschaft hart und anstrengend war, träumte sie manchmal noch, daß sie ihren königlichen Rang wie einen Mantel ablegen und eine der ihren werden könnte. Vor harter Arbeit hatte sie sich nie gefürchtet, aber sie hatte Angst vor der Einsamkeit.

»Nein«, sagte Simon streng. »Ihr dürft mich nie so nah herankommen lassen.«

Er bewegte ganz leicht den Fuß und drehte den Griff seines Schwertes so, daß die mit Stoff umwickelte Klinge Miriamels Schwert zur Seite stieß. Plötzlich drang er auf sie ein. Sein Geruch, eine Mischung aus Schweiß, seinem Lederwams und den nassen Überresten von tausend Blättern, betäubte sie. Er war so groß! Manchmal vergaß sie das. Seine jähe Nähe machte es ihr schwer, klar zu denken. »Ihr seid jetzt ohne Schutz«, fuhr er fort. »Wenn ich den Dolch nähme, hättet Ihr keine Ausweichmöglichkeit. Denkt daran, daß Ihr fast immer gegen jemanden kämpfen werdet, dessen Reichweite größer ist als Eure.«

Anstatt ihr Schwert wieder in eine Stellung zu bringen, wo es ihr etwas nützen konnte, ließ sie es fallen, stemmte beide Hände gegen Simons Brust und stieß ihn fort. Er taumelte zurück und stolperte, fand dann aber das Gleichgewicht wieder.

»Laß mich.« Miriamel drehte sich um und entfernte sich ein paar Schritte. Sie bückte sich und sammelte ein paar Äste für das Feuer auf, damit ihre zitternden Hände eine Beschäftigung hatten.

»Was ist denn?« erkundigte sich Simon bestürzt. »Habe ich Euch weh getan?«

»Nein.« Sie nahm ihren Arm voll Holz und ließ ihn in den Kreis fallen, den sie auf dem Waldboden freigescharrt hatten. »Ich habe nur dieses Spiel für eine Weile satt.«

Kopfschüttelnd setzte sich Simon hin und fing an, die Lappen von seinem Schwert abzuwickeln.

Sie hatten ihr Lager diesmal früh aufgeschlagen; die Sonne stand noch hoch über den Baumkronen. Miriamel hatte beschlossen, morgen dem kleinen Bach, der sie schon lange begleitete, hinunter zur Flußstraße zu folgen. Der Bachlauf hatte schon fast den ganzen Tag in diese Richtung geführt. Die Flußstraße folgte dem Ymstrecca, vorbei an Stanshire und weiter zum Hasutal. Miriamel hatte sich überlegt, daß sie sie am besten gegen Mitternacht erreichten und dann bis zum Morgengrauen noch ein Stück darauf weiterreiten könnten, anstatt die ganze Nacht im Wald zu bleiben und auch noch den nächsten Tag verstreichen zu lassen, um erst nachts, wenn es dunkel war, ihren Weg fortzusetzen.

Sie hatte heute zum ersten Mal seit ein paar Tagen wieder Gelegenheit gehabt, das Schwert zu benutzen, abgesehen von der ruhmlosen Aufgabe, damit das Unterholz zu zerhacken. Sie selbst war es auch gewesen, die eine Übungsstunde vor dem Abendessen vorgeschlagen hatte, so daß ihr jäher Sinneswandel Simon nur um so mehr verwirrte. Die Prinzessin war hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, ihm zu sagen, daß es nicht seine Schuld war, und dem dunklen Gefühl, daß es sich doch so verhielt – daß er schuld hatte, weil er ein Mann war, weil er sie gern mochte, weil er mit ihr gekommen war, obwohl sie lieber allein und unglücklich gewesen wäre.

»Kümmer dich nicht um mich, Simon«, sagte sie endlich und empfand ihre Worte als Schwäche. »Ich bin nur müde.«

Besänftigt wickelte Simon achtsam den Stoffstreifen zusammen und warf die Kugel aus staubigem Tuch in seine Satteltasche, bevor er sich zu ihr an das noch nicht angezündete Feuer setzte. »Ich wollte ja auch nur, daß Ihr vorsichtig seid. Ich habe Euch schon früher gesagt, daß Ihr Euch zu weit vorbeugt.«

»Ich weiß, Simon. Du hast es gesagt.«

»Ihr dürft niemanden, der größer ist als Ihr, so dicht heranlassen.«

Miriamel wünschte im stillen, er würde endlich aufhören. »Ja, ich weiß, Simon. Ich bin einfach müde.«

Er schien zu spüren, daß er sie wieder verärgert hatte. »Aber Ihr seid gut, Miriamel. Ihr seid stark.«

Sie nickte, jetzt ganz mit dem Feuerstein beschäftigt. In die Zunderspäne fiel ein Funke, aber es kam keine Flamme. Miriamel zog die Nase kraus und versuchte es noch einmal.

»Soll ich?«

»Nein.« Wieder schlug sie vergeblich zu. Langsam wurden ihr die Arme lahm.

Simon sah auf die Holzspäne, dann auf Miriamels Gesicht und schnell wieder zu Boden. »Wißt Ihr noch – Binabiks gelbes Pulver? Damit konnte er noch bei einem Wolkenbruch Feuer machen. Ich habe ihm dabei zugesehen, als wir auf dem Sikkihoq waren, im Schnee, im starken Wind…«

»Hier.« Miriamel stand auf und ließ Feuerstein und Stahl neben dem Zunder auf die Erde fallen. »Mach du es.« Sie ging zu ihrem Pferd und begann in den Satteltaschen zu stöbern.

Simon schien etwas antworten zu wollen, widmete sich dann aber lieber dem Feuermachen. Lange Zeit hatte er ebensowenig Erfolg wie Miriamel. Endlich, als sie schon mit einem Tuch zurückgekommen war, angefüllt mit dem, was sie gefunden hatte, gelang es ihm, einen kleinen Funken zur Flamme anzufachen. Miriamel stand neben ihm und sah, daß sein Haar recht lang geworden war und ihm in rötlichen Locken auf die Schultern hing.

Schüchtern sah er zu ihr auf, die Augen voller Besorgnis.

»Stimmt etwas nicht?«

Sie überhörte die Frage. »Dein Haar muß geschnitten werden. Ich werde es nach dem Essen tun.« Sie knotete das Tuch auf. »Das sind unsere beiden letzten Äpfel. Sie sind schon ein bißchen alt – ich weiß nicht, wo Fengbald sie herhatte.« Man hatte ihr erzählt, woher ein großer Teil der von Josua beschlagnahmten Lebensmittel stammte, und sie fand ein finsteres Vergnügen daran, etwas zu essen, das für diesen eitlen Prahlhans bestimmt gewesen war. »Es ist auch noch etwas getrocknetes Hammelfleisch da, aber wir haben jetzt fast alles aufgegessen. Vielleicht müssen wir doch noch unser Glück mit dem Bogen versuchen.«

Simon öffnete den Mund, schloß ihn wieder und holte tief Luft. »Wir könnten die Äpfel in Blätter wickeln und in die Glut legen. Dann macht es nichts, wenn sie schon älter sind.«

»Wie du meinst.«

Miriamel lehnte sich zurück und leckte ihre Finger ab. Sie schmerzten noch etwas von der heißen Apfelschale, aber das war die Sache wert gewesen. »Shem Pferdeknecht«, bemerkte sie, »ist ein Mann von erstaunlicher Weisheit.«

Simon grinste. Sein Bart war klebrig von Saft. »Es hat gut geschmeckt,

aber nun sind sie alle.«

»Heute abend könnte ich ohnehin nichts mehr essen. Und morgen sind wir auf der Straße nach Stanshire. Unterwegs finden wir bestimmt etwas fast genauso Leckeres.«

Simon zuckte die Achseln. »Wo der alte Shem jetzt wohl stecken mag«, meinte er nach einer Weile. Das Feuer knisterte und prasselte, als die Blätter, in denen die Äpfel geschmort hatten, langsam schwarz wurden. »Und Ruben. Und Rachel. Glaubt Ihr, daß sie alle noch auf dem Hochhorst sind?«

»Warum nicht? Der König braucht immer noch Knechte und Schmiede. Und es muß *immer* eine Oberste der Kammerfrauen geben.« Sie schenkte ihm ein kleines Lächeln.

Simon lachte kurz auf. »Sehr wahr. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß jemand Rachel von dort wegbringt, wenn sie es nicht selbst will. Genausogut könnte man versuchen, ein Stachelschwein aus einem hohlen Baumstamm zu zerren. Selbst der König – Euer Vater, meine ich – könnte sie nicht loswerden, bevor sie dazu bereit ist.«

»Setz dich gerade hin.« Miriamel spürte einen plötzlichen Tatendrang. »Ich wollte dir doch die Haare schneiden.«

Simon betastete seinen Hinterkopf. »Findet Ihr das wirklich nötig?«

Miriamel musterte ihn streng. »Selbst die Schafe werden einmal im Jahr geschoren.«

Sie nahm ihren Wetzstein heraus und schärfte ihr Messer. Das Schaben der Klinge auf dem Stein war wie ein lauteres Echo der Grillen, die jenseits des Lichtscheins ihres kleinen Feuers zirpten.

Simon spähte über seine Schulter. »Ich komme mir vor, als wollte man mich für das Ädonmansafest aufschneiden.«

»Man kann ja auch nie wissen, was noch geschieht, wenn das Dörrfleisch zu Ende geht. Jetzt schau geradeaus und halte dich ruhig.« Sie stellte sich hinter ihn, aber es war nicht hell genug. Wenn sie saß, war sein Kopf zu hoch für sie. »Warte.«

Sie zerrte einen großen Stein herbei, der so schwer war, daß er in der feuchten Erde eine Furche hinterließ. Als sie sich darauf setzte, war die Höhe genau richtig. Miriamel lüftete Simons Haar und betrachtete es abwägend. Nur unten ein Stückchen ab … nein. Unten ein ganzes Stück.

Sein Haar war feiner, als es aussah, zwar dicht, aber ganz weich. Allerdings war es von der tagelangen Reise schmutzig. Miriamel überlegte, wie

ihr eigener Kopf aussehen mußte und runzelte die Stirn. »Wann hast du zuletzt gebadet?«

»Was?« fragte Simon überrascht zurück. »Gebadet?«

»Ja, gebadet. Dein Haar ist voller Ästchen und Schmutz.«

Simon grunzte angewidert. »Und was erwartet Ihr anders, nachdem ich nun schon seit Tagen durch diesen gräßlichen Wald streife?«

»Schon gut. Aber so kann ich es nicht schneiden.« Sie dachte kurz nach. »Ich werde es waschen.«

»Seid Ihr verrückt? Warum wollt Ihr es waschen?« Er hob so schützend die Schultern, als hätte sie gedroht, ihm das Messer in den Hals zu jagen.

»Das habe ich doch gesagt. Damit ich es schneiden kann.«

Sie stand wieder auf und holte den Wasserschlauch.

»Das ist Trinkwasser«, protestierte Simon.

»Ich werde ihn auffüllen, bevor wir gehen«, versprach die Prinzessin gelassen. »Jetzt lehn deinen Kopf nach hinten.«

Sie hatte kurz erwogen, das Wasser anzuwärmen, war aber gerade erbost genug über sein Gejammer, um das Prusten und Schnauben zu genießen, das er ausstieß, als sie ihm den eiskalten Inhalt des Schlauchs über den Kopf goß. Dann nahm sie den groben Beinkamm, den Vara ihr einst in Naglimund geschenkt hatte, und kämmte, so gut es ging, die verfilzten Stellen aus, wobei sie sich um Simons empörte Einwendungen nicht kümmerte. Manche Ästchen saßen so fest, daß sie sie mit den Fingernägeln herausholen mußte, eine mühevolle Arbeit, bei der sie sich dicht über Simon beugen mußte. Der Duft der nassen Haare, der Simons kräftigen Eigengeruch verstärkte, war nicht einmal unangenehm, und sie ertappte sich dabei, daß sie leise vor sich hinsummte.

Als sie die Knoten so gut wie möglich entwirrt hatte, griff sie wieder zum Messer und fing an, das Haar zu kürzen. Wie vermutet, genügte es nicht, die ausgefransten Enden abzuschneiden. Schnell, um Simon keine Zeit für neuerliche Proteste zu geben, machte sie sich daran, ordentlich loszusäbeln. Schon bald wurde der Nacken sichtbar, bleich von langen Monaten, in denen ihn keine Sonne berührt hatte. Während sie so auf Simons Nacken starrte, wie er nach unten breiter wurde und die rotgoldenen Haare nach oben zum Ansatz hin immer dichter wuchsen, fühlte sich Miriamel auf einmal sonderbar bewegt.

Irgend etwas Magisches hat jeder, dachte sie verträumt. *Jeder*. Sie strich mit den Fingern sanft über seinen Hals, und Simon machte einen Satz.

»He! Was tut Ihr da? Das kitzelt!«

»Ach, halt den Mund.« Sie lächelte hinter seinem Rücken, wo er es nicht sehen konnte.

Sie stutzte auch die Haare über den Ohren und ließ nur vorn ein kleines Stück stehen, das in den Bart überging. Sie hob die Stirnhaare an und kürzte sie, trat dann zur Seite und vergewisserte sich, daß nichts mehr in die Augen fiel. Die schneeweiße Strähne funkelte grell wie ein Blitz.

»Dort hat dich das Drachenblut berührt.« Das weiße Haar fühlte sich nicht anders an als das rote, wenn es über ihre Fingerspitzen glitt. »Erzähl mir noch einmal, wie es war.«

Simon schien eine scherzhafte Bemerkung machen zu wollen, unterließ es dann aber und sagte leise: »Es war … es war anders als alles andere, Miriamel. Es ist einfach so gekommen. Ich hatte Angst, und es war, als bliese jemand in meinem Kopf in ein Horn. Es brannte, als es mich traf. Viel mehr weiß ich nicht, bis ich dann in der Höhle bei Jiriki und Haestan aufwachte.« Er schüttelte den Kopf. »Aber es war mehr als nur das. Manche Dinge lassen sich schwer erklären.«

»Ich weiß.« Sie ließ die feuchten Haarsträhnen fallen und holte tief Atem. »Ich bin fertig.«

Simon hob die Hand und betastete seinen Hinterkopf und die Seiten. »Fühlt sich kurz an. Ich wünschte, ich könnte es sehen.«

»Warte bis morgen, dann kannst du dich im Bach betrachten.« Sie merkte, daß sie wieder lächelte, töricht, grundlos. »Wenn ich gewußt hätte, daß du so eitel bist, hätte ich einen Spiegel mitgebracht.«

Er warf ihr einen spöttisch verächtlichen Blick zu und richtete sich auf. »Ich habe einen Spiegel«, krähte er, »Jirikis! Er steckt in meinem Reisesack.«

»Aber ich dachte, dieser Spiegel sei gefährlich.«

»Nicht, wenn man einfach nur hineinschaut.« Simon ging zu seinen Satteltaschen und stocherte so eifrig darin herum wie ein Bär, der in einem hohlen Baum nach Honig sucht. »Schon gefunden!« Plötzlich umwölkte sich seine Miene. Er zog die Hand mit dem Spiegel heraus, fuhr mit der anderen noch tiefer in die Satteltasche und wühlte.

»Was ist?«

Simon hatte seinen Beutel aus der Tasche geholt und brachte ihn zum Feuer. Er gab Miriamel den Sithispiegel, den sie vorsichtig und fast ängstlich festhielt, während er mit wachsender Verzweiflung in dem umfangrei-

chen Beutel grub. Endlich gab er es auf und sah sie mit großen Augen an. In seinem Gesicht stand Kummer. »Er ist fort.«

»Wer ist fort?«

»Der Weiße Pfeil. Er ist nicht hier drin.« Er nahm die Hände aus dem Beutel. »Bei Ädons Blut! Er muß im Zelt geblieben sein. Wahrscheinlich habe ich damals vergessen, ihn wieder einzupacken.« Plötzlich machte er ein noch erschrockeneres Gesicht. »Hoffentlich habe ich ihn nicht schon oben auf dem Sesuad'ra liegengelassen!«

»Du hattest ihn doch wieder mit in dein Zelt genommen, oder? An dem Tag, als du ihn mir schenken wolltest?«

Simon nickte langsam. »Ja, das stimmt. Er muß irgendwo im Zelt gelegen haben.« Er betrachtete seine leeren Hände. »Aber jetzt habe ich ihn nicht mehr.« Er lachte. »Ich wollte ihn weggeben. Das hat ihm wohl nicht gefallen. Binabik hat mir damals gesagt, ich sollte mit den Geschenken der Sithi nicht leichtfertig umgehen. Wißt Ihr noch, auf dem Fluß – als wir das erste Mal miteinander reisten? Ich wollte damit angeben und fiel aus dem Boot.«

Miriamel lächelte traurig. »Ich erinnere mich.«

»Diesmal scheine ich es allerdings geschafft zu haben«, fuhr Simon betrübt fort und seufzte. »Da kann man eben nichts machen. Wenn Binabik den Pfeil findet, wird er auf ihn achtgeben. Und es ist ja auch nicht so, daß ich ihn unbedingt brauchte, um Jiriki etwas zu beweisen. Falls ich ihn überhaupt je wiedersehe.«

Er zuckte die Achseln und versuchte zu lächeln. »Darf ich den Spiegel wiederhaben?«

Er hielt ihn hoch und begutachtete sorgfältig seinen Haarschnitt. »Sehr schön. Hinten kurz. Wie bei Josua und solchen Leuten.«

Er blickte zu ihr auf. »Wie bei Camaris.«

»Wie bei einem Ritter.«

Simon sah einen Moment nach unten auf seine Hand, streckte sie dann aus und griff nach Miriamels Hand. Er umschloß ihre Finger mit warmem Griff, wich aber ihrem Blick ein wenig aus. »Vielen Dank. Ihr habt es wirklich gut gemacht.«

Sie nickte und wünschte sich verzweifelt, sie könnte ihre Hand wegziehen, seiner Nähe entkommen – und war doch zugleich selig über das Gefühl seiner Berührung. »Gern geschehen, Simon.«

Endlich, fast widerwillig, ließ er sie los. »Ich denke, wir sollten jetzt ver-

suchen zu schlafen, wenn wir um Mitternacht aufstehen wollen.« Miriamel stimmte zu.

Sie packten ihre wenigen Habseligkeiten ein und entrollten in freundschaftlichem, wenn auch etwas unbehaglichem Schweigen ihre Schlafdecken.

Mitten in der Nacht erwachte Miriamel von einer Hand, die sich auf ihren Mund legte. Sie wollte schreien, aber die Hand drückte nur fester zu.

»Nicht! Ich bin's!« Die Hand verschwand.

»Simon?« zischte Miriamel. »Was tust du da, du Hornochse!«

»Ruhig. Da draußen ist jemand.«

»Was?« Miriamel setzte sich auf und starrte vergeblich in die Finsternis. »Bist du sicher?«

»Ich war schon beim Einschlafen, als ich es hörte«, sagte er dicht an ihrem Ohr, »aber es war kein Traum. Als ich dann wach war, habe ich noch einmal gehorcht, und da kam es wieder.«

»Es ist ein Tier – ein Hirsch.«

Simon zeigte im Mondlicht die Zähne. »Ich kenne keine Tiere, die mit sich selbst sprechen, Ihr vielleicht?«

»Wie bitte?«

»Scht!« flüsterte er. »Lauscht nur.«

Sie blieben schweigend sitzen. Miriamels Herz klopfte so laut, daß sie kaum etwas hören konnte. Sie warf einen Seitenblick auf das Feuer. Ein paar Kohlen glühten noch; wenn wirklich jemand in der Nähe war, hatten sie ihre Anwesenheit deutlich gezeigt. Sie überlegte, ob es wohl jetzt noch Sinn hatte, Erde auf die Glut zu werfen. Dann vernahm sie es, ein knakkendes Geräusch. Es schien etwa hundert Schritte entfernt zu sein. Ihre Haut prickelte. Simon sah sie bedeutungsvoll an. Wieder ertönte das Knakken, diesmal von etwas weiter weg.

»Was es auch sein mag«, wisperte sie, »es klingt, als entferne es sich.«

»Wir wollten in wenigen Stunden zur Straße aufbrechen. Ich glaube, wir sollten lieber darauf verzichten.«

Miriamel wollte Einwände erheben – schließlich war es ihre Reise und ihr Plan –, merkte aber, daß sie nicht dazu fähig war. Der Gedanke, sich im Mondlicht durch das Gestrüpp am Flußufer zu schleichen, verfolgt von etwas Unheimlichem … »Einverstanden. Wir warten, bis es hell ist.«

»Ich bleibe noch ein bißchen auf und halte Wache. Dann wecke ich

Euch, und Ihr könnt mich schlafen lassen.« Simon setzte sich mit untergeschlagenen Beinen hin, den Rücken an einen Baumstumpf gelehnt, das Schwert quer über den Knien. »Nun schlaft aber auch.« Er wirkte angespannt, fast zornig.

Miriamel merkte, daß ihr Herz allmählich ruhiger schlug. »Du hast gesagt, es hätte mit sich selbst gesprochen?«

»Nun ja, vielleicht waren es ja mehr als einer. Aber für zwei war das Geräusch eigentlich nicht laut genug. Und ich hörte nur eine Stimme.«

»Was hat es gesagt?«

Sie konnte undeutlich sehen, wie Simon den Kopf schüttelte. »Das konnte ich nicht verstehen. Es war zu leise. Nur einfach … Worte.«

Miriamel legte sich in ihren Decken zurecht. »Es kann auch irgendein Kätner gewesen sein. Es gibt ja Leute, die im Wald wohnen.«

»Möglich.« Simons Stimme war ausdruckslos. Miriamel wurde plötzlich klar, daß er sich fürchtete. »Es gibt viele Wesen in diesem Wald«, meinte er.

Sie bog den Kopf zurück, bis sie durch Lücken im Blätterdach ein paar Sterne sehen konnte. »Wenn du anfängst, schläfrig zu werden, Simon, spiel nicht den Helden. Weck mich.«

»In Ordnung. Aber ich glaube nicht, daß ich so schnell schläfrig werde.«

Ich auch nicht, dachte sie.

Die Vorstellung, daß jemand sie heimlich belauerte, hatte etwas Grausiges. Aber wenn sie verfolgt wurden, wenn Onkel Josua ihnen jemanden nachgeschickt hatte, warum entfernte er sich wieder, ohne etwas zu tun? Vielleicht waren es auch im Wald hausende Geächtete, die sie im Schlaf abgeschlachtet hätten, wäre Simon nicht aufgewacht. Vielleicht war es aber doch nur ein Tier gewesen, und Simon hatte sich die Worte lediglich eingebildet…

Endlich sank Miriamel in unruhigen Schlaf, geplagt von Träumen voller zweibeiniger Gestalten mit Geweihen, die durch die Schatten des Waldes glitten.

Sie brauchten einen großen Teil des Morgens, um aus dem Wald herauszukommen. Die ausgestreckten Äste und das fußangelreiche Unterholz schienen sie nicht fortlassen zu wollen; und der vom Waldboden aufsteigende Dunst war so trügerisch dicht, daß sie – davon war Miriamel überzeugt – ohne das Plätschern des Baches, an das sie sich hielten, genauso

leicht in die entgegengesetzte Richtung hätten geraten können. Endlich, zerschunden, verschwitzt und noch zerlumpter als am frühen Morgen, traten sie hinaus in die durchnäßten Grashügel.

Nach einem kurzen Ritt durch höckriges Wiesenland erreichten sie am späten Vormittag die Flußstraße. Hier lag kein Schnee, aber der Himmel hing düster und bedrohlich über ihnen, und der dichte Walddunst schien ihnen gefolgt zu sein, denn soweit das Auge reichte, bedeckte Nebel das Land.

Die Flußstraße selbst war so gut wie ausgestorben; unterwegs begegnete ihnen nur ein einziger Wagen, vollgestopft mit einer ganzen Familie und ihrer Habe. Der Fuhrmann, ein verhärmter Mensch, der älter aussah, als er wahrscheinlich war, schien von der Anstrengung, Simon und Miriamel im Vorbeifahren zuzunicken, völlig erschöpft. Die Prinzessin drehte sich um und schaute dem Wagen nach, der, von einem dürren Ochsen gezogen, langsam westwärts rollte. Sie fragte sich, ob die Leute wohl zum Sesuad'ra wollten, um ihr Glück bei Josua zu versuchen. Der Mann, seine Frau und die stillen Kinder sahen so traurig und müde aus, daß der Gedanke, sie auf dem Weg zu einem Ort zu finden, von dem Miriamel bereits wußte, daß er verlassen war, ihr Schmerzen bereitete. Sie war versucht, die Familie zu warnen, daß der Prinz sich schon auf den Marsch nach Süden begeben hatte, aber sie verhärtete ihr Herz und kehrte ihnen den Rücken. Ein Gefallen wie dieser bedeutete gefährliche Torheit – in Erkynland zu verraten, daß sie etwas über Josua wußte, würde weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als sie brauchen konnten.

Die wenigen Weiler, an denen sie vorbeikamen, als der Vormittag langsam in den Nachmittag überging, schienen fast verlassen. Nur ein paar graue Fäden, die aus den Rauchfängen einzelner Häuser stiegen, von einem Grau, das gerade einen Ton dunkler war als der alles verhüllende Dunst, deutete darauf hin, daß in dieser bedrückenden Gegend noch Menschen ihr Dasein fristeten. Falls hier früher Bauerndörfer gewesen waren, gab es dafür kaum noch Anzeichen. Die Felder waren von dunklem Unkraut überwuchert, Tiere nirgends zu sehen. Miriamel ahnte, daß die Zeiten hier wohl genauso schwer waren wie anderswo in Erkynland und die Bewohner die wenigen Kühe, Schafe und Schweine, die sie noch nicht verzehrt hatten, eifersüchtig hüteten.

»Ich weiß nicht, ob wir noch allzulange auf dieser Straße bleiben sollten.« Miriamel spähte vom breiten, morastigen Dammweg in den rötlicher

werdenden Westhimmel.

»Wir haben den ganzen Tag kaum ein Dutzend Leute gesehen«, erwiderte Simon. »Und wenn man uns verfolgt, halten wir uns besser im offenen Gelände, wo wir sehen können, wer auf uns zukommt.«

»Aber wir werden bald die Ausläufer von Stanshire erreichen.« Miriamel hatte die Gegend ein paarmal mit ihrem Vater besucht und wußte einigermaßen, wo sie sich gerade befanden. »Das ist ein viel größerer Ort als diese kleinen Dörfer, an denen wir vorbeigekommen sind. Dort werden bestimmt mehr Leute auf der Straße sein – und vielleicht auch Wachsoldaten.«

Simon zuckte die Achseln. »Gut möglich. Was wollen wir also tun – über die Felder reiten?«

Miriamel nickte. »Ich glaube nicht, daß es jemandem auffallen oder die Leute stören wird. Hast du nicht gesehen, daß überall an den Häusern die Läden geschlossen sind? Es ist zu kalt, um aus dem Fenster zu schauen.«

Als Antwort stieß Simon eine Atemnebelwolke aus und lächelte. »Wie Ihr wollt. Nur seid vorsichtig, damit wir die Pferde nicht in einen Sumpf führen. Es wird jetzt bald dunkel.«

Sie lenkten die Tiere von der Straße und durch eine Hecke aus schütterem Buschwerk. Die Sonne war fast untergegangen und am Horizont nur noch ein dünner Streifen Scharlachrot sichtbar. Der Wind frischte auf und peitschte das hohe Gras.

Als sie auf die ersten Anzeichen von Stanshire stießen, hatte sich der Abend über die Hügellandschaft gelegt. Die Stadt erstreckte sich zu beiden Seiten des Flusses, in der Mitte durch eine Brücke verbunden. Am Nordufer reichten die dichtgedrängten Häuser fast bis unter das Vordach des Waldes. Auf einer Anhöhe hielten Simon und Miriamel an und blickten auf die funkelnden Lichter hinunter.

»Es ist kleiner geworden«, meinte die Prinzessin. »Früher hat die Stadt das ganze Tal ausgefüllt.«

Simon kniff die Augen zusammen. »Ich glaube, das tut sie immer noch – seht, die Häuser gehen bis ganz hinüber zur anderen Seite. Aber nur in der Hälfte brennen Feuer oder Lampen.« Er zog die Handschuhe aus, um auf seine Finger zu hauchen. »So. Und wo wollen wir übernachten? Habt Ihr Geld für eine Herberge bei Euch?«

»Wir schlafen nicht in einem Haus.«

Simon hob die Brauen. »Nein? Aber wenigstens können wir doch ir-

gendwo eine warme Mahlzeit einnehmen.«

Miriamel warf ihm einen langen Blick zu. »Ich glaube, du hast es immer noch nicht verstanden, Simon. Dies hier ist das Land meines Vaters. Ich bin selbst schon an diesem Ort gewesen. Und es gibt so wenige Reisende auf der Straße, daß uns die Menschen, selbst wenn sie uns nicht erkennen, Fragen stellen würden.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht wagen. Du könntest gehen und irgendwo etwas zu essen kaufen – ich habe ein bißchen Geld mitgenommen –, aber in einer Herberge übernachten? Genausogut könnten wir uns einen Trompeter mieten, der unsere Ankunft verkündet.«

In dem trüben Licht konnte man es schwer feststellen, aber Simon schien zu erröten. Jedenfalls hatte seine Stimme einen zornigen Unterton. »Wenn Ihr meint.«

Miriamel bezwang ihre eigene Empörung. »Bitte, Simon. Glaubst du nicht, daß ich mir auch liebend gern das Gesicht waschen, mich auf eine Bank setzen und ein richtiges Abendessen zu mir nehmen würde? Ich versuche nur, das Beste für uns zu tun.«

Simon betrachtete sie kurz und nickte dann. »Tut mir leid. Ihr habt vollkommen recht. Ich war einfach enttäuscht.«

Miriamel empfand plötzlich heftige Zärtlichkeit für ihn. »Ich weiß. Du bist ein guter Freund.«

Er sah sie scharf an, antwortete aber nicht. Sie ritten hinunter in das Tal von Stanshire.

Irgend etwas stimmte nicht mit der Stadt. Miriamel erinnerte sich von ihrem Besuch her, der freilich ungefähr ein halbes Dutzend Jahre zurücklag, an einen blühenden, geschäftigen Ort, in dem hauptsächlich Bergleute und ihre Familien lebten, einen Ort, dessen schmale Straßen selbst nachts voller Lampenlicht und Leben waren. Jetzt aber schienen es die wenigen Vorübergehenden eilig zu haben, wieder in ihre Häuser zu kommen, und selbst die Schenken waren still wie Klöster und fast völlig leer.

Miriamel wartete im Schatten vor dem »Keil und Käfer«, während Simon ein paar von ihren Cintis-Stücken für Brot, Milch und Zwiebeln ausgab.

»Als ich den Wirt nach einem Stück Hammelfleisch fragte, hat er mich bloß angestarrt«, berichtete er. »Es muß ein sehr schlimmes Jahr gewesen sein.«

»Hat er dir Fragen gestellt?«

»Nun, er wollte wissen, woher ich komme.« Simon knabberte schon am Brot. »Ich sagte ihm, ich sei ein Wachszieher aus dem Hasutal und suche Arbeit. Da hat er mich wieder so sonderbar angeschaut und gesagt: ›Na, dann hast du ja selber schon gemerkt, daß es hier keine Arbeit gibt, wie?‹ Nur gut, daß er keine Arbeit für mich hatte, denn ich habe alles darüber, wie man Kerzen macht, schon lange vergessen. Aber er fragte mich noch, wie lange ich schon vom Hasutal weg wäre und ob es stimmte, was sich hier alle Leute zuflüsterten, daß es nämlich dort in den Bergen spukt.«

»Spukt?« Miriamel fühlte, wie ihr eine dünne Eisspur das Rückgrat hinablief. »Das hört sich nicht gut an. Was hast du geantwortet?«

»Daß ich schon lange unterwegs wäre, natürlich. Ich wäre im Süden gewesen, auf der Suche nach Arbeit. Und bevor er dann auch noch danach fragen konnte, habe ich ihm erzählt, meine Frau wartete oben an der Flußstraße im Wagen auf mich und ich müßte gehen.«

»Deine Frau?«

Simon grinste. »Na, irgend etwas mußte ich ihm doch sagen, oder? Warum sollte ein Mann sonst sein Essen nehmen und sich sofort wieder ins Kalte stürzen?«

Miriamel grunzte angewidert und kletterte in den Sattel. »Wir sollten uns jetzt einen Platz zum Schlafen suchen, auch wenn es nur für eine Weile ist. Ich bin todmüde.«

Simon sah sich um. »Ich habe keine Ahnung, wohin wir hier gehen könnten; man weiß nicht genau, welche Häuser wirklich leerstehen, auch wenn man weder Rauch noch Licht sieht. Die Bewohner können fortgegangen sein, aber sie können auch einfach kein Brennholz mehr haben.«

Ein leichter Regen setzte ein.

»Wir sollten ein Stück weiterreiten. Am westlichen Stadtrand finden wir vielleicht eher eine leere Scheune oder einen Schuppen. Außerdem gibt es dort einen Steinbruch, einen riesengroßen.«

»Klingt ausgezeichnet.« Simon biß in eine der recht verschrumpelt aussehenden Zwiebeln. »Reitet voran.«

»Nur daß du nicht versehentlich mein Abendessen aufißt«, warnte Miriamel düster. »Und verschütte keine Milch.«

»Nein, o Herrin«, erwiderte Simon.

Während sie auf der Triefholzstraße, einer der Hauptverkehrsadern von

Stanshire, nach Westen ritten, wollten Miriamel Simons Worte nicht aus dem Kopf gehen. Ihr war seltsam beklommen zumute. Man konnte tatsächlich nicht sagen, ob die verdunkelten Häuser und Kaufläden noch Bewohner hatten, aber sie hatte das deutliche Gefühl, daß man sie beobachtete, als spähten durch die Ritzen der Fensterläden heimliche Augen.

Schon bald erreichten sie das Ackerland vor der Stadt. Der Regen hatte nachgelassen und war in ein sachtes Nieseln übergegangen. Miriamel zeigte Simon den Steinbruch, der von ihrer Warte oben auf der Triefholzstraße wie ein großes schwarzes Nichts wirkte. Etwas weiter bergan gewahrten sie einen rötlichen Lichtschein, der über die unteren Wände der Grube flackerte.

»Irgendwer hat dort ein Feuer«, sagte Simon, »und zwar ein großes.«

»Vielleicht arbeiten sie«, versetzte Miriamel. »Aber ganz gleich, was sie tun, es geht uns nichts an. Je weniger Leute uns sehen, desto besser.«

Sie führte sie von der breiten Straße hinunter in eine der kleinen Gassen, fort vom Steinbruch und wieder zurück zur Flußstraße. Der Weg war schlammig, und nach einer Weile entschied sich Miriamel dafür, eine Fakkel anzuzünden, um kein gebrochenes Pferdebein zu riskieren. Sie stiegen ab, und Simon gab sich alle Mühe, mit seinem Mantel den dünnen Nieselregen abzuhalten, während Miriamel sich mit dem Feuerstein plagte. Endlich gelang es ihr, einen Funken zu erzeugen, der den ölgetränkten Lappen in Brand setzte.

Ein Stück weiter fanden sie einen brauchbaren Unterschlupf.

Es war ein großer Schuppen, der in einem fast ganz von Unkraut und Dornengestrüpp überwucherten Feld stand. Das Haus, zu dem er anscheinend gehörte, lag mehrere hundert Schritte weiter talab und machte einen verlassenen Eindruck. Zwar konnten die beiden nicht sicher sein, daß es wirklich unbewohnt war, aber wenigstens der Schuppen schien ihnen einigermaßen ungefährlich, und sie würden es dort auf alle Fälle trockener und bequemer haben als unter freiem Himmel. Ihre Pferde banden sie an einen knorrigen, leider verdorrten Apfelbaum an der Rückseite des Schuppens, wo man sie unten vom Haus aus nicht sehen konnte.

Im Inneren zeigte ihnen der Fackelschein mitten auf dem aus Erde gestampften Fußboden einen Haufen feuchtes Stroh und ein paar verrostete Werkzeuge mit gesprungenen oder fehlenden Griffen, die zum Instandsetzen an der Wand lehnten. Die Nutzlosigkeit einer verwitterten Sichel bedrückte Miriamel, tröstete sie aber zugleich, weil sie ein Zeichen dafür war, daß man den Schuppen schon länger nicht benutzt hatte. Dadurch er-

mutigt, gingen die beiden wieder hinaus und holten ihre Satteltaschen.

Miriamel schob das Stroh mit dem Fuß in zwei gleichmäßige Haufen und legte ihre Schlafdecken auf einen davon. Sie blickte sich prüfend um. »Ich wünschte, wir könnten ein richtiges Feuer riskieren, aber mir gefällt schon die Fackel nicht.«

Simon hatte das brennende Holz in die Erde gesteckt, weit weg von dem Stroh. »Ich muß etwas sehen, wenn ich esse. Danach machen wir sie sofort aus.«

Heißhungrig verschlangen sie, was von ihrer Mahlzeit noch übrig war, und spülten das trockene Brot mit kühler Milch hinunter. Dann wischten sie sich mit den Ärmeln Finger und Lippen ab. Simon sah auf. »Und was tun wir morgen?«

»Reiten. Wenn das Wetter so bleibt, können wir getrost auch bei Tag weiterziehen. Wir kommen sowieso in keine größere Stadt mehr, bis wir die Mauern von Falshire erreichen, also dürften kaum viele Leute unterwegs sein.«

»Wenn die übrige Gegend so aussieht wie hier in Stanshire, werden wir keinem halben Dutzend Menschen begegnen.«

»Vielleicht. Aber wenn wir hören, daß uns mehr als nur ein paar Reiter entgegenkommen, sollten wir trotzdem sofort die Straße verlassen, schon vorsorglich.«

Schweigen trat ein. Miriamel nahm einen letzten Schluck Wasser, kroch auf ihre Decken und zog den Mantel über sich.

»Wollt Ihr mir immer noch nicht mehr von unserem Ziel erzählen?« fragte Simon nach einer Weile. Sie konnte seiner Stimme entnehmen, daß er vorsichtig sein und sie nicht reizen wollte. Sein Zartgefühl rührte sie, aber gleichzeitig ärgerte sie sich, daß er sie wie ein Kind behandelte, das zu Wutanfällen neigt.

»Ich möchte jetzt nicht darüber sprechen, Simon.« Sie drehte sich um, unzufrieden mit sich selbst, aber nicht bereit, ihm ihr Herz auszuschütten. Sie hörte, wie auch er in seine Decken stieg, dann einen leisen Fluch, als er merkte, daß er vergessen hatte, die Fackel zu löschen. Er kroch zurück auf die andere Seite des Schuppens.

»Mach sie nicht zu naß«, warnte Miriamel. »Dann können wir sie das nächste Mal, wenn wir sie brauchen, leichter anzünden.«

»Jawohl, o Herrin.« Seine Stimme klang unfreundlich. Ein Zischen, und das Licht ging aus. Gleich darauf hörte sie ihn wieder zu seinem Schlaf-

platz krabbeln.

»Gute Nacht, Simon.«

»Gute Nacht.« Es klang zornig.

Miriamel lag im Dunkeln und dachte über Simons Frage nach. Würde sie es ihm überhaupt begreiflich machen können? Mußte es nicht jedem Außenstehenden unsinnig vorkommen? Es war ihr Vater, der den Krieg angefangen – oder besser gesagt (und davon war sie überzeugt), sich von Pryrates dazu hatte aufstacheln lassen. Wie also konnte sie Simon erklären, daß sie Elias sehen und mit ihm sprechen mußte? Es würde sich nicht nur töricht anhören, sondern wie vollkommener, kopfloser Wahnwitz.

Und vielleicht stimmt das ja sogar, dachte sie trübe. *Vielleicht rede ich mir ja nur etwas ein. Vielleicht falle ich Pryrates in die Hände und bekomme meinen Vater überhaupt nicht zu sehen. Und was dann? Dieses Ungeheuer im roten Rock würde jedes einzelne von Josuas Geheimnissen, das ich kenne, aus mir herauspressen.*

Sie schauderte. Warum sagte sie Simon nicht, was sie vorhatte? Und viel wichtiger, warum hatte sie es ihrem Onkel Josua nicht erzählt, anstatt einfach davonzulaufen? Schon das ganz wenige, das sie ihm angedeutet hatte, war genug gewesen, ihn wütend und mißtrauisch zu machen … aber vielleicht hatte er recht gehabt. Woher nahm sie, eine einzelne junge Frau, das Recht, darüber zu entscheiden, was für ihren Onkel und alle seine Anhänger richtig oder falsch war? Und tat sie nicht genau das, setzte sie nicht für eine Laune ihrer aller Leben aufs Spiel?

Aber es ist keine Laune. Sie war zerrissen von widerstreitenden Gefühlen, zwei Seiten, die miteinander kämpften wie ihr Vater und ihr Onkel, und sie würde daran zerbrechen. *Aber es ist wichtig. Nur mein Vater kann diesen Krieg beenden, und ich allein weiß, womit alles angefangen hat. Aber ich habe solche Angst…*

Die Ungeheuerlichkeit dessen, was sie getan hatte und noch tun wollte, schlug über ihr zusammen, bis sie zu ersticken glaubte. Und niemand wußte es außer ihr – niemand!

Etwas in ihr drohte endgültig zu zerspringen. Sie holte tief und keuchend Atem.

»Miriamel? Miriamel, fehlt Euch etwas?«

Mühsam rang sie um Fassung und antwortete nicht. Sie hörte, wie Simon sich neben ihr bewegte. Das Stroh raschelte.

»Habt Ihr Euch verletzt? Ein Alptraum?«

Die Stimme klang ganz nah, fast an ihrem Ohr.

»Nein«, ächzte sie, dann erstarb ihre Stimme im Schluchzen.

Simons Hand berührte ihre Schulter und strich dann vorsichtig über ihr Gesicht.

»Ihr weint ja!« sagte er erschrocken.

»Oh…« Miriamel konnte kaum sprechen. »Ich bin so … ich bin so … einsam. Ich will … nach Hause!« Sie setzte sich auf und senkte den Kopf, preßte das Gesicht in den feuchten Mantel über ihren Knien. Ein neuer, stürmischer Weinkrampf schüttelte sie. Gleichzeitig aber stand ein anderer Teil ihres Ichs wie ein selbständiges Wesen neben ihr und betrachtete angewidert den Auftritt.

Schwach, zischte es ihr gehässig zu. *Kein Wunder, daß du dein Ziel nicht erreichst. Du bist schwach!*

»Nach Hause?« fragte Simon verwundert. »Wollt Ihr zurück zu Josua und den anderen?«

»Nein, du Dummkopf!« Wut über ihre eigene Torheit erstickte für einen Augenblick ihr Schluchzen, so daß sie wieder Worte fand. »Ich will nach Hause! Ich will, daß alles so ist wie früher!«

In der Dunkelheit streckte Simon einen Arm aus und zog sie an sich. Einen Augenblick wehrte sie sich und ließ dann den Kopf an seine Brust sinken. Ihr tat alles weh. »Ich werde Euch beschützen«, sagte Simon leise. Es lag etwas Sonderbares in seinem Tonfall, eine Art stiller Jubel. »Ich lasse Euch nicht allein, Miriamel.«

Sie riß sich los. In einem dünnen Mondlichtsplitter, der durch die Schuppentür drang, konnte sie seinen Umriß erkennen, den Kopf mit den zerzausten Haaren. »Ich will aber nicht beschützt werden! Ich bin kein Kind. Ich möchte nur, daß alles wieder in Ordnung kommt.«

Simon saß einen langen Augenblick da, ohne sich zu rühren, dann fühlte sie von neuem seinen Arm um ihre Schulter. Sie erwartete, daß er ihr ebenso zornig antworten würde, aber seine Stimme war sanft.

»Es tut mir leid. Ich habe auch Angst. Es tut mir leid.«

Und während er das sagte, begriff sie plötzlich, daß es Simon war, der da neben ihr saß, kein Feind. Sie lehnte sich an seine Brust, hungrig nach seiner Wärme und Verläßlichkeit. Ein neuer Strom von Tränen stieg in ihr auf und begann zu fließen.

»Bitte, Miri«, flüsterte Simon hilflos. »Wein doch nicht so.« Er legte auch den anderen Arm um sie und hielt sie ganz fest.

Nach einer Weile versiegte die Tränenflut. Miriamel war so erschöpft, daß sie nur an Simon geschmiegt dasitzen konnte. Sie spürte seine Finger an ihrem Kinn, die dem Lauf ihrer Tränen folgten. Sie drängte sich an ihn, wühlte sich ein wie ein verängstigtes Tier, bis ihr Gesicht seinen Hals streifte und sein verborgenes Blut an ihrer Wange pochte.

»Ach, Simon«, stöhnte sie heiser. »Es tut mir so leid.«

»Miriamel«, begann er und verstummte. Seine Hand umschloß sacht ihr Kinn, und er hob ihr Gesicht, hinauf zu seinem Mund, seinem warmen Atem. Er schien etwas sagen zu wollen.

Sie spürte die Worte, die zwischen ihnen standen, bebend, unausgesprochen. Dann fühlte sie seine Lippen auf ihren, das sanfte Kratzen seines Bartes um ihren Mund.

Einen Augenblick war ihr, als schwebte sie irgendwo im Raum und in der Zeit, frei von allem, ohne festen Punkt. Sie suchte einen Platz, der ihr Zuflucht bot, Schutz vor dem Schmerz, der von allen Seiten auf sie einzudringen schien wie ein Unwetter. Simons Mund war weich und vorsichtig, aber die Hand an ihrem Gesicht zitterte. Auch Miriamel zitterte. Sie wünschte sich, in ihm zu versinken, in ihn einzutauchen wie in einen stillen Teich.

Unaufgefordert schob sich, wie ein Fetzen aus einen Traum, ein Bild vor ihre Augen: Graf Aspitis, dessen seidiges Goldhaar im Lampenlicht schimmerte. Er neigte sich über sie. Der Arm um ihre Schultern verwandelte sich plötzlich in eine Kralle, die sie erdrückte.

»Nein!« Sie riß sich los. »Nein, Simon. Ich kann nicht.«

Er gab sie sofort frei, schuldbewußt wie ein ertappter Dieb. »Ich wollte nicht…«

»Schon gut. Laß mich nur in Ruhe.« Sie hörte ihre eigene Stimme, flach und kalt, ohne jeden Zusammenhang mit dem Sturm von Gefühlen, der so heftig in ihr tobte. »Ich bin … es ist nur…« Auch ihr fehlten die Worte.

In der Stille hörten sie plötzlich ein Geräusch. Lange Sekunden verstrichen, bevor Miriamel begriff, daß es von außerhalb des Schuppens kam: das erregte Wiehern der Pferde. Gleich darauf knackte unmittelbar vor der Tür ein Zweig.

»Da draußen ist jemand!« zischte sie. Die Verwirrung von eben war vorbei, eisige Furcht an ihre Stelle getreten.

Simon tastete nach seinem Schwert. Als er es gefunden hatte, stand er auf und schlich zur Tür. Miriamel folgte.

»Aufmachen?« flüsterte er.

»Ja! Wir dürfen uns nicht hier drinnen erwischen lassen«, gab Miriamel scharf zurück. »Hier sitzen wir in der Falle.«

Simon zögerte kurz und stieß dann die Tür auf. Davor entstand eine hastige Bewegung. Jemand huschte davon, ein Schatten, der im dunstigen Mondlicht zur Straße hinunterrannte.

Simon trat den Mantel beiseite, der sich um seine Beine gewickelt hatte, und sprang aus der Tür, dem Fliehenden nach.

V

Flammentanz

Zorn erfüllte Simon, eine grelle, wilde Wut, die ihn antrieb wie ein Rükkenwind. Die Gestalt vor ihm wurde langsamer, er holte auf. So mußte Qantaqa empfinden, wenn sie etwas Kleines, Fliehendes hetzte.

Mich bespitzeln! Bespitzeln willst du mich?

Die dunkle Gestalt stolperte. Simon hob das Schwert, bereit, den Schleicher an Ort und Stelle zu erschlagen. Nur noch wenige Schritte…

»Simon!« Etwas hielt ihn am Hemd fest, hemmte seinen Schritt. »Nein!«

Er senkte die Hand, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und sein Schwert verfing sich im unkrautdurchsetzten Gras und sprang ihm aus den Fingern. Er suchte am Boden, konnte es aber in der Dunkelheit im dichten Gestrüpp nicht finden. Sekundenlang zögerte er, aber der Schatten vor ihm hatte sich wieder aufgerappelt und entfernte sich bereits. Mit einem Fluch gab Simon das Schwert auf und rannte. Ein Dutzend lange Schritte, und er hatte den anderen wieder eingeholt. Mit beiden Armen packte er seine Beute um die Mitte und warf sie zu Boden, sich selbst darüber.

»O süßer Usires!« kreischte das Geschöpf unter ihm. »Verbrennt mich nicht! Verbrennt mich nicht!«

Simon ergriff die wild fuchtelnden Arme und hielt sie fest. »Was willst du hier?« zischte er. »Warum verfolgst du uns?«

»Verbrennt mich nicht«, quäkte der andere mit zittriger Stimme und versuchte mühsam, das Gesicht abzuwenden. Offenbar außer sich vor Entsetzen strampelte er mit den dürren Gliedern. »Hab keinen verfolgt!«

Miriamel trat zu ihnen. Mit beiden Händen umklammerte sie Simons Schwert. »Wer ist das?«

Immer noch wütend, ohne recht zu wissen, warum, packte Simon das Ohr des Mannes (wie Rachel der Drache es viele Male mit einem aufsässigen Küchenjungen getan hatte) und verdrehte es, bis der andere ihm das Gesicht zuwandte.

Sein Gefangener war ein alter Mann und Simon unbekannt. Seine Augen, weit aufgerissen, blinzelten wild. »Hat nichts Böses gewollt, der alte Heanwig!« keuchte er. »Verbrennt mich nicht!«

»Dich verbrennen? Was faselst du da? Warum hast du uns verfolgt?« Miriamel blickte plötzlich auf. »Simon, wir können hier nicht so einen Lärm machen. Komm, wir nehmen ihn mit.«

»Nicht Heanwig verbrennen!«

»Hier wird überhaupt niemand verbrannt«, knurrte Simon. Er zerrte den alten Mann gröber als nötig auf die Füße und trieb ihn vor sich her in den Schuppen. Der Eindringling schniefte und flehte um sein Leben.

Während Simon den Alten festhielt, versuchte Miriamel, die feuchte Fackel wieder anzuzünden. Schließlich gab sie es auf und nahm eine andere aus ihrer Satteltasche. Als die Fackel brannte, ließ Simon den Gefangenen los und setzte sich mit dem Rücken gegen die Tür, damit der Mann nicht noch einmal einen Fluchtversuch unternahm.

»Er hat keine Waffen. Ich habe seine Taschen abgetastet«, sagte er.

»Nein, Gebieter, hab gar nichts.« Heanwig schien nicht mehr ganz so verängstigt, aber noch immer rührend bemüht, niemanden zu kränken. »Bitte laßt mich doch laufen! Ich sag's auch keinem weiter.«

Simon betrachtete ihn. Der alte Mann hatte die geröteten Wangen und die rote Nase eines langjährigen Trunkenbolds, und seine Augen waren trübe. Besorgt starrte er auf die Fackel, als stelle sie die größte Gefahr im Raum dar. Er sah wirklich nicht besonders bedrohlich aus, aber Simon hatte vor langer Zeit am Beispiel von Doktor. Morgenes' Wohnung – klein von außen, groß von innen – gelernt, daß die Dinge anders sein konnten, als es den Anschein hatte. »Warum bist du uns gefolgt?« fragte er nochmals. »Und warum glaubst du, wir würden dich verbrennen?«

»Braucht keinen zu verbrennen, gar keinen«, erwiderte der Alte. »Der alte Heanwig hat nichts Böses vor. Er erzählt's keinem.«

»Beantworte meine Frage. Was hast du hier gewollt?«

»Hab nur einen Schlafplatz gesucht, Gebieter.« Der alte Mann wagte einen schnellen Blick in den Schuppen. »Hab schon früher ab und zu hier übernachtet. Wollte heut nacht nicht draußen bleiben, o nein, nicht heut nacht.«

»Warst du es, der uns im Wald verfolgt hat? Letzte Nacht bei unserem Lager?«

Der Alte schaute mit offenbar echter Überraschung zu ihm auf. »Im

Wald? Im Altherz? Da geht Heanwig nicht hin. Da sind … Wesen … Ungeheuer … Tiere … das ist ein schlimmer Ort, Gebieter. Ihr solltet da nicht hingehen, in den Altherz.«

»Ich glaube, er sagt die Wahrheit«, meinte jetzt Miriamel. »Er wollte wohl wirklich nur hier schlafen.« Sie fischte den Wasserschlauch aus ihrer Satteltasche und reichte ihn dem Alten, der ihn mißtrauisch beäugte. Miriamel verstand sofort, setzte den Schlauch selbst an den Mund, trank und gab ihn Heanwig weiter. Beruhigt nahm der Alte einen durstigen Zug und warf ihr dann einen so anklagenden Blick zu, als hätte er seine Furcht vor Gift bestätigt gefunden.

»Wasser«, murmelte er verdrießlich.

Miriamel sah ihn nur an, aber Simon begann zu grinsen. Er beugte sich vor und holte den zweiten Lederschlauch heraus, von dem Miriamel ihm gesagt hatte, er solle für kalte Nächte oder schmerzhafte Verletzungen aufgehoben werden. Simon goß ein wenig von dem roten Perdruin in eine Schale und hielt sie so, daß der alte Mann den Inhalt sehen konnte. Heanwig griff mit zitternden Fingern zu, aber Simon zog die Schale zurück.

»Zuerst beantwortest du unsere Fragen. Du schwörst, daß du uns nicht gesucht hast?«

Heanwig schüttelte entschieden den Kopf. »Hab euch noch nie gesehen. Werd mich später nicht an euch erinnern. Versprochen.«

Die dürren Hände unternahmen einen zweiten Vorstoß.

»Noch nicht. Warum hast du gedacht, wir wollten dich verbrennen?«

Der Gefangene starrte auf ihn, dann auf den Wein, sichtlich verunsichert. »Dachte, ihr gehörtet zu diesen Feuertänzern«, erklärte er endlich mit deutlichem Widerstreben. »Dachte, ihr wolltet mich verbrennen wie den alten Wiclaf … Erster Hammermann war er, oben im Steinbruch.«

Verwirrt schüttelte Simon den Kopf, aber Miriamel, Furcht und Abscheu im Gesicht, beugte sich näher. »Feuertänzer? Gibt es hier Feuertänzer?«

Der alte Mann sah sie an, als hätte sie ihn gefragt, ob Fische schwimmen können. »Die ganze Stadt steckt voll von ihnen. Haben mich gejagt, Heanwig gejagt. Aber ich hab mich versteckt!« Er lächelte matt, aber seine Augen waren wachsam und berechnend. »Sind heut nacht im Steinbruch, tanzen und beten zu ihrem Sturmherrn.«

»Der Steinbruch!« hauchte Miriamel. »Das also waren die Lichter!« Simon wußte immer noch nicht recht, ob er dem Gefangenen trauen sollte. Irgend etwas störte ihn, wie eine Fliege, die einem ins Ohr summt, aber er

fand nicht heraus, was es war. »*Wenn* er die Wahrheit sagt.«

»Ich sag aber die Wahrheit«, beharrte Heanwig mit plötzlicher Energie. Er versuchte sich gerade aufzurichten und heftete die trüben Augen auf Simon. »Ich kam hierher, um eine Mütze voll Schlaf zu nehmen, da hab ich euch gehört. Dachte, es wären die Feuertänzer – treiben sich nachts in der ganzen Stadt herum. Leute mit Häusern verrammeln die Türen, versteht ihr, aber Heanwig hat kein Haus mehr. Da bin ich weggerannt.«

»Gib ihm den Wein, Simon«, sagte Miriamel. »Sei nicht grausam. Er ist nur ein erschrockener alter Mann.«

Simon verzog das Gesicht und reichte Heanwig die Schale. Der Alte roch daran, und ein Ausdruck des Entzückens trat auf seine altersfleckigen Züge. Er hielt die Schale schräg und trank durstig.

»Die Feuertänzer!« Miriamel umarmte sich selbst. »Mutter der Barmherzigkeit! Simon, sie dürfen uns nicht fangen. Sie sind alle wahnsinnig. Ein paar von ihnen haben in Kwanitupul Tiamak überfallen, und ich habe welche gesehen, die sich selber anzündeten und verbrannten.«

Simon schaute von Miriamel zu dem Alten, der seine runzligen Lippen mit einer Zunge ableckte, die aussah, als hause sie für gewöhnlich im Inneren einer Miesmuschel. Er verspürte einen erstaunlichen Drang, dem alten Säufer einen ordentlichen Fausthieb zu versetzen, obwohl der Mann ihnen eigentlich gar nichts getan hatte. Jäh fiel ihm ein, wie er das Schwert erhoben und in einem Anfall von Wut diesen armen Wicht vielleicht sogar erschlagen hätte, und er schämte sich entsetzlich.

Was war das für ein Ritter, der einen schwächlichen alten Trunkenbold töten würde?

Aber welches üble Verhängnis hatte den Alten auch angestiftet, gerade in dem Augenblick die Pferde zu erschrecken und Zweige zu knicken, als Simon endlich Miriamel in den Armen hielt? Als sie sich geküßt hatten? Jawohl, die Prinzessin, die schöne Miriamel hatte Simon geküßt!

Von dem alten Mann blickte er wieder auf sie. Auch sie hatte zugeschaut, wie Heanwig die Schale leerte, jetzt aber huschten ihre Augen für eine Sekunde hinüber zu Simon, und selbst im Schein der Fackel konnte er sie erröten sehen. Grausames Schicksal … aber noch vor kurzem war es gütig gewesen. O süßes Schicksal, süßes Glück!

Unvermittelt mußte Simon lachen. Der größere Teil seines Zorns verflog wie Spreu vor dem Wind. Das lieblichste Mädchen der ganzen Ädonheit, klug und schnell – und sie hatte ihn geküßt und beim Namen genannt! Er spürte noch die Rundung ihres Gesichts an seinen Fingerspitzen. Mit wel-

chem Recht beschwerte er sich eigentlich?

»Und was machen wir nun?« fragte er.

Miriamel wich seinen Augen aus. »Wir bleiben heute nacht hier. Und morgen sehen wir zu, daß wir so weit wie möglich von den Feuertänzern wegkommen.«

Simon warf einen Seitenblick auf Heanwig, der hoffnungsvoll die Satteltaschen musterte. »Und er?«

»Er kann die Nacht über hierbleiben.«

»Und wenn er den ganzen Wein austrinkt und es sich dann in den Kopf setzt, uns im Schlaf zu erwürgen?« protestierte Simon. Selbst ihm kam es reichlich albern vor, so etwas über einen dürren, bibbernden Alten zu sagen, aber er wünschte sich verzweifelt, wieder mit Miriamel allein zu sein.

Als ob sie das verstünde und ebenso heftig darauf erpicht sei, es nicht geschehen zu lassen, versetzte Miriamel: »Er wird nichts dergleichen tun. Und wir können abwechselnd schlafen. Fühlst du dich dann sicherer, Simon? Du kannst ja auf den Wein aufpassen.«

Der Gefangene sah von einem zum anderen und versuchte offenbar herauszufinden, wo die Schlachtlinie verlief. »Der alte Heanwig wird euch nicht stören. Ihr braucht nicht zu wachen, junge Gebieter. Ihr seid müde. Ein alter Kerl wie ich braucht keinen Schlaf. Ich bleibe auf und kümmere mich um die Feuertänzer.«

»Davon bin ich überzeugt«, schnaubte Simon verächtlich. »Werfen wir ihn lieber hinaus, Miriamel. Wenn er es nicht ist, der uns verfolgt hat, gibt es auch keinen Grund, ihn hier festzuhalten.«

»O doch. Es gibt sogar einen sehr guten Grund. Er ist ein alter Mann und hat Angst. Simon, du vergißt, daß ich im Gegensatz zu dir die Feuertänzer gesehen habe. Sei nicht grausam, nur weil du schlechte Laune hast.« Sie betrachtete ihn mit strengem Blick, in dem Simon aber einen winzigen Funken wissender Erheiterung zu erkennen glaubte.

»Nein, bitte, schickt mich nicht nach draußen zu den Feuertänzern«, flehte Heanwig. »Sie haben Wiclaf verbrannt, ja, das haben sie. Hab's selbst gesehen. Hat keiner Fliege was zuleide getan, Wiclaf. Unten auf der Flaschenzugstraße haben sie ihn angesteckt und geschrien: ›Das ist die Zukunft! Das ist die Zukunft!‹« Er verstummte schaudernd. Was als Rechtfertigung des eigenen Verhaltens begonnen hatte, wurde Wirklichkeit, als die Erinnerung ihm alles noch einmal vor Augen führte. »Schickt mich nicht weg, Gebieter. Ich werd kein Wort sagen, nie.« Seine jähe Aufrichtigkeit war unmißverständlich.

Simon schaute auf Miriamel, auf den Alten und wieder auf die Prinzessin. Man hatte ihn sauber ausmanövriert. »Na gut«, knurrte er. »Aber ich halte die erste Wache, Alter, und wenn du auch nur eine verdächtige Bewegung machst, fliegst du zur Tür hinaus ins Kalte, und zwar so schnell, daß dir der Kopf brummt.«

Er warf einen letzten Blick voller Groll und Sehnsucht auf Miriamel und ließ sich dann nieder, den Rücken an die Schuppentür gelehnt.

Früh am nächsten Morgen wachte Simon auf und fand Miriamel und den alten Mann bereits auf den Beinen und in ein freundschaftliches Gespräch vertieft. Er fand, daß Heanwig bei Tageslicht noch weniger einnehmend aussah. Die runzligen Züge waren mit Erde verschmiert, die Kleidung so zerlumpt und schmutzig, daß selbst die Armut es nicht mehr entschuldigen konnte.

»Du solltest mit uns gehen, Heanwig«, sagte Miriamel gerade. »Du wärst sicherer als allein. Bleib wenigstens bei uns, bis du wirklich weit von den Feuertänzern weg bist.«

Der Alte wiegte zweifelnd den Kopf. »Diese Verrückten sind heutzutage fast überall.«

Simon setzte sich auf. Sein Mund war trocken, und sein Kopf tat so weh, als ob er der Trunkenbold der Gesellschaft wäre. »Was sagt Ihr da? Ihr könnt ihn doch nicht mitnehmen!«

»Und ob ich das kann«, versetzte Miriamel kühl. »Du darfst mich begleiten, Simon, aber du hast mir nicht vorzuschreiben, wohin ich gehe und wen ich mitnehme.«

Simon sah sie an und spürte, daß er in diesem Kampf nicht gewinnen konnte, ganz gleich, wie er sich verhielt. Er war noch dabei, sich seine nächsten Worte zu überlegen, als ihm Heanwig die sinnlose Auseinandersetzung ersparte.

»Wollt ihr nach Nabban?« fragte er. »Da bin ich noch nie gewesen.«

»Wir gehen nach Falshire«, antwortete Miriamel, »und von dort ins Hasutal.«

Simon wollte sie gerade tadeln, weil sie diesem wildfremden Menschen so offen ihre Reisepläne erzählte – was war aus der unbedingten Notwendigkeit, vorsichtig zu sein, geworden, die sie ihm so eingehämmert hatte? –, als der alte Mann hörbar nach Luft schnappte. Simon, schon bei der bloßen Vorstellung erbost, der alte Säufer könnte sich jetzt vor ihren Augen

übergeben, fuhr herum, erschrak jedoch vor dem Ausdruck des Grauens auf Heanwigs fleckigem Gesicht.

»Ins Hasutal?« Seine Stimme wurde schrill. »Seid ihr von Sinnen? Das ganze Tal ist voller Spuk!« Er krabbelte eine Elle näher zur Tür und suchte vergeblich im schimmligen Stroh nach einem Halt, als hätten die beiden ihm gedroht, ihn mit Gewalt an den verhaßten Ort zu schleifen. »Da würde ich mich ja noch lieber in den Steinbruch zu den Feuertänzern schleppen!«

»Was meinst du mit Spuk?« fragte Miriamel. »Man hat uns das schon einmal erzählt. Was soll es bedeuten?«

Der alte Mann stierte sie an, und seine Augen waren so verdreht, daß man das Weiße sehen konnte. »Spuk! Böse Geister, Unholde vom Friedhof! Hexen und Zauberer!«

Miriamel sah ihn scharf an. Nach einem Jahr wie dem letzten war sie nicht mehr so schnell bereit, Gerede dieser Art als bloßen Aberglauben abzutun. »Wir reiten dorthin«, sagte sie nach einer Weile. »Wir müssen. Aber du brauchst nicht weiter mitzukommen, als du willst.«

Heanwig stand unsicher auf. »Will nicht nach Westen. Heanwig bleibt hier. Gibt immer noch Leute in Stanshire, die einen Bissen entbehren können, oder einen Tropfen, sogar in diesen schlechten Zeiten.« Er schüttelte den Kopf. »Geht nicht dorthin, junge Gebieterin. *Ihr* seid freundlich zu mir gewesen.«

Er blickte bedeutungsvoll auf Simon, um zu zeigen, wer es nicht gewesen war.

Der alte Säufer, dachte Simon mürrisch. *Wer hat ihm denn den Wein gegeben? Und wer hat ihm nicht den Schädel eingeschlagen, obwohl er es gekonnt hätte?*

»Reitet nach Süden, da wird es euch gefallen«, fuhr Heanwig beinahe flehend fort. »Bleibt weg vom Hasutal.«

»Das ist nicht möglich«, erwiderte Miriamel. »Aber du brauchst nicht mitzukommen.«

Heanwig hatte sich unauffällig der Tür genähert. Jetzt blieb er, die Hand schon am Holz, noch einmal stehen und senkte den Kopf. »Ich danke dir, junge Gebieterin. Ädons Licht soll über dir leuchten.« Er hielt inne und wußte nicht, was er sagen sollte. »Hoffentlich kommt ihr heil wieder.«

»Auch dir vielen Dank, Heanwig«, antwortete Miriamel feierlich.

Simon unterdrückte ein gereiztes Stöhnen und rief sich die Tatsache ins Gedächtnis, daß ein Ritter – anders als ein Küchenjunge – weder Gesichter

schnitt noch Laute von sich gab, vor allem dann, wenn dieser Ritter sich die Gunst seiner Herrin nicht verscherzen wollte. Wenigstens würde sie der alte Kerl nun doch nicht begleiten. Das war für ein wenig Nachsicht eine annehmbare Belohnung.

Als sie hinter Stanshire ins Land hinausritten, fing es wieder zu regnen an. Zuerst waren es nur ein paar verstreute Tropfen, aber im Lauf des Vormittags wurde daraus ein Wolkenbruch. Der Wind wehte immer stärker und trieb ihnen die Nässe in kalten, wasserfallartigen Güssen ins Gesicht.

»So schlimm wie auf einem Schiff im Sturm!« rief Miriamel.

»Auf einem Schiff hat man aber wenigstens Ruder«, rief Simon zurück, »und die werden wir hier auch bald brauchen!«

Miriamel zog die Kapuze tief ins Gesicht und lachte. Simon wurde es sofort wärmer ums Herz, als er sah, daß er sie erheitert hatte. Er schämte sich ein bißchen, weil er den alten Mann so schlecht behandelt hatte: fast unmittelbar, nachdem Heanwig den Weg hinuntergeschlurft war, wieder zurück ins Innere von Stanshire, war auch Simons schlechte Laune verflogen. Er wußte selbst nicht recht, was ihn an dem alten Mann so beunruhigt hatte, eigentlich hatte Heanwig ja gar nichts getan.

Durch eine Reihe tief ausgefahrener Wege, jetzt kaum mehr als Schlammschleusen, kehrten sie auf die Flußstraße zurück. Die Gegend wurde allmählich wilder. Das Ackerland hinter Stanshire, wenn auch größtenteils verunkrautet, zeigte doch mit seinen Zäunen, Steinmauern und gelegentlichen Hütten Spuren einstiger menschlicher Bewirtschaftung; aber als dann die Stadt mit ihrem umliegenden Siedlungen hinter ihnen zurückblieb, setzte sich erneut die Wildnis durch.

Es war eine ungewöhnlich trostlose Landschaft. Der schier unendliche Winter hatte die Bäume mit Ausnahme der immergrünen entlaubt und schien selbst mit den Kiefern und Fichten recht rauh umgegangen zu sein. Simon fand sich durch die eigentümlich verzerrten Formen der Stämme und Äste an die sich windenden Menschenleiber in dem Fresko *Tag des Abwägens* erinnert, das sich über die ganze Wand der Kapelle auf dem Hochhorst zog. So manche langweilige Stunde in der Kirche hatte er sich damit vertrieben, fasziniert die Folterszenen anzustarren und den Erfindungsreichtum des namenlosen Künstlers zu bewundern. Hier jedoch, in der kalten, nassen Welt der Wirklichkeit, schienen ihm die knotigen Gestalten eher abschreckend. Blattlose Eichen, Ulmen und Erlen ragten in die Lüfte, Skeletthände, die sich ballten und ausstreckten, wie der Wind es

ihnen befahl. Mit dem von schwarzen Wolken fast zermalmten Himmel und dem schräg über die morastigen Hänge gejagten Regen war das Bild weit hoffnungsloser als selbst die Ausmalungen in der Kapelle.

Simon und Miriamel ritten, meist wortlos, weiter durch den Sturm. Simon war äußerst betrübt, daß die Prinzessin den Kuß von gestern abend nicht ein einziges Mal erwähnt oder auch nur darauf angespielt hatte. Er wußte, daß der Tag für Tändeleien aller Art ganz und gar ungeeignet war, aber sie schien so tun zu wollen, als sei überhaupt nichts geschehen. Simon wußte nicht, wie er sich verhalten sollte; mehrmals stand er kurz davor, sie einfach zu fragen, aber es fiel ihm nichts ein, das sich so am hellen Tag nicht albern angehört hätte. Der Kuß war ein wenig wie seine Ankunft damals in Jao é-Tinukai'i gewesen – ein Augenblick, in dem er seine eigene Zeit verlassen hatte. Vielleicht war das, was sie gestern nacht geteilt hatten, etwas wie ein Ausflug zum Feenhügel gewesen, etwas Magisches, dazu bestimmt, ihrem Gedächtnis so schnell zu entschwinden, wie ein Eiszapfen in der Sonne schmilzt.

Nein. Das lasse ich nicht zu. Ich werde mich immer daran erinnern … selbst wenn sie es vergißt.

Er warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Ihr Gesicht war weitgehend unter der Kapuze versteckt, aber er konnte ihre Nase, ein Stück von der Wange und das spitze Kinn sehen. Sie schien fast wie eine Sitha, dachte er, anmutig und schön, aber schwer zu durchschauen. Was ging in ihrem Kopf vor? Wie konnte sie sich so an ihn schmiegen und später kein Wort darüber verlieren, so daß er sich fragen mußte, ob er alles nur geträumt hatte oder im Begriff war, den Verstand zu verlieren? Fest stand, daß sie den Kuß so eifrig erwidert hatte, wie er von Simon kam. Und sowenig er auch von Frauen und vom Küssen wußte, er konnte nicht glauben, daß die Art, wie sie reagiert hatte, gar nichts bedeuten sollte.

Warum frage ich sie nicht? Ich werde verrückt, wenn ich es nicht herausbekomme. Aber wenn sie mich auslacht – oder böse wird – oder sich gar nicht erinnert?

Bei der Vorstellung, daß Miriamel vielleicht nicht die gleichen starken Gefühle hatte, wie sie in ihm tobten, überlief es ihn kalt. Jäh verging sein Entschluß, sie zum Reden zu bringen. Er wollte doch lieber noch eine Weile über alles nachdenken.

Aber ich möchte sie wieder küssen.

Er seufzte. Der Laut ging im zischenden Rauschen des Regens unter.

Die Flußstraße war morastig und fast verödet. Wie Simon vorausgesagt hatte, begegneten sie den ganzen Tag lang nicht einmal einem Dutzend anderer Reisender, und nur einer davon unterzog sich der Anstrengung, sie mit mehr als einem Kopfnicken zu grüßen. Es war ein kleiner, krummbeiniger Bursche, dessen lendenlahmer Gaul einen Planwagen voller Hausiererwaren zog.

Simon, der mehr über die Strecke zu erfahren hoffte, die vor ihnen lag, faßte bei den freundlichen Worten Mut und lud den Mann ein, bei ihnen haltzumachen. Der Hausierer, anscheinend froh über ein Schwätzchen, blieb im strömenden Regen stehen und erklärte ihnen, daß ein Weghaus in der Nähe sei, das sie kurz nach Sonnenuntergang erreichen müßten. Er berichtete, er komme gerade aus Falshire und schilderte die Stadt als ruhig und seine Geschäfte dort als schlecht. Nachdem Simon sich unauffällig vergewissert hatte, daß Miriamel einverstanden war, lud Simon den Mann ein, sich mit ihnen unter ein paar Kiefern zu setzen, die den größten Teil des Regens abhielten. Sie reichten ihm den Weinschlauch, und während ihr neuer Bekannter ein paar kräftige Schlucke nahm, wiederholte Simon seine Geschichte vom wandernden Wachszieher.

»Besten Dank.« Der Hausierer gab den Weinschlauch zurück.

»Gut gegen die Kälte, das Zeug.« Er nickte. »Da hofft ihr wohl auf ein bißchen Handel zum Sankt-Tunaths-Tag und zu Ädonmansa?

Na, viel Glück. Aber wenn ihr mir den unerbetenen Rat verzeihen wollt – ihr solltet lieber nicht weiter nach Westen gehen als bis Falshire.«

Simon und Miriamel wechselten einen kurzen Blick. »Und warum?« fragte Simon.

»Nun, die Leute sagen, es wäre schlimm dort.« Das Grinsen des Hausierers hatte etwas Gezwungenes. »Ihr kennt ja die Geschichten – Räuber und Banditen, Gerüchte über sonderbare Vorfälle in den Bergen.« Er zuckte die Achseln.

Simon drängte auf Einzelheiten, aber der Hausierer schien zu weiteren Erklärungen keine Lust zu haben. Simon hatte noch nie von einem wandernden Hausierer gehört, der nicht begeistert einen ihm angebotenen Weinschlauch geleert und seine Zuhörer mit Reiseabenteuern unterhalten hätte; ob dieser hier nun eine Ausnahme von der Regel darstellte, oder ob ihn etwas so beunruhigt hatte, daß er lieber schwieg, konnte Simon nicht feststellen. Der Hausierer machte einen vernünftigen Eindruck.

»Wir wollen nichts weiter als ein Dach über dem Kopf und ab und zu für ein paar Fithings Arbeit«, sagte Simon.

Der Hausierer betrachtete mit hochgezogenen Brauen das Schwert an Simons Gürtel und das Metall des Panzerhemdes, das aus seinen Ärmeln lugte. »Du bist nicht schlecht gerüstet fürs Kerzenmachen, mein junger Freund«, bemerkte er gutmütig. »Aber daran erkennt man, wie es heutzutage auf den Straßen zugeht.« Er nickte mit einer gewissen vorsichtigen Zustimmung, wie um anzudeuten, daß er, was immer er auch von einem Wachszieher, der bewaffnet war wie ein Ritter – wenn auch ein zerlumpter Ritter, der einmal bessere Zeiten gesehen hatte –, halten mochte, keinen Grund sah, weitere Fragen zu stellen.

Simon, der sehr wohl begriff, was man ihm damit sagen wollte – nämlich daß man von ihm die gleiche höfliche Gleichgültigkeit erwartete –, bot dem Hausierer, als sie alle wieder zur Straße zurückgingen, zum Abschied die Hand.

»Braucht ihr vielleicht noch etwas?« fragte der Mann und ergriff die Zügel seines Pferdes, das geduldig im Regen gewartet hatte. »Ich habe ein paar Sachen von Leuten eingetauscht, die nicht einmal mit einem Cintis-Stück bezahlen konnten – ein bißchen Gemüse, ein paar Metallreste … Schuhnägel, solche Sachen.«

Simon dankte und antwortete, sie hätten alles, was sie benötigten, bis sie nach Falshire kämen; er war ziemlich sicher, daß sich das, was sie am dringendsten brauchten, nicht in einem vom Regen durchweichten Planwagen finden würde. Aber Miriamel wollte gern das Gemüse sehen und suchte sich ein paar dürre Mohrrüben und vier braune Zwiebeln aus, für die sie dem Hausierer eine Münze gab. Dann winkten sie ihm Lebewohl nach, als er sein Pferd antrieb und auf der schlammigen Straße weiter nach Osten patschte.

Der graue Nachmittag verging, und noch immer fiel der Regen. Simon hatte das ständige Geprassel auf seinen Kopf allmählich satt.

Hätte ich doch bloß daran gedacht, meinen Kampfhelm mitzunehmen! Aber das wäre dann wohl so, als säße ich unter einem Eimer, den jemand mit Steinen bewirft – schepper, schepper, schepper, bis man den Verstand verliert.

Um Miriamel zu unterhalten, wollte er ihr ein Lied mit dem Titel »Badulf und die streunende Kuh« vorsingen, das er von Shem Pferdeknecht gelernt hatte; es erschien ihm passend, weil ein Wolkenbruch darin vorkam. Leider war ihm der größte Teil der Worte entfallen, und als er die Verse sang, an die er sich noch erinnerte, trieb ihm der Wind soviel Regen

in den Rachen, daß er fast erstickt wäre. Nach einer Weile gab er den Versuch auf, und die beiden setzten ihren Weg schweigend fort.

Die Sonne, die sich ohnehin den ganzen Tag nicht gezeigt hatte, versank endlich ganz hinter dem Rand der Welt und ließ tiefe Dunkelheit zurück. Als sie weiterritten, wurde der Regen noch kälter, bis ihnen die Zähne klapperten und die Hände an den Zügeln taub wurden. Simon zweifelte bereits daran, daß ihnen der Hausierer wahrheitsgemäß Auskunft gegeben hatte, als sie endlich doch auf das Weghaus stießen.

Es war nur ein Schuppen – vier Wände, ein Dach mit einem Rauchloch und ein Kreis in den Boden eingelassener Steine als Feuerstelle. An der Rückseite befand sich ein überdachter Platz, an dem man die Pferde anbinden konnte; aber Simon pflockte sie nach dem Absatteln unter ein paar Bäumen an, wo sie fast ebenso trocken standen, dabei aber das magere Gras abweiden konnten.

Der letzte Benutzer des Weghauses – wie Simon annahm, der Hausierer selbst, der ein ordentlicher und gewissenhafter Zeitgenosse zu sein schien – hatte vor dem Weggehen frisches Holz gesammelt. Es mußte frisch sein, denn es war noch naß und ließ sich nur mühsam anzünden; dreimal verzischte der schwelende Zunder auf den feuchten Ästen, und Simon mußte es von neuem versuchen. Er und die Prinzessin kochten sich aus ein paar Mohrrüben, einer der Zwiebeln und ein wenig Mehl und Dörrfleisch aus Miriamels Vorrat einen Eintopf.

»Warmes Essen«, verkündete Simon und lutschte an seinen Fingern, »ist etwas Herrliches.« Er hob seine Schale und leckte die letzten Tropfen Flüssigkeit heraus.

»Du hast Suppe im Bart«, rügte Miriamel streng.

Simon schob die Tür des Weghauses auf, lehnte sich hinaus und wartete, bis seine hohlen Hände mit Regenwasser gefüllt waren. Er trank und rieb sich mit dem Rest das Fett aus dem Bart. »Besser?«

»Ich nehme an.« Miriamel machte sich ans Ausbreiten ihrer Schlafdecken.

Simon stand auf, klopfte sich zufrieden den Bauch und zerrte seine eigenen Decken vom Sattel, um sie neben Miriamels zu legen. Sie betrachtete sie einen Augenblick wortlos und zog dann, ohne aufzuschauen, ihr Lager auf die andere Seite des Feuers hinüber, so daß mehrere Ellen strohbedeckten Fußbodens sie von Simon trennten.

Der junge Mann biß sich auf die Lippen. »Sollten wir nicht Wache halten?« fragte er nach einer Weile. »Die Tür hat keinen Riegel.«

»Doch, das wäre vernünftig. Wer fängt an?«

»Ich. Ich muß über vieles nachdenken.«

Sein Tonfall veranlaßte Miriamel nun doch, den Blick zu heben. Sie musterte ihn so wachsam, als fürchte sie einen jähen, erschreckenden Ausbruch. »In Ordnung. Weck mich, wenn du müde wirst.«

»Das bin ich jetzt schon, aber Ihr seid es auch. Schlaft nur. Ich lasse Euch erst einmal Zeit zum Ausruhen, bevor ich Euch wecke.«

Miriamel legte sich ohne Widerspruch hin, wickelte sich fest in ihren Mantel und schloß die Augen. Bis auf das Prasseln des Regens auf dem Dach herrschte Stille im Weghaus. Simon saß lange da, ohne sich zu regen, und sah zu, wie das flackernde Licht des Feuers auf Miriamels blassen, ruhigen Zügen spielte.

Irgendwann in den frühen Stunden nach Mitternacht ertappte Simon sich beim Einnicken. Er setzte sich gerade hin, schüttelte den Kopf und lauschte. Der Regen hatte aufgehört, aber vom Dach des Weghauses tropfte noch immer das Wasser und rann zur Erde.

Er kroch zu Miriamel hinüber, um sie zu wecken, hielt jedoch an ihrem Lager inne und sah sie im Schein des verglühenden Feuers an. Sie hatte sich im Schlaf gedreht und den Mantel abgestreift, der ihr als Zudecke diente. Ihr Hemd war aus den Männerhosen, die sie trug, gerutscht und hatte einen Streifen weißer Haut an ihrer Seite und die im Schatten liegende Rundung der untersten Rippen entblößt. Simon fühlte, wie ihm das Herz in der Brust stockte, so sehnte er sich danach, sie zu berühren.

Wie von selbst stahl seine Hand sich zu ihr hinüber. Sanft wie Schmetterlinge schwebten seine Finger über ihre Haut, die kühl war und glatt. Unter seiner Berührung begann sie zu prickeln.

Miriamel gab einen schläfrigen, ärgerlichen Laut von sich und schob ihn fort, eine schnelle Bewegung, als hätten sich die Schmetterlinge in weniger angenehme Kriechtiere verwandelt. Hastig zog Simon die Hand zurück.

Einen Augenblick verharrte er und versuchte, wieder ruhiger zu atmen; er kam sich vor wie ein um Haaresbreite ertappter Dieb. Endlich streckte er erneut die Hand aus, diesmal jedoch nur, um ihre Schulter zu ergreifen und sie vorsichtig zu rütteln.

»Miriamel. Wacht auf, Miriamel.«

Sie stöhnte und rollte sich auf die andere Seite, mit dem Rücken zu ihm. Simon schüttelte sie etwas fester. Die Prinzessin knurrte unwillig und ta-

stete mit den Fingern vergeblich nach ihrem Mantel, als suche sie Schutz vor einem grausamen Plagegeist.

»Kommt, Miriamel. Ihr seid mit Wachen dran.«

Die Prinzessin schlief wirklich sehr fest. Simon beugte sich über sie und sprach in ihr Ohr. »Aufwachen! Es ist Zeit!« Ihr Haar kitzelte seine Wange.

Miriamel lächelte nur leicht, als hätte jemand einen kleinen Scherz gemacht, und hielt die Augen geschlossen. Simon rutschte nach unten, bis er neben ihr lag. Ein paar lange Sekunden betrachtete er die Biegung ihrer Wange im rötlichen Schein der Glut. Dann nahm er die Hand von ihrer Schulter und legte sie um ihre Mitte. Er schob sich nach vorn, bis seine Brust ihren Rücken berührte. Nun ruhte seine Wange ganz in ihren Haaren, und sein Körper umgab den ihren. Sie murmelte etwas, das vielleicht Zufriedenheit bedeutete und drückte sich ganz leicht an ihn. Dann verstummte sie wieder. Simon hielt vor lauter Furcht, sie könnte aufwachen oder er selber husten oder niesen und dadurch diesen schmerzhaft süßen Moment zerstören, den Atem an. Er spürte ihre Wärme bis in die Zehenspitzen. Sie war kleiner als er, viel kleiner, er konnte sie umschließen und beschützen wie eine Ritterrüstung. *Am liebsten würde ich immer so liegenbleiben*, dachte er.

So kuschelten sich die beiden aneinander wie junge Kätzchen im Nest, und Simon schlief allmählich ein. Die Notwendigkeit, Wache zu halten, war vergessen, aus seinem Kopf geweht wie ein Blatt, das die Flußströmung fortträgt.

Als er aufwachte, war er allein. Miriamel stand draußen vor dem Weghaus und striegelte mit einem kahlen Zweig ihr Pferd. Dann kam sie wieder herein, und die beiden frühstückten mit Brot und Wasser. Sie sagte kein Wort über die Nacht, aber Simon schien es, als sei sie nicht mehr ganz so spröde, als sei ein Stück ihrer Kälte geschmolzen, während sie schlafend beieinander gelegen hatten.

Sie folgten der Flußstraße noch sechs weitere Tage, behindert durch den eintönigen Regen, der den breiten Dammweg in morastigen Schlamm verwandelt hatte. Das Wetter war so entmutigend und die Straße in der Regel so leer, daß Miriamels Furcht, entdeckt zu werden, abzunehmen schien, obwohl sie noch immer ihr Gesicht verbarg, wenn sie durch kleinere Städtchen wie Bregshame und Garwynswold kamen. Nachts schliefen sie in Weghäusern oder unter den undichten Dächern von kleinen Tempeln am

Straßenrand. Wenn sie abends, in der Stunde zwischen Essen und Schlafen, zusammensaßen, erzählte Miriamel Simon Geschichten aus ihrer Kindheit in Meremund, und er berichtete ihr von seinem Leben unter Küchenjungen und Kammerfrauen; aber als die Nächte vergingen, sprach er immer öfter über seine Zeit mit Doktor Morgenes, von der Gutgelauntheit und dem gelegentlichen feurigen Zorn des alten Mannes, von seiner Verachtung für alle, die keine Fragen stellten und seiner Freude über das unerwartet komplizierte Wechselspiel des Daseins.

An dem Abend, als sie durch Garwynswold gekommen waren, brach Simon plötzlich in Tränen aus, als er etwas erzählte, das ihm Morgenes einmal über die Wunder des Bienenstocks gesagt hatte.

Miriamel merkte überrascht, wie er um Fassung rang; danach betrachtete sie ihn so seltsam, wie er es noch nie an ihr bemerkt hatte. Zuerst schämte er sich, aber er konnte in ihrem Ausdruck kein Anzeichen von Mißachtung entdecken.

»Ich wünschte, er wäre mein Vater oder Großvater gewesen«, meinte er später, als sie schon in ihren Decken lagen. Obwohl Miriamel sich wie üblich eine Armlänge entfernt von ihm gebettet hatte, fühlte er sich ihr in gewisser Weise näher als jemals wieder nach der Nacht, in der sie sich geküßt hatten. Zwar hatte er sie danach noch einmal in den Armen gehalten, aber da hatte sie geschlafen. Nun lag sie in der Dunkelheit neben ihm, und er hatte beinahe das Gefühl, als wachse ein unausgesprochenes Einverständnis zwischen ihnen. »Er war so gütig zu mir. Ich wäre glücklich, wenn er noch lebte.«

»Er war ein guter Mensch.«

»Er war mehr als das. Er war … er war ein Mensch, der zupackte, wenn es nötig war.« Simons Brust wurde eng. »Er starb, damit Josua und ich entkommen konnten. Er hat mich behandelt wie … wie ein eigenes Kind. Es ist so ungerecht. Er hätte nicht sterben dürfen.«

»Niemand sollte sterben«, erwiderte Miriamel langsam. »Vor allem nicht, wenn er noch lebt.«

Verwirrt von dieser Bemerkung, lag Simon eine Weile schweigend da. Bevor er sie fragen konnte, was sie meinte, spürte er ihre kühlen Finger, die seine Hand berührten und sich in seine Handfläche schmiegten.

»Schlaf gut«, murmelte sie.

Als sein Herz wieder langsamer schlug, war ihre Hand noch da. Endlich schlief er ein und hielt sie dabei weiter umschlossen, so sacht wie einen jungen Vogel.

Es gab noch andere Plagen als den Regen und den grauen Nebel. Das Land selbst war unter dem Leichentuch des schlechten Wetters fast erstarrt, eine öde Landschaft aus Steinen, Knochen und Spinnweben. Die Leute in den Ortschaften machten einen müden, furchtsamen Eindruck und schienen nicht einmal Lust zu haben, Simon und Miriamel die Neugier und das Mißtrauen zu widmen, die Fremden üblicherweise zukamen. Nachts waren alle Fensterläden verschlossen, die schmutzigen Straßen leer. Simon kam es vor, als ritten sie durch Geisterdörfer, deren wirkliche Einwohner sie längst aufgegeben und nur die körperlosen Schatten früherer Generationen zurückgelassen hatten, verdammt zum trägen, sinnlosen Herumspuken in ihren einstigen Behausungen.

Am trüben Nachmittag des siebten Tages seit Stanshire umrundeten Simon und Miriamel eine Biegung der Flußstraße und sahen vor sich am westlichen Horizont die viereckige Masse der Burg von Falshire aufragen. Einst hatte grünes Weideland den Burgberg verhüllt wie die Schleppe eines Königs. Jetzt aber waren trotz des vielen Regens die Hänge kahl, und an einigen Stellen gleich unter dem Gipfel lag sogar noch Schnee. Am Fuß des Berges erstreckte sich die Stadt mit ihren Mauern, zu beiden Seiten des Flusses, der ihre Lebensader bildete. In den Docks am Ufer lud man Häute und Wolle aus Falshire auf Boote, die bis hinab zum Kynslagh und noch weiter fuhren und mit dem Gold und den anderen Gütern heimkehrten, die Falshire von jeher zu einer der reichsten Städte in Osten Ard gemacht hatten, einer Stadt, die in Erkynland an Bedeutung nur noch von Erchester übertroffen wurde.

»Die Burg hat Fengbald gehört«, erklärte Miriamel. »Wenn ich mir vorstelle, daß mein Vater mich mit ihm verheiraten wollte! Ich möchte wissen, wer von seiner Familie jetzt dort oben den Herrn spielt.« Sie preßte die Lippen zusammen. »Wenn der neue Gebieter auch nur entfernt dem alten gleicht, dann hoffe ich, daß ihm das ganze Gemäuer über dem Kopf zusammenfällt.«

Simon spähte in das diffuse Westlicht, in dem die Burg wie eine merkwürdig geformte, dunkle Felsklippe aussah, und wies dann, um Miriamel auf andere Gedanken zu bringen, nach unten auf die Stadt. »Wir könnten vor Einbruch der Dunkelheit dort sein. Und endlich wieder einmal richtig essen!«

»Männer denken immer bloß an ihren Bauch.«

Simon fand diese Behauptung ungerecht, freute sich aber andererseits,

ein Mann genannt zu werden, und lächelte. »Und wie wäre es mit einer trockenen Nacht in einer warmen Herberge?«

Miriamel schüttelte den Kopf. »Wir haben bisher Glück gehabt, Simon, aber wir kommen dem Hochhorst jetzt jeden Tag näher. Ich bin viele Male in Falshire gewesen. Die Gefahr, daß mich jemand dort erkennt, ist viel zu groß.«

Simon seufzte. »Also gut. Aber es stört Euch doch nicht, wenn ich in irgendein Gasthaus gehe und uns dort etwas zu essen hole wie neulich in Stanshire?«

»Sofern du mich nicht die ganze Nacht warten läßt. Es ist schon schlimm genug, die Frau eines armen fahrenden Wachsziehers zu sein, auch ohne daß man im Regen stehen muß, während der Ehemann am warmen Feuer sitzt und sein Bier schlürft.«

Aus Simons Lächeln wurde ein Grinsen. »Die arme Wachsziehersfrau.«

Miriamel betrachte ihn verdrießlich. »Der arme Wachszieher, wenn er sie wütend macht.«

Die Herberge hieß »Zur Teerkiste« und war mit vielen Fackeln erleuchtet wie für ein Fest. Aber als Simon zur Tür hineinspähte, schien ihm die Stimmung innen alles andere als festlich zu sein. Zwar war der große Schankraum gut besetzt, etwa zwei oder drei Dutzend Menschen saßen dort, aber sie sprachen so leise miteinander, daß Simon hören konnte, wie von den Mänteln, die neben der Tür hingen, das Regenwasser herabtropfte.

Er ging durch die vollbesetzten Bänke zum anderen Ende des Raums und merkte, daß sich viele Köpfe nach ihm umdrehten und das Summen der Gespräche ein wenig anschwoll. Aber er sah weder nach rechts noch nach links. Der Wirt, ein dünner, büschelhaariger Mann, das Gesicht schweißglänzend von der Hitze des Backofens, blickte auf, als Simon näherkam.

»Ja? Brauchst du eine Kammer?« Er musterte Simons zerlumpte Kleidung. »Zwei Quinis die Nacht.«

»Nein, danke. Ich möchte nur ein paar Scheiben von dem Hammel und ein bißchen Brot. Vielleicht auch noch ein paar Schluck Bier. Meine Frau wartet draußen; wir haben es noch weit.«

Der Wirt schrie einen Gast quer durch den ganzen Raum an, er solle sich gedulden, und warf Simon einen mißtrauischen Blick zu. »Nur, wenn du einen eigenen Krug hast; von meinen verläßt keiner das Haus.« Simon hob

seinen Krug, und der Mann nickte. »Das macht sechs Cintis für alles zusammen. Du zahlst gleich.«

Leicht gereizt ließ Simon die Münzen auf den Tisch fallen. Der Wirt klaubte sie auf, untersuchte jede einzelne, steckte sie dann ein und schlurfte davon.

Jetzt drehte Simon sich um und betrachtete seine Umgebung. Die meisten Gäste schienen Einwohner von Falshire zu sein, bescheiden gekleidet und von ruhigem Benehmen. Nur wenige sahen wie Reisende aus, obwohl die Herberge zu denen gehörte, die den Stadttoren und der Flußstraße am nächsten lagen. Wenn die hier Versammelten auch nur einigermaßen dem Durchschnitt entsprachen, hatten die Leute von Falshire offenbar eine Menge Ähnlichkeit mit den Schafen, die sie züchteten und schoren.

Simon hatte sich gerade wieder umgedreht, um nach dem Wirt zu schauen, als er eine plötzliche Unruhe spürte. Er fragte sich, ob die Falshirer sich vielleicht doch mehr für ihn interessierten, als er zunächst angenommen hatte. Auf einmal streifte ein eisiger Luftzug seinen Nacken.

Die Tür der Herberge hatte sich wieder geöffnet. Vor einem Vorhang aus Wasser, das draußen vom Dach strömte, standen drei Gestalten in weißen Gewändern und schauten sich in aller Ruhe im Schankraum um. Es war keine Einbildung von Simon, daß alle, die dort saßen, plötzlich ein Stück zusammenschrumpften. Verstohlene Blicke huschten hin und her, Gespräche wurden leiser oder auch lauter, und einige von den der Tür am nächsten hockenden Gästen drückten sich unauffällig beiseite.

Simon wäre ihrem Beispiel am liebsten gefolgt. *Das müssen Feuertänzer sein*, dachte er. Sein Herz schlug schneller. Hatten sie Miriamel draußen gesehen? Aber selbst wenn, was hätte sie ihnen bedeuten können?

Langsam lehnte Simon sich an den langen Tisch zurück und setzte eine Miene milder Anteilnahme auf, mit der er die Ankömmlinge musterte. Zwei von ihnen waren groß und muskulös wie die Dockarbeiter, die das Seetor des Hochhorsts bedienten. Sie trugen Wanderstöcke mit verdickten Enden, die eher zum Schädeleinschlagen als zum Pilgern zu taugen schienen. Der dritte, der vor den anderen stand und offenbar ihr Anführer war, wirkte klein, gedrungen und stiernackig und hatte ebenfalls einen der langen Keulenstöcke in der Hand. Als er die regennasse Kapuze abstreifte, glänzte sein kantiger, schon kahl werdender Schädel im Lampenlicht. Er war älter als die beiden anderen und hatte schlaue Schweinsaugen.

Inzwischen hatte das Stimmengewirr wieder ungefähr seine vorherige Lautstärke erlangt; aber als die Feuertänzer nun eintraten und langsam

durch den Schankraum gingen, folgten ihnen viele heimliche Blicke. Die Männer schienen offensichtlich nach etwas oder jemandem zu suchen. Als die dunklen Augen des Anführers ihn trafen, empfand Simon sekundenlang jähe, hilflose Furcht. Aber der Mann hob nur eine Braue, als erheitere ihn Simons Schwert, und wandte dann seine Aufmerksamkeit einem anderen Gast zu.

Simon fühlte sich unendlich erleichtert. Was immer die Männer wollten, es schien nicht ihm zu gelten. Ein Prickeln im Nacken ließ ihn herumfahren. Hinter ihm stand der Wirt mit einer zerkratzten Holzplatte. Er gab Simon Hammelfleisch und Brot, das dieser in sein Halstuch packte, und goß ihm dann die bezahlte Menge Bier in den Krug. Trotz der Sorgfalt, die diese Arbeit erforderte, ließ der Mann die Augen kaum eine Sekunde von den drei Ankömmlingen, und seine Antwort auf Simons höflichen Dank kam zerstreut und unvollständig. Simon war froh, als er gehen konnte.

Als er die Tür öffnete, sah er für einen Augenblick Miriamels blasses, besorgtes Gesicht in den Schatten der anderen Straßenseite. Hinter ihm klang eine laute, höhnische Stimme schneidend durch den Raum.

»Ihr habt doch wohl nicht wirklich geglaubt, ihr könntet euch unbemerkt fortschleichen?«

Simon erstarrte im Türrahmen und drehte sich dann langsam um. In der einen Hand hielt er sein Päckchen mit den Lebensmitteln, in der anderen – seiner Schwerthand – den Krug. Sollte er das Bier fallenlassen und das Schwert ziehen oder den Krug erst einmal nutzbringend einsetzen – zum Beispiel als Wurfgeschoß? Haestan hatte ihm ein paar Dinge über Wirtshausschlägereien erklärt, ihm aber hauptsächlich empfohlen, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Er vollendete die Drehung in der Erwartung, ein Meer von Gesichtern, darunter die drohenden Mienen der Feuertänzer, auf sich gerichtet zu sehen. Zu seiner Verblüffung stellte er jedoch fest, daß niemand auch nur auf die Tür schaute. Statt dessen waren die drei Männer in den langen Gewändern vor einer Bank in der vom Feuer am weitesten entfernten Ecke stehengeblieben.

Dort saßen ein Mann und eine Frau in mittleren Jahren, die hilflos und mit vor Entsetzen starren Gesichtern zu ihnen aufblickten.

Der Anführer der Feuertänzer beugte sich vor, bis sein Kopf, hart und eckig wie ein Stein aus einer Kriegsschleuder, fast die Tischplatte berührte. Doch obwohl die Haltung Vertraulichkeit ausdrückte, redete er so laut, daß der ganze Raum ihn hörte. »Kommt schon. Ihr habt doch bestimmt nicht

angenommen, ihr könntet einfach so weglaufen?«

»M-Maefwaru«, stotterte der Mann, »wir … wir konnten nicht … wir dachten, daß…«

Der Feuertänzer legte die dicke Hand auf den Tisch und brachte ihn zum Schweigen.

»Das ist nicht die Treue, die der Sturmkönig erwartet.« Er schien leise zu sprechen, und doch konnte Simon an der Tür jedes Wort verstehen. Alle übrigen Gäste im Raum beobachteten in unnatürlichem, gebanntem Schweigen den Vorgang. »Wir schulden ihm unser Leben, weil er uns mit einem Blick in die Zukunft und der Möglichkeit, an ihr teilzuhaben, begnadet hat. Ihr könnt euch nicht von ihm abwenden.«

Der Mund des Mannes bewegte sich, aber es kamen keine Worte heraus. Auch seine Frau schwieg, aber über ihr Gesicht rannen Tränen, und ihre Schultern zuckten. Offensichtlich versetzte die Begegnung sie in große Angst.

»Simon!«

Er drehte sich um und sah nach draußen. Miriamel stand nur wenige Schritte entfernt mitten auf der schlammigen Straße.

»Was tust du da?« fragte sie in einem lauten Flüsterton.

»Warten.«

»Simon, da drin sind Feuertänzer! Hast du sie nicht gesehen?«

Er hob die Hand, damit sie nicht weitersprach, und fuhr wieder herum. Drinnen hatten die beiden großen Feuertänzer den Mann und die Frau gezwungen, von der Bank aufzustehen, und dabei die Frau, deren Beine sie nicht tragen wollten, quer über das rohe Holz gezerrt. Sie schluchzte jetzt laut. Ihr Gefährte, an beiden Armen festgehalten, konnte nur auf den Boden starren und unglücklich vor sich hin murmeln.

Simon spürte, wie Zorn in ihm aufflammte. Warum half den beiden niemand? Hier saßen mindestens zwei Dutzend Männer, und die Feuertänzer waren nur zu dritt.

Miriamel zupfte ihn am Ärmel. »Gibt es Ärger? Komm, Simon, wir wollen fort.«

»Ich kann nicht«, erwiderte Simon leise, aber eindringlich. »Sie verschleppen die beiden Leute dort.«

»Wir können es uns nicht leisten, uns hier einfangen zu lassen. Jetzt ist keine Zeit zum Heldentum.«

»Ich kann nicht einfach zulassen, daß sie diese Menschen mitnehmen,

Miriamel.«

Innerlich betete er, daß jemand anderes in dem dichtbesetzten Raum aufstehen, allgemeiner Widerstand einsetzen möchte. Miriamel hatte recht, sie konnten sich jetzt keine Dummheiten leisten. Aber die Gäste tuschelten nur und sahen zu.

Simon verfluchte sich für seine Torheit und Gott oder das Schicksal dafür, daß sie ihn in diese Lage gebracht hatten. Er entzog Miriamels Griff seinen Ärmel und trat wieder einen Schritt in den Schankraum hinein. Vorsichtig stellte er das Essenspaket und den Krug an die Wand und legte die Hand an den Griff des Schwertes, das Josua ihm verliehen hatte.

»Halt!« sagte er mit lauter Stimme.

»Simon!«

Jetzt wandten sich ihm wirklich alle Köpfe zu. Der letzte, der sich umdrehte, war der Anführer. Obwohl er nur wenig kleiner war als ein Durchschnittsmann, hatte sein großer Kopf mit dem gespaltenen Kinn etwas eigentümlich Zwergenhaftes. Die kleinen Augen musterten Simon rasch von oben bis unten. Diesmal lag keine Belustigung in ihnen.

»Was? Halt, sagst du? Halt womit?«

»Ich habe den Eindruck, daß diese Leute nicht mit Euch gehen möchten.« Simon sah den gefangenen Mann an, der matt im Griff eines der großen Feuertänzer zappelte. »Oder?«

Die Augen des anderen flackerten zwischen Simon und dem Anführer seiner Ergreifer hin und her. Endlich schüttelte er unglücklich den Kopf. Auf einmal wurde Simon klar, daß das, wovor der Mann sich fürchtete, etwas wirklich Entsetzliches sein mußte, weil er es wagte, in der verzweifelten und wenig aussichtsreichen Hoffnung, daß Simon ihn retten könnte, seine Lage noch mehr zu verschlechtern.

»Seht Ihr?« Simon versuchte, nicht ganz erfolgreich, seine Stimme fest und ruhig klingen zu lassen. »Sie wollen Euch nicht folgen. Gebt sie frei.« Sein Herz hämmerte. Seine eigenen Worte kamen ihm sonderbar förmlich, ja absichtlich hochtrabend vor, als befände er sich in einer Tallistro-Geschichte oder einer anderen Chronik erfundenen Heldentums.

Der Kahlköpfige blickte sich um, als wollte er feststellen, wie viele andere Männer sich Simons Widerstand anschließen könnten. Niemand regte sich; der ganze Schankraum schien gemeinsam den Atem anzuhalten. Der Feuertänzer wandte sich wieder Simon zu, und ein Grinsen verzerrte seine dicken Lippen. »Diese Menschen haben dem Gebieter ihren Eid gebrochen. Das ist etwas, das dich nichts angeht.«

Simon merkte, wie eine ungeheure Wut in ihm aufstieg. Er hatte genug von aller Tyrannei, die er erlebt hatte, von den landesweiten Untaten des Königs bis hin zu Pryrates' zielgerichteter Grausamkeit. Seine Hand schloß sich fester um den Schwertgriff.

»Ich mache es zu etwas, das mich angeht. Nehmt Eure Hände von ihnen und verlaßt das Haus.«

Ohne weitere Einwände zischte der Anführer ein Wort. Sein Anhänger, der die Frau festhielt, ließ sie los. Sie stürzte gegen den Tisch und stieß eine Schale zu Boden. Der Feuertänzer sprang mit einem Satz auf Simon zu und schwang in weitem Bogen seinen Keulenstab. Ein paar Gäste schrien vor Angst oder Erregung auf. Simon stand sekundenlang wie angewurzelt, das Schwert erst halb aus der Scheide.

Dummkopf! Mondkalb!

Er ließ sich fallen. Der Stock pfiff über seinen Kopf weg, schlug mehrere Mäntel von der Wand und verfing sich in einem davon. Simon nutzte die Gelegenheit und warf sich nach vorn gegen die Beine des Mannes. Beide taumelten und stürzten. Simons Schwert glitt aus der Scheide und fiel krachend in die Bodenbinsen. Simon prellte sich die Schulter – sein Angreifer war schwer und massiv gebaut –, und während er sich losriß und aufrappelte, gelang es dem Feuertänzer, sein Bein mit einem Keulenhieb zu treffen, der so kalt und stechend war wie eine Messerwunde. Simon duckte sich und rollte auf das verlorene Schwert zu. Sein Glück kannte keine Grenzen, als seine Finger die Klinge fühlten. Sein Gegner war aufgesprungen und kam auf ihn zu. Die Keule stieß vor wie eine schnappende Schlange. Aus dem Augenwinkel erkannte Simon, daß sich nun auch der zweite Mann näherte.

Immer schön eins nach dem andern. Dieser alberne Spruch schoß ihm durch den Kopf – Rachel hatte ihn immer zu Simon gesagt, wenn er zuerst seine Arbeit tun sollte, bevor er klettern oder spielen gehen durfte. Er stand geduckt da, das Schwert vor sich, und wehrte einen Hieb des ersten Angreifers ab. Es war unmöglich, sich inmitten von soviel Lärm, Bewegung und Panik an alles zu erinnern, das man ihm beigebracht hatte, aber er stellte erleichtert fest, daß er den Feuertänzer in Schach halten konnte, solange er es nur schaffte, sein Schwert zwischen sich und dem Gegner zu halten. Aber was sollte er tun, wenn der zweite Mann eingriff?

Eine Art Antwort auf diese Frage erhielt er Sekunden später, als eine verschwommene Bewegung am Rand seines Gesichtsfeldes ihn warnte, sich zu ducken. Der Stock des zweiten Feindes sauste an ihm vorbei und

krachte gegen den des ersten. Ohne sich umzudrehen, trat Simon einen Schritt zurück, fuhr dann herum und schwang mit aller Kraft das Schwert. Er traf den Mann hinter sich quer über den Arm und entlockte ihm einen zornigen Aufschrei. Der Feuertänzer ließ seinen Stock fallen und stolperte zur Tür; er hielt sich den Unterarm. Jetzt wandte Simon seine Aufmerksamkeit wieder dem Gegner vor sich zu. Er hoffte, der zweite Mann, wenn schon nicht besiegt, würde sich zumindest ein paar verzweifelt benötigte Augenblicke lang nicht in den Kampf einmischen. Sein erster Gegner hatte jedoch seine Lektion gelernt, er kam Simon nicht mehr so nahe und nutzte statt dessen die Länge seiner Keule, um Simon zur Verteidigung zu zwingen.

Hinter ihm klirrte es plötzlich. Vor Schreck hätte Simon fast den Feind vor sich aus den Augen gelassen. Dieser bemerkte es sofort und zielte mit seinem wirbelnden Stab auf den Kopf des jungen Mannes. Gerade noch rechtzeitig konnte Simon die Klinge hochreißen und den Hieb ablenken. Als der Feuertänzer erneut den Arm hob, schwang Simon sein Schwert so hoch, daß er die Keule über ihre Köpfe hinaufschleuderte; sie knallte gegen die niedrigen Dachbalken und blieb im Netz der Stricke unter dem Strohdach hängen. Der Feuertänzer blickte überrascht nach oben; im gleichen Moment sprang Simon nach vorn, setzte dem Mann die Klinge an den Leib und stieß zu. Sofort danach zog er sie mit großer Mühe wieder heraus, denn er wußte, daß der zweite Gegner oder sogar der Anführer jede Sekunde über ihn herfallen konnte.

Etwas traf ihn von der Seite und ließ ihn gegen einen Tisch prallen. Er sah in das erschrockene Gesicht eines der Zecher aus dem Schankraum, wirbelte herum und erkannte, daß der Mann, der ihn gestoßen hatte, der kahle Maefwaru, dabei war, sich zwischen den Tischen durchzudrängen und zur Tür zu eilen.

Er hielt sich nicht damit auf, seinen Begleitern auch nur einen Blick zu gönnen, weder dem von Simon getöteten noch dem anderen, der in seltsam gekrümmter Haltung neben dem Ausgang lag.

»So leicht wird es nicht sein!« rief Maefwaru und verschwand im nächtlichen Regen.

Gleich darauf trat Miriamel ein. Sie sah auf den Feuertänzer, der dort am Boden lag; es war der, den Simon am Arm verwundet hatte. »Ich habe unseren Krug auf seinem Kopf zerschlagen«, erklärte sie erregt und außer Atem. »Aber ich glaube, der andere, der gerade fortgelaufen ist, wird mit Verstärkung wiederkommen. Verdammtes Pech! Ich konnte nichts entdek-

ken, um ihm einen Hieb zu verpassen. Wir werden uns beeilen müssen.«

»Die Pferde«, keuchte Simon. »Wo …?«

»Gleich in der Nähe. Komm.«

Simon bückte sich und ergriff das Tuch mit dem Essen, das er auf den Boden gelegt hatte. Der Stoff war naß, durchtränkt vom Bier, das aus dem Krug gespritzt war, der jetzt in Scherben um den schlaff daliegenden Feuertänzer verstreut war. Simon blickte sich noch einmal um. Der Mann und die Frau, die Maefwaru und seine Schergen bedroht hatten, duckten sich an die hintere Wand des Schankraums und starrten ihn so verwirrt an wie die anderen Gäste der Herberge.

»Ihr solltet lieber auch sehen, daß ihr hier wegkommt!« rief er ihnen zu. »Der Kahlkopf wird mit anderen Männern zurückkehren. Beeilt euch und verschwindet!«

Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Simon wollte gern noch etwas Kluges und Tapferes bemerken, wie Helden es gewöhnlich taten, aber leider fiel ihm nichts ein. Er folgte Miriamel ins Freie. Hinter sich zurück ließ er zwei Leichen und einen Raum voller aufgerissener Augen und offener, sprachloser Münder.

VI

Der Kreis schließt sich

Das Schneegestöber hatte nachgelassen, aber noch immer brauste der Wind zornig über die Hänge unter der Festung Naglimund und pfiff durch die Zähne der zerstörten Mauer. Graf Eolair gab seinem Pferd einen leichten Stoß und lenkte es hinüber zu Maegwins Tier. Wie gern hätte er sie vor allen Unannehmlichkeiten beschützt, nicht nur vor der Kälte, sondern auch vor dem Grauen der nackten, steinernen Türme, in deren Fenstern jetzt Lichter blinkten.

Aus den Reihen der Sithi ritt Yizashi Grauspeer mit eingelegter Lanze vor. Er hob den anderen Arm und schwenkte etwas, das wie ein kleiner silberner Stab aussah. Seine Hand blitzte in einem weiten Bogen auf, und ein melodisches Geräusch wurde hörbar, in dem ein metallener Unterton lag. Das silberne Ding öffnete sich wie ein Fächer und entfaltete sich zum glitzernden, halbkreisförmigen Schild.

»*A y'ei g'eisu!*« rief er zu der Burg hinauf, die ihn aus leeren Augenhöhlen anstarrte. »*Yas'a pripurna jo-shoi!*«

Die Lichter in den Fenstern von Naglimund begannen zu flackern wie Kerzen im Wind. Schatten regten sich in den Tiefen. Eolair spürte einen fast überwältigenden Drang, kehrtzumachen und davonzugaloppieren. Hier war kein Ort mehr für Menschen, und das Entsetzen, das seine Adern vergiftete, hatte mit der ahnungsvollen Furcht vor einer Schlacht unter Sterblichen nichts gemein. Er sah auf Maegwin. Sie hatte die Augen geschlossen und bewegte stumm die Lippen. Auch Isorn schien allen Mut verloren zu haben, und als Eolair sich im Sattel umdrehte und nach hinten schaute, glotzten ihn die bleichen Gesichter seiner Hernystiri mit aufgerissenen Mündern und hohlen Augen an wie eine Schar von Leichen.

Brynioch bewahre uns, dachte der Graf verzweifelt, *was tun wir hier? Wenn ich eine falsche Bewegung mache, reißen sie alle aus.*

Absichtsvoll zog er das Schwert aus der Scheide und zeigte es seinen Männern, hielt es dann kurze Zeit hoch über dem Kopf und ließ es endlich

wieder an seine Seite sinken. Es war nur eine kleine, tapfere Geste, aber sie bedeutete etwas.

Jetzt ritten Jiriki und seine Mutter Likimeya nach vorn und blieben rechts und links von Yizashi stehen. Nach kurzer Unterredung im Flüsterton trieb Likimeya ihr Pferd noch einige Schritte weiter auf die Mauer zu und fing dann zu Eolairs Überraschung zu singen an.

Ihre Stimme, zuerst nur ein dünner Ton im rauhen Gegröl des Windes, nahm allmählich an Kraft zu. Die unbegreifliche Sithisprache strömte aus ihrem Mund, gedehnt und schnalzend und doch zugleich so geschmeidig wie warmes Öl, das aus einem Krug fließt. Das Lied stieg und fiel, pulsierte und schwoll wieder an, wurde jedesmal mächtiger. Obwohl Eolair die Worte nicht verstand, lag ein deutlicher Tadel im Heben und Senken der Melodie, etwas Herausforderndes in ihrem Rhythmus. Likimeyas Stimme schmetterte wie das Messinghorn eines Herolds, und wie im Schall des Horns lag unter den Tönen ein Echo von kaltem Metall.

»Was geht dort vor?« wisperte Isorn. Eolair winkte ihm zu schweigen. Der Dunst, der die Wälle von Naglimund umschwebte, schien dichter zu werden, als ende ein Traum und ein anderer begänne.

Etwas in Likimeyas Stimme änderte sich. Eolair brauchte einen Augenblick, bis ihm klarwurde, daß nicht die Herrin der Sithi ihr Lied anders sang, sondern daß eine neue Stimme eingefallen war. Der Ton war so kraftvoll wie Likimeyas Ton, aber während in ihrer Stimme Metall lag, bestand die neue Stimme aus Stein und Eis. Nach einer kleinen Weile begann die zweite Stimme die ursprüngliche Melodie zu umsingen und ein seltsames Muster, wie ein Netz aus Glasfiligran, um Likimeyas Glockentöne zu weben. Der Klang verursachte dem Grafen von Nad Mullach Gänsehaut, und an seinem Körper sträubten sich alle Haare, selbst wenn sie von mehreren Schichten Kleidung bedeckt waren.

Endlich blickte er auf. Sein Herz fing an, noch schneller zu schlagen.

Im unbestimmten Nebel wurde ein schmaler schwarzer Schatten auf der Krone der Burgmauer sichtbar, so schnell und plötzlich, als hätte eine unsichtbare Hand ihn dort abgesetzt. Er war so groß wie ein Mensch, schätzte Eolair, aber der heimtückische Dunst verzerrte seine Gestalt, so daß er einmal größer und dann gleich wieder kleiner als jedes andere Lebewesen wirkte. In ein schwarzes Gewand gehüllt, das Gesicht unter einer großen Kapuze verborgen, blickte er auf sie nieder. Aber Eolair brauchte sein Gesicht nicht zu sehen, um zu wissen, daß die hohe Stimme, die so hart klang wie Stein, von ihm gekommen war. Lange stand er nur da, hoch oben auf

der Mauer im brodelnden Nebel, und umspielte mit seinen Tönen Likimeyas Lied. Schließlich verstummten beide wie auf Verabredung im selben Augenblick.

Likimeya war es, die das darauf folgende Schweigen brach. Sie rief etwas in der Sithisprache. Die schwarze Erscheinung antwortete mit Worten, die wie spitze Feuersteinsplitter klirrten. Und doch konnte Eolair erkennen, daß die Worte der beiden untereinander große Ähnlichkeit hatten und der Unterschied vor allem im Rhythmus und darin lag, daß das Geschöpf im schwarzen Gewand viel rauher sprach.

Die Unterredung schien kein Ende nehmen zu wollen. Hinter Eolair entstand Bewegung. Er zuckte zusammen. Sein Pferd erschrak und stampfte im Schnee. Die himmelshaarige Zinjadu, Meisterin der Überlieferungen, hatte ihr Roß zu den Sterblichen hinübergelenkt. »Sie sprechen über den Vertrag vom Sesuad'ra.« Ihre Augen waren auf Likimeya und ihr Gegenüber gerichtet. »Sie erzählen von altem Herzeleid und den Trauerliedern, die noch gesungen werden müssen.«

»Warum reden sie so lange?« erkundigte Isorn sich heiser. »Dieses Warten ist furchtbar.«

»Es ist unsere Art.« Zinjadus Lippen wurden schmal. Das magere Gesicht schien aus blaßgoldenem Stein gemeißelt. »Obwohl man sich auch nicht daran gehalten hat, als sie Amerasu ermordeten.«

Mehr erklärte sie nicht. Eolair blieb nichts übrig, als voller Furcht und Unruhe abzuwarten, bis ihn schließlich eine gewisse grausige Langeweile befiel, während vor ihm Herausforderung und Erwiderung ausgetauscht wurden.

Endlich wandte das Wesen auf dem Wall seine Aufmerksamkeit für einen Augenblick von Likimeya ab. Seine Augen fanden den Grafen und seine paar Dutzend Hernystiri. Mit einer Bewegung, dramatisch wie die eines Wanderschauspielers, warf der Schwarzgewandete die Kapuze ab und enthüllte ein hagelweißes Gesicht und feines, farbloses Haar, das sich im Wind sträubte und von seinem Kopf strömte wie die Fäden einer Seeanemone im Wasser.

»*Shu'do-tkzayha!*« rief der Norne in beinahe jubelndem Ton. »Sterbliche! Sie werden Eurer Familie noch den Tod bringen, Likimeya Mondauge!« Er – wenn es ein Er war – sprach die Westerlingsprache mit der harschen Präzision eines Wildhüters, der den Todesschrei eines Kaninchens nachahmt. »Seid Ihr so schwach, daß Ihr diesen Pöbel zu Hilfe gerufen habt? Das ist wohl kaum Sinnachs großes Heer!«

»Ihr haltet die Burg eines Sterblichen besetzt«, antwortete Likimeya kalt. Jiriki neben ihr saß noch immer auf seinem Pferd, ohne sich zu rühren. Sein Gesicht, scharfgeschnitten und knochig, verriet nichts von seinen Empfindungen. Wieder fragte sich Eolair, wie ein Mensch je glauben konnte, er begreife die Sithi. »Und Euer Gebieter und Eure Gebieterin haben sich in die Streitigkeiten der Menschen eingemischt. Es gibt nichts, mit dem Ihr prahlen könntet.«

Der Norne lachte, ein Geräusch, als kratzten Fingernägel auf Schiefer. »Ja, wir benutzen sie. Sie sind wie Ratten, die sich in die Mauer unseres Hauses gegraben haben – vielleicht ziehen wir ihnen das Fell ab und verarbeiten es zu Handschuhen, aber wir laden sie nicht ein, mit uns am Tisch zu essen. Das ist Eure Schwäche, so wie es die Schwäche von Amerasu Schiffgeborener war.«

»Erwähnt sie nicht!« rief Jiriki. »Euer Mund ist zu schmutzig, um ihren Namen zu nennen, Akhenabi!«

Das Geschöpf auf der Mauer lächelte, eine weiße Falte im Weiß.

»Ah … der kleine Jiriki. Ich habe Geschichten von Euch und Euren Abenteuern gehört – oder sollte ich sagen, von Eurem Einmischen? Ihr hättet zu uns in den Norden kommen sollen, in unser kaltes Land. Dort wärt Ihr stark geworden. Diese Duldsamkeit gegenüber den Sterblichen ist eine unerträgliche Schwäche. Sie ist ein Grund, weshalb Euer Geschlecht heruntergekommen ist, während das meine immer härter wird, immer besser darin, zu tun, was getan werden muß.« Der Norne wandte sich ab und hob den Kopf, so daß seine Worte jetzt an Eolair und die unruhig flüsternden Hernystiri gerichtet waren. »Sterbliche! Ihr setzt mehr als nur euer Leben aufs Spiel, wenn ihr an der Seite dieser Unsterblichen kämpft. Ihr wagt eure Seelen!«

Eolair konnte das erschrockene Getuschel in seinem Rücken hören. Er trieb sein Pferd ein Stück auf die Mauer zu und schwang das Schwert. »Das sind leere Drohungen!« schrie er. »Versucht es doch! Unsere Seelen gehören uns!«

»Graf Eolair!« rief Maegwin ihm nach. »Nein! Es ist Scadach, das Loch im Himmel. Geht nicht näher!«

Akhenabi beugte sich nach unten und musterte den Grafen aus stechenden, schwarzen Augen. »Du bist der Anführer der Sterblichen? Nun, kleiner Mann, wenn du für dich selbst und deine Krieger nicht fürchtest, wie steht es mit den Sterblichen, die noch Gefangene in diesen Mauern sind?«

»Was soll das?« schrie Eolair.

Das Wesen im schwarzen Gewand drehte sich um und hob die Arme. Gleich darauf erschienen mit unsicheren Schritten zwei weitere Gestalten auf der Mauer. Obwohl auch sie weite Mäntel trugen, verrieten ihre schwerfälligen Bewegungen, daß sie etwas anderes waren als die spinnenhaft behenden Nornen.

»Da hast du ein paar deiner Brüder!« trompetete Akhenabi. »Sie sind unsere Gäste. Willst du auch sie für eure unsterblichen Verbündeten sterben sehen?«

Die beiden Gestalten verharrten stumm, schlaff und hoffnungslos. Ihre Gesichter in den im Wind flatternden Kapuzen gehörten unverkennbar Menschen und nicht Gartengeborenen.

Ohnmächtiger Grimm erfüllte Eolair. »Laß sie frei!«

Der Norne lachte erfreut. »O nein, kleiner Sterblicher. Dazu genießen unsere Gäste ihren Aufenthalt hier viel zu sehr. Möchtest du sehen, wie wohl sie sich hier fühlen? Vielleicht tanzen sie ja für dich.« Er hob die Hand und vollführte eine schwungvolle Gebärde. Langsam fingen die beiden Gestalten an sich zu drehen. Es war grauenvoll, wie sie ihre Arme schwenkten, als äfften sie einen höfischen Tanz nach. Sie torkelten nach rechts und links und stolperten vor dem grinsenden Nornen aufeinander zu. Sie ergriffen einander bei den Armen, wobei sie gefährlich nah am Rand der hohen Mauer schwankten, trennten sich wieder und drehten sich einzeln weiter. Durch den Schleier von Wuttränen, der ihm die Augen trübte, sah Eolair, wie Jiriki sein Roß ein paar Ellen näher an den Wall spornte. Der Sitha hob den Bogen. Mit einer Bewegung, so geschwind, daß man sie kaum wahrnehmen konnte, zog er aus dem Köcher an seinem Sattel einen Pfeil, legte ihn auf die Sehne und spannte den Bogen zur weiten, bebenden Krümmung. Das Grinsen des Nornen Akhenabi auf der Mauer wurde noch breiter. Er machte eine sonderbare, fast schaudernde Bewegung, als winde sich ein Wurm; gleich darauf war er verschwunden und ließ nur die beiden gräßlich auf der Stelle tanzenden Gestalten zurück.

Jirikis Pfeil schwirrte. Er traf den einen der Tänzer in den Fuß, riß ihm das Bein weg und brachte sowohl den Getroffenen als auch den anderen, an dem er sich festhielt, ins Wanken. Nur kurz ruderten sie mit den Armen, dann stürzten sie von der Mauer und prallten zwanzig Ellen tiefer mit einem schrecklichen, schmatzenden Geräusch auf die schneebedeckten Felsen. Mehrere der Hernystiri schrien auf und stöhnten.

»Beim Blute Rhynns!« brüllte Eolair. »Was habt Ihr getan!«

Jiriki ritt vor, wobei er ein wachsames Auge auf die nun leere Mauer

hielt. Als er zu den übereinanderliegenden Körpern kam, stieg er ab, kniete nieder und winkte Eolair heran.

»Warum habt Ihr das getan, Jiriki?« fragte der Graf. Die Kehle war ihm so eng, als würgte ihn jemand. »Der Norne war doch fort.« Er starrte auf die verzerrten Gestalten in den dunklen Gewändern. Die Hände und Finger, die aus den Ärmeln hervorragten, waren noch immer gespreizt, als versuchten sie nach einem festen Halt zu greifen, den sie nun nie mehr finden würden. »Wolltet Ihr ihnen die Folter ersparen? Wenn es uns gelingt, die Nornen zu vertreiben – besteht für die Gefangenen keine Aussicht auf Rettung?«

Jiriki antwortete nicht, sondern griff mit überraschender Behutsamkeit nach unten und drehte den ihm am nächsten liegenden Körper um. Er zog ihn ein Stück näher, um ihn von seinem Gefährten, der halb über ihm lag, zu trennen und schob dann die Kapuze zurück.

»Brynioch!« röchelte Eolair. »Brynioch von den Himmeln bewahre uns!«

Das Gesicht hatte keine Augen, nur schwarze Löcher. Die Haut war wächsern und an verschiedenen Stellen durch die Wucht des Aufschlags geplatzt, aber nirgends war Blut zu sehen. Es bestand kein Zweifel, daß es sich hier um keinen frischen Leichnam handelte.

»Wer immer er war, er ist tot, seit Naglimund fiel«, erklärte Jiriki leise. »Ich glaube nicht, daß es noch lebende Gefangene in diesen Mauern gibt.«

Graf Eolair merkte, daß ihm übel wurde. Er wandte sich ab. »Aber sie … sie haben sich bewegt…«

»Einer der Roten Hand ist hier der Herr«, sagte Jiriki. »Das wissen wir nun, denn kein anderer ist dazu imstande. Ihre Macht ist ein Teil der Macht ihres Meisters.«

»Aber weshalb?« Eolair betrachtete die verkrümmten Toten und sah dann auf das Heer der Menschen und Sithi im Schnee hinaus. »Weshalb tun sie so etwas?«

Jiriki schüttelte den Kopf, und sein Haar war so weiß und vom Wind verweht wie das des Wesens, das sie von der Mauer verhöhnt hatte. »Ich kann es nicht sagen. Aber Naglimund wird nicht ohne ein gerütteltes Maß an Entsetzlichem fallen, davon bin ich überzeugt.«

Eolair warf einen Blick auf Maegwin und Isorn, die voller Angst auf sein Wiederkommen warteten. »Und ein Rückwärts gibt es nicht.«

»Nein. Ich fürchte, das Ende ist gekommen«, erwiderte Jiriki, »und es

kann gut sein oder schlecht.«

Herzog Isgrimnur wußte, daß er gut auf alles achtgeben mußte, was um ihn herum vorging – auf das Volk von Metessa und die Ausstattung und die Anzahl der Dienstleute in der Halle des Barons. Metessa war das östlichste der größeren Randlehen von Nabban und konnte sehr wohl der Ort sein, mit dem das Schicksal von Josuas Feldzug stand oder fiel. Dabei konnte der Erfolg von der geringsten Kleinigkeit abhängen. Isgrimnur hatte eine Menge zu erledigen, aber er konnte seinen Pflichten nur schwer nachkommen, solange der kleine Junge wie ein Schatten an seine Fersen geheftet blieb.

»Du da«, sagte der Herzog, nachdem er zum dutzendsten Mal beinah auf das Kind getreten war, »was willst du eigentlich? Mußt du nicht irgendwo anders sein? Wo ist deine Mutter?«

Der hellhaarige kleine Junge mit dem schmalen Gesicht sah zu ihm auf, ohne Furcht vor dem hünenhaften, bärtigen Fremden zu zeigen. »Meine Mutter hat gesagt, ich sollte mich von dem Prinzen und den anderen Rittern fernhalten. Ich war anderer Meinung.«

Der Herzog fand, das Kind drücke sich für sein Alter erschreckend gewandt aus; sein Westerling war fast so gut wie Isgrimnurs eigenes. Merkwürdig, wie Priester Johans Warinstener Sprache sich in nur wenigen Generationen so weit verbreitet hatte. Aber wenn jetzt – wie es den Anschein hatte – alles auseinanderfiel, würde wohl auch die gemeinsame Sprache, wie alles andere, bald verschwinden. Reiche sind wie Deiche, dachte er traurig, selbst solche, die aus unseren besten Hoffnungen gebaut sind. Die Flut des Chaos brandet gegen sie an, unaufhörlich und ohne Pause, und wenn niemand neue Steine einsetzt…

Isgrimnur schüttelte den Kopf und knurrte den Kleinen ein wenig strenger an, als er es eigentlich meinte: »Nun, wenn deine Mutter dir gesagt hat, du solltest die Ritter in Ruhe lassen, was treibst du dann hier? Heute abend geht es um Männersachen.«

Der Junge reckte sich energisch, bis sein Scheitel die unterste Rippe des Herzogs erreichte. »Eines Tages werde ich auch ein Mann sein. Ich habe das Leben unter den Frauen satt. Meine Mutter hat Angst, daß ich fortlaufe, um in den Krieg zu ziehen, aber genau das habe ich vor.«

In seiner grimmigen Entschlossenheit lag etwas so unfreiwillig Komisches, daß Isgrimnur wider Willen lächeln mußte. »Wie ist dein Name, Sohn?«

»Pasevalles, Herr fremder Ritter. Mein Vater ist Brindalles, Baron Seriddans jüngerer Bruder.«

»Es gibt andere Berufe als den eines Ritters. Und der Krieg ist kein Spiel, sondern etwas Furchtbares, Pasevalles.«

»Das weiß ich«, gab der Junge bereitwillig zu. »Aber manchmal, sagt mein Vater, hat man keine andere Wahl, und darum muß es Männer geben, die kämpfen.«

Der Herzog dachte an Prinzessin Miriamel im Ghantnest und an seine eigene geliebte Gemahlin, die mit der Axt in der Hand vor Elvritshalla gestanden hatte, bereit, es mit ihrem Leben zu verteidigen, bis Isorn sie endlich überreden konnte, es aufzugeben und mit der übrigen Familie zu fliehen. »Auch Frauen kämpfen.«

»Ja, aber sie können keine Ritter werden. Und das habe ich nun einmal vor.«

»Nun, da ich nicht dein Vater bin, kann ich dich wohl nicht in deine Kammer schicken, und loswerden kann ich dich offenbar auch nicht. Darum kannst du genausogut mitkommen und mir ein bißchen über alles hier erzählen.«

Pasevalles hüpfte vor Freude ein paarmal auf und ab wie ein Welpe. Dann blieb er ebenso plötzlich stehen und heftete einen mißtrauischen Blick auf Isgrimnur. »Seid Ihr auch kein Feind?« fragte er scharf. »Denn wenn Ihr das seid, Herr fremder Ritter, darf ich Euch nichts zeigen, das meinem Onkel Schaden zufügen könnte.«

Isgrimnur grinste säuerlich. »Heutzutage, junger Mann, läßt sich gar nicht so leicht sagen, wer wessen Feind ist. Aber ich kann dir versprechen, daß mein Lehnsherr, Prinz Josua, gegen niemanden, der in Metessa lebt, etwas Böses im Schilde führt.«

Pasevalles dachte einen Moment über diese Worte nach. »Ich will Euch vertrauen«, meinte er dann. »Ich glaube, Ihr sagt die Wahrheit. Aber wenn nicht, dann seid Ihr kein Ritter, denn ein Ritter würde niemals ein kleines Kind belügen.«

Isgrimnurs Grinsen wurde breiter. *Kleines Kind! Dieses Bürschchen könnte Graf Eolair Nachhilfeunterricht in Staatskunst erteilen.*

»Sag mir nichts, das Feinden deines Onkels von Nutzen sein könnte, und ich will versuchen, dir keine Fragen zu stellen, die deine Ehre gefährden würden.«

»Das ist anständig«, antwortete der Junge ernsthaft. »Und ritterlich.«

Metessa war mehr als nur irgendeine ländliche Nabbanai-Baronie. Es grenzte an den äußersten Rand der Thrithinge und bestand aus einem großen, einträglichen Stück Land voller Hügel und weiter Wiesen. Selbst nach dem der Jahreszeit nicht entsprechenden Schnee schimmerte die wellige Landschaft grün. Ein Nebenfluß des Stefflod schlängelte sich durch die Weiden wie ein silbernes Band und glänzte sogar unter dem stumpfgrauen Himmel noch hell auf. Verstreut auf den Hängen grasten Schafe und ein paar Kühe.

Chasu Metessa, die Burg des Barons, stand seit den Tagen der späten Imperatoren auf einer der höchsten Erhebungen der Gegend und schaute hinab in die Täler mit ihren kleinen Bauernhöfen und Freigütern, so wie es jetzt Isgrimnur tat.

Nach einer Weile kehrte er dem Fenster den Rücken. Pasevalles trabte bereits unruhig auf und ab. »Kommt jetzt und seht Euch die Rüstungen an!«

»Das hört sich nach den Dingen an, die du mir lieber nicht zeigen solltest.«

»Nein, es sind *alte* Rüstungen.« Isgrimnurs Begriffstutzigkeit schien den Kleinen zu ärgern. »Ganz alte.«

Der Rimmersmann ließ sich fortziehen. Der Tatendrang des Jungen schien unermüdlich zu sein.

Wenn Isorn so anstrengend gewesen wäre, dachte Isgrimnur belustigt, *hätte ich ihn wahrscheinlich hinaus in die Frostmark geschleppt und dort ausgesetzt, wie sie es früher taten, wenn sie zu viele Mäuler zu stopfen hatten.*

Pasevalles führte ihn durch ein Gewirr von Gängen und vorbei an zahlreichen Bewohnern der Burg, die den Herzog erschrocken anstarrten, bis sie zu einem Eckturm kamen, der erst in jüngerer Zeit an die alte Festung angebaut worden zu sein schien. Nachdem sie weit mehr Stufen hinaufgeklettert waren, als es Isgrimnurs schmerzendem Rücken guttat, gelangten sie ganz oben in einen vollgestopften Raum. Die Decke war länger nicht gefegt worden, so daß ein Vorhang von Spinnweben fast bis auf Kopfhöhe herunterhing, und eine dicke Staubschicht bedeckte den Boden und die rohgezimmerte Einrichtung. Trotzdem war Isgrimnur von dem Anblick beeindruckt.

Überall waren hölzerne Rüstungsständer aufgebaut, die den Raum beherrschten wie stumme Wächter. Anders als die übrigen Gegenstände in der runden Kammer waren sie verhältnismäßig sauber. Auf jedem Gestell

hing eine vollständige Rüstung, aber – wie Pasevalles schon so ärgerlich erklärt hatte – keine zeitgenössische; Helme, Brustharnische und die seltsamen Röcke aus Metallstreifen waren von einer Machart, wie sie Isgrimnur bisher nur auf uralten Gemälden in der Sancellanischen Mahistrevis gesehen hatte.

»Das sind ja Rüstungen des Imperiums!« sagte er staunend. »Oder verflucht gute Nachahmungen.«

Wieder richtete sich Pasevalles zu voller Höhe auf. »Es sind *keine* Nachahmungen! Sie sind echt. Mein Vater hütet sie seit vielen Jahren. Mein Großvater hat sie in der großen Stadt gekauft.«

»In Nabban«, sagte Isgrimnur sinnend. Er schritt die Reihen entlang und prüfte die unterschiedlichen Monturen, wobei er mit dem geschulten Blick des Kriegers erkannte, welche fehlerhaft zusammengesetzt waren und bei welchen lediglich Stücke der ursprünglichen Ausstattung fehlten. Das Metall, das die Handwerker der alten Imperatoren verwendet hatten, war schwerer, als man es jetzt nahm, aber die Rüstungen waren wundervoll gearbeitet. Er beugte sich näher, um einen Helm zu untersuchen, der einen Helmschmuck aus ineinander verschlungenen Seedrachen zeigte. Um besser sehen zu können, blies er eine dünne Staubschicht zur Seite.

»Sie sind lange nicht mehr poliert worden«, meinte er gedankenverloren.

»Mein Vater war krank.« Die Stimme des kleinen Pasevalles klang plötzlich unzufrieden. »Ich gebe mir Mühe, sie sauberzuhalten, aber sie sind so hoch, daß ich nicht überall herankomme, und so schwer, daß ich sie nicht herunterheben kann.«

Isgrimnur sah sich nachdenklich im Raum um. Die leeren Rüstungen kamen ihm vor wie die Zuhörer bei einem *Raed*, die dasaßen und auf eine Entscheidung warteten. Eigentlich hatte er noch viel zu tun. Hatte er nicht schon genug Zeit mit diesem Jungen vertrödelt? Er trat an das Turmfenster und spähte hinaus in den grauen Westhimmel.

»Wir essen erst in ungefähr einer Stunde«, erklärte er dann, »und erst danach werden dein Onkel und Prinz Josua über die wichtigen Dinge sprechen, die noch zu erörtern sind. Darum geh und hol mir das Putzzeug deines Vaters, zumindest aber einen Staubwedel, damit wir den Staub wegbekommen. Zusammen können wir in kurzer Zeit damit fertig sein.«

Der Junge schaute mit großen Augen zu ihm auf. »Wirklich?«

»Wirklich. Ich habe es ohnehin nicht eilig, diese vielen Stufen wieder hinunterzusteigen.« Der Kleine starrte immer noch. »Wach auf, Kind, lauf schon. Und bring ein paar Lampen mit, es wird bald dunkel.«

Der Junge rannte zur Tür hinaus und die schmale Wendeltreppe hinunter wie ein Hase. Isgrimnur sah ihm kopfschüttelnd nach.

Der Bankettsaal von Chasu Metessa besaß auf jeder Seite einen Kamin und war trotz der kalten Jahreszeit warm und hell. Die Mitglieder des Hofs, Landbesitzer aus dem ganzen Tal, waren offenbar in ihrem besten Staat erschienen. Viele der Frauen trugen lange, glitzernde Kleider und kaum weniger absonderlichen und phantastischen Kopfputz, als man ihn in der Sancellanischen Mahistrevis selbst zu sehen bekam. Dennoch fiel Isgrimnur die bedrückte Stimmung auf, die wie ein Nebel über dem riesigen Raum mit den hohen Deckenbalken lag. Die Edeldamen redeten rasch und lebhaft und lachten über Nichtigkeiten; die Männer schwiegen meist und sprachen das wenige, das sie zu sagen hatten, hinter vorgehaltener Hand.

Gleich zu Anfang hatte man ein Faß mit teligurischem Wein angestochen und damit begonnen, den Inhalt im Saal auszuschenken. Isgrimnur bemerkte, daß Josua, der zur Rechten ihres Gastgebers Baron Seriddan saß, seinen Pokal zwar oft zum Munde führte, sich aber von dem Pagen, der neben ihm stand, das Gefäß nicht nachfüllen ließ. Der Herzog sah diese Mäßigkeit mit Beifall. Der Prinz war auch unter günstigeren Umständen kein großer Trinker, aber da die Aussicht, Benigaris vom Thron des Herzogtums zu stoßen, heute nacht vielleicht auf Messers Schneide stand, war es doppelt wichtig, daß Josuas Verstand scharf und seine Zunge vorsichtig blieb.

Während der Herzog sich so umschaute, blieb sein Blick an einem hellen Schimmer in der Türöffnung hängen, ganz am anderen Ende der Halle. Isgrimnur kniff die Augen zusammen und grinste tief in seinen Bart. Es war der kleine Pasevalles, der bestimmt wieder seiner Mutter und ihren Damen ausgerissen war. Isgrimnur zweifelte nicht daran, daß er unbedingt *echten Rittern* bei Tisch zusehen wollte.

Na, vielleicht sieht er mehr als genug.

Jetzt stand Baron Seriddan Metessis von seinem Platz am Kopfende der Tafel auf und hob den Pokal. Hinter ihm spreizte auf einem Wandbanner der blaue Kranich, das Wahrzeichen des metessanischen Hauses, die langen Schwingen.

»Wir wollen unsere Besucher begrüßen«, sagte der Baron und lächelte dabei ironisch, so daß sein sonnengebräuntes, bärtiges Gesicht noch ein paar Falten mehr bekam. »Ohne Zweifel gelte ich bereits als Verräter, Prinz Josua, weil ich Euch die Tore geöffnet habe, darum kann es auch

nicht mehr schaden, wenn ich nun auf Eure Gesundheit trinke.«

Isgrimnur stellte fest, daß ihm Seriddan gefiel und er ihm Achtung zollen mußte. Der Baron entsprach ganz und gar nicht dem liebevoll gepflegten Vorurteil des Herzogs von den verweichlichten Edelleuten von Nabban. Mit seinem Stiernacken und dem wettergegerbten Bauerngesicht hatte Seriddan eher etwas von einem freundlichen Banditen, als daß er wie der Erbherr eines großen Lehens aussah. Seine Augen waren klug und seine Selbstironie nur vorgeschoben. Er beherrschte die Westerlingsprache so gut, daß sich Isgrimnur über die Ausdrucksweise seines Neffen Pasevalles nicht mehr wunderte.

Nachdem die Gläser geleert waren, stand auch Josua auf und hob seinen Kelch, um den Bewohnern von Chasu Metessa für ihre Gastfreundschaft zu danken. Man antwortete ihm mit höflichem Lächeln und beifälligem Gemurmel, das allerdings etwas gezwungen klang. Als der Prinz wieder Platz nahm, setzten auch die geflüsterten Tischgespräche von neuem ein, bis Seriddan mit einer Gebärde um Ruhe bat.

»So«, sagte er so laut zu Josua, daß alle an der Tafel es hören konnten. »Nun haben wir die Pflichten guter Ädoniten untereinander erfüllt, und manch einer könnte sogar sagen, daß wir mehr als das getan haben, wenn man bedenkt, daß Ihr uneingeladen und mit einem ganzen Heer hinter Euch in unserem Land erschienen seid.« Seine Augen über dem lächelnden Mund waren kühl. »Werden wir morgen früh Eure Fersen sehen, Josua von Erkynland?«

Isgrimnur unterdrückte einen überraschten Ausruf. Er war davon ausgegangen, daß der Baron die weniger wichtigen Mitglieder seiner Gefolgschaft fortschicken würde, um dann im kleinen Kreis mit dem Prinzen zu reden. Aber offenbar hatte Seriddan andere Pläne.

Auch Josua war verblüfft, erklärte jedoch sofort: »Wenn Ihr mich anhört und davon ungerührt bleibt, Baron Seriddan, so werdet Ihr tatsächlich kurz nach Sonnenaufgang unsere Fersen sehen. Meine Leute, die vor den Mauern lagern, sollen keine Bedrohung für Euch sein. Ihr habt mir nichts Böses getan, und auch ich werde Euch keinen Schaden zufügen.«

Der Baron sah ihn einen langen Augenblick an und wandte sich dann an seinen Bruder. »Was ist deine Meinung, Brindalles? Kommt es dir nicht auch merkwürdig vor, daß ein erkynländischer Prinz durch unser Land ziehen möchte? Was könnte sein Ziel sein?«

Das schmale Gesicht seines Bruders hatte viel Ähnlichkeit mit dem Seriddans, aber dessen kühne, gefährliche Züge wirkten bei Brindalles nur

müde und ein klein wenig vage.

»Wenn er nicht nach Nabban will«, erläuterte er milde, »muß er wohl vorhaben, direkt zum Meer vorzustoßen.« Er lächelte matt. Isgrimnur konnte kaum fassen, daß dieser scheue Mann der Vater des lebhaften Pasevalles sein sollte.

»Wir *wollen* nach Nabban«, sagte Josua. »Das ist kein Geheimnis.«

»Und welche Absicht könntet Ihr damit verfolgen, die nicht schädlich für meinen Lehnsherrn Herzog Benigaris und auch für mich ist?« fragte Seriddan. »Warum sollte ich Euch nicht einfach gefangennehmen?«

Josua blickte in den Saal. Die Gespräche waren verstummt. Die Honoratioren von Chasu Metessa saßen an der langen Tafel und lauschten mit gebannter Aufmerksamkeit. »Seid Ihr sicher, daß ich offen reden soll?«

Seriddan machte eine ungeduldige Handbewegung. »Ich will nicht, daß man mir später sagt, ich hätte Euch mißverstanden, ganz gleich, ob ich Euch nun durch mein Land ziehen lasse oder für Benigaris festhalte. Sprecht, und mein Volk hier wird für mich zeugen.«

»Wie Ihr wollt.« Josua sah auf Sludig, der zwar seinen Weinkelch schon mehrmals geleert hatte, aber mit wachsamem Blick alles um sich herum beobachtete. »Würdet Ihr mir die Schriftrolle geben?«

Und während der gelbbärtige Rimmersmann in seiner Manteltasche danach suchte, erklärte Josua: »Wie ich Euch sagte, Seriddan, wollen wir nach Nabban, und wir gehen in der Hoffnung dorthin, Benigaris aus der Sancellanischen Mahistrevis zu vertreiben. Ein Grund dafür ist, daß Benigaris ein Verbündeter meines Bruders ist und sein Sturz die Stellung des Hochkönigs schwächen würde. Die Tatsache, daß Elias und ich im Krieg miteinander liegen, ist kein Geheimnis, aber die wirklichen Ursachen dafür sind weniger bekannt.«

»Wenn Ihr sie für wichtig haltet«, antwortete Seriddan ruhig, »dann sagt sie uns. Wir haben reichlich Wein und sind hier zu Hause. Es ist Euer kleines Heer, das bei Tagesanbruch weiterziehen muß … oder vielleicht auch nicht.«

»Ich will sie Euch nennen, weil ich keinen Verbündeten haben möchte, der nicht weiß, wofür er kämpft«, versetzte Josua.

»Hea! Verbündeten? Kämpfen?« Das Gesicht des Barons verfinsterte sich, und er setzte sich gerader hin. »Ihr wandelt auf gefährlichen Wegen, Josua Ohnehand. Benigaris ist mein Lehnsherr. Schon der Gedanke, Eure Leute ungehindert ziehen zu lassen, grenzt an Wahnsinn, nachdem ich nun weiß, was ich weiß. Trotzdem lasse ich Euch aus Achtung vor Eurem Va-

ter hier sprechen. Doch von Euch zu hören, daß ich an Eurer Seite kämpfen könnte – das ist Wahnsinn!« Er winkte. Etwa zwei Dutzend Bewaffnete, die während des ganzen Mahls reglos im Schatten der Wände gestanden hatten, nahmen klirrend Haltung an.

Josua zuckte nicht zurück, sondern begegnete gelassen Seriddans Blick. »Nun denn. Ich will Euch die Gründe sagen, weshalb Elias vom Drachenbeinthron verjagt werden muß. Aber davon später. Es gibt anderes, das Ihr als erstes wissen müßt.« Er streckte die Hand aus und nahm von Sludig die Schriftrolle entgegen. »Mein bester Ritter, Herr Deornoth von Hewenshire, kämpfte in der Schlacht am Stierrückenberg, bei der Herzog Leobardis, Benigaris' Vater, meiner Burg Naglimund zu Hilfe kam.«

»Leobardis entschied sich für Euch«, versetzte Seriddan kurz. »Benigaris wählte die Partei Eures Bruders. Der Entschluß des alten Herzogs hat keinen Einfluß auf meine Treue gegenüber seinem Sohn.« Trotz dieser Worte hatte der Blick des Barons etwas Verschleiertes; Isgrimnur, der ihn beobachtete, hatte den Verdacht, Seriddan möchte wünschen, der alte Herzog sei noch am Leben und er könne seine Lehenstreue leichter gewähren.

»Und was hat nun Euer Herr-wie-auch-immer mit Metessa zu tun?«

»Vielleicht mehr, als Ihr ahnt.« Zum ersten Mal lag eine Spur von Ungeduld in Josuas Ton.

Vorsichtig, Mann. Isgrimnur zupfte sich besorgt am Bart. *Laß dich von deinem Gram über Deornoth nicht hinreißen. Bisher sind wir besser vorangekommen, als ich angenommen hatte. Immerhin hört Seriddan zu.*

Als hätte er die unausgesprochenen Gedanken seines alten Freundes gehört, hielt Josua inne und atmete tief. »Vergebt mir, Baron Seriddan. Ich verstehe Eure Treue zum Haus des Eisvogels. Ich will Euch nur etwas sagen, das Euch zu wissen gebührt, und Euch nicht vorschreiben, wo Eure Pflichten liegen. Ich möchte Euch Deornoths Bericht über die Ereignisse vom Stierrückenberg vorlesen. Vater Strangyeard hat sie niedergeschrieben…« der Prinz deutete auf den Archivar, der fast am untersten Ende der langen Tafel saß und sich dort unsichtbar zu machen versuchte, »und Deornoth sie vor ihm als Priester und vor Gott selbst mit seinem Eid beschworen.«

»Warum wollt Ihr mir ein Stück Pergament vorlesen?« erkundigte Seriddan sich ungeduldig. »Warum tritt dieser Mann nicht selbst vor uns, wenn er etwas zu erzählen hat?«

»Weil Herr Deornoth tot ist. Er starb unter den Händen von Thrithing-Söldnern, die König Elias gegen mich ausschickte.«

Im Raum entstand eine gewisse Unruhe. Die Thrithing-Bewohner waren für die Baronien am Rand von Nabban ein Gegenstand der Verachtung und Furcht zugleich – Verachtung, weil die Nabbanai sie für kaum besser als Wilde hielten, und Furcht, weil die grenznahen Lehen wie Metessa unter den regelmäßigen, barbarischen Raubzügen der Thrithing-Männer am meisten zu leiden hatten.

»Lest.« Seriddan war sichtlich zornig. Isgrimnur dachte, der schlaue Baron erkenne vielleicht schon die Falle, in die seine eigene Gerissenheit ihn gelockt hatte. Vermutlich hatte er gehofft, das ungewohnliche und schwierige Anliegen des Prinzen dadurch von sich abzuwenden, daß er ihn zwang, seinen Hochverrat vor einer Vielzahl von Zeugen zu erläutern. Jetzt mußte ihm klarwerden, daß er Josuas Worte doch nicht so leicht übergehen konnte. Er steckte in der Klemme. Dennoch aber schickte der Herr von Metessa seine anderen Tischgäste nicht fort; er hatte seine Entscheidung getroffen und würde dabei bleiben. Der Herzog von Elvritshalla begann seine Meinung über Seriddan zu überdenken.

»Ich bat Deornoth vor der Schlacht um Neu-Gadrinsett, unserem Priester seine Geschichte noch einmal zu erzählen«, fuhr Josua fort. »Was er gesehen hatte, war so wichtig, daß ich das Risiko nicht eingehen wollte, es könnte mit ihm sterben; denn die Wahrscheinlichkeit, daß wir den Kampf überleben würden, war gering.« Er hielt die Schriftrolle hoch und entrollte sie mit dem Stumpf des linken Arms. »Ich will nur das Stück vorlesen, von dem ich meine, daß Ihr es hören solltet, aber ich gebe Euch gern die ganze Rolle, Baron, damit Ihr sie Euch in Ruhe anschauen könnt.«

Nach einer kurzen Pause begann er zu lesen. Die Zuhörer an der Tafel beugten sich vor, begierig nach noch seltsameren Dingen in einer Nacht, die jetzt schon so außergewöhnlich war, daß man in Metessa noch lange davon sprechen würde.

»*… Als wir auf das Schlachtfeld kamen, waren die Nabbanai hinter Graf Guthwulf von Utanyeat und seinen Männern unter dem Feldzeichen von Eber und Speeren hergeritten, die sich jetzt in großer Eile nach dem Hang des Stierrückenberges zurückzogen. Herzog Leobardis und seine dreihundert Reiter näherten sich ihnen so, daß sie zwischen Utanyeat und das Heer des Hochkönigs gelangten, von dem wir annahmen, daß es noch ein Stück entfernt stehe.*

Prinz Josua, der fürchtete, Leobardis könne zu lange aufgehalten werden und im ungeschützten, offenen Gelände südlich von Nabban auf die

Truppen des Königs stoßen, führte viele seiner Ritter aus der Burg, um Nabban vor dem König zu retten und dabei vielleicht auch Utanyeat gefangenzunehmen, der Elias' bester Heerführer war. Josua selbst ritt an unserer Spitze, und bei ihm waren auch Isorn Isgrimnurssohn und zwanzig Rimmersmänner.

Als wir den Ebern und Speeren in die Flanke fielen, erging es ihnen zunächst sehr übel, denn wir waren vielfach in der Überzahl. Aber Guthwulf und der König hatten uns eine Falle gestellt und ließen sie nun rasch zuschnappen. Von der Höhe des Stierrückenberges drangen Graf Fengbald von Falshire und mehrere hundert Berittene auf uns ein.

Am äußersten Rand des Gefechts sah ich hinter ihren Kriegern Herzog Leobardis und seinen Sohn Benigaris halten. Und als Fengbald in seinem Falkenhelm den Berg hinabsprengte, sah ich, wie Benigaris das Schwert zog und es seinem Vater in den Hals stach. Er tötete ihn im Sattel, so daß Leobardis vornüber auf den Widerrist seines Rosses sank und auf das erbarmungswürdigste zu bluten anfing…«

Bei diesem letzten Satz zerrissen plötzliche Aufschreie des Entsetzens und laute Vorwürfe die Stille. Mehrere der Lehnsleute des Barons waren aufgesprungen und schüttelten wütend die Fäuste, als wollten sie Josua niederschlagen. Der Prinz, der noch immer das Pergament vor sich hielt, schaute sie nur an und sah dann auf Seriddan. Der Baron war sitzengeblieben, aber bis auf zwei rote Flecken hoch auf beiden Wangen war sein Gesicht bleich geworden.

»Ruhe!« brüllte er und sah seine Gefolgschaft so drohend an, daß sie auf ihre Bänke zurücksanken und nur noch grimmig vor sich hinmurmelten. Mehrere Frauen mußten hinausgeführt werden; sie taumelten, als hätte sie selbst der Stich getroffen, und ihre kunstvollen Hauben und Schleier sahen auf einmal so traurig aus wie die bunten Wimpel eines besiegten Heeres.

»Das ist eine alte Geschichte«, meinte der Baron nach einer Weile. Seine Stimme klang gepreßt, aber Isgrimnur hörte mehr als nur Zorn aus ihr heraus. *Er merkt, wie die Schlinge sich zuzieht.*

Seriddan leerte seinen Pokal und ließ ihn dann krachend auf die Tischplatte niedersausen. Viele Gäste zuckten erschrocken zusammen. »Es ist eine alte Geschichte«, wiederholte er. »Oft erzählt, nie bewiesen. Warum sollte ich sie jetzt glauben?«

»Weil Herr Deornoth dabei war«, antwortete Josua einfach.

»Aber jetzt ist er nicht hier. Und ich weiß nicht, ob ich ihm glauben

würde, wenn er es wäre.«

»Deornoth log nicht. Er war ein wahrer Ritter.«

Seriddan lachte rauh. »Dafür habe ich nur *Euer* Wort, Prinz. Für König und Vaterland tun Menschen seltsame Dinge.« Wieder wandte er sich an seinen Bruder. »Brindalles? Hast du heute abend irgend etwas gehört, das dagegen spricht, den Prinzen und sein Gefolge in eines der Verliese unter Chasu Metessa zu werfen, um sie dort auf Benigaris' Gnade warten zu lassen?«

Der Bruder des Barons seufzte. Er legte die Hände so dicht aneinander, daß die Fingerspitzen sich berührten. »Diese Geschichte gefällt mir nicht, Seriddan. Sie hat einen unangenehmen Beigeschmack von Wahrheit, denn die Männer, die Leobardis zur Bestattung vorbereiteten, sprachen mit Staunen über die saubere, glatte Wunde. Aber dennoch genügt das Wort eines einzelnen Mannes, und sei er auch Prinz Josuas Ritter, nicht zur Verurteilung des Herrschers von Nabban.«

An Verstand fehlt es in dieser Familie nicht, stellte der Herzog von Elvritshalla fest. *Aber wir brauchen Männer, die so nüchtern denken, um Erfolg zu haben. Oder um an ihnen zu scheitern.*

»Es gibt noch andere, die Benigaris' Schreckenstat gesehen haben«, sagte Josua. »Manche von ihnen leben noch, obwohl viele umkamen, als Naglimund erobert wurde.«

»Da wären tausend Männer nicht genug«, fauchte Seriddan. »Hea! Sollte denn die Blüte des Adels von Nabban Euch – einem Erkynländer und Feind des Hochkönigs – gegen den rechtmäßigen Erben des Eisvogelhauses folgen, nur weil ein Toter etwas zu Papier bringen ließ?«

Von den anderen Bewohnern Chasu Metessas ertönte beifälliges Gemurmel. Die Stimmung begann unfreundlich zu werden.

»Nun gut«, nahm Josua wieder das Wort. »Ich verstehe Euch, Baron. Darum werde ich Euch jetzt einen Beweis geben, der Euch überzeugen muß, daß es mir ernst ist – und vielleicht Eure Bedenken zerstreut, daß Ihr einem Erkynländer folgen sollt.« Er winkte. An dem fast im Dunkel liegenden unteren Ende der Tafel erhob sich ein Mann mit tief ins Gesicht gezogener Kapuze. Er war sehr groß. Einige der Bewaffneten zogen die Schwerter. Das Herauszischen der Klingen schien den Saal plötzlich kälter zu machen.

Laß uns jetzt nicht im Stich, betete Isgrimnur.

»Ihr habt etwas gesagt, das nicht stimmte, Baron«, begann Josua milde.

»Ihr heißt mich einen Lügner?«

»Nein. Aber es sind seltsame Zeiten, und selbst ein gebildeter und kluger Mann wie Ihr kann nicht alles wissen. Darum hört meine Worte: Selbst wenn Benigaris kein Vatermörder wäre, hätte er *nicht* den ersten Anspruch auf das Herzogtum seines Vaters. Baron, Volk von Metessa – hier steht das wirkliche Haupt des Eisvogelhauses: Camaris Benidrivis.«

Die hohe Gestalt am Ende der Tafel schob die Kapuze zurück und enthüllte eine Schneewehe weißen Haares und ein Gesicht voller Trauer und Güte.

»*Was?*« Der Baron war vollständig verwirrt.

»Ketzerei!« schrie ein verstörter Gutsbesitzer und kam stolpernd auf die Füße. »Camaris ist tot!«

Eine der noch anwesenden Frauen kreischte. Der Mann neben ihr fiel in trunkener Ohnmacht vornüber auf die Tafel.

Camaris legte die Hand auf die Brust. »Ich bin nicht tot. Vergebt mir, Baron, daß ich Eure Gastfreundschaft so mißbraucht habe.«

Seriddan starrte die Erscheinung an und fuhr dann zu Josua herum.

»Was soll dieser Wahnsinn? Wollt Ihr mich verhöhnen, Erkynländer?«

Der Prinz schüttelte den Kopf. »Es ist kein Hohn, Seriddan. Dieser Mann ist Camaris. Ich hatte vor, ihn Euch allein vorzustellen, aber Ihr gabt mir keine Gelegenheit dazu.«

»Nein.« Seriddan schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich kann es nicht glauben. Camaris-sá-Vinitta ist tot – vor Jahren verschollen, ertrunken in der Bucht von Firannos.«

»Ich verlor nur den Verstand, nicht das Leben«, erklärte der alte Ritter ernst. »Jahrelang lebte ich ohne Erinnerung an meinen Namen und meine Vergangenheit.« Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und seine Stimme bebte. »Manchmal wünsche ich, ich hätte beides nicht wiedergefunden. Aber es ist so gekommen. Ich bin Camaris von Vinitta, der Sohn des Benidrivis. Und wenn es meine letzte Tat ist: ich werde den Tod meines Bruders rächen und dafür sorgen, daß mein Neffe, sein Mörder, von Nabbans Thron stürzt.«

Der Baron war sichtlich erschüttert, schien aber trotzdem nicht überzeugt. Sein Bruder Brindalles sagte: »Laß nach Eneppa schicken.«

Seriddan blickte auf, und seine Augen glänzten, als hätte man ein über ihn verhängtes Todesurteil aufgehoben. »Ja!« Er rief einen seiner Bewaff-

neten. »Hol Eneppa aus der Küche. Und wenn dir dein Leben lieb ist, sag ihr kein Wort.«

Der Mann ging. Isgrimnur, der ihm nachsah, bemerkte, daß der kleine Pasevalles nicht mehr an der Tür stand.

Die an der Tafel Sitzenden tuschelten aufgeregt miteinander, aber Seriddan achtete nicht länger darauf. Während er darauf wartete, daß sein Bote zurückkam, stürzte er einen frischen Pokal Wein hinunter. Selbst Josua, als hätte er etwas ins Rollen gebracht, das sich nun nicht mehr aufhalten ließ, gestattete sich, seinen Kelch zu leeren. Camaris war am Ende der Tafel stehengeblieben, ein Bild eindrucksvoller Gelassenheit. Niemand im Saal konnte lange den Blick von ihm wenden.

Dann erschien der Bewaffnete wieder, begleitet von einer alten Frau. Sie war klein und dick, hatte kurzgeschnittenes Haar und trug ein einfaches dunkles Kleid voller Mehl- und anderer Flecke. Ängstlich trat sie vor Seriddan; offenbar fürchtete sie eine Bestrafung.

»Hab keine Angst, Eneppa«, sagte der Baron, »du hast nichts falsch gemacht. Siehst du den alten Mann dort?« Er deutete auf Camaris. »Geh hin, schau ihn dir an und sag mir, ob du ihn kennst.«

Die alte Frau näherte sich vorsichtig Camaris, sah zu ihm auf und fuhr erschrocken zurück, als er ihren Blick erwiderte.

»Nein, Gebieter«, erklärte sie endlich in unbeholfenem Westerling. »Aha.« Seriddan kreuzte die Arme über der Brust und lehnte sich mit einem zornigen kleinen Lächeln zurück.

»Einen Augenblick noch«, sagte Josua. »Eneppa, wenn das dein Name ist, dieser Mann ist niemand, den du in letzter Zeit gesehen hast. Wenn du ihn je kanntest, war es vor vielen Jahren.«

Sie wandte ihr verschüchtertes Kaninchengesicht von ihm ab und wieder Camaris zu. Zuerst schien es, als wolle sie sich genauso schnell von ihm abwenden wie beim ersten Mal, aber plötzlich war es, als falle ihr etwas auf. Sie starrte ihn an, und ihre Augen wurden immer größer. Auf einmal gaben ihre Knie nach, und sie brach zusammen. Schnell wie ein Gedanke fing Camaris sie auf und stützte sie.

»*Ulimor Camaris?*« fragte sie auf Nabbanai und brach in Tränen aus. »*Veveis?*« Ein Wortschwall in derselben Sprache folgte. Seriddans zorniges Lächeln verschwand und machte einer Miene fast komischer Verblüffung Platz.

»Sie sagt, man hätte ihr erzählt, ich sei ertrunken«, erklärte Camaris. »Kannst du Westerling sprechen, gute Frau? Es gibt hier Menschen, die

dich nicht verstehen.«

Er richtete sie auf und ließ sie dann los. Eneppa starrte ihn immer noch an. »Er … es ist Camaris. *Duos preterate!* Sind … sind denn die Toten zurückgekehrt?«

»Nicht die Toten, Eneppa«, antwortete Josua. »Camaris ist nicht gestorben, aber er war viele Jahre ohne klaren Verstand.«

»Aber obwohl ich dein Gesicht kenne, liebe Frau«, sagte der alte Ritter halb fragend, »kommt mir dein Name nicht bekannt vor. Vergib mir. Es ist lange, lange her.«

Eneppa fing von neuem an, heftig zu weinen, aber sie lachte dabei. »Weil das damals nicht mein Name ist. Als ich arbeite … in großes Haus Eures Herrn Vater … sie nennen mich *Fuiri* … heißt Blume.«

»Fuiri.« Camaris nickte. »Natürlich. Ich erinnere mich. Du warst ein hübsches Mädchen und hattest ein freundliches Lächeln für jeden.« Er nahm ihre runzlige Hand, beugte sich darüber und küßte sie. Sie glotzte ihn mit offenem Mund an, als stünde Gott selbst vor ihr und lüde sie zu einer Fahrt im feurigen Wagen durch seinen Himmel ein. »Sei bedankt, Fuiri. Du hast mir ein Stück meiner Vergangenheit wiedergeschenkt. Bevor ich diesen Ort verlasse, würde ich gern mit dir am Feuer sitzen und plaudern.«

Man half der schniefenden Köchin aus dem Saal.

Seriddan und Brindalles machten einen betäubten Eindruck. Auch die anderen Gefolgsleute des Barons waren wie vom Donner gerührt, und eine ganze Zeit lang fiel kein einziges Wort. Josua, der ahnen mochte, wie groß der Schock war, den der Baron heute abend erlebt hatte, saß da und wartete ab. Camaris, in seiner Identität nunmehr bestätigt, hatte wieder Platz genommen und schwieg ebenfalls. Aus halbgeschlossenen Lidern schien er in die tanzenden Flammen des Kamins auf der anderen Seite der Tafel zu blicken, aber Isgrimnur wußte, daß es eine Zeit und kein Ort war, der ihm vor Augen stand. Ein plötzlicher Ausbruch von Getuschel unterbrach die Stille. Köpfe drehten sich. Isgrimnur sah auf und erkannte Pasevalles, der breitbeinig in die Halle stapfte, etwas Großes und Glänzendes an den kleinen Körper gedrückt. Er blieb in der Tür stehen, warf einen zögernden Blick auf Camaris und trottete dann, schwerfällig unter seiner Last, auf seinen Onkel zu.

»Das hier habe ich für Herrn Camaris gebracht, wenn es Euch recht ist«, erklärte er. Die stockende Stimme wollte zu den kühnen Worten nicht ganz passen. Seriddan schaute ihn einen Augenblick stumm an und bekam plötzlich große Augen. »Das ist doch einer der Helme aus der Kammer

deines Vaters!«

Pasevalles nickte feierlich. »Ich möchte ihn Herrn Camaris schenken.«

Ratlos sah Seriddan auf seinen Bruder. Brindalles musterte seinen Sohn und warf dann einen kurzen Blick auf den noch immer gedankenversunkenen Camaris. Endlich zuckte er die Achseln. »Er ist, wer er zu sein behauptet. Es gibt keine Ehre, die er nicht verdient hätte, Seriddan.« Zu seinem Sohn sagte der Mann mit dem schmalen Gesicht: »Es war richtig, daß du zuerst gefragt hast.« Sein Lächeln war fast geisterhaft. »Vermutlich muß man manchmal Dinge von ihrem Sockel nehmen, entstauben und wieder in Gebrauch setzen. Geh schon, Junge. Gib ihm den Helm.«

Isgrimnur beobachtete fasziniert, wie Pasevalles an ihm vorüberschritt, den schweren Seedrachenhelm fest umklammert, die Augen so furchtsam geradeaus gerichtet, als marschiere er in die Höhle eines menschenfressenden Riesen. Vor dem alten Ritter hielt er an und verharrte wortlos, obwohl er aussah, als könnte er jeden Moment unter dem Gewicht des Helms zusammenbrechen.

Endlich blickte Camaris auf. »Nun?«

»Mein Vater und mein Onkel haben mir erlaubt, Euch das hier zu schenken.« Pasevalles versuchte mühsam, Camaris den Helm entgegenzuheben. Der alte Ritter überragte den Jungen selbst im Sitzen. »Er ist sehr alt.«

Ein Lächeln trat auf Camaris' Züge. »Wie ich, hm?« Er streckte die großen Hände aus. »Laß mich sehen, junger Herr.« Er drehte das goldene Ding ins Licht. »Das ist ein Helm des Imperiums«, bemerkte er verwundert. »Er ist wirklich alt.«

»Er hat dem Imperator Anitulles gehört, zumindest glaube ich das«, erklärte Brindalles vom anderen Ende des Saals. »Wenn Ihr ihn haben möchtet, gehört er Euch, Herr Camaris.«

Der alte Mann prüfte noch einmal den Helm und setzte ihn dann vorsichtig auf. Seine Augen verschwanden im Dunkel der Wölbung, und der Wangenschutz stand auf beiden Seiten messerscharf von seinem Kinn ab. »Er paßt nicht schlecht.«

Pasevalles sah zu dem alten Mann und den sich windenden Meerdrachen auf, die mit gesträubten Flossen oben auf dem Helm drohten. Sein Mund stand offen.

»Danke, mein Junge.« Camaris nahm den Helm ab und stellte ihn neben sich auf den Tisch. »Wie ist dein Name?«

»P-Pasevalles.«

»Ich werde den Helm tragen, Pasevalles. Es ist eine Ehre für mich. Meine eigene Rüstung hat der Rost schon vor Jahren zerfressen.«

Der Junge sah aus, als sei er in eine andere Welt entrückt. Seine Augen strahlten wie Kerzenflammen. Isgrimnur, der ihn ansah, empfand jähe Furcht. Was konnte das Leben nach diesem Augenblick, diesem Erlebnis echter Ritterschaft, einem so begierigen Kind außer Enttäuschungen noch viel bieten?

Gott segne dich, Pasevalles, dachte der Herzog. *Ich wünsche dir viel Glück im Leben, aber irgendwie fürchte ich, du wirst es nicht bekommen.*

Prinz Josua, der den Vorgang beobachtet hatte, ergriff jetzt das Wort. »Es gibt noch anderes, das Ihr wissen müßt, Baron Seriddan. Manches wird Euch erschrecken, anderes Euch wütend machen. Ich habe Euch Dinge zu berichten, die noch erstaunlicher sind als die Tatsache, daß Camaris lebt. Möchtet Ihr, daß ich damit bis morgen warte? Oder wollt Ihr uns immer noch einsperren?«

Seriddan runzelte die Stirn. »Laßt das. Verspottet mich nicht, Josua. Ihr sollt mir sagen, was ich wissen muß, und es kümmert mich nicht, ob wir hier noch sitzen, wenn der Hahn kräht.«

Er klatschte in die Hände nach mehr Wein und schickte, bis auf einige wenige, seine verwirrten und staunenden Gefolgsleute nach Hause.

Ach, Baron, dachte Isgrimnur, *schon bald werdet Ihr mit uns in der Tinte sitzen. Ich hätte Euch etwas Besseres wünschen mögen.*

Der Herzog von Elvritshalla zog seinen Stuhl näher an den Tisch, und Josua begann zu sprechen.

VII

Weißer Baum, schwarze Frucht

Zuerst sah es aus wie ein Turm oder ein Berg – etwas so hohes, schlankes, eintönig flaches Weißes konnte doch unmöglich ein lebendiges Wesen sein? Doch als sie näherkam, erkannte sie, daß das, was ihr als riesige Wolke erschienen war, die den Schaft in der Mitte als unbestimmte, milchige Blässe umhüllte, in Wirklichkeit aus einem unfaßbaren Gewirr von Ästen bestand. Was da vor ihr stand, war ein Baum, ein gewaltiger, weißer Baum, der so hoch aufragte, daß sie seinen Wipfel nicht sehen konnte – er wirkte hoch genug, den Himmel zu durchbohren. Überwältigt von seiner furchteinflößenden Erhabenheit starrte sie ihn an. Obwohl ein Teil von ihr wußte, daß sie träumte, begriff Miriamel trotzdem, daß dieser ungeheure Streifen Weiß von großer Bedeutung war.

Als sie sich weiter auf ihn zubewegte – sie hatte keinen Körper; lief sie? Flog sie? Sie konnte es nicht sagen –, merkte sie, daß der Baum als einzelner, glatter Schaft aus dem öden Grund emporstrebte, wie eine Säule aus unregelmäßigem, aber tadellos poliertem Marmor. Wenn dieser elfenbeinfarbene Riese Wurzeln besaß, so saßen sie tief, tief im Boden, verankert im innersten Herzen der Erde. Die Äste, die den Baum umgaben wie ein Mantel aus abgetragenen Spinnweben, waren schon dort schlank, wo sie dem Stamm entwuchsen und wurden auf ihrem Weg nach außen immer schmaler. Ihre ineinander verschlungenen Spitzen waren so dünn, daß sie am Ende im Unsichtbaren verschwanden.

Jetzt hatte Miriamel den Riesenbaum fast erreicht. Sie begann aufzusteigen, schwebte mühelos in die Lüfte. Der Stamm floß an ihr vorüber wie ein Strom aus Mich.

Durch die große Wolke der Äste flog sie nach oben. Über den ineinander verwobenen Fäden aus Weiß stand der Himmel graublau und flach. Es gab keinen Horizont; die Welt schien nichts anderes zu enthalten als diesen Baum.

Das Netz der Äste wurde dichter. Hier und dort hingen in den Zweigen

verstreut kleine Kerne aus Dunkelheit, Klumpen von Schwärze, wie das Gegenteil von Sternen. Langsam wie Schwanenflaum in einem kleinen Windstoß schwebte Miriamel darauf zu, streckte die Hand aus – plötzlich besaß sie Hände, obwohl der Rest ihres Körpers immer noch seltsam nichtvorhanden zu sein schien – und berührte eines der schwarzen Gebilde. Es hatte die Form einer Birne, war jedoch glatt und prall wie eine reife Pflaume. Sie strich über ein anderes und fand es ganz ähnlich. Das nächste, das ihre Finger streiften, fühlte sich ein wenig anders an. Unwillkürlich griff Miriamel fester zu, und das Gebilde löste sich und fiel in ihre Hand.

Sie betrachtete ihre Beute. Die war so straff wie die anderen, aber aus irgendeinem Grund faßte sie sich nicht so an. Möglicherweise war sie etwas wärmer. Miriamel hätte nicht sagen können, warum, aber sie wußte, daß das Gebilde fertig war – daß es reif war.

Noch während sie es anschaute und die Fäden den weißen Baumes überall um sie herum endlos tief zur Erde fielen, erbebte die schwarze Frucht und platzte. Tief in ihr Herz geschmiegt, dort, wo ein Pfirsich seinen Kern versteckt hatte, lag ein Kind, kaum größer als Miriamels Finger. Seine Augenlider, windig wie Schneeflocken, waren schlafend geschlossen. Es strampelte und gähnte, öffnete jedoch die Augen nicht.

Also ist jede dieser Früchte eine Seele, *dachte sie.* Oder vielleicht nur eine … Möglichkeit? *Sie war nicht sicher, was diese Traumgedanken bedeuteten, aber gleich darauf überkam sie eine Woge von Furcht.* Aber ich habe sie abgerissen! Zu früh gepflückt! Ich muß sie wieder am Baum befestigen!

Noch immer zog sie etwas nach oben, aber jetzt hatte sie auf einmal schreckliche Angst. Sie hatte ein großes Unrecht begangen. Sie mußte zurück, mußte im vieltausendfachen Astgewirr den einen Ast wiederfinden. Vielleicht war es noch nicht zu spät, zurückzugeben, was sie ahnungslos gestohlen hatte.

Hastig griff sie in das Gestrüpp der Äste und versuchte, ihren Aufstieg zu bremsen. Ein paar Zweige, dünn und spröde wie Eiszapfen, zerbrachen ihr unter den Händen, wieder lösten sich schwarze Früchte und stürzten taumelnd hinab in die grauweiße Tiefe.

Nein! *Die Prinzessin war außer sich. Sie hatte diesen Schaden nicht verursachen wollen. Sie streckte die Hand nach einer der fallenden Früchte aus und ließ dabei das winzige Kind los. Verzweifelt griff sie danach, konnte es aber nicht mehr erreichen.*

Miriamel stieß einen lauten Klageruf aus, voller Verzweiflung und Entsetzen…

Es war dunkel. Jemand hielt sie fest, drückte sie eng an sich.

»Nein!« keuchte sie. »Ich habe es fallen lassen!«

»Ihr habt nichts fallen lassen«, beruhigte die Stimme. »Ihr habt nur schlecht geträumt.«

Miriamel strengte ihre Augen an, konnte jedoch das Gesicht nicht erkennen. Die Stimme … sie kannte die Stimme. »Simon?«

»Ich bin hier.« Er legte seinen Mund ganz dicht an ihr Ohr.

»Ihr seid in Sicherheit. Aber Ihr solltet besser nicht mehr so schreien.«

»Es tut mir leid. Sehr leid.« Sie schauderte und löste sich langsam aus seinen Armen. In der Luft lag ein starker, feuchter Geruch, und ihre Finger berührten etwas Kratziges. »Wo sind wir?«

»In einer Scheune, etwa zwei Reitstunden hinter Falshire. Könnt Ihr Euch nicht erinnern?«

»Nur ein wenig. Ich fühle mich nicht besonders gut.« Genauer gesagt, fühlte sie sich entsetzlich. Sie zitterte nach wie vor, gleichzeitig aber war ihr heiß, und sie war noch verwirrter als sonst, wenn sie einmal mitten in der Nacht aufwachte.

»Wie sind wir hierhergekommen?«

»Wir hatten eine Auseinandersetzung mit den Feuertänzern.«

»Ach ja … daran erinnere ich mich. Und an das Reiten.«

Simon stieß im Dunkeln einen Laut aus, der ein Lachen sein konnte. »Nun, nach einer Weile hörten wir eben auf zu reiten. Ihr wart es, die beschloß, daß wir hier bleiben sollten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das weiß ich nicht mehr.«

Simon ließ sie los – ein wenig widerwillig, wie sie selbst in ihrer Benommenheit deutlich merkte. Er kroch über die dünne Strohschicht von ihr fort. Gleich darauf knarrte und holperte etwas, und ein dünner Lichtstreifen drang herein. Vor dem viereckigen Umriß eines Fensters hob sich Simons dunkle Gestalt ab. Er suchte einen Gegenstand, um den Laden festzustellen.

»Es hat aufgehört zu regnen«, meldete er.

»Mir ist kalt.« Sie versuchte sich ins Stroh zu wühlen.

»Ihr habt Euren Mantel weggetreten.« Simon bewegte sich durch den Heuboden zu ihr zurück. Er fand ihren Mantel und deckte sie bis ans Kinn

damit zu. »Wenn Ihr wollt, könnt Ihr meinen auch noch haben.«

»Ich glaube, so ist es schon gut«, antwortete Miriamel, obgleich ihre Zähne klapperten.

»Möchtet Ihr etwas zu essen? Ich habe Eure Hälfte aufgehoben – nur den Bierkrug habt Ihr dem großen Kerl auf dem Kopf zerbrochen.«

»Nur einen Schluck Wasser.« Der Gedanke, ihrem Magen etwas Eßbares zuzuführen, hatte nichts Angenehmes.

Simon kramte in den Satteltaschen, während Miriamel mit um ihre Knie geschlungenen Armen dasaß und durch das offene Fenster in den Nachthimmel starrte. Die Sterne lagen hinter einem Wolkenschleier verborgen. Nachdem Simon ihr den Wasserschlauch gebracht und sie getrunken hatte, überkam sie von neuem bleierne Müdigkeit.

»Es geht mir … schlecht«, erklärte sie stockend. »Ich glaube, ich muß noch etwas schlafen.«

In Simons Stimme lag offene Enttäuschung. »Natürlich, Miri.«

»Sei nicht böse … ich fühle mich so krank.« Sie legte sich hin und zog sich den Mantel eng unter das Kinn. Um sie herum schien die Dunkelheit sich langsam zu drehen. Noch einmal sah sie Simons schwarzen Umriß vor dem Fenster, dann kamen die Schatten und zogen sie hinab.

Früh am nächsten Morgen hatte Miriamel hohes Fieber. Simon konnte wenig für sie tun. Er legte ihr nasse Tücher auf die Stirn und gab ihr zu trinken.

Der Tag verging mit einer Folge verschwommener Bilder: graue Wolken, die am Fenster vorüberzogen, der einsame Ruf einer verlassenen Taube, Simons besorgtes Gesicht, das so regelmäßig wie der Mond an ihrem Horizont aufstieg. Miriamel stellte fest, daß ihr eigenes weiteres Schicksal sie kaum kümmerte. Die ganze Furcht, alles Mitleid, die sie bisher angetrieben hatten: herausgelaugt von der Krankheit. Hätte man ihr die Möglichkeit gegeben, ein ganzes Jahr zu schlafen, hätte sie sofort angenommen; so aber tauchte sie im Meer des Bewußtseins unter und stieg wieder daraus hervor wie ein Schiffbrüchiger, der sich an eine Planke klammert. Ihre Träume waren voll weißer Bäume und ertrunkener Städte, in deren Straßen der Seetang wogte.

An ihrem zweiten Tag in der Scheune erwachte Miriamel in der Stunde vor Morgengrauen mit klarem Kopf. Sie fühlte sich ungeheuer schwach und hatte plötzlich Angst, sich allein zu finden, verlassen von ihrem Ge-

fährten.

»Simon?« Keine Antwort. »Simon?«

»Hm?«

»Bist du das?«

»Was? Miriamel? Natürlich bin ich es.« Sie hörte, wie er sich umdrehte und zu ihr hinüberkroch. »Geht es Euch schlechter?«

»Besser, glaube ich.« Sie streckte eine zittrige Hand aus, bis sie seinen Arm fühlte und tastete dann mit den Fingern nach unten, um nach seiner Hand zu greifen. »Aber immer noch nicht besonders gut. Bleib ein Weilchen bei mir.«

»Natürlich. Ist Euch kalt?«

»Ein bißchen.«

Simon hob seinen Mantel und legte ihn über den ihren. Miriamel fühlte sich so schwach, daß diese Geste sie fast zu Tränen rührte. Tatsächlich rann ihr ein kalter Tropfen über die Wange.

»Danke.« Eine Zeit lang lag sie schweigend da. Schon dieses kurze Gespräch hatte sie erschöpft. Aber die Nacht, die ihr beim Aufwachen so groß und leer vorgekommen war, schien nun nicht mehr ganz so erschreckend.

»Ich glaube, jetzt kann ich wieder einschlafen.« Selbst in ihren eigenen Ohren klang ihre Stimme belegt.

»Dann gute Nacht.«

Miriamel fühlte, wie sie davonglitt. Sie fragte sich, ob Simon wohl je einen so merkwürdigen Traum wie den mit dem weißen Baum und seinen absonderlichen Früchten gehabt hatte. Es kam ihr unwahrscheinlich vor…

Als sie im unbestimmten Licht einer schiefergrauen Dämmerung erwachte, lag sie noch immer unter Simons Mantel. Er selbst schlief ein kleines Stück entfernt, und ein paar magere Büschel feuchtes Heu waren seine einzige Decke.

Während ihres zweiten Tages in der Scheune schlief Miriamel sehr viel, aber wenn sie wach war, ging es ihr merklich besser, und sie fühlte sich schon fast wieder wie die alte Miriamel. Mittags konnte sie bereits einen Bissen Brot und etwas Käse zu sich nehmen. Simon war draußen gewesen und hatte die Umgebung erforscht. Beim Essen erzählte er ihr seine Abenteuer.

»Hier gibt es wirklich kaum Leute! Ich sah ein Paar auf der Straße, die von Falshire kommt – keine Angst, sie konnten mich nicht sehen –, aber

das waren fast die einzigen. Weiter unten liegt übrigens ein fast völlig verfallenes Haus. Vermutlich hat es dieselben Besitzer wie diese Scheune. Das Dach weist ein paar Löcher auf, aber an den meisten Stellen ist das Stroh noch gut. Ich glaube, es wohnt niemand mehr dort. Wenn wir uns länger hier aufhalten müssen, hätten wir es in dem Haus vermutlich trokkener.«

»Abwarten. Vielleicht kann ich ja morgen wieder reiten.«

»Vielleicht, aber erst müßt Ihr ein bißchen herumlaufen können. Das ist das erste Mal, seit wir an dem Abend von Falshire kamen, daß Ihr Euch aufgesetzt habt.« Er drehte sich plötzlich zu ihr um. »Und außerdem wäre ich gerade um ein Haar getötet worden!«

»Was?« Miriamel mußte hastig nach dem Wasserschlauch greifen, um sich nicht an dem trockenen Brot zu verschlucken. »Was soll das heißen?« fragte sie, als sie sich erholt hatte. »Waren es die Feuertänzer?«

»Nein«, antwortete Simon mit großen Augen und feierlicher Miene, um gleich darauf zu grinsen. »Aber trotzdem war es ganz schön knapp. Ich war auf dem Rückweg von dem Feld, das neben dem Haus liegt. Ich hatte dort ein paar … ein paar Blumen gepflückt.«

Miriamel betrachtete ihn fragend. »Blumen? Was wolltest du denn mit Blumen?«

Simon überhörte die Frage und fuhr fort: »Irgend etwas machte ein Geräusch, und ich sah auf. Hinter mir, oben auf der Anhöhe, stand ein Stier.«

»Simon!«

»Sehr freundlich hat er nicht gewirkt. Er war ganz knochig, mit roten Augen und blutigen Kratzern an den Seiten.« Simon fuhr sich zur Erläuterung mit den Fingern über die Rippen.

»Wir blieben beide einen Moment so stehen und glotzten einander an, und dann senkte er den Kopf und fing an zu prusten und zu schnauben. Ich fing an, rückwärts auf das Haus zuzugehen. Da kam er mir den Hügel herunter nach, mit ganz kleinen, tanzenden Schritten, die aber immer schneller wurden.«

»Aber Simon! Und was hast du getan?«

»Nun … vor einem Stier den Berg hinunterzurennen, kam mir reichlich albern vor, darum ließ ich die Blumen fallen und kletterte auf den ersten Baum, der einigermaßen hoch war. Der Stier hielt davor an – ich konnte gerade noch rechtzeitig die Füße hinaufziehen –, senkte dann plötzlich wieder den Kopf und … wumm!« – Simon schlug sich mit der Faust in die

offene Handfläche – »donnerte er gegen den Stamm. Der ganze Baum wackelte, und ich wäre fast von dem Ast gefallen, an dem ich hing, wenn ich mich nicht mit den Beinen ordentlich daran festgeklammert hätte. Dann stemmte ich mich hoch, bis ich oben auf dem Ast saß, denn jetzt fing dieses dumme Vieh an, den Baum mit seinem Kopf zu rammen, immer und immer wieder, bis ihm die Haut auf der Stirn platzte und Blut über sein Gesicht floß.«

»Das ist ja furchtbar. Er muß toll gewesen sein. Das arme Tier.«

»Das arme Tier! So ist es recht!« Simon hob in gespielter Verzweiflung die Stimme. »Es versucht, Euren persönlichen Beschützer umzubringen, und Ihr nennt es ›das arme Tier‹!«

Miriamel lächelte. »Ich bin froh, daß es dich nicht umgebracht hat. Und wie ging es weiter?«

»Ach, schließlich wurde er müde und ging weg«, antwortete Simon leichthin. »Hinunter ins Tal, so daß er nicht mehr zwischen mir und dem Zaun stand. Trotzdem, als ich dann den Hang hochrannte, dachte ich immer, ich hörte ihn hinter mir.«

»Jedenfalls war es knapp.« Miriamel konnte ein Gähnen nicht unterdrücken; Simon verzog das Gesicht. »Aber ich freue mich, daß du das Ungeheuer nicht erschlagen hast, obwohl du doch ein Ritter bist. Schließlich kann es nichts dafür, daß es toll ist.«

»Das Ungeheuer erschlagen? Wie denn, mit bloßen Händen?« Simon lachte, aber es klang ganz zufrieden. »Allerdings wäre es vermutlich eine Wohltat gewesen, wenn ich es getan hätte. Denn es gibt bestimmt keine Rettung mehr für den Stier, und darum haben ihn die Leute, die früher hier wohnten, wohl auch zurückgelassen.«

»Vielleicht ist er aber auch verrückt geworden, *weil* sie ihn nicht mitgenommen haben«, versetzte Miriamel langsam. Sie sah Simon an und merkte, daß er den seltsamen Unterton ihrer Stimme gehört hatte. »Ich bin jetzt müde. Vielen Dank für das Brot.«

»Ich habe noch etwas.« Er griff in seinen Mantel und reichte ihr einen kleinen grünen Apfel. »Der einzige, den ich zu Fuß auftreiben konnte.«

Miriamel musterte den Apfel erst einmal mißtrauisch und roch daran, bevor sie vorsichtig abbiß. Er war nicht süß, sondern von höchst angenehmer Säure. Sie aß die Hälfte und bot Simon den Rest an.

»Sehr gut«, meinte sie, »wirklich sehr gut, aber ich kann immer noch nicht viel essen.«

Simon verzehrte vergnügt den halben Apfel, während Miriamel die Kuhle fand, die sie sich ins Stroh gewühlt hatte, und sich ausstreckte. »Ich werde wieder ein bißchen schlafen, Simon.«

Er nickte und musterte sie dabei so sorgfältig und gründlich, daß Miriamel sich abwenden und den Mantel über ihr Gesicht ziehen mußte. Für diese Art von Aufmerksamkeit fühlte sie sich im Augenblick nicht kräftig genug – noch nicht.

Am späten Nachmittag wachte sie auf. Irgendwoher kam ein ungewöhnliches Geräusch – Stampfen und Zischen und Stampfen und Zischen. Ein wenig verängstigt und immer noch sehr schwach, blieb Miriamel zunächst reglos liegen und versuchte zu entscheiden, ob es jemand sein könnte, der nach ihnen suchte, oder Simons Stier oder noch jemand ganz anderes und vielleicht viel Schlimmeres. Endlich nahm sie sich zusammen und kroch leise über den Heuboden. Sie bewegte sich so lautlos wie möglich über den dünnen Teppich aus Stroh, bis sie die vordere Kante erreicht hatte und nach unten spähen konnte.

Dort stand Simon und übte seine Schwerthiebe. Obwohl der Tag kühl war, hatte er das Hemd ausgezogen; die helle Haut glänzte von Schweiß. Miriamel beobachtete, wie er eine bestimmte Entfernung vor sich abschätzte, dann mit beiden Händen das Schwert hob und es senkrecht über dem Boden hielt, bevor er die Spitze langsam nach unten führte. Seine sommersprossigen Schultern strafften sich. *Stampf* – einen Schritt vor. *Stampf, stampf* – er beschrieb einen seitlichen Kreis und bewegte sich um das fast stehende Schwert, als hielte er eine fremde Klinge damit fest. Sein Gesicht war so ernsthaft wie das eines Kindes, und aus seinem Mund schaute eine rosa Zungenspitze, die er in feierlicher Konzentration zwischen den Zähnen festhielt. Miriamel verbiß sich ein Kichern, aber es entging ihr nicht, wie seine Haut über die mageren, aber kräftigen Muskeln glitt und die fächerförmigen Schulterblätter und runden Rückenwirbel milchweiß hervortraten. Jetzt hielt er inne, das Schwert wieder starr vor sich. Ein Schweißtropfen rann ihm von der Nase und verschwand im rötlichen Bart. Plötzlich sehnte sie sich heftig danach, wieder von ihm gehalten zu werden, aber trotz ihres Verlangens zog sich beim Gedanken daran ihr Magen schmerzhaft zusammen. Es gab so vieles, das er nicht wußte.

So leise sie konnte, rutschte sie vom Rand des Heubodens fort und zog sich in ihre Kuhle im Stroh zurück. Dort versuchte sie wieder einzuschlafen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Lange lag sie auf dem Rücken, starrte hinaus in die Schatten unter den Dachbalken und lauschte dem Stampfen

seiner Füße, dem Zischen der durch die Luft sausenden Klinge und dem gedämpften Ausstoß seines Atems.

Kurz vor Sonnenuntergang ging Simon noch einmal den Berg hinunter, um einen zweiten Blick auf das Haus zu werfen. Als er wiederkam, berichtete er, es stehe tatsächlich leer, obwohl er im Schlamm etwas wie frische Stiefelabdrücke gesehen hätte. Sonst deute nichts darauf hin, daß jemand sich in der Nähe aufhielte, und Simon war der Meinung, die Spuren stammten höchstwahrscheinlich von irgendeinem harmlosen Vagabunden wie dem alten Trunkenbold Heanwig. So packten sie ihre Sachen zusammen und zogen um. Miriamel war zuerst so schwindlig, daß sie sich auf Simon stützen mußte, um nicht hinzufallen; aber nach ein paar Dutzend Schritten fühlte sie sich bereits kräftig genug, allein weiterzugehen, obwohl sie so vorsichtig war, sich weiterhin gut an Simons Arm festzuhalten. Simon bewegte sich ganz langsam und zeigte ihr die Stellen, an denen der Pfad schlüpfrig vom Schlamm war.

Das kleine Haus schien schon seit einiger Zeit verlassen zu sein, und es gab, wie Simon schon berichtet hatte, ein paar Löcher im Strohdach; aber in der Scheune hatte es noch viel mehr gezogen, und das Häuschen verfügte wenigstens über einen Kamin. Simon schleppte ein paar gespaltene Scheite herein, die er draußen an der Wand aufgestapelt gefunden hatte. Er bemühte sich, ein Feuer anzuzünden, während Miriamel in ihren Mantel geduckt dasaß und ihre Nachtherberge betrachtete.

Wer immer hier gewohnt haben mochte, hatte nicht viele Erinnerungsstücke zurückgelassen; darum nahm Miriamel an, daß die Umstände, die die Besitzer vertrieben hatten, wohl nicht überraschend eingetreten waren. Das einzige verbliebene Möbelstück war ein Hocker mit einem zersplitterten Bein, der schief am Kamin lehnte. Daneben lag auf einem Stein eine einsame, zerbrochene Schüssel, jede Scherbe noch an der Stelle, wo sie zur Ruhe gekommen war, als wäre das Gefäß erst gerade eben hingefallen. Der harte Bodenlehm war mit Binsen bedeckt, die feucht und braun geworden waren. Das einzige Anzeichen frischeren Lebens im Raum waren die zahllosen Spinnweben, die vom Strohdach herunterhingen oder die Ecken überspannten, aber sogar sie wirkten fadenscheinig und ärmlich, als sei das Jahr nicht einmal für Spinnen gut gewesen.

»So.« Simon stand auf. »Es brennt. Ich hole noch die Pferde.«

Während er fort war, setzte sich Miriamel ans Feuer und wühlte in den Satteltaschen nach etwas Eßbarem. Zum ersten Mal seit zwei Tagen spürte

sie Hunger und wünschte sich, die Besitzer des Hauses hätten ihren Suppentopf zurückgelassen; der Haken hing leer über dem Feuer, Aber da sie das leider nicht getan hatten, mußte Miriamel sich mit dem begnügen, was sie fand. Sie schob ein paar Steine zum Erhitzen ins Feuer und legte die wenigen noch übrigen Mohrrüben und eine Zwiebel bereit. Wenn die Steine heiß genug waren, wollte sie eine Suppe kochen.

Kritisch begutachtete sie die Decke ihrer Behausung und rollte dann ihre Schlafdecken an einer Stelle aus, die vom nächsten Loch weit genug entfernt schien, um dort trocken zu bleiben, falls es wieder regnete. Nach kurzem Zögern legte sie Simons Decken daneben. Zwar ließ sie einen Zwischenraum frei, der ihr genügend Sicherheit zu bieten schien, aber dennoch war der Abstand geringer, als ihr lieb gewesen wäre, hätten sie es nicht mit einem so undichten Dach zu tun gehabt. Als alles fertig war, holte sie ihr Messer aus der Satteltasche und begann das Gemüse zu putzen.

»Es weht jetzt ziemlich stark«, sagte Simon bei seiner Rückkehr. Sein Haar war zerzaust und zu merkwürdigen Büscheln gesträubt, aber er hatte rote Wangen und lächelte vergnügt. »Eine gute Nacht, um sie am Feuer zu verbringen.«

»Ich bin froh, daß wir hier heruntergezogen sind«, erwiderte Miriamel. »Mir geht es heute abend viel besser. Morgen kann ich sicher wieder reiten.«

»Wenn Ihr bereit seid.« Als er an ihr vorüber zum Kamin ging, legte er einen Moment die Hand auf ihre Schulter und strich ihr dann sanft über die Haare. Miriamel sagte nichts, sondern fuhr fort, die Mohrrüben in eine Tonschale zu hacken.

Es war keine Mahlzeit, an die sie sich später mit Genuß erinnern würden, aber Miriamel fühlte sich schon allein deshalb besser, weil sie etwas Warmes im Magen hatte. Als sie die Schalen ausgespült und mit einem trockenen Zweig gescheuert hatte, packte sie sie ein und kroch zwischen ihre Decken. Simon stocherte noch ein wenig im Feuer herum und legte sich dann ebenfalls nieder. Eine Weile schwiegen sie und schauten in die Flammen.

»In meinem Schlafzimmer in Meremund war auch ein Kamin«, sagte Miriamel schließlich leise. »Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, habe ich immer zugesehen, wie die Flammen tanzten. Ich sah Bilder darin. Als ich ganz klein war, habe ich mir einmal eingebildet, ich sehe das Gesicht von Usires, und er lächelte mir zu.«

»Mmmm«, sagte Simon, und dann: »Ihr hattet ein Schlafzimmer ganz für Euch allein?«

»Ich war das einzige Kind eines Prinzen, des Thronerben«, erwiderte Miriamel ein wenig knapp. »Es ist nichts Ungewöhnliches.«

Simon schnaubte. »Für mich schon. Ich schlief mit einem Dutzend anderer Küchenjungen zusammen. Einer von ihnen, der dicke Zebediah, hat geschnarcht wie ein Küfer, der mit der Handsäge Faßdauben sägt.«

Miriamel kicherte. »Später, im letzten Zwölfmonat, als ich auf dem Hochhorst wohnte, schlief Leleth mit in meinem Zimmer. Das war nett. Aber damals in Meremund schlief ich allein, mit einer Magd gleich vor der Tür.«

»Das klingt … einsam.«

»Ich weiß nicht. Vermutlich war es so.« Sie seufzte und lachte zugleich, ein so ulkiges Geräusch, daß Simon den Kopf hob. »Einmal konnte ich nicht einschlafen, darum ging ich zu meinem Vater ins Zimmer. Ich sagte ihm, es wäre ein Cockindrill unter meinem Bett, damit er mir erlaubte, bei ihm zu bleiben. Aber das war schon nach dem Tod meiner Mutter, darum gab er mir nur einen seiner Hunde mit und schickte mich wieder weg. ›Das ist ein Cockindrill-Hund, Miri‹, hat er mir erklärt. ›Auf mein Wort, das ist er. Er wird dich beschützen.‹ Er war immer ein schlechter Lügner. Der Hund blieb einfach an der Tür liegen und winselte so lange, bis ich ihn schließlich wieder hinausließ.«

Simon wartete eine Zeit lang, bevor er seinerseits etwas sagte. Die Flammen warfen zuckende Schatten auf das Strohdach über ihren Köpfen. »Wie ist eigentlich Eure Mutter gestorben?« fragte er endlich. »Niemand hat es mir je erzählt.«

»Sie wurde von einem Pfeil getroffen.« Der Gedanke daran tat Miriamel immer noch weh, wenn auch nicht mehr so schlimm wie früher. »Mein Onkel Josua sollte sie zu meinem Vater bringen, der damals an der Grenze zum Wiesen-Thrithing für meinen Großvater kämpfte, während des Aufstands. Josuas Truppe wurde am hellen Tag von einer weit überlegenen Schar von Thrithing-Männern überrascht. Er verlor bei der Verteidigung meiner Mutter seine Hand und schaffte es tatsächlich, ihnen den Weg freizukämpfen; aber ein verirrter Pfeil traf meine Mutter, und sie starb noch vor Sonnenuntergang.«

»Das tut mir sehr leid.«

Sie zuckte die Achseln, auch wenn er es nicht sehen konnte.

»Es ist lange her. Ihr Verlust machte meinen Vater noch viel unglückli-

cher als mich. Er liebte sie so sehr. Ach, Simon, du kennst meinen Vater ja nur, wie er heute ist, aber er war einmal ein guter Mensch. Er liebte meine Mutter über alles auf der Welt.«

Und sie dachte an das graue, schmerzverzerrte Gesicht ihres Vaters, an den Schleier aus Kummer und Zorn, der sich über ihn gelegt und nie wieder gehoben hatte, und sie fing an zu weinen.

»Und darum muß ich zu ihm gehen«, erklärte sie endlich mit unsicherer Stimme. »Aus diesem Grund.«

Simon raschelte in seinen Decken. »Wie – was meint Ihr? Zu wem wollt Ihr gehen?«

Miriamel holte tief Luft. »Zu meinem Vater, natürlich. Darum wollen wir zum Hochhorst. Weil ich mit meinem Vater sprechen muß.«

»Was redet Ihr da für einen Unsinn?« Simon setzte sich auf. »Wir wollen zum Hochhorst, um das Schwert Eures Großvaters zu holen – Hellnagel.«

»Das habe ich nie gesagt. *Du* hast es gesagt.« Trotz ihrer Tränen wurde Miriamel wütend.

»Ich verstehe Euch nicht. Wir führen Krieg mit Eurem Vater. Wollt Ihr ihn aufsuchen und ihm erzählen, Ihr hättet wieder ein Cockindrill unter dem Bett? Was soll das alles?«

»Sei nicht grausam, Simon. Wag es nicht!« Sie merkte, daß ihre Tränen zum Sturzbach anzuschwellen drohten, aber trotzdem glühte in ihrem Herzen ein kleiner Funke Wut.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte Simon, »aber ich begreife Euch einfach nicht.«

Miriamel preßte die Hände aneinander, so fest sie konnte, und konzentrierte sich darauf, bis sie ihre Beherrschung wiedergefunden hatte. »Ich habe dir ja auch noch nichts erklärt, Simon. Es tut mir auch leid.«

»Dann erklärt es mir jetzt. Ich höre Euch zu.«

Miriamel horchte eine Zeit lang auf die Flammen. Sie krachten und zischten. Dann begann sie. »Es war Cadrach, der mir die Wahrheit zeigte, obwohl ich nicht glaube, daß es ihm selber klar war. Wir reisten zusammen, und er erzählte mir von dem Buch des Nisses. Er hatte es einmal besessen, das Buch selbst oder vielleicht nur eine Abschrift.«

»Das Zauberbuch, von dem Morgenes sprach?«

»Ja. Und es ist ein Ding der Macht. So mächtig, daß Pryrates erfuhr, wie Cadrach es in seinen Besitz gebracht hatte, und daß er deshalb … nach

Cadrach schickte.« Sie verstummte einen Augenblick und dachte an Cadrachs Beschreibung der blutroten Fenster und der Eisengeräte, an denen noch Haut und Haare der Gefolterten klebten. »Er bedrohte ihn so lange, bis Cadrach ihm alles erzählte, an das er sich erinnerte. Cadrach sagte, Pryrates hätte sich besonders dafür interessiert, wie man mit den Toten reden könnte – ›durch den Schleier sprechen‹ nannte er es.«

»Nach allem, was ich von Pryrates weiß, wundert mich das gar nicht.« Auch Simons Stimme war unsicher. Offenbar hatte er seine eigenen Erinnerungen an den roten Priester.

»Aber genau dadurch fing ich an zu sehen, was ich wissen mußte«, fuhr Miriamel fort, die nun, da sie sich endlich dazu durchgerungen hatte, ihre Idee laut auszusprechen, den Faden nicht verlieren wollte. »Ach, Simon, ich hatte mir so lange den Kopf darüber zerbrochen, wieso mein Vater sich derart verändern und wieso Pryrates ihn zu solchen niederträchtigen Dingen überreden konnte.« Sie schluckte. Ihre Wangen waren noch immer tränennaß, aber zumindest für den Augenblick hatte sie neue Kraft gefunden. »Mein Vater liebte meine Mutter. Nach ihrem Tod war er ein anderer Mensch. Er weigerte sich, wieder zu heiraten, wollte es nicht einmal in Erwägung ziehen, so sehr ihn Großvater auch drängte. Es gab ständig heftige Auseinandersetzungen deshalb. ›Du brauchst einen männlichen Erben‹, sagte mein Großvater, aber mein Vater gab ihm jedesmal zur Antwort, er werde sich kein zweites Mal vermählen, denn er habe eine Frau gehabt und Gott habe sie ihm wieder genommen.« Sie hielt inne und erinnerte sich.

»Ich verstehe es trotzdem nicht«, beharrte Simon ruhig.

»Nein? Nun, Pryrates muß meinem Vater erklärt haben, er könne mit den Toten sprechen – könne es möglich machen, daß mein Vater mit meiner Mutter reden, sie vielleicht sogar sehen könnte. Du kennst Elias nicht, Simon. Er war untröstlich über den Verlust. Ich glaube, er hätte alles getan, um sie zurückzugewinnen, und sei es auch nur für eine kleine Weile.«

Simon pfiff leise durch die Zähne. »Aber das ist … das ist Gotteslästerung. Ein Frevel.«

Miriamel lachte. Es klang ein wenig schrill. »Als ob ihn das gestört hätte! Ich sage dir doch, er hätte *alles* getan, um sie wiederzubekommen. Pryrates muß ihm vorgelogen haben, daß man Verbindung mit ihr aufnehmen könnte … ›durch den Schleier‹, oder wie immer es in dem gräßlichen Buch heißt. Vielleicht hat Pryrates ja selbst daran geglaubt. Und mit Hilfe dieser Versprechungen hat er meinen Vater erst zu seinem Gönner, dann zu sei-

nem Mitverschworenen und schließlich zu seinem … Sklaven gemacht.«

Simon überlegte. »Es kann ja sein, daß Pryrates es wirklich versucht hat«, meinte er nach einer Weile. »Vielleicht sind sie dadurch … auf die andere Seite gelangt. Dorthin, wo der Sturmkönig sich aufhielt.«

Ein plötzlicher Windstoß über ihnen im Strohdach begrüßte diesen Namen, so leise er auch ausgesprochen worden war, und das Rauschen war so jäh und wild, daß Miriamel zusammenzuckte.

»Es kann sein.« Bei dem Gedanken wurde ihr kalt. Sich vorzustellen, wie ihr Vater sehnsüchtig darauf wartete, mit seiner geliebten Frau zu sprechen und ihm dieses … *Ungeheuer* antwortete! Es war beinahe wie in der grausigen alten Geschichte vom Fischer Bulychlinn und dem, was er in seinem Netz fand…

»Und trotzdem kann ich Euch noch nicht folgen, Miriamel.« Simon blieb sanft, aber hartnäckig. »Selbst wenn sich alles so verhält, wie Ihr sagt – welchen Nutzen hätte ein Gespräch mit Eurem Vater?«

»Ich weiß nicht, ob es etwas nützt.« Und das stimmte; man konnte sich schwer ausmalen, daß eine Begegnung nach so langer Zeit und soviel Zorn und Leid noch etwas Gutes bringen sollte. »Aber wenn auch nur eine geringe Aussicht besteht, meinen Vater zur Vernunft zurückzuführen, ihn daran zu erinnern, daß er aus Liebe mit allem angefangen hat, und ihn zu überzeugen, daß er ein Ende machen muß – dann muß ich diesen Versuch wagen.« Sie wischte sich mit der Hand über die Augen; die Tränen flossen von neuem. »Aber das heißt nicht, daß du mitkommen mußt, Simon. Diese Last ist mir auferlegt.«

Simon schwieg. Sie spürte sein Unbehagen.

»Das Risiko ist zu groß«, sagte er endlich. »Vielleicht dringt Ihr gar nicht bis zu Eurem Vater vor, selbst wenn das vielleicht einen Sinn hätte. Ihr könntet vorher schon Pryrates in die Hände fallen, und niemand würde je wieder von Euch hören.« In seiner Stimme lag eine entsetzliche Überzeugung.

»Ich weiß, Simon. Ich weiß nur nicht, was ich sonst tun könnte. Ich *muß* mit meinem Vater sprechen. Ich muß ihm erklären, was wirklich geschehen ist, und das kann nur ich allein.«

»Das heißt, Ihr seid fest entschlossen?«

»Ja.«

Simon seufzte. »Ädon am *Baum*, Miriamel, es ist Wahnsinn. Ich hoffe immer noch, Ihr ändert Eure Meinung, bevor wir dort sind.«

Aber Miriamel wußte, daß das nicht geschehen würde. »Ich habe mir alles lange und reiflich überlegt.«

Simon ließ sich in seine Decken zurückfallen. »Wenn Josua davon wüßte, würde er Euch fesseln und tausend Meilen von hier fortschaffen lassen.«

»Allerdings. Er würde es nie zulassen.«

In der Dunkelheit seufzte Simon wieder. »Ich muß nachdenken, Miriamel. Ich bin nicht sicher, was ich tun soll.«

»Du kannst tun, was du willst, solange du nicht versuchst, mich aufzuhalten«, versetzte Miriamel gleichmütig. »Versuch es also gar nicht erst.«

Aber er antwortete nicht. Nach einer Weile fühlte Miriamel, wie trotz aller Furcht und Wut die Schwere des Schlafs sie hinabzog.

Ein lautes Krachen weckte sie ruckartig auf. Mit klopfendem Herzen lag sie da und sah, wie an der Decke etwas aufblitzte, heller als jede Fackel. Es dauerte einen Moment, bis sie begriff, daß es ein gewaltiger Blitz gewesen war, der über den ganzen Himmel zuckte und grell durch die Löcher im Dach funkelte. Gleich darauf folgte ein zweiter Donnerschlag.

Der Raum roch noch feuchter und stickiger als vorher. Als der nächste Blitz einschlug, erkannte Miriamel im kurzen, blendendhellen Licht eine Sturzflut von Regentropfen, die durch das schadhafte Stroh prasselten. Sie setzte sich auf und tastete am Boden herum. Der Regen drang nicht bis zu ihr vor, aber er spritzte auf Simons Stiefel und den unteren Rand seiner Hosen. Ihr Gefährte schlief immer noch fest und schnarchte leise.

»Simon!« Sie schüttelte ihn. »Steh auf!«

Er brummte, machte aber keine Anstalten aufzuwachen.

»Simon, du mußt da weg. Es regnet auf dich!«

Nachdem sie ihn noch einige weitere Male gerüttelt hatte, rollte er sich auf die Seite. Schläfrig vor sich hinknurrend, half er Miriamel, seine Schlafdecken dichter an ihre eigenen zu ziehen, sank dann darauf zusammen und schien sofort wieder einzuschlafen.

Miriamel lag da und hörte den Regen auf das Stroh platschen. Nach und nach rückte Simon näher. Im Dunkeln war sein Gesicht ganz nah; sie spürte seinen warmen Atem an ihrer Wange. Es war ein seltsam friedliches Gefühl, zwischen all den Gefahren, die sie schon durchstanden hatten und denen, die noch vor ihnen lagen, hier auszuruhen und Seite an Seite mit einem jungen Mann dem Gewitter zu lauschen.

Simon bewegte sich. »Miriamel? Ist Euch kalt?«

»Ein bißchen.«

Er rückte noch näher, streckte den Arm aus und schob ihn unter ihren Nacken, wobei er sie so zu sich umdrehte, daß sie an seiner Brust lag und ihn mit dem ganzen Körper berührte. Sie fühlte sich gefangen, aber ohne Furcht. Sein Mund preßte sich an ihre Wange. »Miriamel…« sagte er leise.

»Sch.« Sie kuschelte sich an ihn. »Kein Wort.«

So blieben sie eine ganze Weile liegen. Auf dem Dach prasselte der Regen. Von Zeit zu Zeit dröhnte in der Ferne der Donner wie das Trommeln von Riesen.

Simon küßte ihre Wange. Miriamel fühlte seinen Bart, der sie am Kinn kitzelte, aber es kam ihr merkwürdigerweise so vor, als müsse das alles so sein, und sie wehrte sich nicht. Nun wandte er ganz leicht den Kopf, bis seine Lippen den ihren begegneten. Wieder grollte der Donner, nun schon weiter entfernt, ein Geräusch aus einer anderen Welt, einer anderen Zeit.

Warum muß es mehr als das geben? dachte Miriamel traurig. *Warum ist alles immer so schwierig?* Simon hatte auch den anderen Arm um sie gelegt, sanft, aber drängend, und nun lagen sie eng aneinandergeschmiegt, Körper an Körper. Sie fühlte seine mageren, kräftigen Arme und seine harte Brust an ihrem Leib und ihren Brüsten. Könnte doch die Zeit stillstehen!

Simons Küsse wurden heftiger. Er hob den Kopf und vergrub das Gesicht in ihrem Haar.

»Miriamel«, flüsterte er rauh.

»Simon. Ach, Simon…« Sie wußte selbst nicht genau, was sie sich jetzt wünschte, aber sie wußte, daß es sie schon glücklich machte, ihn nur zu küssen, ihn nur zu umarmen.

Sein Mund wanderte zu ihrem Hals und ließ sie erschauern. Es war wundervoll und erschreckend zugleich. Er war ein Junge, aber er war auch ein Mann. Miriamel machte sich ganz steif, aber er näherte nur sein Gesicht dem ihren und küßte sie, ein wenig ungeschickt, aber voller Feuer, etwas zu hart. Sie hob die Hand an seine bärtige Wange und besänftigte ihn, so daß ihre Lippen einander begegnen und sich berühren konnten, wie es sich gehörte – ach, so sanft!

Und während sie ihren Atem teilten, strich seine Hand über ihr Gesicht, ihren Hals. Er berührte sie überall, wohin er reichen konnte, ohne die Wärme zu verlieren, die zwischen ihnen glühte, ließ seine Finger über die

Rundung ihrer Hüfte gleiten, seine Hand in der Höhle unter ihrem Arm ruhen. Miriamels Körper begann zu prickeln, und sie spürte ein heftiges Verlangen, sich fest an ihm zu reiben; zugleich aber fühlte sie sich sonderbar schlaff, als seien sie beide im Begriff, langsam zu ertrinken, in die dunklen Tiefen des Meeres hinabzusinken. Im Rauschen des Regens im Stroh hörte sie ihr eigenes Herz schlagen.

Simon schob sich weiter, bis er halb über ihr lag, und löste sich dann von ihr. Er ragte wie ein Schatten über ihr auf, fast ängstigte er sie. Sie streckte die Hand nach ihm aus und berührte seine Wange, das zarte Kratzen seines Bartes. Seine Lippen bewegten sich.

»Miriamel, ich liebe Euch.«

Miriamel stockte der Atem. Plötzlich lag ein kalter Stein in ihrem Magen. »Nein, Simon. Sag das nicht.«

»Aber es ist wahr! Ich glaube, ich liebe Euch schon, seit ich Euch das erste Mal gesehen habe, oben im Turm, mit der Sonne in Eurem Haar.«

»Du kannst mich nicht lieben.« Sie wollte ihn fortschieben, fand aber nicht die Kraft dazu. »Du verstehst das nicht.«

»Was meint Ihr?«

»Du … du darfst mich nicht lieben. Es ist unrecht.«

»Unrecht?« versetzte Simon zornig. Sie spürte das Beben seines Körpers, aber es war ein Zittern unterdrückter Wut. »Weil ich kein Adliger bin und nicht gut genug für eine Prinzessin – ist es das?« Er riß sich los und kniete im Stroh neben ihr. »Verflucht sei Euer Stolz, Miriamel! Ich habe mit einem Drachen gekämpft. Einem Drachen, einem richtigen Drachen. Ist Euch das nicht genug? Hättet Ihr lieber einen Mann wie Fengbald – einen M-M-Mörder, aber einen M-Mörder m-mit einem Titel?« Simon kämpfte mit den Tränen.

Der unverhüllte Schmerz in seiner Stimme zerriß ihr das Herz.

»Nein, Simon, das ist nicht der Grund. Ach, du hast ja keine Ahnung.«

»Dann sagt es mir!« fauchte er. »Sagt es mir, damit ich es verstehe.«

»Es liegt nicht an dir. Es liegt an mir.«

Langes Schweigen. »Was soll das heißen?«

»Mit dir ist alles in Ordnung, Simon. Ich finde dich tapfer und gut und genau so, wie ein Mann sein sollte. Ich bin es, Simon. Ich bin es, die deine Liebe nicht verdient.«

»Wovon redet Ihr?«

Miriamel holte mühsam Luft und schüttelte heftig den Kopf.

»Ich will nicht darüber sprechen. Laß mich, Simon. Such dir eine andere Liebste. Es gibt genug, die dich gern nehmen würden.« Sie drehte sich um und kehrte ihm den Rücken zu. Doch gerade jetzt, wo sie den Trost der Tränen am nötigsten gebraucht hätte, wollten sie sich nicht einstellen. Sie fühlte sich erregt und kalt und fremd.

Seine Hand packte ihre Schulter. »Beim gottverdammten *Baum*, Miriamel, sprecht mit mir! Was soll das alles?«

»Ich bin nicht mehr unberührt, Simon. Ich bin keine Jungfrau.« So. Es war heraus.

Er brauchte fast eine Minute, bevor er antwortete. »Was?«

»Ich habe mit einem Mann geschlafen.« Jetzt, nachdem der Anfang gemacht war, ging es leichter, als sie geglaubt hatte. Es war, als hörte sie jemand anderen reden. »Mit dem Edelmann aus Nabban, von dem ich dir erzählt habe. Der Cadrach und mich auf sein Schiff nahm. Aspitis Preves.«

»Er hat Euch Gewalt angetan?« Es klang benommen, aber mit wachsendem Zorn. »Dieser … dieser…«

Miriamels Lachen war kurz und bitter. »Nein, Simon, er hat mir keine Gewalt angetan. Ja, er hat mich gefangengehalten, aber das kam erst später. Er war ein Ungeheuer – aber ich erlaubte ihm, das Bett mit mir zu teilen und leistete keinen Widerstand.« Und um die Tür endgültig zuzuschlagen, damit Simon sie für immer in Ruhe ließ und sie ihm nach dieser Nacht nie wieder das Herz schwer machte, fügte sie hinzu: »Ich wollte es so. Ich fand ihn schön. Ich wollte, daß er zu mir kam.«

Simon stieß einen unartikulierten Laut aus und stand auf. Sein Atem ging rasselnd und schwer. Nach allem, was sie in der Dunkelheit von ihm erkennen konnte, hätte er im Begriff sein können, seine Gestalt zu wandeln; er schien sprachlos und verwirrt wie ein Tier in der Falle. Dumpf grollend rannte er auf die Tür des Häuschens zu, die krachend aufsprang, als er in das Gewitter hinausrannte.

Nach kurzer Zeit ging Miriamel hin und schloß die Tür. Sie war sicher, daß Simon zurückkommen würde. Danach würde er sie entweder verlassen oder mit ihr Weiterreisen, aber alles würde anders sein. So wollte sie es, und so brauchte sie es.

Ihr Kopf fühlte sich leer an. Die paar Gedanken schienen darin herumzupoltem wie Steine, die klappernd in einen tiefen Brunnen fallen.

Sie wartete lange auf den Schlaf. Gerade, als sie endlich hinüberzugleiten anfing, hörte sie Simon eintreten. Er zerrte seine Decken in die äußerste Ecke und legte sich hin. Keiner der beiden sprach.

Das Gewitter war vorbeigezogen, aber noch immer rann Wasser von der Decke. Miriamel zählte die Tropfen.

Am Mittag des nächsten Tages fühlte Miriamel sich soweit gekräftigt, daß sie reiten konnte. Sie brachen unter einem in mehrfacher Hinsicht dunkel bewölkten Himmel auf.

Nach allem Schmerz und allen Gefühlen der letzten Nacht vermieden sie nun jede Berührung, wund und finster wie zwei Schwertkämpfer, die auf ihre letzte Begegnung warten. Sie redeten nur das Notwendigste, aber Miriamel bemerkte den ganzen Tag deutliche Zeichen von Simons Zorn, angefangen von der übertrieben munteren Art, wie er sein Pferd sattelte und aufzäumte, bis hin zu der Haltung, in der er vor ihr herritt – gerade noch so nah, daß sie ihn nicht aus den Augen verlor.

Für sich selbst empfand Miriamel eine gewisse Erleichterung. Das Schlimmste war heraus, und ein Rückwärts gab es nicht. Jetzt wußte Simon, wer sie wirklich war, und das würde am Ende das Beste für ihn sein. Es tat weh, daß er sie so verachtete, wie er es jetzt offensichtlich tat, aber das war besser, als ihm falsche Hoffnungen zu machen.

Dennoch konnte sie ein Gefühl des Verlustes nicht unterdrücken. Es war so warm, so schön gewesen, ihn zu küssen und in seinem Arm zu liegen, ohne über alles nachzudenken. Wenn er nur nicht von Liebe gesprochen und sie damit gezwungen hätte, sich ihrer Verantwortung zu stellen. Tief im Herzen hatte sie gewußt, daß jede Beziehung zwischen ihnen, die über bloße Freundschaft hinausging, ein Leben mit der Lüge bedeutet hätte; aber es hatte Augenblicke, süße Augenblicke gegeben, in denen sie sich erlaubt hatte, von etwas anderem zu träumen.

Auf den unsäglich schlammigen Straßen kämpften sie sich vorwärts, so gut sie konnten, und hatten Falshire bis zum Abend ein gutes Stück hinter sich gelassen. Sie befanden sich jetzt in der Wildnis westlich der Stadt. Als es dunkel wurde – nur eine geringfügige Trübung des ohnehin düsteren Tageslichts –, stießen sie am Weg auf ein kleines Heiligtum der Elysia und schlugen dort ihr Lager auf. Nach einer kargen Mahlzeit und noch kargerer Unterhaltung zogen sie sich in ihre Schlafdecken zurück. Dieses Mal schien es Simon nichts auszumachen, als Miriamel ihre Decken auf der anderen Seite des Feuers ausbreitete.

Nach diesem ersten Tag im Sattel, der auf mehrere Krankheitstage folgte, nahm Miriamel an, würde sie sofort einschlafen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen.

Sie wälzte sich hin und her, suchte eine bequemere Stellung, aber nichts wollte helfen. So lag sie da, starrte nach oben ins Nichts, lauschte im Dunkeln einem leichten Regen, der auf das Dach des Heiligtums rieselte.

Sie fragte sich, ob Simon sie verlassen würde. Der Gedanke erfüllte sie mit unerwartetem Schrecken. Zwar hatte sie mehrfach betont, durchaus willig zu sein, die Reise – wie auch ursprünglich geplant – allein zu unternehmen, aber inzwischen war ihr klar, daß sie es eigentlich doch nicht wollte. Vielleicht war es falsch gewesen, ihm alles zu sagen. Vielleicht hätte sie ihm lieber etwas vorlügen sollen, bei dem sie nicht so vollständig das Gesicht verlor; jetzt fand er sie möglicherweise so abstoßend, daß er doch zu Josua zurückkehren würde.

Und das wollte sie nicht – jetzt begriff sie es. Es war nicht allein die Vorstellung, allein durch dieses finstere Land zu reisen, die sie so störte … die Wahrheit war, daß er ihr fehlen würde.

Es war merkwürdig, daß ihr diese Tatsache erst klarwurde, nachdem sie zwischen Simon und sich selbst eine unübersteigbare Mauer errichtet hatte, aber es stimmte, daß sie ihn nicht verlieren wollte. Er hatte in ihrem Herzen einen Platz erobert, den kein anderer Freund je eingenommen hatte. Seine manchmal knabenhafte Torheit hatte sie, wenn sie sich nicht gerade darüber aufregte, schon immer bezaubert, jetzt aber wurde sie durch einen schönen Ernst ergänzt, der ihr noch mehr gefiel. Öfter bereits hatte sie sich dabei ertappt, daß sie ihn überrascht anstarrte und staunte, wie schnell aus dem Jungen ein Mann geworden war.

Und er hatte noch andere Eigenschaften, die sie liebgewonnen hatte – seine Freundlichkeit, seine Treue, seine Aufgeschlossenheit. Sie bezweifelte, daß selbst die weltgewandtesten Höflinge ihres Vaters dem Leben das gleiche vorurteilslose Interesse entgegenbrachten wie Simon.

Der bloße Gedanke, das alles zu verlieren, wenn er sich von ihr trennte, erschreckte sie.

Aber sie *hatte* ihn verloren – zumindest würde immer ein Schatten auf ihrer Freundschaft liegen. Simon hatte den Fleck gesehen, der den Kern ihres Wesens bildete, einen Fleck, den sie ihm so auffällig und widerwärtig wie möglich dargestellt hatte. Sie war nicht bereit, länger unter Lügen zu leiden; und zu sehen, was er für sie empfand, war größeres Leid, als sie ertragen konnte. Er hatte sich in sie verliebt.

Und sie sich in ihn.

Der Gedanke traf sie mit unvermuteter Wucht. Stimmte das tatsächlich? Sollte die Liebe die Menschen nicht treffen wie ein Blitzschlag vom Him-

mel, blendend und betäubend? Oder wenigstens wie ein süßer Duft, der aufstieg und die Luft erfüllte, bis man an nichts anderes mehr denken konnte? Ganz sicher waren ihre Gefühle für Simon nicht so gewesen. Sie dachte an ihn, an die ulkige Art, wie sich morgens seine Haare sträubten, an sein ernstes Gesicht, wenn er sich Sorgen um sie machte.

Elysia, Mutter Gottes, nimm diesen Schmerz von mir. Habe ich ihn geliebt? Liebe ich ihn noch?

Jetzt kam es ohnehin nicht mehr darauf an. Sie hatte das Nötige getan, um die Wunden zu heilen. Am schlimmsten wäre es gewesen, Simon weiter im Glauben zu lassen, sie sei eine keusche Jungfrau, seiner jugendlichen Ideale würdig – das war noch schlimmer, als ihn ganz zu verlieren, wenn es denn dazu kommen mußte.

Aber warum war der Schmerz dann trotzdem so quälend?

»Simon?« flüsterte sie. »Bist du wach?«

Wenn er es war, gab er keine Antwort. Sie war mit ihren Gedanken allein.

Der folgende Tag machte einen noch düstereren Eindruck. Der Wind wehte scharf und schneidend. Sie ritten schnell und ohne zu reden, und Simon ließ Heimfinderin wieder ein Stück vor Miriamel und ihrem noch immer namenlosen Pferd laufen.

Am späten Vormittag erreichten sie die Weggabelung, an der die Flußstraße sich mit der Alten Waldstraße vereinigte. Am Kreuzweg hingen in eisernen Käfigen zwei Leichname, und zwar unübersehbar bereits längere Zeit. An den im Wind flatternden Kleiderfetzen oder den Knochen ließ sich nicht mehr ablesen, wer die Unglücklichen gewesen waren. Miriamel und Simon schlugen im Vorbeireiten das Zeichen des *Baumes* und hielten sich so fern wie möglich von den knarrenden Käfigen. Sie schlugen die Alte Waldstraße ein, und bald verschwand die Flußstraße hinter den niedrigen Hügeln im Süden.

Der Weg begann bergab zu führen. Im Norden konnten sie jetzt den Saum des Aldheorte-Waldes erkennen, der hier bis weit in die Vorberge hineinreichte. Als sie in die ersten Senken des Hasutals hinunterritten, nahm im Schutz der Berge der Wind ab. Trotzdem fühlte Miriamel sich unbehaglich. Selbst jetzt zur Mittagszeit war das Tal dunkel und fast völlig still. Nur das langsame Tröpfeln des Morgenregens, der von den kahlen Ästen der Eichen und Eschen rieselte, war zu hören. Sogar die Immergrünbäume waren voller Schatten.

»Dieses Tal gefällt mir nicht, Simon.« Sie trieb ihr Tier an, und er ritt langsamer, bis sie ihn eingeholt hatte. »Es war schon immer ein stiller, geheimnisvoller Ort – aber jetzt kommt es mir noch anders vor.«

Simon zuckte die Achseln und blickte auf die in tiefen Schatten liegenden Hänge. Erst als sie merkte, wie lange er die unbewegliche Landschaft anstarrte, begriff sie, daß er ihr nicht in die Augen sehen wollte.

»Die meisten Orte, durch die wir gekommen sind, haben mir nicht gefallen.« Seine Stimme klang kalt. »Aber wir reisen ja auch nicht zum Vergnügen.«

»Das habe ich nicht gemeint«, gab Miriamel wutentbrannt zurück, »und du weißt es auch, Simon. Ich meine, daß mir dieses Tal irgendwie … ich weiß nicht … gefährlich vorkommt.«

Jetzt drehte er sich doch um. Sein Lächeln war so hämisch, daß es ihr wehtat. »Voller Spuk, meint Ihr? Wie der alte Säufer uns erzählt hat?«

»Ich weiß eben *nicht* genau, was ich meine«, versetzte Miriamel erbost. »Aber ich merke auch, daß ich nur meine Zeit verschwende, wenn ich mit dir darüber rede.«

»Kein Zweifel.« Er berührte Heimfinderins Flanken sanft, aber absichtsvoll mit den Sporen, und die Stute trabte weiter. Miriamel betrachtete seinen geraden Rücken und hätte ihn am liebsten angeschrien. Was hatte sie erwartet – oder besser: was wollte sie eigentlich? War es nicht am besten für ihn, von ihr die Wahrheit zu erfahren? Vielleicht würde es ja irgendwann wieder besser werden, wenn er erst einsah, daß sie trotz allem Freunde sein konnten.

Die Straße senkte sich immer tiefer ins Tal hinab. Die dichtbewaldeten Berge zu beiden Seiten schienen immer höher zu werden. Kein Mensch war zu sehen, und die wenigen, rohen Hütten, die sich an den Hängen duckten, schienen unbewohnt. Wenigstens würden sie irgendwo einen Unterschlupf für die Nacht finden, ein tröstlicher Gedanke, denn Miriamel hatte nicht die geringste Lust, hier im Freien zu schlafen. Sie hatte einen ernstlichen Widerwillen gegen das Hasutal gefaßt, obwohl nichts vorgefallen war, das ihr einen Grund dazu gegeben hätte. Aber die lähmende Stille und die drückenden, überwucherten Berghänge trugen – vielleicht noch verstärkt durch ihren eigenen Kummer – dazu bei, daß sie den Augenblick herbeisehnte, in dem sie aus dem Tal hinausreiten und die Landzunge von Swertclif vor sich sehen würden, auch wenn das bedeutete, daß Asu'a und ihr Vater dann ganz nah sein würden – ganz, ganz nah.

Auch der Gedanke an eine weitere angespannte, stumme Nacht mit Si-

mon hatte etwas Entmutigendes. Vor ihrem letzten unerfreulichen Wortwechsel hatte er den ganzen Tag kaum mit ihr gesprochen, und wenn, dann nur über alltägliche Dinge. Er hatte behauptet, in der Nähe des Heiligtums, in dem sie übernachtet hatten, frische Fußspuren entdeckt zu haben, was er ihr kurz, nachdem sie aufgebrochen waren, mitgeteilt hatte, aber er hatte es ganz beiläufig und scheinbar sorglos erwähnt.

Miriamel hielt es insgeheim für wahrscheinlicher, daß die Abdrücke im Schlamm von ihnen selbst stammten, weil sie auf der Suche nach Feuerholz ziemlich weit herumgelaufen waren. Davon abgesehen, hatte Simon sich nur dann an sie gewendet, wenn es Zeit war, anzuhalten, zu essen und die Pferde rasten zu lassen oder sich kurz zu bedanken, wenn sie ihm eine Mahlzeit bereitet oder den Wasserschlauch gereicht hatte. Es würde keine angenehme Nacht werden, davon war Miriamel überzeugt.

Mitten im Tal hielt Simon plötzlich an und riß dabei so scharf an Heimfinderins Zügel, daß die Stute noch lange, nachdem sie schon zum Stehen gekommen war, unruhig von einer Seite auf die andere trat.

»Da vorn auf der Straße ist jemand«, sagte er leise. »Dort, gleich hinter den Bäumen.« Er deutete auf eine Stelle, an der der Weg eine Krümmung machte und nicht mehr zu überblicken war.

»Seht Ihr sie?«

Miriamel strengte ihre Augen an. Die frühe Dämmerung hatte die Straße vor ihnen in einen unbestimmten grauen Streifen verwandelt.

Wenn sich hinter den Bäumen etwas bewegte, konnte sie es von ihrer Warte aus nicht wahrnehmen. »Wir nähern uns offenbar der Stadt.«

»Dann kommt. Wahrscheinlich sind es nur Leute auf dem Heimweg, aber wir haben den ganzen Tag über sonst keine Seele zu Gesicht bekommen.« Er lenkte Heimfinderin vorwärts.

Als sie die Biegung umrundet hatten, stießen sie auf zwei Gestalten, die mitten auf der Straße dahintrotteten. Beide trugen Eimer. Als das Klappern der Pferdehufe an ihre Ohren drang, zuckten sie zusammen und sahen sich so schuldbewußt um wie ertappte Diebe. Miriamel war überzeugt, daß sie ebenso erstaunt wie Simon und sie waren, auf dieser einsamen Straße andere Reisende zu finden.

Als die Reiter näherkamen, wichen die beiden Wanderer an den Straßenrand aus. Ihren dunklen Kapuzenmänteln nach zu schließen, waren sie wahrscheinlich Leute aus der Gegend, Bergbewohner. Simon hob grüßend die Hand an die Stirn.

»Gott gebe euch einen guten Tag!« sagte er.

Der vorderste der beiden sah zu ihm auf und hob ebenfalls vorsichtig die Hand, um den Gruß zu erwidern. Auf einmal hielt er mit großen Augen inne.

»Beim *Baum*!« Simon zügelte sein Pferd. »Ihr seid die beiden aus der Schenke in Falshire!«

Was soll das? dachte Miriamel erstaunt und erschrocken. *Sind das Feuertänzer? Reite doch weiter, Simon, du Dummkopf!*

Er drehte sich zu ihr um. »Miriamel. Seht doch.«

Zu ihrer Überraschung fielen die beiden Wanderer in den Kapuzenmänteln auf die Knie. »Ihr habt uns das Leben gerettet«, sagte eine Frauenstimme.

Miriamel hielt an und betrachtete sie. Es waren die Frau und der Mann, die von den Feuertänzern bedroht worden waren.

»Das ist wahr«, bestätigte der Mann mit unsicherer Stimme. »Möge Usires Euch segnen, guter Ritter.«

»Bitte steht auf.« Simon war sichtlich erfreut, zugleich aber verlegen. »Bestimmt hätte euch jemand anders geholfen, wenn wir nicht gekommen wären.«

Die Frau erhob sich, ohne auf den Schlamm zu achten, der in Kniehöhe ihren langen Rock befleckte. »Niemand schien es eilig damit zu haben. So ist es nun einmal. Es sind die Guten, die Schmerzen leiden müssen.«

Der Mann warf ihr einen raschen Blick zu. »Genug davon, Frau. Diese Herrschaften brauchen nicht erst von dir zu hören, was mit der Welt nicht in Ordnung ist.«

Sie erwiderte den Blick mit schlecht verhehltem Trotz. »Eine Schande ist es, sonst nichts. Eine Schande, daß es in der Welt so zugeht.«

Der Mann wandte seine Aufmerksamkeit wieder Simon und Miriamel zu. Er stand in mittleren Jahren und hatte ein von Jahren unter harter Sonne gerötetes und gegerbtes Gesicht. »Meine Frau hat ihre eigenen Vorstellungen, versteht Ihr, aber im Grunde hat sie ganz recht. Ihr habt uns das Leben gerettet, o ja, das habt Ihr.« Er zwang sich zu einem Lächeln. Der Mann machte einen verstörten Eindruck – daß man sein Leben gerettet hatte, schien ihn fast genauso zu ängstigen, als hätte er keine Hilfe gefunden. »Habt Ihr schon einen Schlafplatz für heute nacht? Meine Frau Gullaighn und ich – ich heiße Roelstan – würden uns freuen, wenn wir Euch eine Unterkunft anbieten dürften, so gut wir können.«

»Wir müssen noch weiter«, erwiderte Miriamel, die der Gedanke, bei

fremden Leuten zu übernachten, mit Unruhe erfüllte.

Simon sah sie an. »Ihr wart krank.«

»Ich kann noch weiter reiten.«

»Ja, das könnt Ihr wahrscheinlich, aber warum sollen wir ein Dach über dem Kopf ablehnen, und sei es nur für eine Nacht?« Er schaute auf den Mann und seine Frau und lenkte dann sein Pferd näher zu Miriamel. »Es könnte das letzte Mal sein, daß wir aus dem Wind und dem Regen herauskommen«, flüsterte er, »zumindest bis…« Er brach ab, weil er ihr Ziel nicht einmal im Flüsterton andeuten wollte.

Miriamel war allerdings müde. Sie zögerte kurz und nickte dann.

»Gut«, sagte Simon und wandte sich an das Paar. »Wir wären dankbar für den Schutz eures Dachs.« Er verzichtete darauf, den Fremden ihre Namen zu nennen; das wenigstens fand Miriamels stumme Billigung.

»Aber wir haben nichts, das so vornehmer Leute würdig ist, Mann.« Gullaighns Gesicht hätte freundlich aussehen können, doch Furcht und schwere Zeiten hatten die Haut erschlaffen, den Blick traurig werden lassen. »Wir tun ihnen keinen Gefallen, wenn wir sie in unsere ärmliche Hütte führen.«

»Schweig, Frau. Wir werden tun, was wir können.«

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, preßte jedoch statt dessen die Lippen zu einem grimmigen Strich zusammen.

»Dann sind wir uns ja einig«, sagte ihr Mann. »Kommt nur, es ist nicht allzu weit von hier.«

Nach kurzer Überlegung stiegen Simon und Miriamel ab, so daß sie neben ihren Gastgebern hergehen konnten. »Lebt ihr hier im Hasutal?« erkundigte sich Simon.

Roelstan lachte auf. »Seit kurzem. Früher wohnten wir in Falshire.«

Miriamel zauderte, bevor sie es aussprach. »Und … wart ihr Feuertänzer?«

»Zu unserem Leidwesen«, sagte Roelstan.

»Sie sind böse und sehr mächtig.« Gullaighns Stimme war so voller Gefühle, daß sie fast stockend kam. »Ihr solltet Euch nicht mit ihnen einlassen, Herrin, und Euch von allem fernhalten, das sie berührt haben.«

»Warum waren diese Männer hinter euch her?« Simon strich instinktiv über seinen Schwertgriff.

»Weil wir fortgegangen waren«, gab Roelstan zur Antwort.

»Wir hielten es nicht mehr aus. Sie sind toll, aber wie Hunde können sie

selbst in ihrer Tollwut noch Schaden anrichten.«

»Und man entkommt ihnen nicht so leicht«, ergänzte Gullaighn. »Sie sind verbissen und lassen nicht los. Und sie sind überall.« Sie senkte die Stimme. »*Überall!*«

»Beim Erlöser, Frau«, knurrte Roelstan, »was soll das? Du hast gesehen, wie dieser Ritter das Schwert schwingt. Er hat nichts von ihnen zu befürchten.«

Simon marschierte ein wenig aufrechter. Miriamel lächelte, aber nach einem Blick in Gullaighns besorgtes Gesicht verschwand ihr Lächeln. Hatte die Frau recht? Gab es hier noch weitere Feuertänzer? Vielleicht sollten sie doch morgen die Hauptstraße wieder verlassen und ihre Reise mehr im Verborgenen fortsetzen.

Wie als Antwort auf ihre Gedanken blieb Roelstan stehen und deutete auf einen Pfad, der von der Alten Waldstraße abzweigte und sich im Wald der Bergflanke verlor. »Wir haben uns dort oben angesiedelt«, erläuterte er. »Es ist nicht gut, zu nahe an der Straße zu wohnen, denn dort könnte der Rauch eines Feuers Besucher anlocken, die nicht so willkommen sind wie Ihr.«

Sie folgten Roelstan und Gullaighn den schmalen Steig hinauf. Schon nach den ersten Windungen verschwand die Straße, verborgen unter einer Decke von Baumkronen. Es war ein langer und steiler Aufstieg durch dichtstehende Bäume, und als die Dämmerung einsetzte, fiel es ihnen immer schwerer, den dunklen Mänteln ihrer Führer zu folgen. Gerade als Miriamel dachte, sie würden wohl eher den Mond sehen als ihren Rastplatz, blieb Roelstan stehen und bog den dicken Ast einer Föhre zurück, der über dem Weg hing.

»Dort ist es.«

Simon, gefolgt von Miriamel, führte sein Pferd unter dem Ast durch und fand sich plötzlich auf einer weiten Lichtung des Berghangs. In der Mitte stand ein Blockhaus, einfach gebaut, aber überraschend groß. Aus einem Loch im Dach stieg Rauch.

Miriamel war verblüfft. Jäh von bösen Ahnungen erfüllt, fragte sie Gullaighn: »Wer außer euch wohnt hier?«

Die Frau antwortete nicht.

In der Türöffnung des Hauses entstand eine Bewegung. Gleich darauf erschien auf dem festgestampften Erdboden davor ein Mann. Er war untersetzt und stiernackig und trug ein weißes Gewand.

»So treffen wir uns wieder«, begrüßte sie Maefwaru. »Unser Besuch in der Schenke war zu kurz.«

Miriamel hörte Simon fluchen und das Scharren seines Schwertes, als es aus der Scheide fuhr. Er zerrte am Zaum ihres Pferdes, um das Tier zu drehen.

»Laßt das«, mahnte Maefwaru und stieß einen Pfiff aus. Aus den Schatten rings um die Lichtung löste sich ein halbes Dutzend weiterer weißgekleideter Gestalten. Im Zwielicht sahen sie wie Gespenster aus, geboren von den geheimnisvollen Bäumen. Mehrere von ihnen hielten gespannte Bogen.

»Roelstan, entferne dich mit deinem Weib.« Der Kahlköpfige klang fast freundlich. »Ihr habt euren Auftrag erfüllt.«

»Verflucht sollst du sein, Maefwaru!« schrie Gullaighn. »Am Tag des Abwägens wird man dir Wurst aus deinen eigenen Eingeweiden zu fressen geben!«

Maefwaru lachte, ein tiefes Grollen. »Ach ja? Verschwinde, Weib, bevor ich einen Pfeil nach dir schießen lasse.«

Ihr Mann zerrte sie fort. Mit Tränen in den Augen sah Gullaighn sich nach Miriamel um. »Verzeiht uns, Herrin. Sie fingen uns wieder ein und zwangen uns.«

Miriamels Herz war kalt wie Stein.

»Was willst du von uns, Feigling?« fragte Simon hart.

Maefwaru lachte wieder und schnaufte ein wenig. »Es geht nicht darum, was *wir* von Euch wollen, junger Herr. Wichtig ist nur, was der Sturmkönig will. Und das werden wir heute nacht herausfinden, wenn Ihr ihm dargebracht werdet.« Er winkte den anderen Weißgekleideten. »Bindet sie. Vor Mitternacht gibt es noch viel zu tun.«

Als der erste der Feuertänzer seine Arme packte, drehte sich Simon zu Miriamel um, Zorn und Verzweiflung im Gesicht. Sie wußte, daß er lieber gekämpft hätte, sich lieber töten lassen als einfach aufgeben wollte, es aber um ihretwillen nicht wagte.

Sie konnte ihm keinen Trost spenden. In ihr war nichts außer erstickender Furcht.

VIII
Eine Beichte

Maegwin sang ein Lied.

»*An ihre Seite trat er da,*
sein Mantel Seide, sein Gewand
von tiefem Schwarz und Gold sein Haar:
ein Jüngling, schön und unbekannt.

›Was wünscht Ihr Euch, o Jungfrau hold.‹
so fragte lächelnd er die Maid.
›Welch seltne Gabe fordert Ihr,
damit Ihr heut die Meine seid?‹

Die Jungfrau wandte das Gesicht.
›Kein Kleinod ist so reich und fein,
daß ich dafür das eine gab,
das mir gehört und mir allein…‹

Der Jüngling schüttelt seinen Kopf,
und sprach mit Lachen: ›Jungfrau schön,
heut mögt Ihr noch verschmähen mich,
doch bald schon müßt Ihr mit mir gehn.

Denn wißt, mein Name, der heißt Tod,
und alles, was Ihr habt, wird mein…‹«

Sinnlos. Noch immer übertönte das eigentümliche Klagen, das so großes Unheil zu verkünden schien, den Klang ihrer Melodie.

Allmählich verstummte Maegwins Lied. Sie starrte in die Flammen des

Lagerfeuers. Ihre von der Kälte rissigen Lippen schmerzten beim Singen. Es stach in ihren Ohren, und ihr Kopf tat weh. Nichts war, wie es sein sollte – nichts, wie sie es erwartet hatte.

Dabei hatte es zuerst den Anschein gehabt, als käme alles in Ordnung. Sie war den Göttern eine pflichtgetreue Tochter gewesen und hatte sich darum nicht gewundert, nach dem Tod in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden – nicht als Gleichgestellte natürlich, aber als vertraute Dienerin und geliebte Magd. Und auf ihre seltsame Art hatten die Götter sich wirklich als so wundersam erwiesen, wie sie es sich ausgemalt hatte, mit ihren unmenschlichen, blitzenden Augen und den Rüstungen und Kleidern, die in allen Farben des Regenbogens leuchteten. Selbst das Land der Götter hatte im wesentlichen so ausgesehen, wie sie gedacht hatte, ähnlich ihrem eigenen geliebten Hernystir, aber besser, sauberer und heller. Der Himmel im Götterland erschien höher und blauer, als ein Himmel eigentlich sein konnte, der Schnee weißer und das Gras so grün, daß sie die Farbe fast schmerzhaft empfand. Sogar Graf Eolair, der ebenfalls gestorben und in diese herrliche Ewigkeit eingegangen war, wirkte offener, zugänglicher; sie hatte ihm ohne Furcht und Scheu sagen können, daß sie ihn immer geliebt hatte. Und er, gleich ihr der Bürde seiner Sterblichkeit ledig, hatte ihr mit freundlicher Teilnahme zugehört – fast, als sei er selbst ein Gott.

Aber danach veränderten sich die Dinge zum Schlechteren.

Maegwin hatte geglaubt, als sie und die anderen, noch lebenden Hernystiri sich ihren Feinden entgegenstellten und dadurch die Götter in ihre Welt hinabriefen, hätten sie eine Art Gleichgewicht verschoben. Nun kämpfen die Götter ihren eigenen Kampf, wie die Hernystiri den ihren – aber der Krieg der Götter war noch nicht gewonnen. Vielmehr sah es so aus, als stehe das Schlimmste erst noch bevor.

Und so waren die Götter über die weiten, weißen Felder des Himmels geritten und hatten Scadach gesucht, das Loch, das ins Dunkel jenseits der Welt führte. Und sie hatten es gefunden. Kalt war es und schwarz, mit Steinen ummauert, gebrochen in den dunkelsten Winkeln der Ewigkeit, ganz so, wie die Hüter der Überlieferung es Maegwin gelehrt hatten, und wimmelnd von den übelsten Feinden der Götter.

Sie hatte nie geglaubt, daß solche Wesen existieren könnten, Geschöpfe des ausschließlich Bösen, schimmernde Gefäße der Leere und Verzweiflung. Aber sie hatte einen dieser Unholde erblickt, der auf den zeitlosen Wällen von Scadach stand, und hatte gehört, wie seine leblose Stimme den Untergang der Götter und mit ihnen der Menschheit vorhersagte. Alles

Böse der Welt lag hinter diesen Mauern – und nun versuchten die Götter, den Wall niederzureißen.

Maegwin hätte sich denken können, daß die Wege der Götter voller Geheimnisse waren. Was sie sich nicht hatte denken können, war, wie unendlich *viele* Geheimnisse es gab.

Sie fing von neuem an zu singen, noch immer in der Hoffnung, das Geräusch übertönen zu können, das sie so beunruhigte. Doch bald gab sie es wieder auf. Hier sangen die Götter selbst, und ihre Stimmen waren der ihren weit überlegen.

Warum hören sie nicht endlich auf? dachte sie verzweifelt. *Warum lassen sie nicht alles, wie es ist?*

Aber es war sinnlos, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Die Götter hatten ihre Gründe. Das war schon immer so gewesen.

Eolair hatte den Versuch, die Sithi zu verstehen, schon lange aufgegeben. Er wußte, daß sie – was immer Maegwins armes, fiebriges Hirn in ihnen sehen mochte – keine Götter waren, aber wesentlich leichter zu begreifen als die Beherrscher des Himmels waren sie auch nicht. Der Graf wandte sich vom Feuer ab und kehrte Maegwin den Rücken. Sie hatte vor sich hingesungen, war dann aber verstummt. Obwohl sie eine schöne Stimme besaß, hatte sie sich vor dem Gesang der *Friedlichen* dünn und mißtönend angehört. Das lag nicht an ihr. Keine menschliche Stimme konnte den Vergleich mit diesem … Klang aushalten.

Ein Schauder überlief den Grafen von Nad Mullach. Jetzt schwoll der Chor der Sithistimmen von neuem an. Man konnte ihre Musik so wenig überhören, wie man ihre Katzenaugen übersehen konnte, wenn sie einen anstarrten. Das rhythmische Lied wurde lauter und begann zu hämmern wie der Ruf eines Rudermeisters, der seine Ruderer anfeuert.

Seit drei Tagen sangen die Sithi nun, zusammengedrängt vor den kahlen Mauern von Naglimund, umstoben vom Schnee. Was immer sie damit auch bezweckten, sie blieben von den Nornen in der Burg nicht unbehelligt: mehrmals schon waren die weißgesichtigen Verteidiger auf die Zinnen gestiegen und hatten Pfeilsalven auf die Singenden abgeschossen. Einige der Sithi waren bei diesen Angriffen gefallen, aber auch in ihren Reihen standen Bogenschützen. Jedesmal waren die Nornen von den Wällen vertrieben worden, und die Sithi hatten ihre Stimmen wieder erhoben.

»Ich bin nicht sicher, daß ich das noch lange aushalte, Eolair.« Aus dem ziehenden Nebel tauchte Isorn auf, Eiskristalle im Bart. »Ich mußte auf die Jagd gehen, nur um hier wegzukommen; aber diese Töne haben mich die

ganze Zeit verfolgt.« Er ließ einen Hasen vor dem Feuer zu Boden fallen. Aus der Pfeilwunde in der Flanke des Tiers rann es rot und befleckte den Schnee. »Guten Tag, Herrin«, begrüßte der Herzogssohn Maegwin. Sie sang nicht mehr, blickte aber nicht zu ihm auf. Es war, als sähe sie nichts anderes als das flackernde Feuer.

Eolair fing Isorns neugierigen Blick auf und zuckte die Achseln. Um den anderen von ihr abzulenken, sagte er: »Eigentlich klingt es gar nicht so schlimm.«

Der Rimmersmann hob die Brauen. »Nein, Eolair, es klingt auf seine eigene Art sogar schön. Aber es ist zu schön für mich, zu stark, zu fremdartig. Es macht mich krank.«

Der Graf runzelte die Stirn. »Ich weiß. Die Männer fangen auch an, unruhig zu werden. Sogar mehr als unruhig – sie haben Angst.«

»Aber warum tun die Sithi das? Sie setzen ihr Leben dabei aufs Spiel – gestern sind wieder zwei getötet worden! Wenn es ein Feen-Ritual ist, das sie vollziehen müssen, warum können sie es dann nicht außer Schußweite abhalten?«

Eolair schüttelte ratlos den Kopf. »Ich weiß es nicht. Bagba beiß mich – ich habe keine Ahnung, Isorn.«

Unablässig wie das Rauschen des Ozeans zogen die Stimmen der Sithi über das Lager hin.

Jiriki kam kurz vor Morgengrauen, als es noch dunkel war. Die schlummernde Glut des Feuers tauchte seine scharfen Züge in purpurrotes Licht.

»Heute morgen«, erklärte er, hockte sich nieder und schaute in die glimmenden Kohlen. »Noch vor dem Mittag.«

Eolair rieb sich die Augen, um richtig wach zu werden. Er hatte nicht fest geschlafen, aber doch wenigstens zeitweise Ruhe gefunden. »Heute … heute morgen? Was soll da sein?«

»Der Beginn der Schlacht.« Jiriki drehte sich um und warf Eolair einen Blick zu, den dieser auf einem vertrauteren Gesicht als Mitleid gedeutet hätte. »Es wird entsetzlich werden.«

»Woher kennt Ihr den Zeitpunkt?«

»Weil wir ihn vorbereitet haben. Wir können keine Belagerung durchführen; dazu sind wir zu wenige. Die Nornen, wie Ihr sie nennt, zählen zwar noch weniger Köpfe, aber sie sitzen hinter einem dicken, steinernen Panzer, und wir verfügen nicht über die Werkzeuge, die Ihr Sterblichen für

diese Art des Krieges besitzt, noch haben wir genug Zeit, um sie zu bauen. Darum müssen wir nach unserer Weise handeln.«

»Hat es etwas mit dem Singen zu tun?«

Jiriki nickte auf seine eigentümlich vogelähnliche Art. »Ja. Unterrichtet Eure Männer. Und sagt ihnen dies: Was immer sie zu sehen oder zu hören glauben – sie kämpfen gegen *lebende Wesen*. Die Hikeda'ya sind wie Ihr und wir: Sie bluten, und sie sterben.« Er starrte Eolair aus gelassenen goldenen Augen an. »Wollt Ihr ihnen das sagen?«

»Ja.« Eolair überlief es kalt. Er beugte sich näher ans Feuer, um die Hände über der Glut zu wärmen. »Morgen?«

Jiriki nickte wieder und stand auf. »Unsere Aussichten sind am besten, solange die Sonne hoch am Himmel steht. Wenn wir Glück haben, ist vor Einbruch der Dunkelheit alles vorbei.«

Eolair konnte sich nicht vorstellen, wie man das trotzige Naglimund in so kurzer Zeit bezwingen sollte. »Und wenn es nicht vorbei ist? Was dann?«

»Dann wird es … schwierig.« Jiriki trat einen Schritt zurück und verschwand im Nebel.

Eolair blieb ein Weilchen vor den Kohlen sitzen und biß die Zähne zusammen, damit sie nicht klapperten. Erst als er sicher war, sich selbst keine Schande zu machen, ging er hinüber zu Isorn und weckte ihn.

Vom frischen Wind gebläht, wogte das graurote Zelt auf der Spitze des Hügels wie ein Segelschiff hoch oben auf einem Wellenkamm. Ein paar andere Zelte teilten die Höhe mit ihm; der große Rest war über den ganzen Hang verstreut oder drängte sich unten im Tal. Dahinter lag der Clodu-See, ein riesiger, blaugrüner Spiegel, still wie ein zufriedenes Tier.

Vor dem Zelt stand Tiamak, der sich trotz der kalten Brise von dem Anblick nicht losreißen konnte. So viele Menschen, soviel Bewegung, soviel Leben! Es war verwirrend, auf dieses große Menschenmeer hinunterzuschauen, beängstigend, zu wissen, wie nah er den Mühlsteinen der Geschichte war, und doch brachte er es nicht über sich, die Augen abzuwenden. Längst war seine eigene kleine Geschichte in den großen Geschichten untergegangen, von denen Osten Ard jetzt erfüllt war. Manchmal kam es ihm vor, als sei ein Sack, prall voll von ungeheuerlichen Träumen und Alpträumen, über der Welt ausgeleert worden. Das Beste, auf das er hoffen konnte, war, daß seine eigenen kleinen Fähigkeiten, Ängste und Wünsche wahrscheinlich unbeachtet bleiben würden. Ebenso groß war freilich die

Wahrscheinlichkeit, daß sie gänzlich zerstört werden würden.

Mit leisem Beben hob er schließlich die Zeltklappe und trat ein.

Anders als er befürchtet hatte, sobald ihm Jeremias die Aufforderung des Prinzen brachte, handelte es sich nicht um einen Kriegsrat. Bei solchen Besprechungen fühlte er sich immer vollständig nutzlos. Diesmal warteten nur wenige auf ihn – Josua, Herr Camaris, Herzog Isgrimnur, die auf Hokkern saßen, Vara, von Kissen gestützt auf ihrem Lager, die Sitha Aditu, die mit untergeschlagenen Beinen neben Vara auf dem Boden hockte. Sonst war nur noch der junge Jeremias anwesend, der an diesem Nachmittag offenbar viel zu tun gehabt hatte. Jetzt stand er gerade vor dem Prinzen, schnaufte ein wenig und gab sich Mühe, Aufmerksamkeit zu zeigen.

»Danke für deine Eile, Jeremias«, sagte Josua. »Ich verstehe sehr gut. Bitte geh zu Strangyeard zurück und bitte ihn nachzukommen, sobald er dazu in der Lage ist. Danach hast du frei.«

»Jawohl, Hoheit.« Jeremias verbeugte sich und lief zum Zelteingang.

Tiamak, der noch dort stand, lächelte ihm zu. »Ich konnte dich noch nicht fragen, Jeremias: Wie geht es Leleth? Gibt es irgendeine Veränderung?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. Er versuchte, ruhig zu antworten, aber der Schmerz in seiner Stimme war unverkennbar. »Es ist alles wie vorher. Sie wacht nicht auf. Sie trinkt einen Schluck Wasser, aber sie ißt nicht.« Er rieb sich heftig die Augen. »Niemand kann etwas für sie tun.«

»Das tut mir leid«, sagte Tiamak sanft.

»Ihr könnt nichts dafür.« Jeremias trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. »Ich muß Vater Strangyeard die Botschaft des Prinzen bringen.«

»Natürlich.« Tiamak trat zur Seite. Jeremias schlüpfte an ihm vorbei und schoß davon.

»Tiamak!« rief der Prinz. »Bitte setzt Euch zu uns.« Er deutete auf einen freien Hocker.

Als der Wranna Platz genommen hatte, blickte Josua sich in der Runde um. »Es fällt mir sehr schwer«, begann er endlich. »Ich muß etwas Schreckliches tun und bitte schon jetzt dafür um Verzeihung, denn ich habe keine andere Entschuldigung als die bittere Notlage, in der wir uns befinden.« Er sah Camaris an. »Bitte, mein Freund, vergebt mir. Wenn ich einen anderen Ausweg sähe, würde ich nicht so handeln. Aditu meint, daß wir erfahren sollten, ob Ihr in Jao é-Tinukai'i, der Stadt der Sithi, gewesen

seid und falls ja, warum.«

Camaris hob die müden Augen zu ihm auf. »Darf denn ein Mann keine Geheimnisse haben?« fragte er schwer. »Ich verspreche Euch, Prinz Josua, daß die Antwort auf Eure Frage nichts mit unserem Krieg gegen den Sturmkönig zu tun hat – bei meiner Ritterehre.«

»Aber jemand, der nicht die ganze Geschichte unseres Volkes kennt – zu dem auch Ineluki einst gehörte –, weiß vielleicht auch nicht von allen Beziehungen des Blutes, allen Sagen.« Aditu sprach ohne Josuas Hemmungen, klar und eindringlich. »Jeder hier kennt Euch als Ehrenmann, Camaris. Aber vielleicht wißt Ihr selbst nicht, ob Ihr etwas gesehen oder gehört habt, das uns nützen kann.«

»Wollt Ihr es nicht wenigstens mir erzählen, Camaris?« bat Josua. »Ihr wißt, daß ich Eure Ehre so hoch halte wie meine eigene. Natürlich sollt Ihr Eure Geheimnisse nicht vor einem ganzen Zelt preisgeben, auch wenn alle hier Eure Freunde und Verbündeten sind.«

Camaris sah ihm lange ins Gesicht, und sein Blick schien milder zu werden; man merkte, wie er mit einer spontanen Regung kämpfte. Aber nach einer Weile schüttelte er energisch den Kopf. »Nein. Ich bitte Euch tausendmal um Vergebung, Prinz Josua, aber zu meiner Schande kann ich Euch nicht helfen. Es gibt ein paar Dinge, zu denen selbst die Regeln der Ritterschaft mich nicht zwingen können.« Isgrimnur, dem Camaris' Pein sichtliches Unbehagen verursachte, rang die großen Hände. Seit ihrem Aufbruch aus Kwanitupul hatte Tiamak den Rimmersmann nicht mehr so unglücklich gesehen.

»Und ich, Camaris?« fragte der Herzog. »Ich kenne Euch weit länger als jeder andere hier. Wir haben beide dem alten König gedient. Wenn es sich um etwas handelt, das mit Johan Presbyter zu tun hat, könnt Ihr es mir anvertrauen.«

Camaris reckte sich, aber es schien nur ein schwaches Aufbäumen gegen etwas, das ihn innerlich zu Boden zwang. »Es geht nicht, Isgrimnur. Es würde unsere Freundschaft zu sehr belasten. Bittet mich nicht darum.«

Tiamak spürte die Spannung, die über dem Zelt lag. Es war, als sei der alte Ritter von ihnen in die Ecke getrieben worden, ohne daß sie selbst es bemerkten.

»Könnt ihr ihn nicht in Frieden lassen?« fragte Vara mit rauher Stimme. Sie hatte die Hände über den runden Bauch gelegt, als wollte sie ihr Kind vor soviel Kummer und Leid schützen.

Warum bin ich eigentlich hier, überlegte Tiamak. *Weil ich sein Reisege-*

fährte war, als er ohne Verstand lebte? Weil ich ein Träger der Schriftrolle bin? Geloë ist tot und Binabik fort – der Bund ist zur Zeit ein recht elendes Häuflein. Und wo bleibt Strangyeard?

Plötzlich fiel ihm etwas ein. »Prinz Josua?«

Der Prinz sah auf. »Ja, Tiamak?«

»Vergebt mir … ich bin hier nicht zu Hause und kenne mich nicht in allen Euren Bräuchen aus«, er zögerte, »aber Ihr Ädoniter habt doch eine Sitte, die Ihr Beichte nennt?«

Josua nickte. »Ja.«

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, betete Tiamak stumm, *mach, daß ich jetzt den richtigen Weg gehe!*

Er sah Camaris an, und der alte Ritter, so würdig er sich auch hielt, erwiderte den Blick aus den Augen eines gehetzten Tiers. »Herr Camaris – könntet Ihr Eure Geschichte nicht einem Priester anvertrauen? Vielleicht Vater Strangyeard, wenn er die richtige Art heiliger Mann ist? Dann bliebe, wenn ich mich nicht irre, alles, was Ihr sagt, zwischen Euch und Gott. Aber zugleich weiß Strangyeard so viel über die Großen Schwerter und unseren Kampf wie kaum ein anderer. Er könnte uns dann wenigstens mitteilen, ob wir unsere Antworten an anderer Stelle suchen sollen.«

Josua schlug sich mit der Hand auf das Knie. »Ihr seid in der Tat ein Schriftrollenträger, Tiamak, und ein feiner Kopf.«

Tiamak speicherte Josuas Lob, um sich später daran zu weiden, und ließ die Augen nicht von dem alten Ritter.

Camaris blickte starr vor sich hin. »Ich weiß nicht«, sagte er langsam. Seine Brust hob und senkte sich, und er holte tief Atem. »Ich habe nie von diesen Dingen gesprochen, nicht einmal im Beichtstuhl. Dieses Schweigen ist ein Teil meiner Schmach, wenn auch nicht der größte Teil.«

»Kein Mensch ist ohne Schmach, jeder hat Unrecht begangen.«

Isgrimnur fing sichtlich an, ein wenig ungeduldig zu werden.

»Wir wollen Euch Euer Geheimnis nicht entreißen, Camaris, sondern lediglich wissen, ob sich aus Euren Beziehungen mit den Sithi, sofern so etwas bestanden hat, Antworten auf einige unserer Fragen ergeben. Verdammt noch mal!« fügte er, als sei es ihm nachträglich eingefallen, hinzu.

Über Camaris' Gesicht zog ein winterkaltes Lächeln. »Ihr wart immer bewundernswert geradezu, Isgrimnur.« Das Lächeln verschwand und hinterließ eine furchtbare, ausweglose Leere. »Nun gut. Schickt nach dem Priester.«

»Habt Dank, Camaris.« Josua erhob sich. »Wir stehen in Eurer Schuld. Strangyeard betet am Bett der kleinen Leleth. Ich selbst werde ihn holen.«

Camaris und Strangyeard waren miteinander weit den Hügel hinuntergewandert. Im Eingang von Josuas Zelt stand Tiamak und sah ihnen nach, und er fragte sich, ob er trotz des Lobs für seine Klugheit wohl das Richtige getan hätte. Vielleicht stimmte, was er einmal von Miriamel gehört hatte: daß sie Camaris möglicherweise keinen Gefallen damit getan hatten, als sie ihn aus seinem vernunftlosen Zustand befreiten. Ihn jetzt zu zwingen, eine so unmißverständlich schmerzhafte Erinnerung aufzufrischen, war gewiß auch nicht freundlicher.

Lange standen die beiden, der hochgewachsene Ritter und der Priester, auf dem windigen Hang beieinander – so lange, daß eine breite Wolkenbank vorüberziehen und man endlich die blasse Nachmittagssonne sehen konnte. Endlich drehte Strangyeard sich um und schritt wieder bergauf. Camaris blieb stehen und sah ins Tal hinaus, hinüber zum grauen Spiegel des Clodu-Sees. Der Ritter wirkte wie in Stein gehauen, ein Standbild, das im Lauf der Zeit zur gesichtlosen Säule verwittern, aber hundert Jahre später noch immer am selben Fleck stehen würde.

Tiamak steckte den Kopf ins Zelt. »Vater Strangyeard kommt zurück.«

Mit gebeugten Schultern stapfte der Priester bergan. Tiamak wußte nicht, ob es an der Kälte lag oder daran, daß er nun die Last von Camaris' Geheimnissen trug. Ohne Zweifel aber zeigte sein Gesicht, als er jetzt die letzten paar Ellen hinaufkam, den Ausdruck eines Menschen, der Dinge gehört hat, die er lieber nicht erfahren hätte. »Alle warten auf Euch, Vater Strangyeard«, begrüßte ihn Tiamak.

Der Archivar nickte zerstreut. Seine Augen waren zu Boden gerichtet, als könne er nicht gehen, ohne genau zu prüfen, wohin er die Füße setzte. Tiamak ließ ihn vorbei und folgte ihm dann in das vergleichsweise warme Innere des Zeltes.

»Willkommen, Strangyeard«, sagte Josua. »Bevor Ihr beginnt: wie geht es Camaris? Sollten wir lieber jemanden zu ihm schicken?«

Der Priester schaute so erschrocken auf, als habe er nicht damit gerechnet, eine menschliche Stimme zu hören. Der Blick, den er Josua zuwarf, schien selbst für den schüchternen Strangyeard auffallend ängstlich. »Ich … ich weiß nicht, Prinz Josua. Ich weiß ohnehin nicht viel … und im Augenblick weiß ich eigentlich gar nichts mehr.«

»Ich werde zu ihm gehen«, brummte Isgrimnur und erhob sich von sei-

nem Hocker.

Vater Strangyeard machte eine Handbewegung. »Ich … ich glaube, er möchte allein sein.« Er betastete seine Augenklappe und fuhr sich mit den Fingern durch das schüttere Haar. »Ach, barmherziger Usires. Die armen Seelen.«

»Armen *Seelen*?« fragte Josua. »Wovon redet Ihr, Strangyeard? Habt Ihr uns denn gar nichts zu berichten?«

Der Archivar rang die Hände. »Camaris *war* in Jao é-Tinukai'i. Soviel … ach Gott … soviel hat er mir gesagt, bevor er mir das Beichtsiegel auferlegte, und er wußte auch, daß ich es Euch mitteilen würde. Aber der Grund für seinen Besuch und das, was dort geschah, müssen hinter der Tür des Erlösers verschlossen bleiben.« Sein Blick streifte durch das Zelt, als bereite es ihm Pein, zu lange auf dieselbe Stelle zu schauen. Dann fiel sein Auge auf Vara und blieb aus irgendeiner Ursache auf ihr haften, während er fortfuhr: »Immerhin glaube ich, daß ich das sagen kann: meines Erachtens stehen Camaris' Erlebnisse in Jao é-Tinukai'i in keinem Zusammenhang mit unserer jetzigen Lage, und es ergibt sich aus ihnen nichts über den Sturmkönig, die drei Großen Schwerter oder andere Dinge, die Ihr zur Führung dieses Krieges wissen müßtet. Ach, barmherziger Usires. Ach, Gott!« Wieder durchwühlte er sein dünnes, rotes Haar. »Verzeiht mir. Manchmal fällt es mir schwer, nicht zu vergessen, daß ich nur der Türhüter des Erlösers bin und nicht ich die Last tragen muß, sondern Gott. Ach ja … es fällt mir gerade jetzt sehr schwer…«

Tiamak riß die Augen auf. Sein Mitbruder im Bund der Schriftrolle sah aus, als hätten ihn rachsüchtige Geister heimgesucht. Der Wranna rückte näher an Strangyeard heran.

»Ist das alles?« Josua schien enttäuscht. »Seid Ihr sicher, daß er nichts weiß, das uns nützen kann?«

»Ich bin in allem unsicher, Prinz Josua, bis auf den tiefen Schmerz, der ihn quält«, erwiderte der Archivar leise, aber überraschend fest. »Aber ich halte es wirklich für nicht wahrscheinlich, und ich weiß genau, daß es über alle Maßen grausam wäre, diesen Mann zu weiteren Geständnissen zu zwingen – grausam nicht allein ihm selbst gegenüber.«

»Nicht allein ihm selbst gegenüber?« fragte Isgrimnur verblüfft. »Wieso?«

»Nichts mehr davon, ich bitte Euch.« Strangyeard klang beinah zornig – etwas, das Tiamak nicht für möglich gehalten hätte. »Ich habe Euch gesagt, was Ihr wissen mußtet. Jetzt würde ich gern gehen.«

Josua betrachtete ihn bestürzt. »Natürlich, Vater Strangyeard.«

Der Priester nickte. »Möge Gott uns alle behüten.«

Tiamak folgte ihm nach draußen. »Kann ich etwas für Euch tun? Vielleicht ein Stück mitkommen?«

Der Archivar zauderte und nickte dann. »Ja. Das wäre sehr freundlich.«

Camaris stand nicht mehr dort, wo sie ihn zuletzt gesehen hatten. Vergeblich blickte Tiamak sich nach ihm um.

Als sie eine Strecke den Hügel hinuntergegangen waren, bemerkte Strangyeard sinnend: »Ich kann jetzt verstehen, warum jemand trinkt, um zu vergessen. Ich finde die Vorstellung im Moment selbst sehr … verlokkend.«

Tiamak hob eine Braue, schwieg aber.

»Vielleicht sind Trunkenheit und Schlaf die einzigen Auswege, die Gott uns gegeben hat, um etwas zu vergessen«, fuhr Strangyeard fort. »Und Vergessen ist manchmal das einzige Heilmittel gegen den Schmerz.«

Tiamak dachte nach. »So gesehen, hat Camaris vierzig Jahre lang geschlafen.«

»Und wir haben ihn aufgeweckt.« Strangyeard lächelte traurig. »Oder besser gesagt, Gott ließ zu, daß wir ihn aufweckten. Vielleicht gibt es doch einen Grund für das alles … vielleicht wird außer großem Leid doch noch etwas anderes dabei herauskommen.« Er hörte sich nicht an, fand der Wranna, als ob er selbst daran glaubte.

Guthwulf blieb stehen und ließ den Luftzug über sich hinströmen, um so herauszufinden, welcher der Gänge aufwärts führte – denn der Gesang des Schwertes führte ihn nach oben. Seine Nasenlöcher zuckten, als er versuchte, aus der feuchten Tunnelluft wenigstens einen winzigen Hinweis herauszuwittern, welche Richtung er einschlagen sollte. Suchend glitten seine Finger wie Krebse über die steinernen Wände auf beiden Seiten, hin und her, hin und her.

Wieder drang körperlose, fremde Sprache auf ihn ein, Worte, die er mehr spürte als hörte. Er schüttelte den Kopf, um sie aus seinem Hirn zu verjagen. Es waren Geister, das wußte er inzwischen, aber sie konnten ihm nichts anhaben, ihn nicht berühren. Die zwitschernden Stimmen hinderten ihn nur daran, zu hören, was er eigentlich hören wollte. Es gab sie nicht wirklich. Wirklich jedoch war das Schwert, und es rief.

Schon seit einigen Tagen spürte er wieder seine Anziehungskraft.

Als er wie so oft in der Verwirrung seiner blinden Einsamkeit erwachte,

war ihm der dünne Faden einer unwiderstehlichen Melodie aus dem Schlaf in die Schwärze des Wachens hineingefolgt. Es war mehr als einer seiner üblichen, elenden Träume gewesen; ein starkes Gefühl, furchteinflößend und angenehm vertraut zugleich, ein Lied ohne Worte und Weise, das in seinem Kopf nachhallte und sehnsüchtige Fühler nach ihm ausstreckte. Der Sog war so mächtig, daß Guthwulf sich hastig und unbeholfen aufrappelte, begierig wie ein junger Bursche, den seine Liebste ruft. Das Schwert! Es war zurückgekehrt, war ganz nah!

Erst als die letzten, klebrigen Reste seines Schlummers von ihm abfielen, dachte er daran, daß das Schwert nicht allein war.

Es war nie allein. Es gehörte Elias, seinem einstigen Freund, der jetzt sein bitterer Feind war. Und so sehr sich Guthwulf auch nach der Nähe der Klinge sehnte, um sich in ihrem Lied zu baden wie in der Wärme eines Feuers, wußte er doch, daß er vorsichtig vorgehen mußte. So armselig sein jetziges Dasein auch war, er zog es dem vor, was Elias ihm antun würde, wenn man ihn fing, oder noch schlimmer, was Elias jener Schlange Pryrates erlauben würde, ihm zuzufügen.

Nie kam ihm der Gedanke, daß es am einfachsten wäre, das Schwert gar nicht mehr zu beachten. Für ihn war der Gesang der Klinge wie das Plätschern eines Baches für den verdurstenden Wanderer – es lockte ihn, und er hatte keine andere Wahl, als dem Ruf zu folgen.

Trotzdem blieb ihm ein gewisser tierischer Instinkt. Während er sich durch die inzwischen wohlvertrauten Tunnel tastete, war ihm klar, daß er Elias und das Schwert nicht allein finden, sondern sich ihnen auch auf eine Art nähern mußte, die nicht zu Entdeckung und Gefangennahme führte – so, wie es ihm damals gelungen war, den König von einem Felsvorsprung über der großen Schmiedehöhle zu belauschen. Deshalb gehorchte er zwar der unwiderstehlichen Aufforderung des Schwertes, hielt dabei aber den größtmöglichen Abstand ein, wie ein Falke, der seinen Herrn an langer Leine umkreist. Die Anstrengung, dem letzten Zug zu widerstehen, trieb ihn fast zum Wahnsinn. Am ersten Tag, als er dem Schwert folgte, vergaß Guthwulf sogar, den Ort aufzusuchen, an dem die Frau ihm immer etwas zu essen hinstellte. Am zweiten Tag – wobei ein Tag für den blinden Grafen von Utanyeat stets alles das umfaßte, was zwischen einem Schlaf und dem nächsten lag – pochte der Ruf des Schwertes in ihm wie ein zweiter Herzschlag und hatte die Erinnerung daran, daß es überhaupt einen solchen Ort gab, fast ausgelöscht. Er aß, was seine tastenden Hände an kriechendem Getier fanden, und trank Wasser aus jedem fließenden Rinnsal, das

ihm begegnete. In seinen ersten Wochen in den Tunneln hatte er gelernt, was geschah, wenn er seinen Durst aus stehenden Tümpeln löschte.

Jetzt, nach drei Schlafzeiten voller Schwertträume, hatte er alle bekannten Gänge weit zurückgelassen. Die Steine unter seinen Händen hatten seine Berührung vorher nie gespürt; die Tunnel schienen ihm bis auf die unvermeidlichen Geisterstimmen und die ebenso unvermeidliche Anziehung des Großen Schwertes vollständig fremd.

Er hatte eine vage Vorstellung davon, wie lange er diesmal schon nach dem Schwert suchte, und fragte sich in einem seltenen lichten Augenblick, warum sich der König so lange an den verborgenen Orten unter der Burg aufhielt.

Plötzlich kam ihm ein wilder, wundervoller Einfall.

Er hat das Schwert verloren! Er hat es irgendwo hier unten verloren, und nun liegt es da und wartet auf den, der es findet! Es wartet auf mich! Auf mich!

Er merkte nicht einmal, daß ihm der Speichel in den staubigen Bart lief. Der Gedanke daran, das Schwert ganz für sich allein zu besitzen – es zu berühren, ihm zu lauschen, es zu lieben und anzubeten –, war so grausig und beseligend zugleich, daß er nur noch ein paar Schritte ging und dann zu Boden stürzte, wo er zitternd liegenblieb, bis Dunkelheit seine noch übrigen Sinne umnachtete.

Als er wieder zu sich gekommen war, stand Guthwulf auf und wanderte weiter. Dann schlief er und erwachte von neuem. Nun stand er vor einer Gabelung des Tunnels und versuchte herauszufinden, welcher der beiden Wege ihn am sichersten aufwärts führen würde. Irgendwie wußte er, daß das Schwert sich über ihm befand, so wie ein Maulwurf unter der Erde weiß, in welcher Richtung er sich ans Tageslicht wühlen muß. In anderen lichten Momenten hatte er sich Sorgen darüber gemacht, daß das Lied des Schwertes vielleicht einen so großen Einfluß auf ihn haben könnte, daß er ihm bis ganz nach oben folgen müßte, hinauf in den Thronsaal des Königs selbst, wo man ihn ergreifen und zerfleischen würde wie einen Maulwurf, der sich von unten in den Hundezwinger durchgegraben hat.

Aber obwohl er sich stetig aufwärts gehalten hatte, kam er doch von sehr tief unten und war sicher, daß er noch nicht so weit hinaufgelangt war, wie er zunächst befürchtet hatte. Er war außerdem überzeugt, daß ihn sein Weg immer weiter nach außen geführt hatte, weg vom Kern der Burg. Nein, das

wunderschöne, schreckliche Ding, das ihn so anzog, die lebendige, singende Klinge, mußte hier unter der Erde liegen, eingesargt in Stein wie er selbst. Und wenn er sie erst fand, würde er nie mehr einsam sein. Er mußte sich nur entschließen, welchem der beiden Tunnel er folgen wollte…

Guthwulf hob die Hände und rieb sich nachdenklich die blinden Augen. Er fühlte sich sehr schwach. Wann hatte er zuletzt gegessen? Was, wenn die Frau ihn aufgab und ihm nichts mehr hinstellte? Es war so schön gewesen, wieder etwas Richtiges zu essen…

Aber wenn ich das Schwert finde, wenn es mir ganz allein gehört, dachte er gierig, *wird mich das alles nicht mehr kümmern.*

Er legte den Kopf schief. Irgendwo vor ihm kratzte etwas, als wäre ein Tier im Fels gefangen. Er hatte das Geräusch früher schon gehört – in letzter Zeit sogar häufiger –, aber es hatte nichts mit dem zu tun, wonach er suchte. Das Kratzen hörte auf, und er stand immer noch in peinvoller Unentschiedenheit vor dem sich gabelnden Tunnel. Selbst wenn er mit Steinen den Weg kennzeichnete, konnte er sich leicht verirren, aber er war überzeugt, daß einer dieser Gänge hinauf ins Herz des Liedes führen mußte – ins Herz der summenden, saugenden, seelenertränkenden Melodie des Großen Schwertes. Er wollte nicht die falsche Richtung wählen und dann wieder eine endlose Zeit damit zubringen, bis er sich zurückfand. Er war matt vor Hunger, betäubt vor Müdigkeit.

Er konnte eine Stunde so dagestanden haben oder einen Tag. Endlich kam ein Wind auf, sanft wie ein beginnender Sandsturm, zauste sein Haar, blies die Luft aus dem rechten Tunnel. Gleich darauf quoll ein Strom von … *Wesen* … aus dem Tunnel und strich an ihm vorbei … Geister, die auf den dunklen Straßen der Unterwelt spukten. Ihre Stimmen hallten in seinem Kopf, schwach und hoffnungslos.

Der Teich. Wir müssen ihn am Teich suchen. Er wird wissen, was zu tun ist…

Leid. Sie haben das letzte Leid herabgerufen…

Als die zwitschernden Wesen vorüberwehten, begann der blinde Guthwulf langsam zu lächeln. Was immer sie waren, Geister der Toten oder öde Trugbilder seines eigenen Wahns – stets kamen sie aus der Tiefe zu ihm, aus den tiefsten, ältesten Teilen des Labyrinths. Sie kamen von unten … und er wollte nach oben.

Er drehte sich um und schlurfte in den linken Tunnel hinein.

Dort, wo einst das gewaltige Tor von Naglimund gestanden hatte, waren

die Lücken mit Geröll ausgefüllt worden. Aber weil die Stelle trotzdem niedriger war als der Rest der Umfassungsmauer und die aufgehäuften Steintrümmer kletternden Füßen Halt boten, hatte Eolair dort den logischen Ansatzpunkt ihres Angriffs vermutet. Zu seiner Überraschung jedoch versammelten sich die Sithi vor einem glatten, unbeschädigten Abschnitt der Mauer.

Der Graf ließ Maegwin und seine Abteilung eingeschüchterter Menschenkrieger unter Isorns Befehl zurück und schlich den verschneiten Hang hinauf, um sich Jiriki und Likimeya anzuschließen, die in der Ruine eines verfallenen Hauses warteten, einige hundert Ellen von der Umfassungsmauer entfernt. Likimeya schenkte ihm nur einen beiläufigen Blick, während Jiriki ihm zunickte.

»Es ist fast Zeit«, erklärte der Sitha. »Wir haben die *M'yon Rashí* gerufen – die Zerschlager.«

Eolair schaute auf die Sithitruppe vor der Mauer. Sie hatten aufgehört zu singen, ihren Platz jedoch nicht verlassen. Er fragte sich, warum sie sich den Pfeilen der Nornen aussetzten, obwohl der Zweck ihres Gesanges erreicht zu sein schien. »Die Zerschlager? Meint Ihr Mauerbrecher?«

Jiriki lächelte leicht und schüttelte den Kopf. »Wir verstehen von solchen Geräten nichts, Graf Eolair. Vielleicht könnten wir einen Mauerbrecher bauen, aber wir haben uns entschlossen, lieber auf das zurückzugreifen, was wir kennen.« Seine Miene verfinsterte sich. »Oder besser gesagt, auf das, was wir von den Tinukeda'ya gelernt haben.« Er deutete mit der Hand. »Seht, die M'yon Rashí kommen.«

Eine Vierergruppe von Sithi näherte sich der Mauer. Eolair, der sie nicht kannte, fand, daß sie nicht anders aussahen als die übrigen Hundertschaften von *Friedlichen*, die im Schatten von Naglimund lagerten. Alle waren sie schlank und goldhäutig. Wie die meisten ihrer Gefährten schien keiner dem anderen in den Farben der Rüstung oder der Haare, die unter dem Helm wehten, zu gleichen. Die M'yon Rashí leuchteten im Schnee wie verirrte tropische Vögel. Der einzige Unterschied, den der Graf zwischen ihnen und dem Rest von Jirikis Volk feststellen konnte, war, daß jeder der vier einen dunklen Stab von der Länge eines Wanderstocks in der Hand hatte. Die Stäbe bestanden aus dem gleichen eigentümlich grauschwarzen Material wie Jirikis Schwert Indreju. An ihren Spitzen saßen Kugeln aus blauem Kristallgestein.

Jiriki wandte sich von dem Hernystiri ab und rief einen Befehl. Seine Mutter, die stumm dagehockt hatte, sprang auf und fügte einige Worte hin-

zu. Eine Abteilung Bogenschützen rückte vor, bis sie die Gruppe vor der Mauer eingeschlossen hatte. Die Schützen legten Pfeile auf ihre Sehnen und spannten die Bogen. Schußbereit standen sie da. Ihre Augen streiften über die leeren Wälle.

Die Anführerin der M'yon Rashí, eine Sitha mit grasgrünen Haaren und einer Rüstung in etwas dunklerem Grün, hob ihren Stab und schwang ihn so langsam gegen die Mauer, als kämpfe sie damit gegen die starke Strömung eines Flusses an. Als das blaue Juwel aufprallte, stießen die vier M'yon Rashí gemeinsam eine einzige, laute Silbe aus. Eolair spürte ein Beben in seinen Knochen, als sei ein ungeheures Gewicht neben ihm zu Boden gefallen. Sekundenlang schien die Erde unter seinen Fußen zu wanken.

»Was …?« keuchte er und hielt sich mühsam im Gleichgewicht. Jiriki, der vor ihm stand, gebot ihm mit einer Handbewegung Schweigen.

Die anderen drei Sithi traten jetzt neben die Frau in Grün. Sie sangen gemeinsam und hoben ihre Stäbe, um in einem angedeuteten Dreieck um den Berührungspunkt des ersten Stabes herum an die Mauer zu schlagen. Jeder Anprall, zähflüssig wie Sirup, hallte donnernd im Boden wider und stieg Eolair und den anderen Zuschauern bis hinauf in die Füße.

Der Graf von Nad Mullach riß die Augen auf. Auf einer Fläche von einem Dutzend Ellen rutschte dort, wo die M'yon Rashí standen, der Schnee von den Steinen. Rund um die Juwelenknäufe der vier Stäbe hatte die Mauer einen helleren Grauton angenommen, als sei sie unerklärlich morsch geworden – oder als bedecke sie ein Spinnennetz feiner Risse.

Nun entfernten die Sithi ihre Schlagstäbe wieder von der Mauer. Der Gesang wurde lauter. Von neuem, diesmal etwas schneller, schlug die Anführerin zu. Der stumme Donner ihres Hiebs grollte durch die gefrorene Erde. Die drei anderen Sithi folgten ihrem Beispiel. Ein laut gesungenes Wort unterstrich jeden Schlag. Als sie zum dritten Mal die Stäbe hoben und die Mauer trafen, begannen sich oben Steinbrocken zu lösen, herabzustürzen und im hohen Schnee zu verschwinden.

Der Graf konnte sein Staunen nicht verhehlen. »So etwas habe ich noch nie gesehen!«

Jiriki drehte sich zu ihm um, das Gesicht mit den hohen Wangenknochen voll gelassener Ruhe. »Ihr solltet nun zu den Euren gehen. Es wird nicht mehr lange dauern. Sie sollen sich bereit halten.«

Eolair konnte den Blick nicht von dem seltsamen Schauspiel wenden. Er ging rückwärts den Berg hinunter und hielt sich mit ausgestreckten Armen

im Gleichgewicht, wenn der wankende Boden ihn zu Fall zu bringen drohte.

Beim vierten Anprall barst ein großes Stück der Mauer und stürzte nach innen. Das Loch sah aus, als hätte ein riesiges Tier oben ein Stück aus dem Wall herausgebissen. Erst jetzt begriff Eolair, wie dringend Jirikis Warnung gewesen war und rannte den Rest des Weges, bis er Isorn und die wartenden Hernystiri erreicht hatte.

»Los!« schrie er. »Haltet euch bereit!«

Ein fünftes Beben, das stärkste bisher. Eolair verlor den Halt und fiel vornüber. Er rollte den Berg hinunter, bis er irgendwo hängenblieb. Nase und Mund brannten und waren kalt vom Schnee. Er rechnete eigentlich damit, daß seine Männer ihn auslachen würden, aber die starrten mit großen Augen über ihn hinweg bergauf.

Eolair drehte sich um. Die große Mauer von Naglimund, zwei Mannslängen dick, war dabei, sich aufzulösen wie eine Sandburg bei Flut. Ein lautes Schaben von Stein auf Stein, das war alles. Mit einem unheimlichen, erstickten Laut sank die Mauer in den weißen Wehen zusammen. Überall schäumten riesige Schneewirbel empor, und ein heller Flockennebel erfüllte die Luft und deckte alles zu.

Als der Nebel sich lichtete, hatten die M'yon Rashí sich zurückgezogen. Eine Lücke, ein Dutzend Ellen breit, klaffte und gab den Zugang nach Naglimund und seinen Schatten frei. Langsam füllte ein Meer von dunklen Gestalten sie aus. Augen funkelten. Speerspitzen glitzerten.

Eolair kam mühsam hoch. »Männer von Hernystir!« rief er laut. »Zu mir! Die Stunde ist da!«

Doch seine Männer rührten sich nicht. Statt dessen war es die Horde aus Naglimund, die aus der Bresche hervorbrach, rasch und ohne Zahl – wie Ameisen, die aus einem zerstörten Nest schwärmen.

Gewaltig krachten in den Reihen der Sithi Klingen auf Schilde. Dann schwirrten die ersten Pfeile und töteten viele der vordersten Nornen, die den Hang hinabeilten. Auch einige Nornen trugen Bogen und kletterten auf die Burgmauer, um von dort zu schießen. Aber der größte Teil der Krieger auf beiden Seiten schien nicht mehr warten zu wollen. Begierig wie Liebende stürzten die uralten Vettern aufeinander zu.

Schnell entwickelte sich die Schlacht vor Naglimund zu einem Bild vollständiger Verwirrung. Im Schneegestöber erkannte Eolair, daß mit den schlanken Nornen noch andere Wesen aus der Mauerlücke gekommen waren. Es waren Riesen unter ihnen, so hoch wie zwei Männer, bedeckt mit

grauweißem Fell, jedoch bewaffnet wie Menschen und gepanzert; sie trugen riesige Keulen, die Knochen zerbrachen wie dürre Stöcke.

Noch bevor der Graf zu seinen Männern zurückweichen konnte, war einer der Nornen bei ihm. Obwohl ein Helm den größten Teil seines bleichen Gesichts verbarg und eine Rüstung den Leib schützte, trug der schwarzäugige Unhold zu Eolairs Verwunderung keine Schuhe. Seine langen, schmalen Füße trugen ihn über den Pulverschnee wie über festen Stein; er war behend wie ein Luchs. Fast hätte Eolair, der ihn staunend anstarrte, beim ersten, weitausholenden Hieb des Nornen den Kopf verloren.

Wer konnte solchen Wahnsinn fassen? Eolair verdrängte alle anderen Gedanken und konzentrierte sich darauf, zu überleben.

Der Norne trug nur einen kleinen Armschild und bewegte sich mit seinem leichten Schwert weit schneller als der Graf von Nad Mullach. Eolair mußte sich sofort verteidigen. Behindert von seinem schweren Panzer und dem gewichtigen Schild stolperte er rückwärts den Berg hinunter und wäre auf dem glatten Boden mehrmals fast gestürzt. Er wehrte eine Reihe von Hieben ab, aber das triumphierende Grinsen des Nornen verriet ihm, daß es nur eine Frage der Zeit sein konnte, bis sein sehniger Gegner eine tödliche Lücke in seiner Verteidigung fand.

Jäh fuhr der Norne zusammen und reckte sich hoch auf, Verwirrung in den Kohlenaugen. Gleich darauf sackte er vornüber und fiel. In seinem Nacken zitterte ein blaugefiederter Pfeil.

»Haltet Eure Männer zusammen, Graf Eolair!« rief Jiriki, der seinen Bogen schwenkte, ihm oben vom Hang her zu. »Wenn sie getrennt werden, verlieren sie den Mut. Und Vergeßt nicht – unsere Feinde können bluten und sterben!« Der Sitha riß sein Pferd herum und sprengte zurück ins Gefecht. Gleich darauf war er im Schnee und im Schlachtgetümmel verschwunden.

Eolair rannte bergab zu seinen Hernystiri. Der Hang war erfüllt vom Geschrei der Männer und Pferde und noch seltsamerer Geschöpfe.

Das Durcheinander war beträchtlich. Gerade hatten Eolair und Isorn es geschafft, die Männer zusammenzurufen, um einen Vorstoß bergauf zu unternehmen, als oben auf der Höhe zwei der weißen Riesen auftauchten. Sie schleppten einen Baumstamm zwischen sich. Mit einem alles erstickenden Gebrüll drangen sie auf Eolairs Männer ein, wobei sie den Baum wie eine Sichel schwangen, um alles niederzumähen, das nicht ausweichen konnte. Knochen brachen, blutüberströmte Gestalten verschwanden unter

dem aufgewühlten Schnee. Einem entsetzten Hernystiri gelang es, dem einen Riesen einen Pfeil in das Auge zu schießen; dann spickten einige andere mit ihren Geschossen den zweiten, bis er taumelte. Trotzdem zerschmetterte der wirbelnde Baumstamm zwei weitere Männer, bevor die übrigen Hernystiri die Riesen niederwarfen und töteten.

Als Eolair aufblickte, merkte er, daß die meisten Nornen mit den Sithi fochten. So grausam die Schlacht auch tobte, der Graf mußte innehalten und sie anstarren. Niemals seit Anbeginn der Zeit hatte man so etwas gesehen – einen Krieg zwischen den Unsterblichen. Die Gestalten, soweit man sie im Schneetreiben erkennen konnte, schienen sich mit geisterhafter, schlangenartiger Gewandtheit zu bewegen, zu täuschen, zu springen, die dunklen Schwerter zu schwingen wie Weidengerten. Viele Zweikämpfe schienen beendet, ehe noch der erste Schlag fiel; ja, in vielen Einzelbegegnungen gab es nach vielen tänzerischen Bewegungen wirklich nur einen einzigen Hieb – den tödlichen, der das Treffen beendete.

Oben vom Berg herunter setzte eine mißtönende, pfeifende Musik ein. Eolair sah auf und erkannte auf den Steinen eine Reihe von Figuren, die wie Trompeter aussahen und ihre langen, röhrenförmigen Instrumente hoch in den grauen Himmel reckten.

Aber die pfeifenden Töne stammten von Bläsern, die unten im Schatten von Naglimund standen, denn als die Nornen auf der Mauer die Wangen blähten und bliesen, drang aus den Röhren kein Laut, sondern eine Wolke von Staub, der orangerot war wie ein Sonnenuntergang.

Eolair, dem fast übel wurde, starrte gebannt. Was mochte das sein? Gift? Oder nur ein neues, unverständliches Ritual der Unsterblichen?

Als die orangerote Wolke den Berg hinabschwebte, schien die Schlacht, die unter ihr tobte, aufzubranden und zu wogen, aber niemand fiel. *Wenn es sich um Gift handelt*, dachte der Graf, *dann von einer heimtückischeren Sorte, als ich sie kenne.* Er spürte ein Brennen in Hals und Nüstern. Keuchend rang er nach Luft; sekundenlang glaubte er zu ersticken. Gleich darauf konnte er wieder atmen. Dann stürzte über ihm der Himmel ein; die Schatten wurden länger, der Schnee schien in Flammen aufzugehen.

Furcht erfüllte ihn, die aufblühte wie eine große, schwarze, eiskalte Blume. Ringsum schrien Männer, und auch er schrie. Die Nornen, die jetzt aus der zerstörten Ruine von Naglimund strömten, waren Dämonen, wie sie nicht einmal die Priester je geträumt hatten. Der Graf und seine Männer wandten sich zur Flucht, aber hinter ihnen standen die Sithi, erbarmungslos und goldäugig und ebenso entsetzlich wie ihre leichenweißen Vettern.

In der Falle! dachte Eolair, der in seiner Panik keinen anderen Gedanken mehr fassen konnte. *In der Falle! In der Falle! In der Falle!*

Etwas packte ihn, und er schlug zu, kratzte mit den Fingernägeln, um sich von dem Ungeheuer zu befreien, einem Scheusal mit einem Gesicht voll gelber Fühler und einem kreischenden Maul. Er schwang das Schwert, um es zu töten, aber jemand stieß ihn in den Rücken, und er fiel seitlich ins kalte Weiß, während das grausige Wesen ihn noch immer umklammert hielt und mit seinen Klauen nach seinen Armen und seinem Gesicht hackte. Kopfüber wurde er in den eisigen Schnee gedrückt und konnte sich, obwohl er zappelte und strampelte, nicht befreien.

Was geht hier eigentlich vor? dachte er plötzlich. Gewiß, es gab an diesem Ort Ungeheuer, Riesen und Nornen – aber doch nicht so nah? Und die Sithi – warum hatten sie so grausig ausgesehen, warum war er so sicher gewesen, daß sie ihn und die anderen Hernystiri zwischen sich selbst und den Nornen einschließen und die Menschen dann vernichten wollten? *Die Sithi sind doch nicht unsere Feinde?*

Das Gewicht auf seinem Rücken wurde leichter. Er rutschte zur Seite und setzte sich auf. Es gab kein Ungeheuer. Neben ihm im Schnee kauerte Isorn und ließ den Kopf hängen wie ein krankes Kalb. Obwohl der Wahnsinn der Schlacht noch immer um ihn tobte und seine Männer aufeinander einschlugen und Bruder gegen Bruder kämpfte, als wären sie tollwütige Hunde, fühlte Eolair, wie seine Todesangst nachließ. Er betastete sein eiskaltes Gesicht, streckte dann den Handschuh aus und blickte auf den orange gefärbten Schnee.

»Der Schnee hat es abgewaschen! Isorn! Es ist Gift, das sie auf uns geblasen haben! Der Schnee wäscht es ab.«

Isorn würgte und nickte matt. »Bei mir ist es auch ab.« Er rang nach Luft und spuckte aus. »Ich wollte … Euch töten.«

»Schnell!« Eolair raffte sich mühsam auf. »Wir müssen versuchen, auch die anderen davon zu befreien. Kommt!« Er scharrte eine Hand voll Schnee zusammen, wischte die dünne, orangerote Staubschicht davon ab und stolperte auf das nächste Häuflein kreischender, raufender Männer zu. Sie bluteten alle, die meisten allerdings nur aus geringfügigen, durch Fingernägel und Zähne verursachten Wunden. Das Gift hatte sie zwar rasend vor Wut, gleichzeitig aber unbeholfen und untüchtig gemacht. Eolair rieb sauberen Schnee in jedes Gesicht, das er erreichen konnte.

Nachdem es Isorn und ihm gelungen war, die ersten Männer halbwegs wieder zu Verstand zu bringen, erklärten sie ihnen eilig den Sachverhalt

und schickten die Geretteten los, anderen zu helfen. Ein Mann stand nicht auf. Er hatte beide Augen verloren und verblutete. Ringsum färbte sich der Boden rot. Eolair zog dem Mann seinen Mantel über das zerstörte Gesicht und bückte sich, um an einer anderen Stelle neuen Schnee aufzusammeln.

Der giftige Staub schien die Sithi weit weniger schwer getroffen zu haben als Eolair und die Seinen. Einige der Unsterblichen, die der Mauer besonders nah gewesen waren, machten zwar einen benommenen, verlangsamten Eindruck, aber keiner zeigte die hemmungslose Tollwut, die die Hernystiri befallen hatte. Dennoch bot der Hang einen schrecklichen Anblick.

Likimeya und ein paar andere Sithi waren von einer Abteilung zu Fuß kämpfender Nornen umringt. Obwohl Jirikis Mutter und ihre Gefährten beritten waren und von oben her tödliche Hiebe führen konnten, wurden sie einer nach dem anderen von einem Meer weißer Hände überschwemmt, das wogte und sich wiegte wie ein grausiger Ozean.

Yizashi Grauspeer stand einem brüllenden Riesen gegenüber, der bereits in jeder Hand den zerschmetterten Leichnam eines Sitha schwang. Das Gesicht des Reiters war streng und ausdruckslos wie das eines Falken. Er spornte sein Pferd.

Jiriki und zwei andere hatten einen weiteren Riesen auf die Knie gezwungen und hackten jetzt auf das noch lebende Ungetüm ein, als wollten sie einen Ochsen schlachten. Große Blutströme sprudelten empor und bedeckten Jiriki und seine Kameraden mit klebrigem Nebel.

Eine Schar von Nornen hatte den schlaffen Körper Zinjadus auf ihre Speere gehoben. Das blaßblaue Haar war rotverklumpt. Triumphierend rannten die Krieger auf die Mauern von Naglimund zu. Chekai'so und der schwarze Kuroyi ritten sie nieder, bevor sie ihre Beute in Sicherheit bringen konnten. Jeder von ihnen tötete drei ihrer weißhäutigen Brüder, obwohl auch sie selbst zahlreiche Wunden davontrugen. Als sie die Nornen niedergemetzelt hatten, legte Chekai'so Bernsteinlocken Zinjadus Leichnam quer über seinen Sattel. Sein strömendes Blut mischte sich mit dem ihren, als er und Kuroyi sie zurück ins Lager der Sithi brachten.

So verging der Tag, erfüllt von Wahnsinn und Elend. Hinter Nebel und Schnee überschritt die Sonne den Mittag und begann zu sinken. Langsam färbte das Licht eines trüben Nachmittags die zerstörte Westmauer der Festung und rötete den Schnee noch stärker, als das Blut ihn bereits gerötet hatte.

Am Rande der Schlacht wanderte Maegwin dahin wie ein Geist – und ein Geist war sie ja auch. Zuerst hatte sie sich hinter den Bäumen versteckt, aus Angst, Zeugin so vieler Greueltaten werden zu müssen. Schließlich aber hatte die Vernunft sie wieder ins Freie geführt.

Wenn ich ohnehin tot bin, wovor sollte ich mich fürchten?

Aber es war hart, auf die blutigen Gestalten zu blicken, die überall auf dem verschneiten Hang umherlagen, und keine Angst vor dem Tod zu spüren.

Götter sterben nicht und Menschen nur einmal, tröstete sie sich selbst. *Wenn dieser Kampf entschieden ist, werden sie alle wieder auferstehen.*

Aber wenn sie alle wieder auferstanden, welchen Sinn hatte dann diese Schlacht? Und wenn die Götter unsterblich waren, was hatten sie dann von den Dämonenhorden von Scadach zu fürchten? Es verwirrte sie.

So ging Maegwin in tiefem Sinnen langsam an Erschlagenen und denen, die sie erschlagen hatten, vorbei. Ihr Mantel flatterte hinter ihr her, und ihre Füße hinterließen kleine, regelmäßige Abdrücke im Schaum aus Weiß und Scharlachrot.

IX

Das Dritte Haus

Simon war außer sich vor Wut. Sie waren in die Falle gegangen, so sanft und ahnungslos wie Frühlingslämmer, die man zur Schlachtbank führt.

»Könnt Ihr Eure Hände bewegen?« flüsterte er Miriamel zu.

Seine eigenen Handgelenke waren sicher gefesselt; die beiden Feuertänzer, die das erledigt hatten, kannten sich mit Knoten aus.

Miriamel schüttelte den Kopf. In der wachsenden Dunkelheit konnte er sie kaum noch erkennen. Sie knieten nebeneinander in der Mitte der Waldlichtung. Man hatte ihnen die Arme auf den Rücken geschnürt und die Knöchel zusammengebunden. Miriamel so gefesselt und hilflos zu sehen, erinnerte Simon an den Anblick stummer Tiere, die man zum Schlachten vorbereitet, und schwarze Galle stieg in ihm auf.

Und ich bin ein Ritter! Bedeutet das gar nichts? Wie konnte ich so etwas zulassen!

Er hätte es wissen müssen. Aber er hatte sich ja wie ein Mondkalb von den Schmeicheleien dieses Roelstan einwickeln lassen. »Du hast doch gesehen, wie dieser Ritter das Schwert schwingt«, hatte der Verräter gesagt. »Der hat von den Feuertänzern nichts zu befürchten.«

Und ich habe ihm geglaubt. Ich bin nicht würdig, ein Ritter zu heißen. Ich bin eine Schande für Josua und Morgenes und Binabik und alle anderen, die sich bemüht haben, mir etwas beizubringen.

Wieder strengte er sich vergeblich an, seine Fesseln zu sprengen, aber die Stricke hielten ihn fest im Griff.

»Ihr wißt etwas über diese Feuertänzer, nicht wahr? Was werden sie mit uns tun? Was meinen sie, wenn sie sagen, sie wollten uns dem Sturmkönig darbringen? Wollen sie uns verbrennen?«

Er fühlte, wie Miriamel neben ihm schauderte. »Ich weiß nicht.« Ihre Stimme klang flach und ausdruckslos. »Wahrscheinlich.«

Einen Augenblick verdrängte jähes Bedauern Simons Entsetzen und

Zorn. »Ich habe Euch im Stich gelassen, wie?« fragte er leise. »Ein schöner Beschützer bin ich.«

»Es war nicht deine Schuld. Man hat uns hereingelegt.«

»Ich wünschte nur, ich bekäme diesen Roelstan in die Finger. Seine Frau hat noch versucht, uns zu sagen, daß etwas nicht stimmt; ich war nur zu dumm, auf sie zu hören. Aber er … *er*…«

»Er hatte auch Angst.« Miriamel sprach wie aus großer, erhabener Höhe, als seien die Dinge, von denen sie redete, nur von geringer Bedeutung. »Ich weiß selber nicht, ob ich für ein paar Fremde mein eigenes Leben opfern würde. Warum sollte ich diese beiden hassen, weil sie auch nicht dazu fähig sind?«

»Gottes blutiger *Baum*!« Simon hatte nicht die Kraft dazu, sein Mitleid an Verräter wie Roelstan und Gullaighn zu verschwenden. Irgendwie mußte er Miriamel retten, die Fesseln zerreißen, sich den Weg freikämpfen. Leider hatte er keine Ahnung, wie er das alles anfangen sollte.

Um sie herum entfaltete sich das Lagerleben der Feuertänzer. Mehrere Weißgekleidete versorgten das Feuer und bereiteten eine Mahlzeit. Andere fütterten Ziegen und Hühner, und wieder andere saßen da und unterhielten sich leise. Es gab sogar ein paar Frauen und Kinder unter ihnen. Bis auf die beiden gefesselten Gefangenen und den allgegenwärtigen Schimmer der weißen Gewänder hätte ein Abend auf jedem beliebigen Bauernhof so anfangen können.

Maefwaru, der Anführer der Feuertänzer, war mit dreien seiner Unterführer in der großen Hütte verschwunden. Simon dachte nur ungern darüber nach, was sie dort wohl berieten.

Tiefer senkte sich der Abend. Die Weißgekleideten nahmen ihr einfaches Mahl zu sich, von dem sie ihren Gefangenen nichts anboten. Das Feuer tanzte und flackerte im Wind.

»Stellt sie auf die Füße.« Maefwaru ließ die Augen über Simon und Miriamel huschen und hob den Blick dann zum blauschwarzen Himmel. »Es ist bald soweit.«

Zwei seiner Gehilfen zerrten die Gefangenen hoch. Simons Füße waren taub geworden, und es fiel ihm schwer, mit den zusammengebundenen Knöcheln das Gleichgewicht zu halten. Er schwankte und wäre gefallen, hätte der Feuertänzer hinter ihm nicht seine Arme gepackt und ihn wieder nach oben gerissen. Auch Miriamel neben ihm taumelte. Der Mann, der sie hielt, legte den Arm um sie und ging dabei so grob mit ihr um, als wäre sie ein Stück Holz.

»Faß sie nicht an!« fauchte Simon.

Miriamel warf ihm einen erschöpften Blick zu. »Das nützt nichts, Simon. Kümmer dich nicht drum.«

Der Feuertänzer an ihrer Seite grinste und tätschelte ihre Brüste, aber ein scharfer Zuruf von Maefwaru ließ ihn sofort aufhören. Der Weißgewandete fuhr herum und sah seinen Anführer an. Miriamel hing schlaff in seinem Arm. Ihr Gesicht zeigte keine Regung.

»Schwachkopf!« schnarrte Maefwaru. »Diese beiden sind kein Kinderspielzeug. Sie gehören *ihm* – dem Meister. *Verstehst du mich?*«

Miriamels Peiniger schluckte und nickte hastig.

»Wir müssen gehen.« Maefwaru drehte sich um und ging auf den Rand der Lichtung zu. Der Feuertänzer hinter Simon gab ihm einen derben Stoß. Simon kippte um wie ein gefällter Baum. Er bekam plötzlich keine Luft mehr, und die Nacht flimmerte von tausend Lichtpünktchen.

»Ihre Beine sind gefesselt«, bemerkte der Feuertänzer gelassen.

Maefwaru wirbelte herum. »Das weiß ich! Nimm ihnen die Fußstricke ab.«

»Aber … wenn sie weglaufen?«

»Bindet ihnen ein Seil an den Arm«, erklärte der Anführer, »und befestigt das andere Ende an euren Gürteln.« Er schüttelte mit kaum verhehltem Abscheu den kahlen Kopf.

Sekundenlang flammte in Simon ein Funken Hoffnung auf, als der Verhüllte ein Messer zog und sich bückte, um die Knoten an Simons Fesseln zu durchtrennen. Wenn Maefwaru, wie es aussah, hier der einzig kluge Kopf war, bot sich ihnen vielleicht doch noch eine Chance.

Sobald Miriamel und er wieder laufen konnten, banden ihnen die Feuertänzer Stricke um den Leib und stießen sie vorwärts wie widerspenstige Ochsen. Wenn sie stolperten oder nicht schnell genug gingen, stach man sie mit Speerspitzen. Die Speere hatten eine eigentümliche Form, kurz, mit schmalem Heft und sehr scharf. Mit den Speeren, die Simon bisher gesehen hatte, besaßen sie wenig Ähnlichkeit.

Maefwaru trat in die Büsche am Waldrand und verschwand. Offenbar wollte er sie zu einer anderen Stelle bringen. Simon war ein wenig erleichtert. Er hatte lange auf das große Feuer gestarrt und sich schlimme Dinge ausgemalt. Wenigstens führte man sie weg von hier. Vielleicht vergrößerte das ihre Aussichten auf eine Flucht. Möglicherweise bot sich sogar unterwegs eine Gelegenheit. Er schaute sich um und entdeckte enttäuscht, daß

ihnen die gesamte Feuertänzer-Siedlung zu folgen schien, eine weiße Linie, die sich am Ende in der Dunkelheit verlor.

Was ihm als undurchdringlicher Wald erschienen war, erwies sich als ordentlich festgestampfter Weg, der sich in vielen Kehren den Berg hinaufwand. Man konnte nur wenige Ellen weit sehen, denn über dem Boden hing dichter Nebel, ein grauer Dunst, der alle Geräusche so vollständig zu schlucken schien, wie er die Sicht verdeckte. Bis auf die gedämpften Tritte von vierzig Füßen war es still im Forst. Kein Nachtvogel sang. Sogar der Wind hatte sich gelegt.

In Simons Kopf rasten die Gedanken. Aber so schnell ihm auch ein neuer Fluchtplan nach dem anderen einfiel, er mußte sie immer wieder als nicht ausführbar aufgeben. Gegen ihn und Miriamel stand eine gewaltige Übermacht, und sie befanden sich in völlig unbekanntem Gelände. Selbst wenn es ihnen gelang, sich von den Feuertänzern, die ihre Seile hielten, loszureißen, konnten sie ihre Arme nicht gebrauchen, um sich im Gleichgewicht zu halten oder einen Weg zu bahnen; man würde sie in aller Kürze wieder einfangen.

Er drehte sich nach der Prinzessin um, die hinter ihm herstapfte. Sie sah verfroren und unglücklich aus, als hätte sie sich erschöpft in ihr Schicksal ergeben. Wenigstens hatte man ihr den Mantel gelassen. In einem einzigen Anfall von Energie hatte sie einen ihrer Wächter überredet, ihn wegen des kalten Nachtwinds behalten zu dürfen. Simon hatte nicht soviel Glück gehabt. Sein Mantel war weg, ebenso sein Schwert und das Qanucmesser. Man hatte ihre Pferde und Satteltaschen fortgeschafft. Das einzige, das ihm geblieben war, waren die Kleider an seinem Leib, das Leben und seine Seele.

Und Miriamels Leben. Ich habe geschworen, es zu schützen. Diese Verantwortung trage ich immer noch.

Es lag ein gewisser Trost darin. Solange er noch atmete, hatte er eine Aufgabe.

Ein niedriger Ast schlug ihm ins Gesicht, und er spuckte nasse Tannennadeln. Vor ihm ging Maefwaru, ein kleiner, gespenstischer Schatten im Dunst, der sie immer weiter nach oben führte.

Wohin gehen wir? Vielleicht wäre es besser, es nie zu erfahren.

Sie stolperten weiter durch den grauen Nebel, wie verdammte Seelen, die aus der Hölle zu entkommen versuchen.

Es kam ihm vor, als marschierten sie seit Stunden. Der Nebel hatte sich

etwas gelichtet, aber noch immer herrschte tiefes Schweigen ringsum, und die Luft war feucht und stickig. Und dann, schnell wie Winterdämmerung vergeht, tauchten sie aus einem Baumdickicht auf und traten auf den Gipfel des Berges.

Während sie im Schatten der bewaldeten Hänge gewandert waren, hatte sich eine dichte Wolkendecke über den Himmel gelegt und Mond und Sterne ausgelöscht. Das einzige Licht kam von ein paar Fackeln und den hüpfenden Flammen eines gewaltigen Feuers. Aus dem unebenen Boden der Höhe erhoben sich große, seltsame Gebilde, von flackerndem rotem Licht so umspielt, daß sie sich zu bewegen schienen, unruhig wie schlafende Riesen. Vielleicht waren sie einmal Bestandteile einer großen Mauer oder eines anderen Riesenbauwerks gewesen, nun aber lagen sie verstreut und als Trümmer da, erstickt unter einem verfilzten Teppich aus Gras und Schlingpflanzen.

In der Mitte des breiten Gipfelplateaus hatte man einen Felsblock vom Pflanzenwuchs befreit, einen großen, hellen Findling, eckig wie der Kopf einer Axt. Er ragte zwei Mannslängen hoch aus der Erde.

Zwischen dem großen Feuer und dem kahlen Felsen standen regungslos drei schwarzverhüllte Gestalten. Sie sahen aus, als warteten sie dort schon seit langer Zeit – vielleicht schon so lange wie die Steine selbst. Als die Feuertänzer ihre Gefangenen auf den Mittelpunkt der Höhe zudrängten, wandte sich die dunkle Dreiheit fast gleichzeitig um.

»Heil, Wolkenkinder!« rief Maefwaru. »Heil den Ersterwählten des Meisters! Wir sind hier erschienen nach seinem Wunsch.«

Die Schwarzgewandeten betrachteten ihn stumm.

»Und wir haben sogar mehr mitgebracht, als wir versprachen«, fuhr Maefwaru fort. »Preis sei dem Gebieter!« Er winkte seinen Leuten zu, die Simon und Miriamel rasch vorwärtsschoben. Als sie sich jedoch dem Feuer und seinen schweigenden Wächtern näherten, wurde ihr Schritt langsamer, bis sie schließlich stehenblieben und sich ratlos nach ihrem Anführer umsahen.

»Bindet sie dort an den Baum.« Maefwaru wies ungeduldig auf den vom Wind zerfetzten Leichnam einer Tanne, die etwa zwanzig Schritte vom Feuer entfernt stand. »Schnell, es ist fast Mitternacht!«

Simon stöhnte vor Schmerz, als einer seiner Bewacher ihm die Hände auf den Rücken riß, um sie am Baum festzuschnüren. Sobald die Feuertänzer fertig waren und sich zurückgezogen hatten, schob er sich an Miriamel heran, bis ihre Schultern sich berührten, teils, weil er sich fürchtete und

nach einer Spur ihrer Wärme sehnte, teils aber auch, um besser mit ihr flüstern zu können, ohne daß es Aufmerksamkeit erregte.

»Wer sind die drei Dunklen?« hauchte er.

Miriamel schüttelte nur den Kopf.

Der vorderste der drei Schwarzgewandeten richtete langsam den Blick auf Maefwaru. »Diese dort sollen dem Meister gehören?« fragte er. Die Worte waren so kalt und scharf wie die Schneide eines Messers. Seine Stimme hatte einen Unterton, der nicht zu überhören war, einen spröden und doch melodischen Klang, den Simon bisher nur in Augenblicken des Grauens gehört hatte … das Zischen von Sturmspitze.

»So ist es«, bestätigte Maefwaru und nickte eifrig mit dem Kugelkopf. »Von dem Rothaarigen habe ich vor ein paar Monaten schon einmal geträumt. Ich weiß, daß mir der Meister diesen Traum geschickt hat. Er will ihn haben.«

Das verhüllte Wesen schien Simon zu mustern. »Mag sein. Aber hast du auch einen Ersatz mitgebracht, falls der Gebieter andere Pläne mit diesen beiden hat? Hast du Blut für den Bund?«

»Ja, o ja!« Angesichts dieser seltsamen Geschöpfe zeigte sich der grausame Anführer der Feuertänzer so demütig und einschmeichelnd wie ein alter Höfling. »Zwei, die vor der großen Verheißung des Meisters fliehen wollten!« Er winkte der Gruppe der anderen Feuertänzer, die noch immer ängstlich am Rand des Gipfelplateaus warteten. Man hörte Rufen, es entstand eine heftige Bewegung, dann zerrte eine Hand voll der Weißgekleideten zwei andere vorwärts. Einer der Gefangenen hatte bei der Rauferei die Kapuze verloren.

»Möge Gott Euch verfluchen!« schrie Roelstan schluchzend. »Ihr habt uns Verzeihung versprochen, wenn wir Euch diese beiden brächten!«

»Und ich habe euch auch verziehen«, erwiderte Maefwaru belustigt. »Ich vergebe euch eure Torheit. Aber der Strafe könnt ihr trotzdem nicht entgehen. Niemand entkommt dem Gebieter.«

Roelstan brach zusammen und sank in die Knie, während die Männer um ihn herum versuchten, ihn wieder in die Höhe zu zerren. Gullaighn, seine Frau, war anscheinend ohnmächtig. Schlaff hing sie in den Armen ihrer Bewacher.

Simon saß ein Klumpen im Hals; sekundenlang konnte er nicht atmen. Sie waren hilflos, und diesmal konnten sie nicht auf Unterstützung rechnen. Sie würden hier auf diesem Berg, über den der Wind brauste, sterben, oder der Sturmkönig würde sie zu sich holen, wie Maefwaru gesagt hatte,

und das würde ganz sicher noch unermeßlich viel schlimmer sein. Er drehte den Kopf nach Miriamel.

Die Prinzessin schien im Halbschlaf zu liegen. Die Lider bedeckten ihre Augen, ihre Lippen bewegten sich. Betete sie?

»Miriamel! Das sind Nornen! Die Diener des Sturmkönigs!«

Vertieft in ihre eigenen Gedanken, achtete sie nicht auf ihn.

»Verdammt, Miriamel! Nehmt Euch zusammen! Wir müssen nachdenken – wir müssen uns befreien!«

»Halt den Mund!« zischte sie ihn an.

Simon schwieg verdattert.

»Ich versuche etwas zu finden.« Miriamel preßte sich eng an den abgestorbenen Baum, und ihre Schultern rutschten nach oben und wieder nach unten, während sie hinter ihrem Rücken herumtastete. »Es ist ganz unten in meiner Manteltasche.«

»Was ist es denn?« Simon drängte sich näher heran, bis seine Hände ihre Finger unter dem Stoff fühlen konnten. »Ein Messer?«

»Nein, das haben sie mir abgenommen. Es ist dein Spiegel, der von Jiriki. Ich habe ihn immer noch von damals, als ich dir die Haare schnitt.« Noch während sie es sagte, spürte er, wie der Holzrahmen des Spiegels aus ihrer Tasche glitt und seine Finger streifte. »Kannst du ihn nehmen?«

»Und was haben wir davon?« Er hielt den Spiegel, so fest er konnte. »Noch nicht loslassen, erst wenn ich ihn richtig habe. So … jetzt.« Er zog den Spiegel ganz heraus und packte ihn mit den gefesselten Händen.

»Damit kannst du Jiriki rufen!« erklärte Miriamel triumphierend. »Du hast doch gesagt, man konnte den Spiegel in höchster Not dazu benutzen.«

Simons kurzes Hochgefühl verflog. »Aber so geht es nicht. Es ist nicht so, daß er dann einfach erscheint. Der Zauber ist nicht von dieser Art.«

Miriamel schwieg ein Weilchen. Als sie fortfuhr, klang auch sie wieder bedrückt. »Aber du hast doch erzählt, er hätte Aditu zu dir geführt, als du dich im großen Wald verirrt hattest.«

»Ja, aber sie brauchte Tage, um mich zu finden. Wir haben nicht mehr soviel Zeit, Miri.«

»Versuch es trotzdem«, beharrte sie. »Schaden kann es nicht. Vielleicht ist Jiriki ja in der Nähe. Es kann doch nichts schaden!«

»Aber ich kann den Spiegel nicht einmal sehen«, wandte Simon ein. »Wie soll ich von ihm Gebrauch machen, wenn ich nicht hineinschauen kann?«

»Versuch es doch wenigstens!«

Simon verbiß sich weiteren Widerspruch, holte tief Luft und zwang sich, an sein eigenes Gesicht zu denken, wie er es das letzte Mal im Spiegel der Sithi gesehen hatte. Im allgemeinen hatte er ein gutes Gedächtnis, jetzt aber konnte er sich an bestimmte Einzelheiten auf einmal nicht mehr erinnern – welche Augenfarbe hatte er nun ganz genau? Und die Narbe auf seiner Wange, das Brandmal des Drachenblutes, wie lang war sie? Reichte sie über die Unterseite seiner Nase hinaus?

Einen kurzen Augenblick lang, als die Erinnerung an den sengenden Schmerz von Igjarjuks schwarzem Blut in ihm aufstieg, kam es ihm vor, als erwärme sich der Rand des Spiegels unter seinen Fingern. Gleich darauf jedoch war das Holz wieder kalt. Er versuchte, das Gefühl wieder heraufzubeschwören, hatte aber keinen Erfolg. Vergeblich versuchte er es immer wieder.

»Sinnlos«, flüsterte er endlich müde. »Ich schaffe es nicht.«

»Du gibst dir nicht genug Mühe«, fauchte Miriamel.

Simon blickte auf. Die Feuertänzer kümmerten sich nicht um sie. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf das unheimliche Bild gerichtet, das sich jetzt vor dem Feuer entfaltete. Man hatte Roelstan und Gullaighn, die beiden Abtrünnigen, auf den großen Felsblock hinaufgeschleppt und sie gezwungen, sich dort auf den Rücken zu legen. Ihre vier Bewacher standen hinter ihnen und hielten sie an den Knöcheln fest, während die Köpfe der Gefangenen über den Rand nach unten hingen und ihre Arme hilflos daneben baumelten.

»Usires Ädon!« fluchte Simon. »Seht Euch das an!«

»Schau nicht hin, Simon. Konzentriere dich auf den Spiegel.«

»Ich habe Euch doch gesagt, daß es nicht geht. Und es würde uns auch nicht das geringste nützen.« Er hielt inne und starrte auf den verzerrten, verkehrten Mund Roelstans, aus dem unzusammenhängende Schreie gellten. Vor dem Verräter standen die drei Nornen und sahen zu ihm auf wie zu einem interessanten Vogel, der oben auf einem Ast sitzt.

»Beim blutigen *Baum*!« fluchte Simon wieder und warf den Spiegel auf den Boden.

»Simon!« Miriamel war entsetzt. »Bist du verrückt? Versuch ihn aufzuheben!«

Simon hob den Fuß und trat mit dem Absatz voll in den Spiegel. Das Glas war sehr dick, aber er drehte es so, daß es gegen den Baum lehnte,

und trat nochmals fest zu. Der Rahmen gab nicht nach, aber die kristallene Oberfläche zersprang mit leisem Knacken. Sekundenlang duftete es nach Veilchen. Wieder trat Simon zu und verstreute durchsichtige Scherben.

»Du bist verrückt!« flüsterte die Prinzessin verzweifelt.

Simon schloß die Augen. *Vergib mir, Jiriki. Aber Morgenes hat mir einmal gesagt, ein Geschenk, das man nicht fortwerfen darf, ist kein Geschenk, sondern eine Falle.* Er bückte sich, so tief er konnte, aber der Strick, der ihn am Stamm festhielt, verhinderte, daß seine Finger die Spiegelscherben erreichten.

»Kommt Ihr soweit?« fragte er.

Miriamel warf ihm einen kurzen Blick zu und schob sich dann nach unten, soweit sie dazu imstande war. Aber auch sie trennten noch mehrere Hand breit Boden von ihrem Ziel. »Nein. Warum hast du das getan?«

»Er hätte uns nichts genützt«, erklärte Simon ungeduldig. »Jedenfalls nicht in einem Stück.« Er angelte mit dem Fuß nach einem der größeren Scherben und zog ihn näher heran. »Helft mir.«

Mit unendlicher Mühe zwängte er seine Zehen unter das Kristallstück und versuchte es so hoch zu heben, daß es in Miriamels Reichweite gelangte. Aber die dafür nötige Verrenkung war zu schwierig, und der Scherben rutschte ab und fiel wieder auf die Erde. Simon biß sich auf die Lippen und unternahm einen neuen Versuch.

Dreimal sprang der Scherben vom Fuß und zwang sie, von vorn zu beginnen. Zum Glück schienen Feuertänzer und schwarzgekleidete Nornen von den Vorbereitungen für ihr Ritual, welcher Art es auch sein mochte, vollständig in Anspruch genommen. Als Simon einen verstohlenen Blick auf den Mittelpunkt der Lichtung warf, lagen Maefwaru und seine Anhänger dort vor dem großen Stein auf den Knien. Roelstan hatte aufgehört zu schreien. Er gab schwache Laute von sich und zappelte dabei so heftig, daß sein Kopf gegen den Felsen schlug. Gullaighn hing reglos vornüber.

Als der scharfkantige Splitter das nächste Mal von seinem Stiefel zu gleiten drohte, machte Simon einen Ruck zur Seite, und es gelang ihm, den Scherben mit dem Bein aufzufangen und gegen Miriamels Hosenbein zu drücken. Dann preßte er sich gegen sie, so daß der Scherben nicht herunterfallen konnte, und stellte seinen Fuß wieder auf den Boden, damit er nicht das Gleichgewicht verlor.

»Was nun?«

Miriamel drängte sich an ihn und reckte sich langsam auf die Zehen. Dadurch glitt der Scherben ein Stück an Simons Bein hinauf. Mit erstaun-

licher Leichtigkeit durchschnitt er den dicken Stoff von Simons Hosen. Simon blutete, stand aber so still er konnte; von einem kleinen Schmerz würden sie sich nicht abschrecken lassen. Miriamels Klugheit beeindruckte ihn.

Als sie sich so hoch gereckt hatte, wie sie konnte, änderte sie ihre Stellung so, daß das Kristallstück hauptsächlich auf Simon lag, und rutschte dann wieder nach unten. Jetzt war er an der Reihe. Es dauerte qualvoll lange, den Kristall auf diese Weise nach oben zu schieben, und der Scherben schien schärfer zu sein als jedes gewöhnliche Spiegelglas. Als sie ihn endlich soweit bewegt hatten, daß Simon fast danach greifen konnte, waren die Beine der beiden Gefangenen voller blutiger Striemen.

Simon streckte die Finger nach dem Kristall aus, konnte ihn aber immer noch nicht ganz erreichen. Plötzlich begannen sich seine Nackenhaare zu sträuben. Oben auf dem Gipfel hatten die Nornen ein Lied angestimmt.

Die Melodie stieg auf wie eine Schlange, die sich aus ihren Windungen erhebt. Simon merkte, wie er in eine Art Traum hinüberzugleiten drohte. Die Stimmen waren kalt und schrecklich, zugleich aber von fremdartiger Schönheit. Er glaubte das hohle Echo unermeßlicher Höhlen zu vernehmen, das klingende Tropfen von langsam schmelzendem Eis. Zwar konnte er die Worte nicht verstehen, aber der uralte Zauber des Liedes war nicht zu überhören. Es riß ihn mit wie ein unterirdischer Strom, hinab, tief hinab ins Dunkel…

Simon schüttelte den Kopf und versuchte die Schläfrigkeit zu vertreiben, die ihn lähmen wollte. Die gefangenen Verräter, die noch immer mit den Köpfen über den Felsenrand hingen, zappelten nicht mehr. Unter ihnen hatten die Nornen sich so aufgestellt, daß sie ein angedeutetes Dreieck um den Findling bildeten.

Simon stemmte sich mit aller Kraft gegen den Strick, der ihn hielt. Er zuckte zusammen, als der Hanf in seine Handgelenke schnitt und wie Fesseln aus glühendem Eisen in seinem Fleisch brannte. Miriamel sah Tränen in seine Augen steigen. Sie lehnte sich an ihn und preßte den Kopf an seine Schulter, als könnte sie damit den Schmerz fortzwingen. Simon keuchte und streckte die Finger aus, so weit es nur ging. Endlich berührten sie die kalte Schneide. Schon der leichte Druck ging durch die Haut.

Aber der dünne, helle, schmerzhafte Strich bedeutete Sieg. Simon seufzte erleichtert.

Das Lied der Nornen endete. Maefwaru erhob sich aus seiner knienden Haltung und schritt auf den Stein zu. »Die Zeit ist da!« rief er. »Der Mei-

ster soll sehen, wie treu wir sind! Der Augenblick ist gekommen, sein Drittes Haus zu rufen!«

Er wandte sich zu den Nornen und sagte etwas. Seine Stimme war so leise, daß Simon nichts hören konnte, aber der junge Mann achtete ohnehin nur am Rande auf die Vorgänge. Er umklammerte den Kristallscherben, wobei es ihm nicht darauf ankam, noch etwas mehr von seinem Blut zu vergießen, solange es nur nicht seinen Griff locker werden ließ, drehte sich zur Seite und tastete nach Miriamels gefesselten Handgelenken. »Nicht bewegen«, zischte er.

Man hatte Maefwaru ein langes Messer gereicht, das im flackernden Schein des Feuers wie ein Ding aus einem Alptraum glitzerte. Er trat vor den Felsen, streckte die Hand aus und packte Roelstan beim Haar. So roh zerrte er daran, daß er den Feuertänzern oben auf dem Felsen fast die Knöchel ihres Gefangenen aus den Händen riß. Roelstan hob beide Arme, als wollte er kämpfen, doch seine Bewegungen waren von grausiger Trägheit; es war, als ertrinke er tief unten im Meer. Maefwaru zog die Klinge quer über seinen Hals und machte einen Schritt zurück, ohne dem wild hervorsprudelnden Blut ganz entgehen zu können; dunkle Spritzer befleckten sein Gesicht und das weiße Gewand.

Roelstan schlug um sich. Simon wurde übel, aber er starrte wie gebannt auf das Blut, das nun in Strömen über den hellen Stein rann. Gullaighn, die kopfüber neben ihrem sterbenden Mann hing, begann zu kreischen. Dort, wo sich die rote Flüssigkeit am Fuß des Felsens in einer Lache sammelte, färbte sich der Bodennebel purpurrot, als sei das Blut selbst zu Dunst geworden.

»Simon!« Miriamel stieß ihn an. »Beeil dich!«

Er griff nach ihren Fingern und tastete sich daran hoch, bis er die Knoten um ihre Gelenke fand. Er drückte den glatten Kristallsplitter gegen den rauhen Strick und fing an zu sägen.

Noch immer blickten sie auf das große Feuer und den blutigen Stein. Miriamels Augen standen riesig im totenbleichen Gesicht. »Schnell, Simon, bitte!«

Simon ächzte. Es war schon schwer genug, mit der zerschnittenen, bluttriefenden Hand den Kristall überhaupt festzuhalten. Und das, was im Mittelpunkt des Gipfels geschah, versetzte ihn in immer größere Angst.

Der rote Nebel hatte sich ausgedehnt, bis er den großen Steinblock ganz umgab und teilweise verdeckte. Jetzt sangen die Feuertänzer, und ihre brüchigen Stimmen ahmten auf widerwärtige Weise den giftigsüßen Gesang

der Nornen nach.

Etwas regte sich im Nebel, ein fahles, massiges Gebilde, das Simon zuerst wie der Stein selbst vorkam, der durch Zauber zum Leben erwacht war. Dann aber schritt es hervor aus der rötlichen Finsternis, auf vier gewaltigen Beinen, mit Hufen, unter denen die Erde zu beben schien. Es war ein riesenhafter, weißer Stier, so groß, wie Simon nie ein solches Tier gesehen hatte, an den Schultern höher als ein Mann. Trotz seiner Masse wirkte es sonderbar durchscheinend, wie aus Nebel gemeißelt. Seine Augen glühten wie Kohlen, die knochenweißen Hörner schienen den Himmel zu tragen. Auf seinem Rücken saß wie ein Ritter zu Pferde eine hohe und breite Gestalt im schwarzen Gewand. Entsetzen ging von ihr aus wie Hitze von einer Sommersonne. Simon fühlte, wie zuerst seine Finger, dann seine Hände taub wurden, so daß er nicht mehr wußte, ob er den kostbaren Scherben überhaupt noch festhielt. Sein einziger Gedanke war Flucht vor der grausigen, leeren, schwarzen Kapuze. Er wollte nichts mehr, als sich gegen die Last seiner Fesseln zu werfen, bis sie zerrissen, an ihnen zu nagen, bis er frei war und davonlaufen konnte … laufen und laufen und laufen…

Der Gesang der Feuertänzer brach ab. Ausrufe von Ehrfurcht und Schrecken mischten sich in die Worte des Rituals. Maefwaru stand vor seiner Gemeinde und schwenkte, entsetzt und begeistert zugleich, die dikken Arme.

»*Veng'a Sutekh!*« schrie er. »Herzog des Schwarzen Windes! Gekommen, das Dritte Haus unseres Meisters zu errichten!«

Der Riese auf dem Stier starrte auf ihn hinunter. Dann drehte sich die Kapuze langsam nach rechts und links und blickte über den Gipfel. Die unsichtbaren Augen streiften Simon wie ein eisiger Wind.

»O Gott! Usires am B-B-Baum!« stöhnte Miriamel. »Was ist das?«

Seltsamerweise ließ Simons Wahnsinn bei diesen Worten einen Augenblick nach, als sei seine Furcht zu groß und damit unhaltbar geworden. Er hatte noch nie soviel Angst in Miriamels Stimme gehört, und ihr Grauen riß ihn vom Rand des Abgrunds zurück. Plötzlich merkte er, daß er das Kristallstück noch in den erstarrten Fingern hielt.

»Es ist ein böses … ein böses Wesen«, keuchte er. »Einer von den … Führern des Sturmkönigs…« Er griff nach ihren Handgelenken und fing von neuem zu sägen an. »Halt still, Miri, halt still.«

Miriamel schluckte. »Ich versuch's.«

Die Nornen waren inzwischen zu Maefwaru getreten und sprachen mit

ihm. Anscheinend war er der einzige der Feuertänzer, der den Anblick des Stiers und seines Reiters ertragen konnte; der Rest der Gemeinde duckte sich in das Gestrüpp des Unterholzes. Ihr Gesang hatte sich in das Schluchzen einer Furcht verwandelt, die an Verzückung grenzte.

Jetzt drehte Maefwaru sich um und zeigte auf den Baum, an dem Simon und Miriamel festgebunden waren.

»Sie k-kommen uns holen«, stotterte Simon. Im selben Augenblick durchtrennte der Scherben die letzten Fäden von Miriamels Stricken. »Schnell, schneid meine Fesseln durch!«

Miriamel wandte sich zur Seite und versuchte, mit ihrem flatternden Mantel vor den Feuertänzern zu verbergen, was sie tat. Simon konnte fühlen, wie sie mit kräftigen Bewegungen die Schneide des Kristallsplitters über den dicken Hanf führte. Langsam kamen die Nornen über die Höhe auf sie zugeschritten.

»O Ädon! Sie kommen!«

»Ich bin fast durch«, flüsterte Miriamel. Etwas bohrte sich in sein Handgelenk. Miriamel fluchte. »Es ist hingefallen!«

Simon senkte den Kopf. Es hatte doch alles keinen Zweck gehabt.

Neben ihm schlang Miriamel hastig ihre eigenen durchtrennten Fesseln wieder um die Handgelenke, damit es aussah, als sei sie noch gebunden.

Immer näher kamen die Nornen. Ihr anmutiger Gang und die wehenden Gewänder ließen es fast so aussehen, als schwebten sie über den holprigen Boden. Ihre Gesichter waren ausdruckslos, die Augen schwarz wie die Löcher zwischen den Sternen. Sie umringten den Baum und packten Simons Arme mit kaltem, unentrinnbarem Griff. Einer von ihnen durchschnitt das Seil, das die Gefangenen am Baum gehalten hatte, dann zerrten sie Miriamel und Simon, die nur stolpernd gehen konnten, über den Gipfel und auf den düster aufragenden Stein und die Schreckensgestalt zu, die aus dem roten Nebel aufgetaucht war.

Sein Herz raste, als er sich dem Stier und seinem Reiter näherte. Mit jedem Schritt schlug es schneller, bis er fürchtete, es werde ihm aus der Brust springen. Wie entsetzlich fremdartig waren die Nornen, die ihn hielten, feindselig und unversöhnlich – und doch war die Furcht, die sie ihm einflößten, ein Nichts, verglichen mit dem alles erstickenden Grauen, das von der Roten Hand des Sturmkönigs ausging.

Die Nornen schleuderten ihn zu Boden. Die Hufe des Stiers, jeder einzelne breit wie ein Faß, waren nur wenige Ellen entfernt. Er wollte sie nicht ansehen, das Gesicht nur in den schützenden Pflanzenwuchs pressen,

aber etwas zog seinen Kopf erbarmungslos nach oben, bis er in die Tiefen der schwarzen Kapuze starrte. Dort schimmerte etwas wie eine Flamme.

»Wir sind gekommen, das Dritte Haus zu errichten«, sagte das Wesen, und seine steinerne Stimme rollte über Simon hin und durch sein Inneres und erschütterte die Erde und alle seine Knochen. »Was ist … das?«

Maefwaru war so außer sich vor Angst und Erregung, daß seine Stimme sich überschlug. »Ich hatte einen Traum! Der Meister wollte diesen Jüngling haben, großer Veng'a Sutekh! Ich weiß es!«

Etwas Unsichtbares packte Simons Hirn so jäh wie Falkenklauen ein Kaninchen. Er spürte, wie seine Gedanken durcheinandergerüttelt und mit roher Rücksichtslosigkeit umhergeschleudert wurden, bis er aufschreiend vor Schreck und Schmerz vornüber aufs Gesicht stürzte. Nur ganz von fern hörte er das Wesen weitersprechen.

»Wir erinnern uns an diese kleine Fliege – aber wir brauchen sie nicht mehr. Die Rote Hand hat jetzt andere Aufgaben … und um sie zu erfüllen, brauchen wir mehr Blut. Nehmt sein Leben zu dem der anderen auf dem Klagenden Stein.«

Simon wälzte sich auf den Rücken und starrte in den bewölkten, sternlosen Himmel. Um ihn drehte sich alles.

Wir brauchen ihn nicht mehr… Die Worte wirbelten in seinem Kopf herum wie wahnsinnig. *Wir brauchen ihn nicht mehr…*

»Simon! Steh auf!«

Vage erkannte er Miriamels Stimme, aus der grelles Entsetzen klang. Sein Kopf hing schlaff herunter. Jemand kam auf ihn zu, ein heller Fleck vor seinen trüben Augen. Einen schrecklichen Moment dachte er, es sei der große Stier, dann wurde sein Blick klarer. Es war Maefwaru, der sich ihm näherte, das Messer hoch erhoben. Es funkelte im zuckenden Schein des Feuers.

»Die Rote Hand fordert dein Blut«, verkündete der Anführer der Feuertänzer. In seinen Augen stand nichts als Wahnsinn. »Du wirst helfen, das Dritte Haus zu errichten.«

Mühsam versuchte Simon, sich aus den Schlingen des Grases zu befreien und auf die Knie zu kommen. Miriamel hatte ihre vorgetäuschten Fesseln abgestreift und warf sich Maefwaru entgegen. Einer der Nornen ergriff sie beim Arm und zog sie an seine schwarzverhüllte Brust, eng wie ein Liebhaber; aber zu Simons Überraschung tat der Unsterbliche nichts wei-

ter. Er hielt sie nur so fest, daß sie hilflos war. Die schwarzen Augen des Nornen waren aufmerksam auf Maefwaru gerichtet, der, ohne dem Mädchen auch nur einen Blick zu schenken, weiter auf Simon zuschritt.

Die ganze Welt schien den Atem anzuhalten. Selbst das Feuer flackerte langsamer. Die Rote Hand, die Nornen, Maefwarus ängstlich geduckte Anhänger – alle verhielten sich so still, als warteten sie auf etwas. Der untersetzte Anführer der Feuertänzer hob sein Messer noch höher.

Wütend riß Simon an seinen Fesseln und spannte die Arme an, bis er das Gefühl hatte, die Muskeln müßten ihm von den Knochen springen. Miriamel hatte die Stricke erst zum Teil durchgetrennt.

Wenn nur … wenn nur…

Das Seil riß. Simons Arme schnellten vor. Die Schlingen glitten von seinen Gelenken und fielen zur Erde. Dort, wo der Scherben ihn geschnitten und der Strick ihn wundgescheuert hatte, tropfte Blut von Händen und Fingern.

»Komm doch!« keuchte er und ballte die Fäuste. »Hol mich doch!« Maefwaru lachte. Auf seiner Stirn und dem kahlen Schädel standen Schweißperlen. Die dicken Muskeln an seinem Hals zuckten, als er aus seinem Gewand ein zweites Messer zog. Sekundenlang glaubte Simon, der Feuertänzer wolle es ihm zuwerfen, um für einen gerechten Kampf zu sorgen, aber Maefwaru dachte gar nicht daran. In jeder Hand eine Klinge, tat er einen weiteren Schritt auf Simon zu. Er stolperte, fing sich wieder … noch einen Schritt.

Im selben Augenblick fuhr er auf und griff sich so hastig mit beiden Händen an den Hals, daß er sich mit seinen eigenen Messern verletzte. Seine rasende Freude wich einem Ausdruck der Verwirrung. Jäh versagten ihm die Beine, und er kippte vornüber ins Unterholz. Bevor Simon überhaupt begriff, was vorging, flog ein Schatten an ihm vorbei und warf sich auf den Nornen, der Miriamel noch immer gepackt hielt. Der Weißhäutige wurde zu Boden geschleudert und ließ die Prinzessin los. Sie taumelte und fiel hin.

»Simon!« schrie jemand. »Nimm das Messer!«

Benommen blickte Simon auf die lange Klinge, die noch immer in Maefwarus Faust glänzte. Er kniete nieder – die Nachtluft war plötzlich voller merkwürdiger Geräusche, Knurren und Schreien und einem merkwürdig grollenden Summen –, riß sie aus dem Todesgriff des Feuertänzers und stand auf.

Der Norne, der Miriamel festgehalten hatte, wälzte sich mit etwas Grau-

em, Fauchendem am Boden. Seine beiden Begleiter eilten ihm zu Hilfe. Die Prinzessin war davongekrochen; als sie jetzt Simon sah, richtete sie sich auf und lief auf ihn zu, wobei sie über Schlingpflanzen und unter Blättern verborgene Steine stolperte.

»Hierher!« kam ein Zuruf vom Rand der Lichtung. »Hier entlang!«

Als Miriamel bei ihm war, packte Simon sie bei der Hand und rannte auf die Stimme zu. Zwei Feuertänzer stellten sich ihnen entgegen, aber Simon stach mit Maefwarus Messer auf den einen ein und riß ihm eine rote Wunde ins weiße Gewand. Miriamel entkam dem anderen, indem sie ihm das zu Tode erschrockene Gesicht zerkratzte, bis er sie losließ. Dazwischen wurde das grollende Aufbrüllen des Wesens auf dem Stier immer lauter. Simon begriff, daß es sprach, aber er konnte die Worte nicht mehr verstehen; sein Kopf drohte zu platzen.

»Hier drüben!« Aus den Bäumen am Rand des Gipfelplateaus war eine kleine Gestalt getreten. Das lodernde Feuer tauchte sie in flammendrotes Licht.

»*Binabik!*«

»Lauft zu mir!« rief der Troll. »Mit Schnelligkeit!«

Simon konnte nicht anders, er mußte sich noch einmal umsehen. Vor dem Opferstein schnaubte der riesige Bulle und scharrte den Boden auf; er grub tiefe Furchen in die feuchte Erde.

Inelukis Unterführer saß glühend auf seinem Rücken; aus den schwarzen Gewändern glomm roter Schein. Das Wesen unternahm keinen Versuch, Simon und Miriamel zu verfolgen, als widerstrebe es ihm, den Kreis zu verlassen, in dessen Innerem der Boden mit Blut getränkt war. Einer der Nornen lag mit zerrissener, blutiger Kehle auf der Erde, ein zweiter daneben, das Opfer eines der vergifteten Dornen des Trolls. Der dritte Schwarzgekleidete kämpfte mit dem Angreifer, der seinem Gefährten den Hals zerfleischt hatte. Inzwischen jedoch begannen die Feuertänzer allmählich zu sich zu kommen, und ein halbes Dutzend von Maefwarus Anhängern traf Anstalten, den fliehenden Gefangenen zu folgen. Ein Pfeil sauste an Simons Ohr vorbei und verschwand in den Bäumen.

»Dort hinunter!« Binabik hüpfte behende vor ihnen her. Er machte Simon und Miriamel ein Zeichen, weiterzulaufen, blieb stehen und hob die Hände an den Mund. »*Qantaqa! Qantaqa sosa!*«

Während sie querfeldein und mitten durch die Bäume den Hang hinab rannten, wurde das verworrene Geschrei hinter ihnen allmählich leiser. Ein knappes Dutzend Schritte weiter ragten im Dunst plötzlich Umrisse auf –

zwei Pferde.

»Lockerlich sind sie angebunden!« rief der Troll ihnen zu. »Erklettert sie und reitet!«

»Komm, Binabik, reite mit mir!« keuchte Simon.

»Das ist nicht nötig.«

Simon blickte auf und sah einen großen, grauen Schatten auf den nebligen Felsvorsprung oberhalb von Binabik treten.

»Tapfere Qantaqa!« rief der Troll, packte die Wölfin am Nackenfell und schwang sich auf ihren Rücken.

Der Lärm der Verfolger wurde wieder lauter. Simon fingerte ungeschickt an den Zügeln herum und bekam sie endlich frei. Neben ihm zog sich Miriamel mühsam am Sattelknauf hinauf. Mit einiger Anstrengung erklomm auch Simon den Pferderücken. Jetzt erst merkte er, daß er auf Heimfinderin saß. Nach den vielen anderen verrückten Dingen, die er erlebt hatte, verblüffte das Wiedersehen mit seinem Pferd Simon derart, daß er einfach zu denken aufhörte. Qantaqa sprang mit Binabik auf dem Rükken an ihm vorbei und trabte geschwind den Berg hinunter. Simon klammerte sich an Heimfinderins Hals, rammte ihr die Fersen in die Flanke, und fort ging es, immer dem wehenden Wolfsschwanz nach, hinein in die Äste, die ihn nicht freigeben wollten, hinab in die dunkleren Schatten.

Die Nacht war zu einer Art Wachtraum geworden, zu einer verschwommenen Reihe verkrüppelter Bäume und feuchten Nebels. Als Binabik endlich anhielt, hätte Simon nicht sagen können, wie lange sie geritten waren. Noch immer befanden sie sich auf der Bergflanke, aber in dichterem Wald, so daß man nicht einmal den bewölkten Himmel oben sehen konnte. Die Finsternis war so undurchdringlich, daß sie seit einiger Zeit nur noch im Schritt reiten konnten. Miriamel und Simon mußten sich anstrengen, um Qantaqas graue Gestalt nicht aus den Augen zu verlieren, obwohl die Wölfin nur ein paar Ellen vorauslief.

»Hier«, erklärte Binabik jetzt leise. »Zuflucht.«

Simon stieg ab und folgte dem Klang seiner Stimme, Heimfinderin am Zügel.

»Haltet eure Köpfe stets niedrig«, warnte der Troll. Seine Worte erzeugten ein Echo.

Der feuchte, schwammige Boden wich einer trockeneren, festeren Unterlage. Die Luft war stickig.

»Nun bleibt stehen, wo ihr seid.« Binabik verstummte. Nur ein leises Rascheln war zu hören. Lange Augenblicke vergingen. Simon stand da und horchte auf sein eigenes schweres Atmen. Noch immer hämmerte sein Herz, und seine Haut war feucht von kaltem Schweiß. Waren sie wirklich in Sicherheit? Und Binabik! Woher kam er? Wie hatte er so unerwartet, so sehr zu ihrem Glück, hiersein können?

Es zischte und flackerte, dann blühte an der Spitze einer Fackel, die der Troll in der kleinen Hand hielt, eine Flamme auf. Das Licht erhellte eine lange, niedrige Höhle, deren hinteres Ende man nicht sehen konnte, weil eine Krümmung des Felsens es verbarg.

»Tiefer hinein müssen wir«, erklärte Binabik. »Aber unsicher wäre das Wandern darin ohne Licht.«

»Was ist das für ein Ort?« fragte Miriamel. Beim Anblick ihrer blutigen Beine und der blassen, verängstigten Züge krampfte sich Simons Herz zusammen.

»Nur eine Höhle.« Binabik lächelte, das willkommene und vertraute, gelbe Zähnefletschen. »Traut einem Troll, eine Höhle zu finden.« Er winkte ihnen, ihm zu folgen. »Bald dürft ihr ruhen.«

Die Pferde sträubten sich zunächst, ließen sich aber schnell beruhigen und weiterführen. Die Höhle war voll trockener Äste und Blätter. Hier und da schimmerten die Knochen kleiner Tiere weiß aus dieser Streu hervor. Nach ein paar hundert Schritten hatten sie das Ende der Höhle erreicht, eine Grotte, die etwas höher und wesentlich breiter war als der Eingangstunnel. An einer Wand rann ein breiter Strom Wasser über einen flachen Stein und füllte einen kleinen Teich. Simon band Miriamels Pferd und Heimfinderin daneben an einen Felsvorsprung.

»Hier wollen wir den Abend verbringen«, sagte Binabik. »Das Holz, das ich hingelegt habe, ist trocken, und der Rauch, der von ihm aufsteigt, wird nicht stark sein.« Er wies auf eine dunkle Spalte in der Decke. »Ich habe gestern abend auch ein Feuer gehabt. Der Rauch wird dort hinaufgetragen. Atmen ist möglich.«

Simon sank auf den Boden. Die trockenen Zweige unter ihm knackten. »Und wie sieht es mit den Nornen aus – und den anderen?« Eigentlich war ihm jetzt alles gleichgültig. Wenn sie ihn haben wollten, sollten sie ihn holen. Jeder Zoll seines Körpers tat ihm weh.

»Zweifeln möchte ich, daß sie diesen Platz finden werden, aber noch mehr zweifle ich, daß ihre Suche lang sein wird.«

Der Troll machte sich daran, in dem Steinring, den er am Abend zuvor

gelegt hatte, Holz auf die alte Asche zu schichten.

»Diese Nornen waren mit einer wichtigen Aufgabe beschäftigt, und wie es schien, brauchten sie euch nur eures Blutes wegen. Ich denke, die Menschen, die dort zurückgeblieben sind, besitzen genügend Blut, um das Werk zu vollenden.«

»Aber was haben sie vor, Binabik?« Miriamels Augen glänzten fiebrig. »Was war es, wovon sie immer redeten – ›das Dritte Haus‹? Und wer war dieses … dieses Wesen?«

»Jenes Geschöpf des Grauens war einer der Roten Hand«, erklärte Binabik, und der sorgenvolle Ausdruck seines Gesichts strafte den nüchternen Tonfall Lügen. »Nie habe ich mit meinen Augen etwas wie ihn erblickt, obwohl Simon mir Geschichten erzählt hat.« Kopfschüttelnd griff er nach seinem Feuerstein, um das Holz in Brand zu setzen. »Ich weiß nicht, was er hier will, obwohl ich überzeugt bin, daß er nach dem Willen des Sturmkönigs handelt. Ich werde darüber noch nachdenken.« Das Feuer begann zu züngeln. Der Troll nahm seinen Reisesack und wühlte darin herum. »Laßt mich die Stellen reinigen, an denen ihr Schnittwunden habt.«

Simon saß still daneben, als Binabik mit einem feuchten Lappen Miriamels zahlreiche Wunden abtupfte und dann etwas aus einem kleinen Tiegel darauf rieb. Als Simon an der Reihe war, fielen ihm schon fast die Augen zu. Er gähnte.

»Aber wie kamst du hierher, Binabik?« Er zuckte zusammen, als der kleine Mann eine schmerzende Stelle berührte. »Was … wie …?«

Der Troll lachte. »Bald wird Zeit genug sein, alles zu berichten. Zuerst freilich sind Essen und Schlafen von Bedeutung.«

Er betrachtete die beiden. »Hm. Vielleicht erst Schlafen, dann Essen.« Er stand auf und klopfte sich die Hände an der weiten Hose ab.

»Dort ist etwas, über das ihr euch freuen werdet.« Er deutete hinüber in die Dunkelheit, wo Heimfinderin und Miriamels Reittier standen und aus dem kleinen Teich tranken.

»Was ist es?« Simon riß die Augen auf. »Unsere Satteltaschen!«

»Jawohl, und eure Schlafbetten ruhen noch auf ihnen. Eine Glücklichkeit war es für mich, daß die Feuertänzer sie noch nicht weggenommen hatten. Ich ließ sie hier, als ich euch den Berg hinauf folgte. Es war ein Wagnis, aber ich wußte nicht, ob sie etwas enthielten, das ihr nicht verlieren durftet.« Er lachte. »Auch wollte ich euch nicht auf beladenen Pferden durch die Finsternis reiten lassen.«

Simon war schon dabei, seine Schlafdecken heranzuzerren und die Satteltaschen zu untersuchen. »Mein Schwert!« sagte er erfreut. Dann verdüsterte sich seine Miene. »Ich mußte Jirikis Spiegel zerbrechen, Binabik.«

Der Kleine nickte. »Ich habe es wohl gesehen. Aber ich zweifle, daß ich eurer Flucht hätte helfen können, wären eure Hände nicht frei gewesen. Ein trauriges Opfer, Simon-Freund, aber ein kluges.«

»Und mein weißer Pfeil…« fügte Simon sinnend hinzu. »Den vergaß ich auf dem Sesuad'ra.« Er warf Miriamel ihre Schlafdecken zu und fand eine einigermaßen ebene Stelle, um seine darauf auszubreiten. »Ich habe nicht besonders gut auf meine Geschenke geachtet…«

Binabik lächelte ein winziges Lächeln. »Du sorgst dich zuviel. Schlaft nun eine Weile. Ich werde euch später wecken und euch ein warmes Essen reichen.« Er wandte sich wieder dem Feuer zu. Der Schein der Fackel spielte auf seinem runden Gesicht.

Simon sah zu Miriamel hinüber, die sich bereits zusammengerollt und die Augen geschlossen hatte. Ihre Verletzungen schienen nicht schwerwiegend zu sein, obwohl sie sichtlich ebenso erschöpft war wie er. Nun hatten sie doch überlebt. Er hatte nicht völlig versagt.

Plötzlich fuhr er in die Höhe. »Die Pferde! Ich muß noch absatteln.«

»Das werde ich tun«, beruhigte Binabik. »Es ist Zeit für eure Ruhe.« Simon legte sich in seine Decken zurück und sah den Schatten zu, die an der Höhlendecke tanzten. Fast sofort war er eingeschlafen.

X

Eine Wunde in der Welt

Das sanfte Plätschern fallenden Wassers weckte Simon. Er hatte davon geträumt, in einem Ring aus Feuer gefangen zu sein, dessen Flammen immer enger und enger wurden. Von irgendwo außerhalb des lodernden Kreises hatte Rachel der Drache nach ihm gerufen: er sollte herkommen und seine Arbeit tun. Er hatte ihr erklären wollen, daß er gefangen war, aber sein Mund war voller Rauch und Asche gewesen.

Das Wasser klang so lieblich wie die Morgenandacht in der Hochhorstkapelle. Simon kroch über den raschelnden Höhlenboden und tauchte die Hände in den kleinen Teich. Dann warf er einen kurzen Blick auf seine Handflächen. Im Schein des niedrig brennenden Feuers konnte er nicht erkennen, ob das Wasser einen unbedenklichen Eindruck machte. Er roch daran, berührte es eine Sekunde mit der Zunge und trank. Es schmeckte süß und kalt. Wenn es giftig war, hatte er nichts dagegen, so zu sterben.

Mondkalb. Die Pferde haben daraus getrunken, und Binabik wusch damit unsere Wunden aus.

Außerdem war selbst der Tod durch Gift dem Schicksal vorzuziehen, dem sie so knapp entgangen waren … wann? Gestern abend?

Das kalte Wasser brannte in den Wunden an Armen und Händen. Jeder einzelne Muskel tat ihm weh, die Gelenke waren steif und schmerzten. Trotzdem fühlte er sich nicht ganz so elend, wie er eigentlich gedacht hatte. Vielleicht hatte er ja länger als nur ein paar Stunden geschlafen, die Tageszeit war hier drinnen unmöglich zu erkennen. Simon sah sich suchend in der Höhle um. Wie lange hatte er geruht? Die Pferde standen nach wie vor ruhig in ihrer Ecke. Auf der anderen Seite des Lagerfeuers bemerkte er Miriamels goldenes Haar, das unter ihrem Mantel hervorschaute.

»Ah, Simon-Freund!«

Er drehte sich um. Binabik kam den Gang zur Hauptkammer heraufgetrottet, die hohlen Hände vor sich ausgestreckt.

»Sei gegrüßt«, sagte Simon, »und guten Morgen, wenn es Morgen ist.«

Der Troll lächelte. »Es ist in der Tat diese Zeit, wenngleich die Tagesmitte bald zu uns kommen wird. Ich war soeben draußen im Wald, der voller Kälte und Nebel steckt – auf der Pirsch nach einem höchst flüchtigen Wild.« Er hielt die Hände hoch. »Pilze.«

Der Troll setzte sich ans Feuer und schüttete seine Schätze auf einen flachen Stein, um sie zu sortieren. »Das hier ist eine Graukappe. Und das eine Kaninchennase – die viel besser schmeckt, glaube ich, als eine echte und sich mit weit weniger Unappetitlichkeit zubereiten läßt.« Er prustete. »Ich werde sie kochen, und wir werden ein ungemein erfreuliches Frühstücken haben.«

Simon grinste. »Ach, es tut gut, dich zu sehen, Binabik. Selbst wenn du uns nicht gerettet hättest, wäre ich froh, dich wiederzusehen.«

Der Troll hob die Brauen. »Ihr habt beide viel dazu getan, euch selbst zu retten, Simon – und das ist ein Umstand voller Glück, denn du scheinst immer wieder in die merkwürdigsten Patschen zu geraten. Einmal hast du mir erzählt, deine Eltern seien einfache Leute gewesen. Doch mich dünkt, daß zumindest einer von ihnen gar kein Mensch war, sondern eine Motte.«

Er lächelte spöttisch und wies auf das Feuer. »Immer fliegst du auf die nächste brennende Flamme zu.«

»Ja, es sieht so aus.« Simon ließ sich auf einem Felsvorsprung nieder und rutschte vorsichtig hin und her, um die am wenigsten schmerzhafte Stellung zu finden. »Und wie geht es nun weiter? Wie hast du uns gefunden?«

»Betreffend die Frage, wie es weitergeht« – Binabik runzelte angestrengt die Stirn, während er mit seinem Messer die Pilze kleinschnitt – »lautet mein Vorschlag: Essen. Ich beschloß, daß es größere Güte wäre, euch schlafen zu lassen, als euch zu wecken. Nun aber müßt ihr voller Hungrigkeit sein.«

»*Großer* Hungrigkeit«, bestätigte Simon.

»Und hinsichtlich deiner anderen Frage denke ich, daß ich warten will, bis auch Miriamel erwacht. Denn so gern ich auch spreche, gelüstet es mich doch nicht, alle meine Geschichten zweimal zu erzählen.«

»Wenn ihr mich wecken wolltet«, kam Miriamels ärgerliche Stimme aus den Schlafdecken, »dann habt ihr das mit eurem lauten Gerede hervorragend geschafft.«

Binabik blieb ungerührt. »Dann haben wir Euch einen Gefallen erwiesen, denn schon bald werde ich eine Mahlzeit für Euch haben. Es gibt hier sauberes Wasser zum Waschen, und wenn Ihr hinausgehen möchtet, so

habe ich mich dort mit Sorgfalt umgeblickt, und es scheint niemand um die Wege zu sein.«

Miriamel stöhnte. »Oooh! Mir tut alles weh.« Sie krabbelte mühsam aus ihren Decken, wickelte sich in ihren Mantel und stolperte aus der Höhle.

»Morgens ist sie nie besonders fröhlich«, erläuterte Simon schadenfroh. »Nicht ans frühe Aufstehen gewöhnt, nehme ich an.«

Er war auch nie gern aufgestanden, aber ein Küchenjunge hatte wenig Einfluß darauf, wie früh er aus dem Bett springen oder wann er mit der Arbeit anfangen mußte, und Rachel hatte stets sehr energisch betont, daß Faulheit die größte Sünde überhaupt sei.

»Wer wäre schon voller Fröhlichkeit nach dem, was ihr gestern abend erlebt habt?« meinte Binabik stirnrunzelnd. Er warf die Pilze in einen Topf mit Wasser, gab ein Pulver aus einem kleinen Beutelchen hinzu und stellte den Topf dann ganz außen an den Rand der Glut. »Ich wundere mich, daß die Dinge, die du im vergangenen Jahr gesehen hast, dir nicht den Verstand geraubt oder dich zumindest so ängstlich gemacht haben, daß du unablässig zitterst.«

Simon dachte einen Moment darüber nach. »Manchmal habe ich schon Angst. Manchmal kommt mir alles so *groß* vor – der Sturmkönig, der Krieg mit Elias. Aber ich kann immer nur das tun, was gerade vor mir liegt.« Er zuckte die Achseln. »Das *Ganze* werde ich ohnehin nie begreifen. Und sterben kann ich nur einmal.«

Binabik musterte ihn aus klugen Augen. »Du hast mit Camaris gesprochen, meinem ritterlichen Freund. Deine Worte klingen seinen Regeln der Ritterschaft sehr ähnlich, obwohl das, was du sagst, von wahrer Simon-Bescheidenheit ist.« Er spähte in seinen Topf und rührte mit einem Stock den Inhalt um.

»Nur noch einige Zutaten, dann werde ich es ein Weilchen sich selbst überlassen.« Er warf ein paar Streifen Dörrfleisch hinein, hackte eine kleine, recht windschiefe Zwiebel in Stücke und fügte sie hinzu und rührte dann die Mischung noch einmal um.

Als er mit dieser Tätigkeit fertig war, griff der Troll nach seinem Ledersack, zog ihn zu sich heran und durchforstete ihn mit dem Ausdruck heftiger Konzentration. »Ich habe darin etwas, von dem ich glaube, es könne deine Teilnahme wecken…« murmelte er gedankenverloren. Schließlich förderte er ein in Blätter gewickeltes, längliches Paket zutage. »Ah … hier.«

Simon nahm es und erkannte es am Gefühl, noch ehe er es ausgepackt

hatte. »Der Weiße Pfeil!« flüsterte er. »Ach, Binabik! Danke! Ich war ganz sicher, ihn verloren zu haben.«

»Und das hattest du auch«, entgegnete der Troll trocken. »Doch da ich dir ohnehin einen Besuch abstatten wollte, schien mir, ich könnte ihn ebensogut mit mir befördern.«

Miriamel kam zurück. Begeistert hielt Simon ihr seinen Schatz entgegen. »Seht nur, Miriamel! Mein Weißer Pfeil! Binabik hat ihn mitgebracht.«

Sie schenkte dem Pfeil kaum einen Blick. »Das war sehr freundlich. Ich freue mich für dich, Simon.«

Sie ging zu ihren Satteltaschen und fing an, darin herumzusuchen. Simon sah ihr nach. Womit hatte er sie jetzt schon wieder verärgert? Das Mädchen war wechselhafter als jedes Wetter. Und war *er* es nicht, der eigentlich *ihr* böse sein sollte?

Er schnaubte leise und wandte sich wieder an Binabik. »Erzählst du uns jetzt, wie du uns entdeckt hast?«

»Geduld!« Binabik winkte mit der rundlichen Pfote. »Wir wollen zuerst unser Essen und ein wenig Frieden genießen. Prinzessin Miriamel ist noch nicht einmal zu uns herübergekommen. Auch gibt es noch andere Neuigkeiten, nicht alle davon ersprießlich.« Wieder beugte er sich über seinen Reisesack und wühlte. »Aha! Da sind sie.« Er holte ein neues Päckchen heraus, einen kleinen, verschnürten Beutel. Er schüttete ihn über einem flachen Stein aus, und heraus rollten seine Wurfknöchel. »Während wir harren, will ich herausfinden, was mir die Knöchel verraten.« Die Knöchel stießen mit sanftem Klicken aneinander, als er sie vorsichtig aufsammelte und dann nacheinander wieder auf den Stein fallen ließ. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er das Ergebnis.

»Der Pfad im Schatten.« Er grinste säuerlich. »Es ist nicht das erste Mal, daß ich ihn erblicke.« Wieder warf er. »Die schwarze Spalte.« Er wiegte bedenklich den Kopf. »Das hatten wir auch bereits.« Ein letztes Mal schüttelte er die Knöchel und kippte sie vor sich aus. »Chukkus Steine!«

Seine Stimme klang brüchig.

»Ist ›Chukkus Steine‹ ein schlechter Wurf?« fragte Simon.

»Es ist ein Fluchwort«, erläuterte Binabik. »Ich habe es gesagt, weil ich dieses Muster der Knöchel noch nie gesehen habe.« Er neigte sich tiefer über das vergilbte Häufchen. »Es ist ein wenig wie ›Flügelloser Vogel‹. Aber doch nicht.« Er nahm einen der Knöchel auf, der lose über zwei anderen gelegen hatte, und holte tief Luft. »Könnte es ›Tanzende Berge‹ sein?«

Als er zu Simon aufsah, war ein Glanz in seinen Augen, der Simon gar nicht gefiel. »Nie habe ich das erblickt, noch kenne ich jemanden, der es getan hätte. Doch ist mir, als hätte ich einmal davon reden hören … als mein Meister Ookequk mit einer weisen alten Frau vom Berg Chugik sprach.«

Simon zuckte ratlos die Achseln. »Aber was bedeutet es?«

»Veränderungen. Dinge, die anders werden. Große Dinge.«

Binabik seufzte. »Wenn es wirklich ›Tanzende Berge‹ ist. Hätte ich meine Schriftrollen hier, könnte ich es vielleicht genauer entdecken.« Er schob die Knöchel zusammen und ließ sie wieder in den Beutel fallen. Dabei wirkte er recht beunruhigt. »Es ist ein Wurf, der sich nur ganz wenige Male gezeigt hat, seit die Singenden Männer von Yiqanuc überhaupt ihr Leben und Wissen auf Leder geschrieben haben.«

»Und was ist dann geschehen?«

Binabik steckte den Beutel weg. »Laß mich warten, bevor weitergesprochen wird, Simon. Ich muß mich besinnen.«

Simon hatte die Knochenorakel des Trolls bisher nie sonderlich ernst genommen – sie waren ihm immer so unbestimmt und wenig hilfreich vorgekommen wie die Prophezeiungen eines Wahrsagers vom Jahrmarkt –, aber Binabiks sichtliches Unbehagen erschreckte ihn nun doch.

Bevor er jedoch den Troll drängen konnte, ihm mehr zu erzählen, kam Miriamel ans Feuer zurück und setzte sich zu ihnen. »Ich gehe nicht zurück«, verkündete sie ohne Einleitung.

Binabik und Simon schauten sie überrascht an.

»Ich verstehe den Sinn Eurer Worte nicht, Prinzessin«, sagte der Troll.

»O doch, das tust du. Und bitte nennt mich nicht mehr ›Prinzessin‹ und ›Ihr‹. Binabik hat mir gestern das Leben gerettet, Simon ist mein Reisekamerad. Ich betrachte euch als meine Freunde. Wollt ihr meine Bitte erfüllen?«

Die beiden nickten stumm. Miriamel fuhr fort: »Trotzdem weiß ich, daß mein Onkel dich geschickt hat, Binabik, um mich zurückzuholen. Und ich erkläre dir hiermit, daß ich nicht gehe.«

Ihr Gesicht war so hart und entschlossen, wie Simon es selten gesehen hatte. Er verstand jetzt ihren Ärger, aber auch er war ärgerlich. Warum war sie immer so starrsinnig, so schnell gekränkt? Es sah fast aus, als genieße sie es, mit ihren Worten andere Menschen abzuschrecken.

Binabik spreizte die Handflächen. »Ich könnte dich zu nichts zwingen,

das nicht dein eigener Wunsch wäre, Miriamel. Noch würde ich es versuchen.« Seine braunen Augen waren voller Mitgefühl. »Aber es stimmt, daß dein Onkel und viele andere sich deinetwegen sorgen. Sie fürchten für deine Sicherheit und zerbrechen sich den Kopf über deine Pläne. Ich möchte dich *bitten*, umzukehren … aber dazu zwingen will und kann ich dich nicht.«

Miriamel wirkte ein wenig erleichtert, schob aber noch immer trotzig das Kinn vor. »Es tut mir leid, Binabik, daß du umsonst eine so weite Reise gemacht hast, aber ich kann nicht umkehren. Ich habe eine Aufgabe.«

»Sie will ihrem Vater sagen, daß sein ganzer Krieg ein Fehler ist«, murrte Simon unfreundlich.

Miriamel warf ihm einen angewiderten Blick zu. »Das ist nicht der Grund, Simon. Ich habe dir erklärt, warum.« Zögernd erläuterte sie Binabik ihre Vermutungen, wie Elias unter den Einfluß des Sturmkönigs geraten sein konnte.

Als sie geendet hatte, dachte der Troll eine Weile nach und nickte dann. »Ich denke, du hast vielleicht wirklich seinen Fehler entdeckt. Deine Annahme deckt sich stark mit meinem eigenen Verdacht. Aber das bedeutet noch keine Wahrscheinlichkeit für dich, Erfolg zu haben.« Er zog die Stirn in Falten. »Wenn dein Vater in die Gewalt des Sturmkönigs gekommen ist – ob durch Pryrates' Listigkeit oder auf andere Weise –, so ist er nun vielleicht wie ein Mann, der zuviel *Kangkang* trinkt. Man kann ihm zwar sagen, daß seine Familie verhungert und seine Schafe davonlaufen, aber vielleicht hört er es gar nicht.« Er legte die Hand auf Miriamels Arm. Sie zuckte zusammen, rückte aber nicht fort. »Außerdem – und es fällt meinem Herzen schwer, das auszusprechen – ist die Wahrheit vielleicht, daß dein Vater, der König, ohne den Sturmkönig nicht mehr leben kann. Das Schwert *Leid* ist ein Ding von großer Macht, es besitzt ungeheure Stärke. Vielleicht wird dein Vater in Wahnsinn verfallen, wenn man es ihm nimmt.«

Miriamel stiegen die Tränen in die Augen, aber ihr grimmiger Ausdruck änderte sich nicht. »Ich will nicht versuchen, ihm das Schwert wegzunehmen, Binabik. Ich möchte ihm nur sagen, daß er zu weit gegangen ist. Mein Vater – mein *wirklicher* Vater – hätte nie gewollt, daß aus seiner Liebe zu meiner Mutter soviel Unheil entstünde. Alles, was seitdem geschehen ist, muß die Schuld anderer sein.«

Wieder spreizte Binabik die Hände, diesmal als Ausdruck der Resignation. »Ja – *wenn* du tatsächlich die wahren Gründe für seinen Wahnsinn ge-

funden hast, die Gründe für den Krieg und für seinen Pakt mit dem Sturmkönig. Und wenn er auf dich hört. Doch wie gesagt, ich kann dich an dieser Reise nicht hindern. Ich kann nur mitkommen und versuchen, euch vor Schaden zu schützen.«

»Du willst uns begleiten?« Simon war sehr zufrieden und merkwürdig erleichtert bei dem Gedanken, daß ein anderer die Last, die er als immer drückender empfand, mit ihm teilen wollte.

Der Troll nickte. Sein Lächeln war längst verschwunden. »Es sei denn, du wolltest mit mir zu Josua zurückkehren, Simon. Das könnte ein Grund sein, die Reise nicht fortzusetzen.«

»Nein, ich muß bei Miriamel bleiben. Ich habe es bei meinem Wort als Ritter geschworen.«

»Obwohl ich dich nicht darum gebeten habe«, warf Miriamel ein. Simon spürte einen kurzen, schmerzhaften Zorn, erinnerte sich aber an die Regeln der Ritterschaft und bezwang sich.

»Obwohl du mich nicht darum gebeten hast«, wiederholte er und sah sie finster an. Sie schien es darauf angelegt zu haben, ihn zu verletzen, trotz all des Schrecklichen, das sie gemeinsam erlebt hatten.

»Das ändert nichts an meiner Pflicht. Und, Binabik, während Miriamel nach dem Hochhorst will, heißt *mein* Ziel Swertclif. Dort liegt Hellnagel begraben, und Josua braucht es. Allerdings habe ich keine Ahnung, wie ich in die Burg hineinkommen soll, um auch *Leid* zu holen«, fügte er nachdenklich hinzu.

Binabik lehnte sich zurück und stieß einen müden Seufzer aus.

»Also will Miriamel nach dem Hochhorst, um ihren Vater zu bitten, den Krieg zu beenden, und du willst dorthin, um eines der Großen Schwerter für uns zu retten, und das ganz allein, nur deine eigene ritterliche Persönlichkeit?« Er beugte sich unvermittelt vor und bohrte den Rührstock in das im Topf schmorende Gebräu. »Merkt ihr denn nicht, wie unreif ihr beide euch anhört? Ich hätte gedacht, ihr wäret weiser geworden – nach so vielen Gefahren und Fast-Toden –, als daß ihr euch solche Aufgaben aufladen würdet.«

»Ich bin ein Ritter und kein Kind mehr, Binabik.«

»Das heißt nur, daß der Schaden, den du anrichten kannst, größer ist«, erwiderte der Troll, aber es lag etwas beinah Versöhnliches in seiner Stimme. »Wir wollen jetzt lieber essen. Trotz allem ist dies ein glückliches Wiedertreffen, auch wenn die Zeiten voller Unglücklichkeit sind.«

Simon war froh, sich nicht länger streiten zu müssen. »Ja, essen wir. Und du hast uns auch immer noch nicht erzählt, wie du uns gefunden hast.«

Binabik rührte seinen Eintopf noch einmal um. »Diese und andere Nachrichten, wenn ihr eure Mahlzeit eingenommen habt.« Mehr sagte er nicht.

Als die Geräusche zufriedenen Kauens ein wenig nachgelassen hatten, leckte sich Binabik die Finger und atmete tief ein. »Nun, da zumindest eure Mägen gefüllt und wir hier in Sicherheit sind, habe ich bittere Neuigkeiten, die berichtet werden müssen.«

Und während Simon und Miriamel mit wachsendem Grauen lauschten, schilderte der Troll den Überfall der Nornen auf das Lager und sein Nachspiel.

»Geloë tot?« Simon schien es, als schwanke der Boden unter seinen Füßen. Bald würde es auf der Welt keinen sicheren Platz mehr geben. »Verflucht sollen sie sein, diese Dämonen! Wäre ich doch nur dort gewesen … ich, ein Ritter des Prinzen…«

»Wahr mag es sein, daß ihr beide hättet dort sein sollen«, meinte Binabik milde, »oder doch, daß ihr nicht fortgehen durftet. Aber du hättest nichts ausrichten können, Simon. Alles ereignete sich mit großer Plötzlichkeit und Stille, und der Angriff hatte nur ein Ziel.«

Wütend über sich selbst schüttelte Simon den Kopf.

»Und Leleth.« Miriamel wischte sich die Tränen ab. »Das arme Kind – ihr ganzes Leben besteht nur aus Schmerz.«

Eine Weile saßen sie in betrübtem Schweigen da, dann nahm Binabik wieder das Wort. »Laßt mich nun von etwas weniger Traurigem sprechen – davon, wie ich euch entdeckt habe. Eigentlich gibt es da nicht viel zu erzählen. Qantaqa war es, die den größten Teil der Suche übernommen hat. Sie besitzt eine Nase voller Schlauheit. Meine einzige Furcht war, daß wir zu weit zurückfallen – auf großen Entfernungen traben Pferde schneller als Wölfe – und die Gerüche zu alt werden könnten. Doch das Glück ließ uns nicht im Stich. Ich folgte euch bis zum Rand des Aldheorte-Waldes, und dort stellte sich eine Zeit lang Verwirrung ein. Ich machte mir große Sorgen, euch zu verlieren, denn wir kamen nur langsam vorwärts, und es regnete. Aber der klugen Qantaqa gelang es, auf eurer Spur zu bleiben.«

»Dann warst du das also?« fragte Simon plötzlich. »Der nachts im Wald um unser Lager schlich?«

Der Troll sah ihn erstaunt an. »Ich glaube nicht, daß ich das getan habe. Wann ist es geschehen?«

Simon beschrieb den geheimnisvollen Späher, der sich ihrem Lager genähert und dann ins Dunkel zurückgezogen hatte.

Binabik schüttelte den Kopf. »Das war ich nicht. Ich würde auch nicht zu mir selbst gesprochen haben, obwohl ich vielleicht Worte zu Qantaqa gesagt hätte. Aber ich verspreche dir«, stolz richtete er sich auf, »daß Qanuc nicht solchen Lärm machen. Schon gar nicht nachts im Wald. Sehr besorgt, keine Mahlzeit für etwas Großes zu werden, sind wir Qanuc.« Er hielt inne. »Außerdem ist der Zeitpunkt nicht richtig. Wir wären noch mindestens einen oder zwei Tage hinter euch gewesen. Nein, unzweifelhaft war es das, was ihr selbst schon gedacht habt, ein Räuber oder ein Waldkätner.« Trotzdem überlegte er eine Weile, bevor er weitersprach.

»Nun, jedenfalls folgten wir euch, Qantaqa und ich. Wir waren gezwungen, unsere Jagd geheimzuhalten – schließlich hatte ich nicht den Wunsch, mit Qantaqa in eine große Stadt wie Stanshire hineinzureiten –, darum konnte ich nur hoffen, daß ihr aus diesen Orten wieder hinauskommen würdet. So wanderten wir am Rand der großen Siedlungen umher und versuchten eure Fährte aufzuspüren. Mehrmals dachte ich, es sei zu schwierig geworden, als daß Qantaqa es erschnüffeln könnte, aber immer fand sie euch von neuem.«

Er kratzte sich sinnend am Kopf. »Vermutlich hätte ich, wärt ihr nicht erschienen, doch nicht anders gekonnt, als bei den Menschen nach euch zu forschen. Froh bin ich, daß ich es nicht mußte, denn ich hätte Qantaqa in der Wildnis zurücklassen müssen und wäre selbst eine leichte Beute für Feuertänzer oder verängstigte Dorfbewohner gewesen, die nimmerdar einen Troll erblickt haben.« Er lächelte listig. »Doch so haben die Leute von Stanshire und Falshire auch weiterhin keinen Troll gesehen.«

»Wann hast du uns entdeckt?«

»Wenn du es dir überlegst, Simon, wird es dir leicht einfallen. Ich hatte keine Ursache, mich vor euch zu verstecken, darum hätte ich euch, sobald ich euch gesehen hätte, sogleich begrüßt – hätte es keinen Grund gegeben, anders zu handeln.«

Simon dachte nach. »Weil wir mit Leuten zusammen waren, die du nicht kanntest?«

Der Troll nickte zufrieden. »In der Tat. Ein junger Mann und eine junge Frau können durch Erkynland reisen und mit Fremden sprechen, ohne allzuviel Aufmerksamkeit zu erregen. Ein Troll kann das nicht.«

»Dann muß es gewesen sein, als wir mit diesem Mann und seiner Frau zusammen gingen – den Feuertänzern. Wir sind auch anderen Menschen begegnet, aber danach waren wir dann immer wieder allein.«

»Ja. Ich fand euch hier im Hasutal. Letzte Nacht hatte ich schon hier in dieser Höhle geschlafen. Ich folgte euch und den beiden anderen hinauf in die Berge. Qantaqa und ich beobachteten von den Bäumen aus alles, was geschah. Wir sahen die Feuertänzer.« Seine Miene verdüsterte sich. »Zahlreich sind sie geworden und dreist – das erfuhr ich von anderen Reisenden auf der Straße, die ich ausspähte und deren Schwatzhaftigkeit ich belauschte. So begriff ich, was diese Feuertänzer planten, und als sie euch hinauf auf den Gipfel führten, befreite ich eure Pferde und schlich ihnen nach.«

Er grinste vor Freude über seine eigene Schlauheit.

»Danke, Binabik«, sagte Miriamel. Etwas von ihrer bisherigen Kälte war verschwunden. »Ich habe mich noch gar nicht bedankt.«

Der Troll zuckte lächelnd die Achseln. »Wir alle tun, was wir können, wenn es in unserer Macht liegt. Wie ich früher schon einmal zu Simon gesagt habe: Wir drei haben einander nun schon so oft das Leben gerettet, daß ein Aufrechnen bedeutungslos geworden ist.« Er nahm ein Moosbüschel und begann seine Eßschale damit zu scheuern. Geräuschlos trat Qantaqa in die Höhle. Ihr Fell war naß. Sie schüttelte sich und besprühte alles mit feinen Tröpfchen.

»Ah.« Binabik stellte die Schale vor der Wölfin auf die Erde.

»Nun kannst du diese Arbeit verrichten.« Während Qantaqas rosige Zunge die letzten Spuren des Eintopfs herausleckte, stand der Troll auf. »So, das war meine Erzählung. Ich meine, wenn wir vorsichtig sind, können wir diesen Ort heute noch verlassen. Wir werden uns so lange von der Straße fernhalten, bis das Hasutal sicher hinter uns Hegt.«

»Und werden die Feuertänzer uns nicht finden?« fragte Miriamel.

»Nach den Ereignissen von gestern nacht glaube ich nicht, daß noch viele übrig sind oder daß sie einen anderen Wunsch haben, als sich gut zu verstecken. Vermutlich hat ihnen der Diener des Sturmkönigs ebenso große Furcht eingeflößt wie euch.« Er bückte sich und fing an einzupacken. »Hinzu kommt, daß ihr Anführer tot ist.«

»Das war einer von deinen Dornen mit der schwarzen Spitze, nicht wahr?« Simon fiel ein, mit welchem erstaunten Gesicht Maefwaru sich an den Hals gefaßt hatte.

»Ja.«

»Mir tut er nicht leid.« Simon machte sich daran, seine Schlafdecken einzurollen. »Ganz und gar nicht. Und du kommst wirklich mit uns?«

Binabik schlug sich mit dem Handballen auf die Brust. »Ich vertraue nicht darauf, daß das, was ihr vorhabt, weise oder gut ist. Aber ich kann euch nicht so gehen lassen, wenn ich eurem Überleben vielleicht hilfreich bin.« Nachdenklich legte er die Stirn in Falten. »Ich wünschte, es gäbe eine Möglichkeit, den anderen eine Botschaft zu senden.«

Simon dachte an die Trolle in Josuas Lager und vor allem an Sisqi, Binabiks Liebste, die er zurückgelassen haben mußte, um ihnen zu folgen. Die Größe des Opfers, das der kleine Mann ihnen brachte, traf ihn tief, und auf einmal schämte er sich. Binabik hatte recht, er und Miriamel benahmen sich wie ungezogene Kinder. Doch ein einziger Blick auf die Prinzessin genügte, ihm sofort wieder klarzumachen, daß man ihr ihren Plan so wenig ausreden konnte, wie man die Wellen des Meeres daran hindern kann, den Strand hinaufzurauschen – und er konnte sich nicht vorstellen, daß er es über sich bringen würde, sie ihrem Schicksal zu überlassen. Er saß in der Falle, genau wie Binabik. Seufzend griff er nach den zusammengerollten Decken.

Entweder war Binabik ein guter Führer oder die Feuertänzer hatten die Suche nach ihnen tatsächlich aufgegeben. Außer ein paar Hähern und einem einzigen schwarzen Eichhörnchen begegnete ihnen auf ihrem nachmittäglichen Weg durch die feuchten, dichtbewaldeten Berge des Hasutals kein lebendes Wesen. Der Wald bestand aus engstehenden Bäumen und wucherndem Unterholz, und jeder Stamm war von schwammigem Moos bedeckt. Dennoch wirkte das Land sonderbar leblos, als liege alles, was hier zu Hause war, in tiefem Schlaf oder warte stumm darauf, daß die Eindringlinge sich entfernten.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang schlugen sie unter einem überhängenden Felsen ihr Lager auf, eine Unterkunft, die weit weniger angenehm war als die trockene und gut verborgene Höhle. Als es anfing zu regnen und das Wasser den Hang hinunterströmte, mußten sie sich so weit wie möglich an die hintere Wand drücken. Die Pferde, die auch keinen besonders glücklichen Eindruck machten, waren weiter vorn angepflockt, wo sie immer wieder von Güssen gepeitscht wurden. Simon wußte, daß Pferde oft bei schlechtem Wetter draußen auf den Feldern standen und hoffte, daß sie nicht allzusehr litten, aber er spürte ein unbestimmtes Schuldgefühl. Bestimmt verdiente doch Heimfinderin, die Gefährtin eines Ritters, eine bes-

sere Behandlung?

Nachdem sie gejagt hatte, kam Qantaqa zurück und kuschelte sich an die drei eng nebeneinanderliegenden Gefährten. Ihre Wärme versöhnte mit dem starken Geruch nach nassem Wolf, der den ganzen Unterstand erfüllte. So schliefen sie endlich ein und erwachten im Morgengrauen steif und mit schmerzenden Gliedern. Binabik wollte an einer so leicht einsehbaren Stelle kein Feuer anzünden, darum aßen sie nur ein Stückchen getrocknetes Fleisch und ein paar Beeren, die der Troll für sie gesammelt hatte. Dann brachen sie auf.

Vor ihnen lag ein Reisetag voller Schwierigkeiten. Berghänge und Mulden waren glitschig von Schlamm und feuchtem Moos. Der Wind peitschte ihnen den Regen in plötzlichen Böen entgegen, so daß sie durchnäßt wurden. Äste schlugen ihnen ins Gesicht. Als der Regen nachließ, stieg wieder Nebel auf und verdeckte gefährliche Wegstellen. Sie kamen nur mit quälender Langsamkeit voran. Simon war beeindruckt, daß sein Trollfreund hier überhaupt einen Weg fand, obwohl doch die Sonne unsichtbar und die Straße weit entfernt und nicht auszumachen war.

Am frühen Nachmittag führte sie Binabik über einen Berghang, an dessen Fuß die Ausläufer der eigentlichen Stadt Hasutal lagen. Durch die dichten Bäume konnte man kaum mehr erkennen als die Umrisse einiger einfacher Häuser und, wenn ein jäher Windstoß den Nebel einen Augenblick beiseite fegte, den gewundenen Lauf der Straße, einen dunklen Streifen, ein paar Achtelmeilen vor ihnen. Die Stadt machte den gleichen niedergeschlagenen und leblosen Eindruck wie der Wald. Aus den Rauchfängen der Hütten stieg nur ein wenig grauer Dunst auf, und nichts deutete auf die Anwesenheit von Menschen oder Tieren hin.

»Wo nur die Leute alle sind?« überlegte Miriamel. »Ich kannte diesen Ort, es war ein munteres Städtchen.«

»Das sind diese Feuertänzer«, antwortete Simon grimmig. »Sie haben die anderen verscheucht.«

»Vielleicht ist es ja auch die Art, wie sie nachts auf den Gipfeln ihre Feierlichkeiten abgehalten haben«, meinte Binabik. »Unnötig ist es, denke ich, alles zu sehen, wie ihr es getan habt, um zu wissen, daß etwas ungut daran ist. Es liegt in der Luft.«

Simon nickte. Binabik hatte recht. Die ganze Gegend hier erinnerte ihn an den Thisterborg, jenen spukhaften Hügel zwischen dem Großen Wald und Erchester, auf dessen Höhe die Zornsteine standen … dort, wo die Nornen König Elias das Schwert *Leid* überreicht hatten…

Er dachte ungern an diese Nacht des Grauens, aber aus irgendeinem Grund schien die Erinnerung ihm plötzlich wichtig. Da war etwas, das an ihm zog, verstreute Gedanken, die danach verlangten, in einen Zusammenhang gebracht zu werden. Die Nornen. Die Rote Hand. Der Thisterborg…

»Was ist das?« Miriamel schrie erschrocken auf. Simon fuhr zusammen. Heimfinderin unter ihm scheute und rutschte ein Stückchen im Schlamm, bis sie wieder Halt fand.

Vor ihnen war eine dunkle, wild herumfuchtelnde Gestalt aus dem Nebel aufgetaucht. Binabik beugte sich über Qantaqas Nacken und spähte. Nach einem langen, angespannten Moment lächelte er. »Nichts. Ein Lumpen, erfaßt vom Luftzug. Ein verlorenes Hemd, glaube ich.«

Auch Simon kniff die Augen zusammen. Der Troll hatte recht. Es war nur ein zerfetzter Kleiderrest, der sich um einen Baum geschlungen hatte. Die Ärmel flatterten im Wind wie Wimpel.

Erleichtert schlug Miriamel das Zeichen des *Baumes*. Sie ritten weiter. Hinter ihnen verschwand die Stadt so schnell und vollständig im dichten Laubwerk, als hätte der nasse, stumme Wald sie verschluckt.

Abends lagerten sie in einer geschützten kleinen Schlucht am Fuß des Hangs, der das Tal nach Westen abschloß. Binabik schien mit sich selbst beschäftigt. Simon und Miriamel schwiegen.

Sie nahmen eine wenig befriedigende Mahlzeit ein und wechselten ein paar belanglose Worte. Dann zog sich jeder für sich ins Dunkel zurück, um sein Schlafbedürfnis zu stillen.

Wieder empfand Simon die schmerzliche Kluft, die sich zwischen ihm und Miriamel aufgetan hatte. Er wußte immer noch nicht genau, wie er sich zu den Dingen stellen sollte, die sie ihm erzählt hatte. Sie war keine Jungfrau mehr, und das aus eigenem Willen. Das war unerfreulich genug, aber die Art, wie sie es ihm mitgeteilt, es ihm entgegengeschleudert hatte, als wollte sie ihn bestrafen, war noch viel verwirrender; sie machte ihn rasend. Warum war sie manchmal so freundlich und dann wieder so garstig? Er hätte gern geglaubt, daß sie das übliche Spiel der jungen Frauen am Hof mit ihm trieb, den ständigen Wechsel von Anlocken und Abweisen. Aber dazu kannte er sie zu gut, für solch leichtfertiges Getändel war sie nicht geschaffen. Die einzige Lösung für das Rätsel, die ihm einfiel, war, daß sie ihn wirklich gern zum Freund gehabt hätte, aber Angst davor hatte, Simon könnte mehr wollen.

Und ich will auch mehr, dachte er unglücklich. *Auch wenn ich es nie be-*

komme.

Er schlief lange nicht ein, sondern lag wach und lauschte dem Wasser, das durch das Laub auf den Waldboden tropfte. In seinen Mantel gekuschelt, stocherte er in seinem Kummer herum wie in einer Wunde, als wollte er untersuchen, wie stark der Schmerz war.

Im Lauf des folgenden Nachmittags ließen sie das Tal hinter sich und stiegen wieder bergan. Noch immer breitete sich zu ihrer Rechten der Wald wie eine große grüne Decke aus, die erst am Horizont verschwand. Vor sich hatten sie das hügelige Grasland, das die Alte Waldstraße von der Landzunge am Swertclif trennte.

Simon konnte den Wunsch nicht unterdrücken, die Reise mit Binabik und Miriamel hätte größere Ähnlichkeit mit jenen ersten wundervollen Tagen, in denen sie zusammen gereist waren, einst vor so vielen Monaten, als sie Geloës Haus am See verließen. Damals war der Troll voller Lieder und Scherze gewesen, und selbst die Prinzessin, die sich als Magd Marya ausgab, hatte munter und lebensfroh gewirkt. Jetzt marschierten die drei vorwärts wie Soldaten, die in eine Schlacht ziehen, ohne auf Sieg zu hoffen, jeder versunken in seine eigenen Gedanken und Ängste.

Das leere, wellige Land im Norden des Kynslagh war ohnehin nicht geeignet, eine fröhliche Stimmung hervorzurufen. Es war mindestens genauso öde und leblos wie das Hasutal, ebenso naß, aber ohne die Verstecke und das Gefühl von Sicherheit, die das dichtbewaldete Tal geboten hatte. Simon fühlte sich auf unangenehme Art allen Blicken ausgesetzt und mußte sich über den erstaunlichen Mut – oder die Dummheit oder beides – wundern, der sie so gut wie waffenlos mitten in den Vorhof des Hochkönigs geführt hatte. Wenn die dunklen Zeiten vielleicht einmal doch vorbeigingen und dann auch nur eine winzige Spur von ihnen und ihrer Geschichte übrigblieb, würde man bestimmt ein großartiges, unglaubliches Lied davon singen können. Vielleicht würde ein zukünftiger Shem Pferdeknecht einmal zu einem kleinen Küchenjungen, der ihm mit großen Augen lauschte, sagen: »Hör gut zu, Junge, was ich dir vom Tapferen Simon und seinen Freunden erzähle, die mit offenen Augen und leeren Händen in den Rachen der Finsternis ritten…«

Rachen der Finsternis. Der Ausdruck gefiel Simon. Er stammte aus einem von Sangfugols Liedern.

Er dachte auf einmal daran, was wirklich mit dieser Finsternis gemeint war – die Dinge, die er gesehen und gefühlt hatte, die grausigen Schatten,

die hinter dem Licht und der Wärme des Lebens lauerten und nach ihm griffen –, und ein kalter Schauder lief über seine Haut, vom Kopf hinunter bis zu den Füßen.

Sie brauchten zwei Tage, um das hügelige Wiesenland zu durchqueren, zwei Tage voller Nebel und vieler kalter Regengüsse. Ganz gleich in welche Richtung sie gerade ritten, immer schien ihnen der Wind ins Gesicht zu blasen. Simon nieste die ganze erste Nacht und fühlte sich heiß und zerfließend wie schmelzendes Kerzenwachs. Morgens ging es ihm etwas besser.

Mitten am Nachmittag des zweiten Tages tauchte die Landzunge von Swertclif vor ihnen auf, die scharfe Kante des hohen Felsenhügels, auf dessen Spitze der Hochhorst thronte. Simon starrte in das dämmrige Licht und glaubte einen unfaßbar schlanken weißen Strich zu erkennen, der hoch über dem nackten Antlitz des Swertclifs aufragte.

Es war der Grünengelturm, den man sehen konnte, obwohl er von der Vorderseite des Hügels fast eine Meile entfernt stand.

Simon fühlte, wie ihm etwas über den Rücken lief und seine Nackenhaare sich sträubten. Der Turm, dieser große, schimmernde Dorn, den die Sithi gebaut hatten, als die Burg noch ihnen gehörte, der Turm, in dem Ineluki sein irdisches Leben ausgehaucht hatte – er wartete, noch immer wartete er. Aber er war auch der Schauplatz von Simons eigenen kindlichen Streifzügen, die Stätte seiner Phantasien. Er hatte den Turm oder etwas, das ihm glich, in so vielen Träumen erblickt, seitdem er seine Heimat verlassen hatte, daß ihm das Bauwerk selbst nun fast wie ein Traum vorkam. Und unter dem Turm, hinter dem Kliff und von hier aus nicht sichtbar, lag der Hochhorst. Simon stiegen Tränen in die Augen, aber sie erreichten seine Wangen nicht. Wie oft hatte er sich nach dem Irrgarten dieser Gänge und Hallen gesehnt, nach den Gärten und den Schlupfwinkeln der Küchenjungen, den warmen Ecken und geheimen Freuden? Er drehte sich nach Miriamel um. Auch sie starrte wie gebannt nach Westen, aber wenn ihre Erinnerungen an die Heimat angenehm waren, verriet ihr Gesicht nichts davon. Sie wirkte eher wie eine Jägerin, die eine gefährliche, schon lange gesuchte Beute endlich aufgespürt hat. Er blinzelte, beschämt, daß sie seine Tränen bemerken könnte.

»Ich habe mich immer gefragt, ob ich es je wiedersehen würde«, erklärte er leise. Eine Regenbö traf sein Gesicht, und er wischte sich, froh über den Vorwand, die Augen. »Es sieht aus wie ein Traum, nicht wahr? Ein seltsamer Traum.«

Miriamel nickte, ohne zu sprechen.

Binabik drängte sie nicht. Er schien zufrieden, abzuwarten und Qantaqa den Boden beschnüffeln zu lassen, während Simon und Miriamel stumm im Sattel saßen und in die Ferne starrten.

»Kommt, wir wollen unser Lager aufschlagen«, meinte er endlich. »Wenn wir noch kurze Zeit weiterreiten, finden wir Schutz am Fuß des Berges.« Er deutete auf die massive Flanke des Swertclifs. »Dann werden wir am Morgen besseres Licht haben, um … was immer wir dann tun wollen.«

»Wir suchen König Johans Grabhügel«, erwiderte Simon mit mehr Überzeugung, als er empfand. »Jedenfalls werde *ich* ihn suchen.«

Binabik zuckte die Achseln. »Reiten wir. Wenn wir ein Feuer und ein Essen haben, wird auch die Zeit kommen, in der wir Pläne schmieden können.«

Lange vor dem Abend verschwand die Sonne hinter dem breiten Swertclif-Buckel. Im kalten Schatten ritten sie weiter. Sogar die Pferde schienen sich nicht behaglich zu fühlen; Simon konnte Heimfinderins Widerwillen spüren und dachte, wenn er ihr die Zügel freigäbe, würde sie kehrtmachen und in die Gegenrichtung galoppieren.

Das Swertclif wartete wie ein unendlich geduldiger Riese. Als sie näherkamen, schien der große, schwarze Hügel nicht nur die Sonne, sondern den ganzen Himmel zu verdunkeln, sich auszudehnen und zu wachsen, bis es aussah, als könnten sie ihm nicht mehr entkommen, selbst wenn sie es versuchten. Oben von einer der ersten Bergnasen sahen sie im Süden etwas Graugrünes aufblitzen, gerade hinter den Klippen – der Kynslagh, den man jetzt zum ersten Mal erkennen konnte. Jäh stiegen Freude und Schmerz in Simon auf, als er sich an das vertraute, beruhigende Lied der Möwen erinnerte, und er dachte an seinen Vater, den Fischer, den er nie kennengelernt hatte.

Endlich, als die fast senkrechte Wand des Berges wie eine riesige Mauer vor ihnen aufragte, lagerten sie in einer felsigen Schlucht. Der Wind war hier schwächer, und das Swertclif selbst hielt einen großen Teil des Regens ab. Simon lächelte grimmig bei dem Gedanken, daß das Warten des Riesen nun zu Ende war: heute nacht würden er und seine Gefährten in seinem Schoß schlafen.

Niemand wollte als erster über ihre morgigen Pläne sprechen. Mit so wenig Worten wie möglich wurden ein Feuer angezündet und ein beschei-

denes Abendessen zubereitet. Die freundliche Kameradschaft, die sonst ihre Abende belebte, entfiel heute. Doch schien Miriamel nicht ärgerlich, sondern nur zerstreut, und auch Binabik bewegte sich so zögernd, als seien seine Gedanken weit entfernt.

Simon dagegen fühlte sich überraschend ruhig, fast fröhlich, und war enttäuscht, daß die Gefährten diese Stimmung nicht teilten. Natürlich waren sie umgeben von Gefahren, und am nächsten Tag stand ihnen Schreckliches bevor (er dachte lieber nicht allzu genau darüber nach, wo das Schwert sich befand und wie man vorgehen mußte, um es zu holen), aber wenigstens hatte er endlich Gelegenheit zum Handeln. Endlich würde er das tun, wofür man ihn zum Ritter geschlagen hatte. Und wenn es gut ausging – welche Seligkeit! Wenn er Erfolg hatte, würde Miriamel doch einsehen müssen, daß es wichtiger war, Josua das Schwert zu bringen, als zu versuchen, ihren verrückten Vater davon zu überzeugen, er solle einen Krieg beenden, den er höchstwahrscheinlich gar nicht mehr aufhalten konnte. Aber wenn sie erst einmal Hellnagel in der Hand hatten (der bloße Gedanke: Hellnagel, Priester Johans berühmte Klinge!), mußte auch Miriamel begreifen, daß sie den größten Schatz gewonnen hatten, auf den sie überhaupt hoffen durften, und er und Binabik könnten sie dann in die vergleichsweise sichere Umgebung des Lagers zurücklocken, in Josuas Obhut.

Simon war noch dabei, über diese Vorstellungen nachzusinnen und sein Essen sich setzen zu lassen, als Binabik das Wort ergriff.

»Sobald wir angefangen haben, diesen Berg zu ersteigen«, erklärte der Troll bedächtig, »werden wir nur unter großen Schwierigkeiten wieder umkehren können. Wir sind ohne Wissen, ob sich dort oben Soldaten aufhalten. Vielleicht hat Elias Wachen aufgestellt, um seines Vaters Schwert und Grabmal zu schützen. Gehen wir weiter nach Westen, kommen wir dorthin, wo uns von der großen Burg aus Menschen sehen können. Seid ihr voller Gewißheit – wirklicher, echter, aufrichtiger Gewißheit! –, daß ihr das beide wollt? Bitte bedenkt eure Antwort.«

Simon tat, was sein Freund wünschte, und dachte nach. Es dauerte eine kleine Weile, dann wußte er, was er sagen wollte. »Wir sind jetzt hier. Wenn wir Hellnagel zum nächsten Mal so nah sein werden, wird vielleicht schon überall gekämpft. Es kann sein, daß wir nie wieder so weit an das Schwert herankommen können. Darum halte ich es für töricht, wenn wir nicht wenigstens den Versuch unternehmen, es uns zu holen. Ich gehe hin.«

Binabik sah ihn an und nickte langsam. »Gut. Wir holen das Schwert.«

Er wandte sich der Prinzessin zu. »Miriamel?«

»Ich kann dazu wenig sagen. Wenn wir die Drei Schwerter überhaupt einsetzen müssen, bedeutet das, daß ich versagt habe.« Sie lächelte, aber es war ein Lächeln, das Simon ganz und gar nicht gefiel. »Und wenn es mir nicht gelingt, meinen Vater zu überzeugen, bezweifle ich, daß alles, was danach geschieht, mir noch viel bedeuten wird.«

Der Troll bewegte die geschlossenen Hände. »Sicheres Wissen gibt es nie. Ich will dir helfen, so gut ich kann, und Simon, dessen bin ich sicher, ebenfalls. Aber du darfst auf keine Möglichkeit verzichten, wieder aus der Burg herauszukommen. Wenn du anders denkst, wird es dich unvorsichtig machen.«

»Ich wäre sehr froh, wenn ich wieder herauskäme«, antwortete Miriamel. »Ich möchte meinem Vater helfen, sich selbst zu verstehen, damit er das Morden einstellt. Danach aber will ich ihm Lebewohl sagen. Nach allem, was er getan hat, könnte ich nie wieder mit ihm zusammenleben.«

»Meine Hoffnung ist, daß du erlangst, was dein Wunsch ist«, erklärte Binabik. »So – zuerst gehen wir auf Schwertsuche, dann entscheiden wir, was wir unternehmen können, um Miriamel zu helfen. Für solche anstrengenden Taten bedarf ich des Schlafs.«

Er ließ sich, an Qantaqa geschmiegt, nieder und zog die Kapuze über den Kopf. Miriamel starrte weiter ins Lagerfeuer. Simon sah ihr eine Zeit lang verlegen zu, wickelte sich dann in seinen Mantel und legte sich hin. »Gute Nacht, Miriamel«, sagte er, »ich hoffe … ich hoffe…«

»Ich auch.«

Simon legte den Arm über seine Augen und erwartete den Schlaf.

Er träumte, er säße auf dem Grünengelturm, hoch oben wie ein Wasserspeier. Neben ihm bewegte sich etwas.

Es war der Engel selbst, ein weiblicher Engel, der offenbar seine Turmspitze verlassen und sich zu ihm gesetzt hatte. Er legte kühle Finger auf Simons Handgelenk und sah der kleinen Leleth merkwürdig ähnlich, nur daß er aus rauher Bronze bestand und von grüner Patina bedeckt war.

»Es geht tief hinunter.« Die Stimme des Engels war sehr schön, sanft und stark zugleich.

Simon blickte auf die winzigen Dächer des Hochhorsts unter sich. »Ja.«

»Das meine ich nicht.« Im Ton des Engels lag milder Tadel. »Ich meine, bis dort hinunter, wo die Wahrheit liegt. Unten am Grunde, wo die Dinge

ihren Anfang nehmen.«

»Das verstehe ich nicht.« Simon fühlte sich seltsam leicht, als könnte ihn der nächste Windstoß vom Turmdach blasen und herumwirbeln wie ein Blatt. Der Griff des Engels um seinen Arm schien das einzige zu sein, das ihn am Platz hielt.

»Von hier oben sieht alles Irdische klein aus. Das ist *eine* Sehweise, und sie ist gut. Aber sie ist nicht die einzige. Je tiefer man nach unten geht, desto schwerer ist es, die Dinge zu begreifen – und um so wichtiger sind sie. Du mußt ganz tief gehen.«

»Ich weiß nicht, wie man das macht.« Simon starrte dem Engel ins Gesicht, das trotz seiner Vertrautheit noch immer leblos wirkte, ein Gebilde aus kaltem Metall. In den starren Zügen lag keine Spur von Freundschaft oder Güte. »Wohin soll ich gehen? Wer wird mir helfen?«

»Tief. Du.« Unvermittelt erhob sich der Engel. Als seine Hand ihn losließ, merkte Simon, wie er vom Turm Wegzuschweben begann. Er griff nach einem Dachvorsprung und hielt sich fest. »Es ist sehr schwer für mich, mit dir zu sprechen«, sagte der Engel. »Vielleicht kann ich es nicht noch einmal tun.«

»Warum sagst du mir nicht einfach, was du meinst?« rief Simon.

Seine Füße trieben bereits über dem Dachrand; der Körper flatterte wie ein Segel und wollte ihnen folgen. »Sag es doch!«

»Es ist nicht so leicht.« Der Engel drehte sich um und stieg langsam in die Luft, wieder hinauf zu seinem Sockel auf der Turmspitze. »Wenn ich wiederkommen kann, werde ich kommen. Aber es ist nur möglich, über weniger wichtige Dinge ohne Umschweife zu sprechen. Die größten Wahrheiten liegen im Inneren, immer im Inneren. Sie können nicht verschenkt werden. Man muß sie finden.« Simon fühlte, wie ihn etwas fortzog. Langsam wie ein Wagenrad, das sich von der Achse gelöst hat, begann er sich zu drehen und flog davon. Himmel und Erde zogen im Wechsel an ihm vorüber, als wäre die Welt ein Kinderball und er darin eingeschlossen, ein Ball, den ein rachsüchtiger Fußtritt ins Rollen gebracht hatte…

Er erwachte schweißgebadet im matten Mondlicht. Über ihm hing die dunkle Masse des Swertclifs wie eine Warnung.

Am nächsten Tag war Simon sich seiner Sache weit weniger sicher als abends zuvor. Während sie sich für den Aufstieg rüsteten, ging ihm sein Traum im Kopf herum und beunruhigte ihn. Wenn Amerasu recht gehabt

hatte und Simon wirklich offener für die Straße der Träume geworden war, konnten dann die Worte des Traumengels etwas bedeuten? Wie sollte er tiefer gehen? Er wollte einen hohen Berg erklettern! Und welche Antwort lag in seinem Inneren? Ein Geheimnis, von dem er selbst nichts wußte? Er konnte es sich einfach nicht zusammenreimen.

Als die Sonne am Himmel warm zu werden begann, brachen die drei auf. Den ersten Teil des Morgens ritten sie durch die vorgelagerten Hügel bergan und erreichten so die unteren Hänge des Swertclifs. Nach und nach blieben die niedrigeren, sanfteren Steigungen hinter ihnen zurück, und sie mußten zu Fuß gehen und die Pferde führen.

Sie hielten Rast, um ein zweites Frühstück einzunehmen, etwas von dem Dörrobst und dem Brot, das Binabik aus Josuas Lagerproviant mitgebracht hatte.

»Ich denke, es ist Zeit, die Pferde zurückzulassen«, sagte der Troll. »Wenn Qantaqa weiter mitkommen will, klettert sie besser allein als mit mir auf dem Rücken.«

Simon hatte gar nicht daran gedacht, daß er Heimfinderin nicht mitnehmen könnte. Er hatte gehofft, es würde einen Weg geben, auf dem man bis zum Gipfel reiten könnte. Aber der einzige ebene Pfad lag auf der anderen Seite des Swertclifs – der Begräbnisweg, der über die Höhe der Landzunge nach Erchester und dem Hochhorst führte.

Binabik hatte ein längeres Seil in seiner Satteltasche und opferte soviel davon, daß Miriamel und Simon ihre Tiere an langer Leine an einen niedrigen, vom Wind gebeugten Baum binden konnten, der in unmittelbarer Nähe eines kleinen natürlichen Felsenteichs mit Regenwasser stand. Dort hatten die beiden Pferde für den halben Tag, den sie warten sollten, und auch für noch länger genug Platz zum Grasen. Simon legte das Gesicht an Heimfinderins Hals und versprach ihr leise, so schnell wie möglich wieder bei ihr zu sein.

»Muß sonst noch etwas getan werden?« fragte Binabik. Simon blickte zur Zinne des Swertclifs auf und wünschte, ihm würde etwas einfallen, das den Aufstieg noch eine Weile verzögerte. »Dann wollen wir gehen«, erklärte der Troll.

Die Ostflanke des Kliffs war nicht so steil und lotrecht, wie sie aus der Entfernung schien. Indem sie in schräger Linie kletterten, konnten die drei manchmal sogar aufrecht gehen, obwohl sie sich meist auf allen vieren fortbewegten, von Griff zu vorsichtigem Griff. Qantaqa bildete die Nachhut. Nur einmal, in einem schmalen Spalt zwischen der Felswand und ei-

nem davorstehenden, einzelnen Block, wurde es Simon ungemütlich. Aber seine Gefährten und er quetschten sich hindurch, und Qantaqa, die ihren eigenen wölfischen Weg gefunden hatte, wartete auf der anderen Seite und beobachtete mit heraushängender, rosiger Zunge, anscheinend amüsiert, ihre Anstrengungen.

Einige Stunden nach Mittag verdunkelte sich der Himmel, und die Luft wurde drückend. Ein leichter Regen fegte über die Felswand, durchnäßte die Kletterer und machte Simon Sorgen. Dort, wo sie sich jetzt befanden, war es nicht so schlimm, aber er hatte den Eindruck, daß der Anstieg schon sehr bald wesentlich schwerer sein würde, und der Gedanke, über die steil aufragenden Felsen klimmen zu müssen, wenn sie glitschig vom Regen waren, hatte nichts Angenehmes. Doch der kurze Guß war bald vorbei, und obwohl die Wolken weiterhin drohend über ihren Köpfen hingen, schien vorläufig kein größeres Unwetter bevorzustehen.

Tatsächlich ging es bald steiler hinauf, aber es war besser, als Simon befürchtet hatte. Binabik führte sie, und der kleine Mann war so trittsicher wie seine Qanucschafe. Nur einmal benutzten sie das Seil, um sich zur Sicherheit aneinanderzubinden, als sie über eine lange, abfallende Geröllhalde aus blankem Gestein von einer grasigen Felsplatte zur nächsten springen mußten. Allen dreien gelang der Sprung, obwohl Miriamel sich die Hände aufschürfte und Simon sich beim Aufkommen hart das Knie prellte. Qantaqa schien auch diesen Teil des Weges lächerlich einfach zu finden.

Als sie auf der anderen Seite innehielten, um zu verschnaufen, bemerkte Simon, daß er wenige Ellen unter einem Fleck stand, auf dem lauter weiße Blumen wuchsen, Sternblumen, deren Blütenblätter wie Schneeflocken aus dem dunkelgrünen Gras hervorleuchteten. Diese Entdeckung machte ihm Mut. Er hatte nur selten Blumen gesehen, seit Miriamel und er aus Josuas Lager fortgeritten waren. Selbst die Winterkappen oder Frayjasfeuer, die man zu dieser kalten Jahreszeit sonst erwarten konnte, hatte es kaum gegeben.

Der Aufstieg über die Flanke des Swertclifs dauerte länger, als sie zunächst angenommen hatten. Als sie die letzte, lange Halde hinaufkeuchten, stand die Sonne schon tief am Himmel und glänzte hinter ihrem Wolkenvorhang nur noch eine Hand breit über dem Horizont. Sie waren inzwischen alle krumm und lahm und außer Atem. Auf dem letzten Stück hatten sie so oft die Hände benutzt, um das Gleichgewicht zu halten und sich abzustützen, daß Simon der Gedanke kam, wie sehr sich doch Qantaqa wun-

dern müßte, sie alle so vierfüßig zu sehen wie sich selbst. Als sie endlich den breiten Streifen Gras betraten, der den Gipfel säumte, und sich wieder aufrichten konnten, brach ein Sonnenstrahl durch die Wolken und tauchte das Rund der Höhe in fahles Licht.

Vor ihnen lagen die Grabhügel der Hochhorstkönige, nur ein paar hundert Ellen von der Stelle entfernt, an der sie standen und noch immer nach Luft rangen. Bis auf einen waren die Hügel zu grasigen Buckeln geworden, so abgeschliffen von der Zeit, als wären sie aus dem Berg selbst hervorgewachsen; der eine, der Johan gehören mußte, war noch immer ein Haufen nackter Steine. Am fernen westlichen Rand des Berges erhob sich die dunkle Masse des Hochhorsts, aus dem die nadeldünne Spitze des Grünengelturms heller hervorleuchtete als alles andere in Sichtweite.

Binabik blinzelte in die matte Sonne. »Wir sind später, als es meine Hoffnung war. Wir werden vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr hinuntersteigen können.« Er zuckte die Achseln. »Dagegen gibt es kein Mittel. Die Pferde werden sich bis zum Morgen selbst füttern können; dann kehren wir zu ihnen zurück.«

»Aber was ist mit…« Simon warf einen verlegenen Blick auf Qantaqa: er hatte gerade ›Wölfen‹ sagen wollen. »Mit … wilden Tieren? Bist du sicher, daß den Pferden nichts zustößt?«

»Pferde verstehen es recht gut, sich zu verteidigen. Auch habe ich in dieser Gegend überhaupt wenige Tiere erblickt, gleich welcher Art.« Der Troll klopfte Simon auf das Knie. »Im übrigen gibt es nichts, das wir dagegen tun könnten, außer ein gebrochenes Genick zu wagen oder anderes unerfreuliches Knirschen und Platzen von Knochen.«

Simon atmete tief und begann auf die Grabhügel zuzugehen. »Dann kommt.«

Die sieben Gräber waren in einem noch nicht geschlossenen Kreis angeordnet. Man hatte Platz für andere gelassen, die einst dort ruhen sollten. Bei dem Gedanken überkam Simon eine gewisse abergläubische Furcht. Wer würde eines Tages hier liegen – Elias? Josua? Oder keiner von beiden? Vielleicht bedeuteten die Ereignisse, die inzwischen ihren Lauf genommen hatten, daß nichts wieder so werden würde, wie man früher geglaubt hatte.

Sie traten in die Mitte des offenen Kreises und blieben stehen. Über ihnen säuselte der Wind und bog das Gras. Auf der Höhe war es still. Simon ging zu dem ersten Grabhügel hinüber, der schon so tief in die wartende Erde gesunken war, daß er kaum noch Mannshöhe erreichte, obwohl seine

Länge ein Mehrfaches dieses Maßes betrug und seine Breite ihr beinah gleichkam. Ein Gedicht kam Simon in den Sinn, Verse und die Erinnerung an schwarze Standbilder in einem düsteren, schweigenden Thronsaal.

»*Und Fingil war der erste, Blutkönig, so hieß er*«,
sagte er leise
»*auf rotem Kriegesflügel flog er von Norden her.*«

Nachdem er angefangen hatte, schien es Unglück zu bringen, wenn er jetzt aufhörte. Er trat zum nächsten Grabhügel, der ebenso alt und verwittert aussah wie der erste. Im Gras glänzten ein paar Steine wie Zähne.

»*Sein Sohn war König Hjeldin, ein irrer, böser Mann*
der sprang vom Geisterturme, als Toter kam er an.«

Der dritte Hügel erhob sich dicht neben dem zweiten, als suche der dort Begrabene noch immer den Schutz seiner Vorgänger.

»*Ikferdig der Verbrannte, der hielt getreue Wacht*
er traf den Feuerdrachen in finstrer Mitternacht.«

Simon hielt inne. Zwischen den ersten drei Hügeln und dem nächsten gähnte eine Lücke, und ein weiterer Vers spukte in seinem Kopf. Gleich darauf wußte er ihn wieder.

»*Drei Könige von Norden, jetzt alle tot und kalt,*
der Norden herrscht nicht länger im Hochhorst stolz und alt.«

Er setzte seinen Weg fort, zur zweiten Dreiergruppe, und nun fiel das Lied ihm schneller wieder ein, und er brauchte nicht mehr nach den Worten zu suchen. Miriamel und Binabik standen schweigend hinter ihm, sahen ihm zu und lauschten.

»*Der Reiherkönig Sulis, genannt der Renegat,*
floh Nabban, doch im Hochhorst, da sühnt er seine Tat.

Mit Stechpalmkönig Tethtain von Hernystir war's aus,

er kam wohl durch die Pforte, doch niemals mehr heraus.
Zuletzt der Fischerkönig, Eahlstan, der weise Mann,
der weckte auf den Drachen, im Hochhorst starb er dann.«

Simon stockte. Fast war ihm, als spreche er einen Zauberspruch, als müßten ein paar Worte mehr die Bewohner dieser Grabhügel aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf wecken und sie mit klirrendem Grabschmuck aus der Erde emporsteigen lassen.

»*Sechs Könige einst herrschten in Hochhorst-Hallen weit,*
sechs Herrscher einstmals schritten auf seinen Mauern breit,
sechs Gräber auf den Klippen, hoch über Kynslaghs Gruft,
sechs Könige dort schlafen, bis Jüngster Tag sie ruft…«

Als er geendet hatte, wehte der Wind einen Augenblick stärker, drückte das Gras zur Erde und sauste stöhnend über den Gipfel … aber nichts sonst geschah. Still und geheimnisvoll lagen die Grabhügel und warfen lange Schatten über das Grün.

»Jetzt sind es natürlich sieben Könige«, brach Simon das Schweigen. Nun, da der Augenblick gekommen war, war er auf einmal ganz verwirrt. Das Herz flatterte ihm zwischen den Rippen, und das Sprechen fiel ihm plötzlich schwer. Er wandte sich um und schaute auf den letzten Hügel. Er war höher als die anderen, und das Gras hatte erst einen kleinen Teil der aufgehäuften Steine überwachsen. Er ähnelte dem Gehäuse eines riesigen Meerestiers, an Land geworfen von den Brechern einer urzeitlichen Sturmflut.

»König Johan der Priester«, sagte Simon.

»Mein Großvater.«

Miriamels Stimme klang so eigentümlich, daß Simon sich erschrocken umdrehte. Die Prinzessin sah aus wie von Geistern verfolgt. Aus ihrem Gesicht war alle Farbe gewichen, die Augen blickten hohl und ängstlich.

»Ich kann das nicht mitansehen«, erklärte sie. »Ich werde dort drüben warten.« Sie schritt auf die Rückseite von Fingils Grabhügel zu und verschwand dort, vermutlich, um sich hinzusetzen und nach Osten und über das Hügelland zu schauen, durch das sie gestern gekommen waren.

»Dann also an die Arbeit«, sagte Binabik. »Freude wird sie mir nicht machen, aber du hast wahr gesprochen, Simon: wir sind hier, und Torheit

wäre es, das Schwert nicht an uns zu nehmen.«

»Priester Johan würde es so wollen«, erwiderte Simon mit mehr Zuversicht, als er empfand. »Er würde wollen, daß wir unser Bestes tun, um sein Reich und sein Volk zu retten.«

»Wer weiß, was die Toten wünschen?« versetzte Binabik düster. »Komm, fangen wir an. Doch müssen wir auch noch einen Unterstand für uns bauen, bevor die Nacht kommt, und sei es nur, um das Licht unseres Feuers zu verbergen. Miriamel!« rief er zu ihr hinüber. »Könntest du herausfinden, ob ein paar von den Büschen hier oben sich als Brennholz eignen?«

Miriamel gab eine zustimmende Antwort.

Simon beugte sich über Johans Hügel und begann an den Steinen zu rütteln. Der erste Stein saß so fest in der grasigen Erde, daß Simon den Stiefel gegen den Nachbarblock stemmen mußte, um ihn zu lockern. Er richtete sich auf und wischte sich den Schweiß vom Gesicht. Das Kettenhemd war für diese Art Arbeit zu sperrig und unbequem. Er schnürte es auf und streifte es ab, ebenso das gepolsterte Unterwams. Die beiden Kleidungsstücke legte er neben dem Hügel ins Gras. Der schneidende Wind pfiff durch sein dünnes Hemd.

»Durch die Hälfte von Osten Ard sind wir gereist«, bemerkte Binabik und wühlte mit den Fingern in der Erde, »und niemand hat an eine Schaufel gedacht.«

»Ich habe mein Schwert.«

»Heb es auf, bis es wirklich gebraucht wird.« Etwas von der sonstigen trockenen Redeweise des Trolls war zurückgekehrt. »Steine hochzuheben hat eine abstumpfende Wirkung auf Klingen, habe ich vernommen. Vielleicht brauchen wir noch ein Schwert mit einiger Schärfe. Vor allem dann, wenn uns jemand dabei erblickt, wie wir gerade den Vater des Hochkönigs ausgraben.«

Simon schloß die Augen und sprach ein kurzes Gebet, mit dem er Ädons Vergebung – und vorsorglich auch die von Priester Johan – für ihr Vorhaben erbat.

Die Sonne war untergegangen. Der graue Himmel färbte sich am westlichen Rand allmählich rosig, eine Farbe, die Simon eigentlich schön fand, die ihn jetzt aber an etwas erinnerte, das in Verwesung überging. Aus dem Loch in der Seite von Priester Johans grasumwehtem Hügel war der letzte Stein entfernt worden. Die schwarze Leere dahinter schien eine Wunde im Fleisch der Welt.

Binabik war mit seinen Feuersteinen beschäftigt. Als er endlich einen Funken erzeugt hatte, steckte er eine Fackel an und schützte sie vor dem frischen Wind, bis sie richtig brannte. Simon hatte keine Lust, in die wartende Schwärze zu starren, und zog es vor, über das dunkle Grün des Gipfels zu schauen. In der Ferne bewegte sich Miriamels kleine Gestalt, bückte sich und reckte sich wieder, auf der Suche nach Brennstoff für ihr Lagerfeuer. Am liebsten hätte Simon alles hingeworfen, sich umgedreht und den Rückweg angetreten. Er wünschte, seinen törichten Plan nie gefaßt zu haben.

Binabik schwenkte die Flamme in das Innere des Lochs, zog sie heraus und steckte dann noch einmal die Fackel hinein. Dann ließ er sich auf die Knie nieder und witterte vorsichtig.

»Die Luft, so hat es den Anschein, ist zumindest in Ordnung.«

Er stieß ein paar Erdklumpen vom Rand der Öffnung und schob vorsichtig den Kopf nach. »Ich kann eine hölzerne Seitenwand sehen. Ist es ein Boot?«

»Die *Seepfeil*.« Das ganze Gewicht ihrer Tat begann sich auf Simon zu senken wie eine Zentnerlast. »Ja, Priester Johans Boot. Er ist darin begraben.«

Binabik kroch ein Stück weiter hinein. »Es ist viel Platz für mich zum Stehen«, verkündete er. Seine Stimme klang dumpf. »Und die Balken über mir scheinen recht kräftig.«

»Binabik«, sagte Simon, »komm heraus.«

Der kleine Mann ging rückwärts, bis er sich umdrehen konnte. »Was ist, Simon?«

»Es war mein Gedanke. Ich bin es, der hineingehen sollte.«

Binabik hob die Brauen. »Niemand wünscht dir den Ruhm zu rauben, das Schwert zu finden. Es ist nur, daß ich der Kleinste bin und darum am besten geeignet für Höhlenwanderungen.«

»Es ist nicht der Ruhm. Aber es könnte dir etwas zustoßen. Ich möchte nicht, daß du verletzt wirst, weil ich einen unklugen Einfall hatte.«

»Dein Einfall? Simon, den trifft keine Schuld. Ich handle, wie ich es für das Beste halte. Auch glaube ich, hier drinnen ist nichts, das mich verletzen könnte.« Er stockte. »Doch wenn es dein Wunsch ist…« Er trat beiseite.

Simon ließ sich auf Hände und Knie nieder, nahm dem Troll die Fackel aus den kleinen Händen und stieß sie vor sich in die Öffnung. Im flackernden Licht erkannte er die gewaltige, erdüberkrustete Wölbung des Rump-

fes der *Seepfeil*; das Boot bog sich wie ein riesiges, welkes Blatt, gerundet wie eine Insektenpuppe … als liege etwas darin, das auf seine Wiedergeburt wartete.

Er setzte sich auf und schüttelte den Kopf. Sein Herz raste.

Mondkalb! Wovor hast du Angst? Priester Johan war ein guter Mann.

Ja, aber was war, wenn Zorn seinen Geist erfüllte, Zorn über das, was aus seinem Reich geworden war? Außerdem hatte kein Toter es gern, wenn man sein Grab beraubte.

Simon holte noch einmal tief Luft und ließ sich dann langsam durch das Loch in der Seite des Hügels gleiten.

Er rutschte die bröckelnde Böschung der Grube hinunter, bis er den Bootsrumpf berührte. Die Kuppel aus Spanten, Lehm und weißen Wurzelfasern, die sich über ihm erhob, erschien ihm wie ein Himmel, erschaffen von einem kraftlosen, halbblinden Gott.

Als er endlich wieder zu atmen wagte, füllten sich seine Nüstern mit den Gerüchen von Erde, Fichtenharz und Schimmel und noch seltsameren Düften, die er nicht einordnen konnte, manche davon so exotisch wie der Inhalt der Gewürzkruken von Judith, der Küchenmeisterin auf dem Hochhorst. Ihre süße Stärke überraschte ihn so, daß er keine Luft mehr bekam. Binabik steckte den Kopf durch die Öffnung.

»Befindest du dich wohl? Liegt Übles in der Luft?«

Simon beruhigte sich wieder. »Es geht mir gut. Es ist nur…« Er schluckte. »Keine Sorge.«

Binabik zögerte, zog sich aber zurück.

Simon blickte auf die Bordwand. Es kam ihm vor, als betrachte er sie lange Zeit. Der Rumpf war so in der Grube verkeilt, daß die Wände hoch über seinen Kopf reichten. Simon sah keine Möglichkeit, einhändig an ihnen hochzuklettern, und die Fackel war zu dick, um sie mit dem Mund festhalten zu können. Einen kurzen Augenblick war er in großer Versuchung, kehrtzumachen und Binabik die Lösung des Problems zu überlassen. Aber dann klemmte er das Griffende der Fackel unter einen der Stützbalken des Grabhügels, griff mit den Händen über die Bordwand und zog sich daran hoch, wobei er mit den Füßen strampelnd Halt suchte. Das Holz der *Seepfeil* fühlte sich schleimig an, hielt aber sein Gewicht.

Er schob den Oberkörper über das Geländer und blieb einen Moment so waagerecht hängen. Der Bootsrand bohrte sich in seinen Magen wie eine Faust. Der süßliche Moschusgeruch war sehr stark. Als er nach unten sah,

hätte er beinah laut geflucht, unterdrückte jedoch die Worte, die vielleicht Unglück brachten, bestimmt aber respektlos waren. Er merkte nämlich, daß er die Fackel zu niedrig angebracht hatte und ihr Licht nicht bis in das Innere des Rumpfes reichte. Alles, was er dort wahrnehmen konnte, waren unbestimmte, dunkle Schatten. Natürlich, dachte er, mußte es einfach sein, einen einzigen Leichnam mit einem Schwert in der Hand zu finden, sogar im Dunkeln; er brauchte nur danach zu tasten. Aber das hätte er um nichts in der Welt getan.

»Binabik!« rief er. »Binabik! Kannst du mir helfen?« Nicht ohne Stolz hörte er den festen Klang seiner Stimme.

Der Troll kletterte über die Kante des Lochs und rutschte die Böschung hinunter. »Sitzt du irgendwo gefangen?«

»Nein, aber ich kann ohne die Fackel nichts sehen. Kannst du sie mir geben?«

Während er noch so über dem schwarzen Rumpf hing, erzitterte die hölzerne Bordwand. Sekundenlang fürchtete Simon, das Boot könnte unter ihm zusammenbrechen, eine Furcht, die durch ein leises Knarren, das durch die unterirdische Kammer tönte, nicht geringer wurde. Simon war ziemlich sicher, daß das Geräusch von dem überlasteten Holz stammte – schließlich lag das Boot des Königs nun schon zwei Jahre in der feuchten Erde –, aber es war schwer, nicht an eine Hand zu denken … eine alte, verdorrte Hand … die sich aus dem dunklen Rumpf emporreckte…

»Binabik!«

»Ich bringe sie, Simon. Sie war höher, als ich greifen kann.«

»Verzeih. Nur schnell, bitte.«

Das Licht an der Decke des Grabhügels schwankte mit der Bewegung der Flamme. Simon fühlte ein Klopfen am Fuß. So vorsichtig wie möglich, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, schwang er die Beine herum und drehte sich so, daß er der Länge nach mit dem Bauch auf der Bordwand lag und nach unten greifen konnte, um die Fackel aus Binabiks ausgestreckter Hand zu nehmen. Ein weiteres stummes Gebet … mit aus Angst vor dem, was er vielleicht zu sehen bekommen würde, halbgeschlossenen Augen … dann beugte er sich über die Leere im Inneren des Rumpfes.

Zuerst konnte er kaum etwas erkennen. Er öffnete die Augen ein Stück weiter. Von der Decke des Hügels waren kleine Steine und Erdklumpen heruntergefallen und hatten den Inhalt der *Seepfeil* großenteils verschüttet – aber dieses Geröll des Grabes verdeckte nicht alles.

»Binabik!« schrie Simon. »Schau!«

»Was?« Erschrocken eilte der Troll den Rumpf entlang bis zu der Stelle, wo das Boot die Wand des Hügels berührte, und kletterte hinauf, behende wie auf einem Bergpfad des hohen Mintahoq. Federleicht lief er über den Rand der Bordwand und stand neben Simon.

»Schau.«

Simon deutete mit zitternder Fackel.

Im Schoß der *Seepfeil* lag König Johan Presbyter inmitten seiner Grabgeschenke, noch immer in das prachtvolle Gewand gekleidet, in dem man ihn beigesetzt hatte. Die Stirn des Hochkönigs zierte ein Goldreif. Seine Hände waren über der Brust gefaltet und ruhten auf dem langen, schneeweißen Bart. Die Haut wirkte bis auf eine gewisse wächserne Durchsichtigkeit so fest wie das Fleisch eines lebendigen Menschen. Nach Monaten in der Erde, die sonst alles verfaulen ließ, schien Johan nur zu schlafen.

Aber so schrecklich und unerwartet der Anblick des unversehrten und unverwesten Königs auch war, der Grund für Simons Aufschrei war ein anderer.

»*Kikkasut!*« fluchte der nicht weniger überraschte Binabik und war gleich darauf in den Rumpf hinuntergeklettert.

Eine gründliche Durchsuchung des Grabes und seines Inhaltes bestätigte es: Priester Johan lag in seiner Ruhestätte auf dem Swertclif, so wie er gestorben war – doch das Schwert Hellnagel war verschwunden.

XI

Herzschläge

»Nur weil Varellan mein Bruder ist, heißt das nicht, daß er sich solche Dummheiten erlauben kann!« fauchte Herzog Benigaris den vor ihm knienden Ritter an und schlug mit der flachen Hand krachend auf die Armlehne des Throns. »Sagt ihm, er soll standhalten, bis ich mit den Eisvögeln eintreffe! Versagt er, hänge ich seinen Kopf an der Sancellanischen Tormauer auf.«

»O bitte, Herr«, bemerkte sein Rüstmeister, der eifrig um ihn herumwieselte, »ich bitte Euch inständig, bewegt Euch nicht so heftig – ich versuche, Euch das Maß zu nehmen.«

»Ja, wirklich, sitz doch still«, fügte die Mutter des Herzogs hinzu. Sie saß auf demselben niedrigen, jedoch kunstvoll geschnitzten Sessel, den sie schon innegehabt hatte, als noch ihr Gemahl in Nabban herrschte. »Wenn du dich nicht so gehenließest, würde deine alte Rüstung dir noch passen.«

Benigaris starrte sie mit vor Wut zuckendem Schnurrbart an. »Vielen Dank, Mutter.«

»Und sei nicht so grausam zu Varellan. Er ist doch beinah noch ein Kind!«

»Ein nichtsnutziger, alberner Schwachkopf ist er – und Ihr seid es, die ihn dazu gemacht habt. Und wer war es schließlich, der mich überredet hat, ihn die Truppen am Onestrinischen Paß anführen zu lassen?«

Die Herzoginwitwe Nessalanta winkte lässig ab. »Gegen einen zusammengewürfelten Haufen wie Josuas Bande könnte jeder diesen Paß halten. Ich selber könnte es tun. Und die Erfahrung wird ihm nützlich sein.«

Der Herzog riß seinen Arm aus dem Griff des Rüstmeisters und versetzte der Sessellehne erneut einen wuchtigen Hieb. »Beim *Baum*, Mutter! In weniger als vierzehn Tagen hat er bereits zwei Meilen verschenkt, obwohl ihm mehrere Tausend Fußsoldaten und ein halbes Tausend Ritter zur Verfügung stehen. Wenn ich zum Tor hinausreite, werde ich wahrscheinlich über ihn fallen, so schleunig zieht er sich zurück.«

»Xannasavin sagt, es gibt keinen Grund zur Sorge«, versetzte die Herzogin belustigt. »Er hat den Himmel genau geprüft. Bitte beruhige dich, Benigaris. Sei ein Mann.«

Der Herzog warf ihr einen eisigen Blick zu, schwieg eine Minute und antwortete dann zähneknirschend: »Eines nicht allzu fernen Tages, Mutter, werdet Ihr mich zu weit treiben.«

»Und was willst du dann tun? Mich in eine Zelle sperren? Mir den Kopf abhacken?« Ihre Miene wurde grimmig. »Du brauchst mich, mein Sohn. Ganz zu schweigen von der schuldigen Achtung vor der Frau, die dich geboren hat.«

Benigaris machte ein finsteres Gesicht, atmete tief durch und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Ritter zu, der die Botschaft des jungen Varellan überbracht hatte. »Worauf wartet Ihr noch?« erkundigte er sich. »Ihr habt gehört, was ich zu sagen hatte. Geht und teilt es ihm mit.«

Der Ritter stand auf, vollführte eine umständliche Verbeugung, drehte sich um und verließ den Thronsaal. Die farbenprächtig gekleideten Damen, die an der Tür gestanden und leise miteinander geschwatzt hatten, sahen ihm nach, steckten die Köpfe zusammen und begannen über etwas zu sprechen, das sie laut aufkichern ließ.

Wieder zerrte Benigaris seine Hand aus der Umklammerung des Rüstmeisters, diesmal, um mit den Fingern nach einem der Pagen zu schnippen, der sofort mit einem Becher Wein herbeitrabte. Der Herzog trank und wischte sich den Mund. »Hinter Josuas Heer steckt mehr, als wir zuerst dachten. Die Leute erzählen, der Bruder des Hochkönigs habe einen mächtigen Ritter für sich gewonnen, der an der Spitze seiner Krieger kämpfe. Sie behaupten, es sei Camaris. Auch Seriddan von Metessa glaubt das, zumindest hat er sich Josua angeschlossen.« Er schnitt eine Grimasse. »Hund von einem Verräter!«

Nessalanta lachte unfroh. »Ich muß zugeben, daß ich Josua wohl zu wenig zugetraut habe. Ein kluger Schachzug! Nichts bringt das niedere Volk so in Wallung, als wenn der Name deines Onkels fällt. Aber Seriddan? Du willst, daß ich mir seiner- und ein paar anderer armseliger Hinterwäldler-Barone wegen den Kopf zerbreche? Der Kranich von Metessa ist seit fünfhundert Jahren nicht mehr von den Zinnen dieses Palastes geflogen. Sie sind ohne Bedeutung.«

»Ihr seid also ganz sicher, daß dieses Gerede von Herrn Camaris nichts weiter als eine Kriegslist ist?« Benigaris' Worte sollten spöttisch sein, klangen aber ein wenig hohl.

»Natürlich. Wie könnte es anders sein? Camaris ist seit vierzig Jahren tot.«

»Aber sein Leichnam wurde nie gefunden. Mein Vater litt zeitlebens Qualen, weil er seinem Bruder kein ädonitisches Begräbnis zuteil werden lassen konnte.«

Die Herzogin murmelte etwas Abweisendes, schaute jedoch nicht von ihrer Nadelarbeit auf. »Ich kannte Camaris, mein wackerer Sohn; du hast ihn nicht gekannt. Selbst wenn er damals in ein Kloster gegangen wäre oder sich gottweißwo versteckt hätte, wäre es herausgekommen; er war so abartig ehrlich, daß er keinen Menschen hätte anlügen können, der ihn nach seinem Namen fragte. Außerdem war er so von sich selbst überzeugt, daß er sich in alles einmischen mußte; ganz sicher hätte er nicht tatenlos zusehen können, wie Priester Johan den zweiten Thrithing-Krieg führte, ohne sich hineinzustürzen, nur damit er wieder Camaris der Prächtige war, Camaris der Heilige, Camaris der Große.« Sie stach sich in den Finger und stieß einen unterdrückten Fluch aus. »Nein, es ist nicht der lebende Camaris, den Josua da gefunden hat, und ganz gewiß auch kein Geist. Es muß irgendein hochgewachsener Betrüger sein, ein baumlanger Söldner aus dem Grasland, dem man die Haare weiß gepudert hat. Eine List. Aber es kommt ja auch gar nicht darauf an.« Sie betrachtete kurz ihre Stickarbeit und legte dann den Rahmen mit befriedigter Miene zur Seite. »Selbst der echte Camaris könnte uns nicht stürzen. Wir sind zu stark … und seine Zeit ist ohnehin vorbei, vorbei, vorbei.«

Benigaris musterte sie abschätzend. »Uns stürzen …?« begann er, wurde jedoch von einer Bewegung am anderen Ende des Raums unterbrochen. Ein Herold mit dem goldenen Eisvogelabzeichen auf seinem Wappenrock war in der Tür des Thronsaals erschienen.

»Eure Hoheit«, verkündete der Mann in lauten, zeremoniellen Tönen, »Graf Streáwe von Ansis Pelippé findet sich auf Euer Geheiß hier ein.«

Der Herzog lehnte sich zurück, ein Lächeln um die schmalgewordenen Lippen. »O ja. Laßt den Grafen ein.«

Streáwes Sänfte wurde durch die Tür getragen und vor den großen, aufs Meer hinausgehenden Bogenfenstern abgesetzt. Die Diener des Grafen hoben seinen Sessel heraus und stellten ihn vor das Podest mit dem herzoglichen Thron.

Der Graf hustete. Mühsam kam er wieder zu Atem. »Seid gegrüßt, Herzog«, keuchte er, »und auch Ihr, Herzogin Nessalanta – welche Freude, Euch zu sehen. Verzeiht mir wie immer, wenn ich ohne Eure Erlaubnis

Platz behalte.«

»Selbstverständlich, selbstverständlich«, erwiderte Benigaris heiter. »Und wie geht es Eurem Katarrh, Streáwe? Ich kann mir nicht vorstellen, daß unsere kalte Seeluft gut dafür ist. Ich weiß, wie warm Ihr Euer Haus auf dem Sta Mirore zu halten pflegt.«

»In der Tat, Benigaris, gerade darüber wollte ich mit Euch sprechen«, begann der alte Graf, aber der Herzog unterbrach ihn.

»Eines nach dem andern, muß ich leider sagen. Verzeiht meine Ungeduld, aber wie Ihr wißt, befinden wir uns im Krieg. Ich bin ein Mann, der nicht um die Dinge herumredet.«

Streáwe nickte. »Euer Freimut, mein Freund, ist wohlbekannt.«

»Ja. Nun, dann zur Sache. Wo bleiben meine Flußschiffe und wo meine perdruinesischen Truppen?« Der Graf hob ein winziges Stückchen die weißen Augenbrauen, aber seine Stimme und sein Verhalten blieben gleichmütig.

»Oh, sie kommen, Hoheit, seid ohne Sorge. Wann hätte Perdruin nicht bezahlt, was er seiner älteren Schwester Nabban schuldet?«

»Aber es sind jetzt zwei Monate«, versetzte Benigaris mit spöttischer Strenge. »Streáwe, Streáwe, mein alter Freund … ich könnte fast glauben, Ihr wolltet mich nur vertrösten … mich aus irgendeinem Grund an der Durchführung meiner Pläne hindern.«

Dieses Mal verrieten die Brauen des Grafen keine Überraschung, aber trotzdem veränderte sich sein Gesicht auf seltsame, schwer zu beschreibende Weise. »Ich bin enttäuscht, daß Nabban nach unserer so langen und ehrenhaften Zusammenarbeit derartiges von Perdruin denken kann.« Er senkte das Haupt. »Allerdings ist es wahr, daß die Schiffe, die Ihr zum Befahren des Flusses haben wollt, auf sich warten lassen – wofür ich Euch demütig um Vergebung bitte. Doch wißt, trotz der zahlreichen Botschaften, die ich nach Hause, nach Ansis Pelippé, geschickt und in denen ich ganz genau beschrieben habe, wessen Ihr bedürft, gibt es dort niemanden, der sich so um die Dinge kümmern kann, wie ich es täte, wenn ich alles selbst in die Hand nähme. Ich möchte nicht schlecht von meinen Dienern sprechen, aber, wie wir Perdruinesen sagen, ›wenn der Kapitän unter Deck sitzt, gibt es viele Orte, an denen man seine Hängematte aufspannen kann‹.« Der Graf hob die langen, knochigen Finger, um etwas von seiner Oberlippe zu wischen. »Ich sollte nach Ansis Pelippé zurückfahren, Benigaris. Sosehr es mich betrüben würde, Eure Gesellschaft und die Eurer geliebten Mutter zu verlieren«, er lächelte Nessalanta an, »so glaube ich

doch zuversichtlich, daß ich Euch die Flußschiffe und die Soldaten, über die wir uns einigen würden, im Lauf der nächsten Woche nach meiner Rückkehr zukommen lassen könnte.« Er hustete wieder, ein Krampfanfall, der ihn so schüttelte, daß er erst nach einer Weile wieder zu Atem kam. »Und trotz der Schönheit eures Palastes ist er, wie Ihr selbst sagtet, ein wenig luftiger als mein Haus. Ich fürchte, daß meine Gesundheit sich hier verschlechtert hat.«

»Gewiß, gewiß«, meinte Benigaris, »Ihr werdet wohl recht haben. Auch wir fürchten um Eure Gesundheit, Graf. Sie hat mir in letzter Zeit schwer auf der Seele gelegen – genau wie die Männer und die Schiffe.« Er hielt inne und musterte Streáwe mit einem Lächeln, das immer hinterhältiger zu werden schien. »Und darum kann ich auch nicht zulassen, daß Ihr jetzt schon abreist. Eine Seereise in diesem Zustand würde Euren Katarrh zweifellos noch verschlimmern. Und laßt mich grausam offen sein, lieber Graf … natürlich nur, weil Nabban Euch so liebt … würdet Ihr erkranken, so müßte ich nicht nur mir selbst die Schuld daran geben, sondern die Ankunft der Schiffe und Männer würde sich ganz gewiß noch weiter verzögern. Denn wenn Eure Diener schon jetzt, trotz Eurer sorgfältigen Anweisungen, so unzuverlässig sind, dann werdet Ihr Euch vorstellen können, wie träge sie erst würden, solltet Ihr erkranken und kein Auge mehr auf sie haben können. So manche Hängematte würde da ausgespannt werden, dessen bin ich sicher!«

Streáwes Augen wurden schmal. »Aha. Ihr meint also, daß es Euch besser scheint, wenn ich im Augenblick noch nicht Abschied von Euch nehme?«

»Oh, lieber Graf, ich *bestehe* darauf, daß Ihr bei uns bleibt.« Benigaris, der die Bemühungen seines Rüstmeisters endgültig satt hatte, winkte dem Mann, sich zu entfernen. »Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn ich weniger täte. Gewiß wird das Wetter, wenn erst die Schiffe und Eure Soldaten hier eingetroffen sind, um uns gegen den tollen Josua zu helfen, wieder so warm geworden sein, daß Ihr sicher reisen könnt.«

Der Graf überlegte einen Moment und erweckte dabei den Eindruck, daß er jedes von Benigaris' Argumenten genau abwog.

»Bei Pelippa und ihrer Schüssel«, meinte er schließlich, »ich erkenne die Vernunft in Euren Worten, Benigaris.« Sein sparsames Grinsen entblößte überraschend gute Zähne. »Und ich bin gerührt über Eure Besorgtheit um einen alten Freund Eures Vaters.«

»Ich ehre Euch, wie ich ihn geehrt habe.«

»In der Tat.« Streáwes Lächeln wurde geradezu lieblich. »Wie entzükkend. Die Ehre ist so knapp geworden in diesen harten Zeiten.« Er winkte mit der knotigen Hand seine Träger herbei. »Ich vermute, daß ich einen neuen Brief nach Ansis Pelippé senden und meinen Burgvogt und die Schiffbauer drängen sollte, sich noch mehr zu beeilen.«

»Das klingt nach einem guten Einfall, Graf, einem sehr guten Einfall.« Benigaris lehnte sich im Thronsessel zurück und strich sich den Schnurrbart. »Sehen wir Euch heute abend an unserer Tafel?«

»Oh, das nehme ich an. Wo sonst würde ich solch gütige und fürsorgliche Freunde finden?« Er beugte sich im Sessel vor und deutete eine Verneigung an. »Herzogin Nessalanta – es war mir wie immer ein Vergnügen, meine Allergnädigste.«

Nessalanta nickte lächelnd. »Graf Streáwe.«

Der alte Mann wurde in seine Sänfte zurückgehoben. Er zog den Vorhang zu, und seine vier Diener trugen ihn aus dem Thronsaal.

»Ich finde, du hättest nicht so grob werden müssen«, meinte Nessalanta, sobald er außer Hörweite war. »Er bedeutet keine Gefahr für uns. Seit wann ist es den Perdruinesen mit ihren klebrigen Fingern um mehr als ein wenig Gold gegangen?«

»Man weiß, daß sie Geld aus mehreren Taschen annehmen.« Benigaris hob den Becher. »Auf diese Art wird Streáwes Wunsch, uns als Sieger zu sehen, weit inniger sein. Schließlich ist er nicht dumm.«

»Nein, das ist er bestimmt nicht. Darum verstehe ich auch nicht, warum du ihn so hart angefaßt hast.«

»Alles, was ich weiß, Mutter«, versetzte Benigaris herzlich, »habe ich von Euch gelernt.«

Isgrimnur fing an ärgerlich zu werden.

Josua schien sich nicht konzentrieren zu können. Immer wieder lief er zum Zelteingang und starrte über das Tal hinauf zu dem Kloster oben am Berg, einer bescheidenen Ansammlung von Steinhäusern, die im schrägen Sonnenlicht goldbraun schimmerten.

»Sie stirbt nicht, Josua«, brummte der Herzog schließlich.

»Sie erwartet bloß ein Kind.«

Schuldbewußt blickte der Prinz auf. »Wie bitte?«

»Den ganzen Nachmittag glotzt Ihr nun schon dorthin.« Er wuchtete den schweren Körper vom Hocker und trat neben Josua, um ihm die Hand auf

die Schulter zu legen. »Wenn es Euch derart mitnimmt, dann geht doch zu ihr. Aber ich versichere Euch, daß sie sich in guten Händen befindet. Was meine Frau vom Kinderkriegen nicht weiß, lohnt sich nicht zu wissen.«

»Schon gut, schon gut.« Der Prinz kehrte zu der auf dem Tisch ausgebreiteten Landkarte zurück. »Ich kann nicht verhindern, daß es mir dauernd im Kopf herumgeht, alter Freund. Sagt mir, wovon wir gerade gesprochen haben.«

Isgrimnur seufzte. »Also schön.« Er beugte sich über die Karte. »Camaris sagt, daß es einen Hirtenpfad gibt, der oberhalb des Tals entlangführt.«

Vom Zelteingang kam ein diskretes Hüsteln. Josua hob den Kopf. »Ah, Baron. Willkommen! Bitte tretet ein.«

Seriddan wurde von Sludig und Freosel begleitet. Man tauschte Grüße, und Josua stellte einen Krug mit teligurischem Wein auf den Tisch. Der Baron und Josuas Unterführer zeigten Spuren eines schlammigen Tagesritts.

»Der junge Varellan hat sich unmittelbar vor Chasu Yarinna verschanzt«, berichtete der Baron grinsend. »Er hat mehr Mumm, als ich ihm zugetraut hätte. Ich hatte erwartet, daß er bis an den Onestrinischen Paß zurückweichen würde.«

»Und wieso hat er das nicht getan?« fragte Isgrimnur.

Seriddan zuckte die Achseln. »Vielleicht denkt er, daß es keine Rückkehr mehr für ihn gibt, wenn erst die Schlacht um den Paß tobt.«

»Das könnte heißen, daß er von unserer Schwäche weniger überzeugt ist als sein Bruder Benigaris«, überlegte Josua. »Vielleicht kann man doch mit ihm reden.«

»Genauso gut ist es aber auch möglich«, wandte Sludig ein, »daß er versucht, uns vor dem Paß so lange hinzuhalten, bis Herzog Benigaris mit Verstärkung bei ihm eintrifft. Wie immer die beiden unsere Stärke zunächst eingeschätzt haben mögen, Herr Camaris hat dafür gesorgt, daß sie jetzt anderer Meinung sind, darauf möchte ich schwören.«

»Wo ist Camaris?« fragte Josua.

»Mit Hotvig und den anderen im vordersten Treffen.« Sludig schüttelte bewundernd den Kopf. »Barmherziger Ädon, ich kannte die Geschichten über ihn, aber ich habe sie stets für Ammenmärchen gehalten. Prinz Josua, so etwas wie ihn habe ich noch nie gesehen. Vor zwei Tagen waren er und Hotvigs Reiter zwischen zwei Flügeln von Varellans Rittern eingeschlossen. Wir alle waren überzeugt, er wäre so gut wie tot, zumindest aber ein

Gefangener. Aber er zersplitterte die Reihen der Nabbanai-Ritter wie Anmachholz. Einen spaltete er mit einem einzigen Hieb fast in zwei Hälften. Schnitt ihn mittendurch, Rüstung und alles! Dieses Schwert muß ein Zauberschwert sein.«

»*Dorn* ist eine mächtige Waffe«, antwortete Josua. »Aber mit oder ohne Schwert, einen Ritter wie Camaris hat es nie zuvor gegeben.«

»Sein Horn Cellian ist der Schrecken der Männer von Nabban geworden«, fuhr Sludig fort. »Wenn es durchs Tal gellt, machen manche schon kehrt und fliehen. Und aus jeder Schar, die Camaris besiegt, nimmt er einen Gefangenen und schickt ihn zurück, damit er seinem Anführer meldet: ›Prinz Josua und die Seinen wünschen eine Unterredung mit Eurem Herrn.‹ Er hat schon so viele von ihnen überwältigt, daß er mittlerweile an die zwei Dutzend Nabbanai-Gefangene zurückgesandt haben muß, alle mit dieser Botschaft.«

Seriddan hob den Weinbecher. »Ich trinke auf sein Wohl. Doch wenn er jetzt noch so furchtbar ist, wie muß er in der Blüte seiner Jahre gewesen sein? Ich war ein Knabe, als Camaris«, er lachte kurz auf, »beinah hätte ich gesagt, als er starb. Als er verschwand. Ich hatte ihn nie gesehen.«

»Er war kaum anders«, entgegnete Isgrimnur sinnend. »Das ist es, was mich so überrascht. Sein Körper ist gealtert, aber seine Geschicklichkeit und sein Kampfesmut sind geblieben. Als hätte ihm etwas seine Kräfte bewahrt.«

»Aber eins verwirrt mich.« Seriddan nahm einen neuen Schluck. »Ihr habt mir gesagt, daß Camaris den Krieg haßt und alles andere lieber tut, als zu kämpfen. Und doch habe ich nie ein solches Mordwerkzeug wie ihn gesehen.«

Josuas Lächeln war voller Trauer, seine Miene besorgt. »Camaris im Kampf ist wie eine Kammerfrau bei der Spinnenbeseitigung.«

»Was?« Seriddan zog die Brauen zusammen und bekam schmale Augen. Machte man sich über ihn lustig?

»Wenn Ihr einer Magd befehlt, im Gemach ihrer Herrin die Spinnen zu erschlagen«, erläuterte der Prinz, »fallen ihr hundert Ausreden ein, es nicht zu tun. Doch wenn sie am Ende überzeugt ist, daß sie die Arbeit nicht vermeiden kann, so widerwärtig sie ihr auch ist, so wird sie jede einzelne Spinne mit größter Gründlichkeit töten, schon um sicherzugehen, daß sie nicht noch einmal wiederkommen muß.« Das leichte Lächeln in seinen Mundwinkeln verschwand. »Genauso ist es mit Camaris. Das einzige, das er mehr haßt als den Krieg, ist ein *unnötiger* Krieg – vor allem ein Töten,

das man vermeiden kann, wenn man gleich anfangs für ein sauberes Ende sorgt. Wenn er also von etwas überzeugt ist, sorgt Camaris dafür, daß er die gleiche Arbeit nicht zweimal verrichten muß.« Er hob das Glas wie zum Gruß für den abwesenden Ritter. »Stellt Euch vor, was für ein Gefühl das sein muß: wenn man gerade das, was man auf der Welt am meisten verabscheut, am besten beherrscht.«

Danach tranken sie ihren Wein eine Weile schweigend.

Tiamak hinkte hinaus auf die Terrasse. Er fand einen Platz auf der niedrigen Mauer, auf den er sich hinaufziehen konnte, und saß dann dort, ließ die Beine baumeln und badete im Licht der Spätnachmittagssonne. Unter ihm erstreckte sich das Frasilistal, zwei wellige Hänge mit dunkler Erde und graugrünen Baumwipfeln, zwischen denen sich die Anitullanische Straße dahinschlängelte. Wenn er die Augen zusammenkniff, konnte Tiamak die Umrisse von Josuas Zelten erkennen, die sich in die purpurnen Schatten der südwestlichen Bergflanke schmiegten.

Vielleicht glauben meine Gefährten, wir Wranna lebten wie Wilde, dachte er bei sich, *aber ich bin ebenso glücklich wie alle anderen, daß ich ein paar Tage am selben Ort bleiben kann und ein festes Dach über dem Kopf habe.*

Die Hände in seinen Ärmeln gefaltet, wandelte einer der Mönche vorüber. Er bedachte Tiamak mit einem mehrere Schritte langen Blick, grüßte jedoch nur mit einem förmlichen Kopfnicken.

Die Mönche scheinen sich über unsere Anwesenheit nicht zu freuen. Er mußte lächeln. *Und wenn es schon schlimm für sie ist, auf diese Weise in einen Krieg verwickelt zu werden, wieviel schlimmer muß es sein, auch noch Frauen und Marschmänner in den Klostermauern dulden zu müssen!*

Trotzdem war Tiamak froh, daß Josua diesen Ort als vorübergehende Zuflucht gewählt und seiner Frau und zahlreichen anderen gestattet hatte, hierzubleiben, während das Heer weiter die Schlucht hinabmarschierte. Der Wranna spürte den kühlen, trockenen Wind und den Sonnenschein im Gesicht und seufzte. Schön war es, Schutz zu finden, auch wenn es nur kurze Zeit währte; schön auch, daß der Regen nachgelassen hatte und es wieder Sonne gab.

Doch das, erinnerte er sich an Josuas Worte, *will nichts besagen. Es ist nur eine kleine Atempause – nichts von dem, was wir bisher getan haben, kann den Sturmkönig aufhalten. Wenn wir die Rätsel, vor denen wir stehen,*

nicht lösen und die Schwerter nicht gewinnen und uns zunutze machen können, ist dieser Augenblick des Friedens wertlos. Der tödliche Winter wird zurückkehren, und dann wird es keinen Sonnenschein mehr geben. O Du-der-stets-auf-Sand-tritt, laß mich nicht versagen! Gib, daß Strangyeard und ich die Antworten finden, die wir suchen!

Aber die Antworten wurden immer seltener. Immer schwerer begann die Verantwortung ihrer Suche auf ihnen zu lasten. Binabik war fort, Geloë tot, und von allen Trägern der Schriftrolle und anderen Weisen waren allein Tiamak und der schüchterne Priester übriggeblieben. Zusammen hatten sie über Morgenes' Handschrift gegrübelt, sie von einem Ende zum anderen haarklein durchforscht und immer darauf gehofft, vielleicht bisher übersehene Hinweise und Schlüssel zu finden, die ihnen helfen könnten, das Rätsel der Großen Schwerter zu lösen.

Auch die von Binabik übersetzten Schriftrollen seines Meisters Ookequk hatten sie durchgearbeitet, darin aber nur einen großen Schatz an Trollweisheiten entdeckt, die sich zumeist auf die Vorhersage von Lawinen und das Besänftigen der Frostbeulengeister durch Gesang bezogen.

Und wenn Strangyeard und ich nicht bald Erfolg haben, dachte Tiamak ingrimmig, *brauchen wir Ookequks Weisheit vielleicht nötiger, als uns lieb ist.*

Tiamak hatte sich im Lauf der letzten Tage von Strangyeard noch einmal alles erzählen lassen, was der Archivar über die Großen Schwerter und ihren untoten Feind wußte, und zwar in allen Einzelheiten – Dinge, die er selbst aus Büchern gelernt hatte, das, was der alte Jarnauga ihm beigebracht hatte, die Erlebnisse des Jungen Simon und seiner Gefährten, alles im vergangenen Jahr Geschehene, das vielleicht in irgendeiner Form zur Entschlüsselung des Geheimnisses beitragen konnte.

Tiamak betete, daß sich irgendwo ein Muster zeigen würde, wie die kleinen Strudel in einem Fluß, die einen Felsen unter der Wasseroberfläche verrieten. In den Überlieferungen so vieler weiser Männer und Frauen, Abenteurer und zufälliger Zeugen, mußte sich doch irgend etwas finden, mußte doch jemand etwas darüber wissen, wie man die Großen Schwerter nutzbringend einsetzen könnte.

Wieder seufzte Tiamak und wackelte mit den Zehen. Er sehnte sich von Herzen danach, wieder nur ein kleiner Mann mit kleinen Sorgen zu sein. Wie wichtig ihm diese Sorgen vorgekommen waren! Und wie gern er sie jetzt wiederhätte, sie und keine anderen! Er hielt die Hand hoch und sah dem Licht zu, das auf seinen Knöcheln spielte, einer Mücke, die über die

dünnen, dunklen Haare auf seinem Handgelenk krabbelte. Der Tag war trügerisch angenehm, wie der Wasserspiegel eines Flusses.

Aber es gab keinen Zweifel, daß darunter verborgene Felsen oder Schlimmeres lauerten.

»Bitte leg dich hin, Vara«, bat Aditu.

Die Thrithing-Frau schnitt ein Gesicht. »Du redest schon wie Josua. Es tut doch nur ein bißchen weh.«

»Da seht Ihr, wie sie ist«, bemerkte Gutrun mit grimmiger Genugtuung. »Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich sie am Bett festbinden.«

»Ich glaube nicht, daß man das tun muß«, erwiderte die Sitha.

»Aber es ist auch keine Schande, Vara, sich hinzulegen, wenn man Schmerzen hat.«

Widerwillig ließ die Gemahlin des Prinzen sich in ihre Kissen zurückfallen und gestattete Gutrun, sie mit der Decke zuzudecken. »Ich wurde nicht zur Schwachheit erzogen.« In dem Licht, das durch das hohe, schmale Fenster hereinsickerte, war sie sehr blaß.

»Du bist nicht schwach. Aber dein Leben und das des Kindes sind kostbar«, erklärte Aditu sanft. »Wenn du dich gesund und stark fühlst, kannst du dich bewegen, soviel du willst. Aber wenn du Schmerzen hast oder erschöpft bist, dann laß dir von Herzogin Gutrun oder mir helfen.« Sie stand auf und ging ein paar Schritte zur Tür. »Du willst doch nicht etwa weggehen?« fragte Vara bestürzt.

»Bleib hier und unterhalte dich mit mir. Erzähl mir, was draußen vorgeht. Gutrun und ich sind schon den ganzen Tag hier eingesperrt. Nicht einmal die Mönche reden mit uns. Ich glaube, sie hassen Frauen.«

Aditu lächelte. »Wie du willst. Für eine so wichtige Sache kann ich meine anderen Aufgaben wohl noch warten lassen.«

Die Sitha setzte sich wieder auf das Bett und schlug die Beine unter sich. »Herzogin Gutrun, wenn Ihr Euch ein wenig Bewegung machen wollt, kann ich noch eine Weile bei Vara bleiben.«

Die Herzogin schnaubte verächtlich. »Ich bin genau dort, wo ich hingehöre.« Sie beugte sich wieder über ihre Näharbeit.

Vara streckte die Hand aus und umschloß Aditus Finger.

»Sag mir, was du heute erlebt hast. Warst du bei Leleth?«

Die Sitha nickte, daß die silberweißen Haare flogen. »Ja. Sie liegt nur ein paar Kammern weiter. Aber es gibt keine Veränderung. Sie wird immer

dünner. Ich mische nährende Kräuter in das wenige Wasser, das sie trinkt, aber ich fürchte, das ist nicht genug. Irgend etwas hält sie noch in ihrem Körper fest – wenn man sie anschaut, glaubt man, sie schlafe nur –, aber ich frage mich, wann dieses Band zerreißen wird.«

Ein Ausdruck der Sorge schien ihre fremdartigen Züge zu trüben. »Auch das ist ein Beispiel dafür, wieviel wir mit dem Abschied von Geloë verloren haben. Die Waldfrau hätte sicher eine Wurzel oder Blattpflanze gekannt, die Leleths Geist zu uns zurückholen würden.«

»Da bin ich nicht sicher«, meinte Gutrun. »Das Kind war nie mehr als halb auf dieser Welt – ich kenne sie und habe sie gepflegt und im Arm gehalten wie kaum jemand hier. Was immer ihr damals im Wald widerfahren ist, auf ihrer Flucht mit Miriamel – diese Hunde und der barmherzige Usires weiß, was sonst noch alles –, es hat einen Teil ihrer Persönlichkeit mitgenommen.« Sie stockte. »Es liegt nicht an Euch, Aditu. Ich bin überzeugt, Ihr habt alles getan, was man nur tun kann.«

Aditu drehte sich zu ihr um, ohne über den ungewohnt versöhnlichen Ton der Herzogin eine Miene zu verziehen. »Aber dennoch ist es traurig«, sagte sie nur.

»Traurig, ja«, erwiderte Gutrun. »Gottes Wünsche machen seine Kinder oft traurig. Wahrscheinlich verstehen wir einfach nicht, was er will. Bestimmt hat er nach all ihrem Leid etwas Besseres mit der kleinen Leleth vor.«

Aditus Antwort kam vorsichtig. »Ich hoffe es.«

»Und was gibt es sonst Neues?« fragte jetzt Vara. »Das mit Leleth hatte ich mir schon gedacht, denn du hättest es mir bestimmt sofort erzählt, wenn sich etwas bei ihr verändert hätte.«

»Sonst gibt es nichts zu berichten. Die Truppen des Herzogs von Nabban sind noch ein weiteres Stück zurückgewichen, werden aber bald wieder Stellung beziehen und weiterkämpfen. Josua und seine Anführer versuchen einen Waffenstillstand mit ihnen zu schließen, damit sie die Gefechte einstellen und erst einmal verhandeln können.«

»Werden denn diese Nabbanai mit uns reden?«

Aditu hob geschmeidig die Schultern. »Ich frage mich manchmal, ob ich wenigstens die Sterblichen verstehe, die ich gut kenne. Was die betrifft, die mir ganz fremd sind … natürlich kann ich keine begründete Vermutung darüber aussprechen, was sie vielleicht tun werden. Aber der Nabbanai-Heerführer ist ein Bruder des regierenden Herzogs, sagt man, darum bezweifle ich, daß er den Vorschlägen deines Gemahls großes Wohlwollen

entgegenbringen wird.«

Varas Gesicht verzog sich, und sie begann zu keuchen, winkte aber die besorgte Aditu beiseite. »Nein, es geht mir gut. Nur ein Krampf.« Sie holte tief Atem. »Und Josua? Was ist mit ihm?«

Die Sitha blickte auf Gutrun, die mit dem Ausdruck belustigter Hilflosigkeit die Brauen hochzog. »Er war doch erst heute morgen hier, Vara«, erklärte die Herzogin. »Er kämpft nicht selbst.«

»Es geht ihm gut«, fügte Aditu hinzu, »und er bat mich, dich zu grüßen.«

»Zu grüßen?« Vara fuhr auf. »Was sind das für Worte von einem Mann, einem Ehegatten? Grüßen!«

»O Elysia, Mutter der Barmherzigkeit«, knurrte Gutrun empört.

»Ihr wißt, daß er Euch liebt, Vara. Laßt Euch das genug sein!«

Die Thrithing-Frau sank zurück. Ihr Haar breitete sich über das Kissen wie ein glänzendschwarzes Tuch. »Das ist nur, weil ich so tatenlos hier herumliege. Morgen bin ich wieder kräftiger. Morgen gehe ich dorthin, wo ich die Schlacht sehen kann.«

»Aber nur, wenn Ihr *mich* so weit schleifen könnt«, entgegnete die Herzogin mit fester Stimme. »Ihr hättet sie sehen sollen, Aditu – heute morgen konnte sie nicht einmal stehen, so schrecklich waren die Schmerzen. Wenn ich sie nicht aufgefangen hätte, wäre sie mitten auf den Steinboden gefallen.«

»Wenn sie stark genug ist«, meinte Aditu, »wird ihr das Gehen sicher nicht schaden – aber behutsam, und nicht so eine weite Strecke.« Sie hielt inne und betrachtete die Thrithing-Frau nachdenklich. »Ich glaube, du regst dich vielleicht zu sehr auf, wenn du die Schlacht anschaust, Vara.«

»Ha.« Varas Verachtung war offensichtlich. »Du sagst, dein Volk bekommt so gut wie gar keine Kinder mehr. Woher weißt du dann so genau, wie ich mich zu verhalten habe?«

»Gerade weil unsere Geburten so selten sind, nehmen wir sie um so ernster.« Aditu lächelte schmerzlich. »Ich wäre überglücklich, wenn ich einmal ein Kind haben dürfte. Es ist eine große Ehre für mich, daß ich bei dir sein darf, während du deines erwartest.« Sie bückte sich und schlug die Decke zurück. »Laß mich horchen.«

»Du willst mir ja nur sagen, daß das Kind keine Lust hat, morgen spazierenzugehen«, beschwerte sich Vara, hinderte Aditu jedoch nicht daran, eine goldene Wange auf ihren straff gewölbten Bauch zu legen.

Aditu schloß die schrägen Lider, als wollte sie einschlafen.

Einen langen Augenblick spiegelte ihr schmales Gesicht fast völlige Ruhe. Dann öffneten die Augen sich weit, funkelnder Bernstein blitzte auf, und sie stieß ein überraschtes Zischen aus. »*Venyha s'ahn!*« Sie hob kurz den Kopf und legte dann noch einmal das Ohr an Varas Bauch.

»Was ist?« Schneller als ein Herzschlag war Gutrun vom Stuhl gesprungen. Die Stickerei flog in die Ecke. »Das Kind! Ist das Kind … ist etwas nicht in Ordnung?«

»Sag es mir, Aditu.« Vara lag ganz ruhig, aber ihre Stimme klang gepreßt. »Schone mich nicht.«

Die Sitha fing an zu lachen.

»Seid Ihr von Sinnen?« rief Gutrun wütend. »Was ist?«

Aditu setzte sich wieder hin. »Verzeiht. Ich habe mich nur darüber gewundert, wie ihr Sterblichen mich doch immer wieder zum Staunen bringt. Und wenn ich daran denke, daß mein Volk sich glücklich schätzt, wenn in jedem Jahrhundert eine Hand voll Kinder geboren werden!«

»Wovon redet Ihr eigentlich?« fauchte Gutrun. Vara sah viel zu erschrocken aus, um noch Fragen zu stellen.

»Ich rede von euch Sterblichen, von euren Gaben, die ihr gar nicht kennt.« Wieder lachte sie, diesmal leiser. »Es sind zwei Herzschläge.«

Die Herzogin riß die Augen auf. »Wie bitte?«

»Zwei Herzschläge«, wiederholte Aditu gelassen. »In Vara wachsen *zwei* Kinder.«

XII

Schlaflos im Dunkel

Simons Herz war vor Enttäuschung ganz leer, so tief und hohl wie der Grabhügel, in dem sie standen. »Es ist weg«, flüsterte er. »Hellnagel ist nicht mehr da.«

»Daran läßt sich kaum Zweifel hegen.« Binabiks Gesicht im Fackelschein war grimmig. »Qinkipa vom Schnee! Fast wünsche ich, wir hätten es erst dann entdeckt, wenn wir mit Prinz Josuas Heer an diesen Ort gekommen wären. Ungern bringe ich ihm eine Nachricht wie diese.«

»Aber was kann daraus geworden sein?« Simon starrte auf die wächsernen Züge Johans des Priesters, als könne der König aus seinem Todesschlaf erwachen und ihnen Antwort geben.

»Offenkundig will mir scheinen, daß Elias seinen Wert kannte und es an sich nahm. Gewiß ruht es jetzt oben auf dem Hochhorst.« Der Troll zuckte die Achseln, seine Stimme klang bedrückt. »Nun, wir wußten immer, daß wir *Leid* von ihm gewinnen mußten. Zwei Schwerter oder eines, der Unterschied dünkt mich gering.«

»Aber Elias kann es nicht genommen haben. Es gab nirgends ein Loch, bevor wir eines gruben.«

»Vielleicht hat er es schon eine kleine Weile nach Johans Bestattung geholt. Inzwischen ist so viel Zeit vergangen, daß wir die Spuren nicht mehr sehen würden.«

»Das ergibt keinen Sinn«, beharrte Simon. »Denn wenn er es haben wollte, hätte er es ja gleich behalten können. Strupp hat gesagt, daß das Schwert für ihn bestimmt war, aber daß Elias es haßte – er konnte es gar nicht abwarten, bis er es wieder los war.«

»Ich verfüge nicht über sichere Antworten, Simon. Möglich ist, daß König Elias den Wert des Schwertes damals nicht kannte, aber später davon erfuhr. Vielleicht entdeckte auch Pryrates seine Macht und ließ es entfernen. Viele Dinge sind möglich.« Der Troll reichte Simon seine Fackel, kletterte von der Bordwand herunter und wollte die Böschung zu der Öff-

nung, die sie gegraben hatten, hinaufsteigen. Durch das Loch sah man den dämmrigen Abendhimmel, blaugrau, trübe bewölkt.

»Ich glaube es einfach nicht.« Simons Hände, müde vom Graben, immer noch schmerzhaft wund von der Folter im Hasutal, lagen schlaff in seinem Schoß. »Ich *will* es nicht glauben.«

»Das zweite, fürchte ich, ist das Wahrere«, antwortete Binabik freundlich. »Komm, Simon-Freund, wir wollen schauen, ob Miriamel Feuer entfacht hat. Eine warme Suppe wird uns das Nachdenken ein wenig erleichtern.« Er erreichte den Rand der Öffnung, schlängelte sich hindurch und drehte sich um. »Gib mir die Fackeln, dann helfe ich dir ins Freie.«

Simon hörte kaum, was der andere sagte, denn er hatte ganz plötzlich etwas entdeckt. Er hielt die beiden Fackeln höher und lehnte sich quer über das Boot, um die untere Seite der gegenüberliegenden Wand zu betrachten.

»Simon, was suchst du noch?« rief Binabik von oben. »Wir haben den Leichnam des armen Königs bei unserem Nachforschen schon beinah kopfüber gedreht!«

»Da ist etwas auf der anderen Seite der Grabkammer. Etwas Dunkles.«

»Oh?« Eine gewisse Unruhe klang aus Binabiks Stimme. »Was für ein dunkles Etwas soll das sein?« Er beugte sich tiefer in den Eingang und verdeckte den Blick auf den Himmel.

Simon nahm beide Fackeln in eine Hand und rutschte so weit über die Bordkante der *Seepfeil*, daß er genug sah, um seinen Verdacht bestätigt zu finden. »Es ist ein Loch!«

»Das scheint mir wenig verblüffend«, meinte der Troll.

»Aber es ist ein großes Loch, das tief in die Wand des Hügels reicht. Vielleicht sind sie dadurch eingedrungen.«

Binabik sah auf die Stelle, die Simon ihm zeigte, und verschwand dann auf einmal vom Eingang. Simon schob sich noch näher heran. Die unregelmäßige Öffnung in der Seite der Grabkammer hatte den Durchmesser eines Bierfasses.

Der Troll kam zurück. »Ich sehe an der Außenseite nichts, das dazu paßt. Wenn sie dort ein Loch gruben, haben sie es mit großer Sorgfalt wieder zugeschüttet, oder es ist lange her; das Gras scheint unberührt.«

Simon bewegte sich vorsichtig zum schmalen Heck des Bootes weiter. Er ließ sich von der Wand ins Innere der *Seepfeil* hinunter und stieg so vorsichtig wie möglich auf die andere Seite, wo er wieder hinaufkletterte. Zwischen der Außenwand des Rumpfs und der aus Lehm und Balken er-

richteten Wand des Grabhügels gab es einen etwas über eine Elle breiten freien Raum. Er ließ sich herunter, um das Loch genauer in Augenschein zu nehmen, die Fackel dicht an der schwarzen Öffnung. Vor Überraschung fing sein Nacken an zu prickeln. »Ädon«, flüsterte er betroffen, »es führt nach *unten*!«

»Was?« Binabiks Stimme verriet Ungeduld. »Simon, es gibt Dinge zu tun, ehe die Dunkelheit draußen voll wird.«

»Es führt nach unten, Binabik! Der Tunnel hinter dem Loch führt *abwärts*!« Er stieß die Fackeln in die Öffnung und beugte sich so tief hinein, wie er wagte. Außer ein paar glänzenden, haarfeinen Wurzeln war nichts zu sehen; dahinter versickerte das Licht der Fackeln in den Windungen des Tunnels und in der Finsternis.

»Dann wollen wir ihn morgen weiter untersuchen«, erklärte nun der Troll, »wenn wir die Möglichkeit zum Denken und Schlafen gehabt haben. Komm hoch, Simon.«

»Gleich. Geh schon vor.« Er kroch weiter. Ihm war klar, daß er eigentlich mehr Angst hätte haben sollen – alles, was so große Löcher grub, Tier oder Mensch, war mit Vorsicht zu genießen –, aber er war felsenfest davon überzeugt, daß dieser gähnende Schlund der Erde etwas mit dem Verschwinden von Hellnagel zu tun haben mußte. Er starrte in das leere Loch, hielt die Fackel an die Seite und spähte tiefer.

Unten im Dunkel glänzte etwas, irgendein Gegenstand, der den Fackelschein widerspiegelte.

»Da drin ist etwas!« rief er.

»Was – etwas?« erkundigte sich der Troll besorgt. »Ein Tier?«

»Nein, eher wie Metall.« Simon beugte sich in das Loch.

Er roch keinen Tiermist, nur eine leichte Schärfe wie von Schweiß. Das glänzende Ding schien ein kleines Stück tunnelabwärts zu liegen, gerade an der Stelle, wo der Gang um die Ecke bog und man nichts mehr sehen konnte. »Ich kann es nicht erreichen, ohne hineinzukriechen.«

»Dann wollen wir es uns morgen anschauen«, erwiderte Binabik eindringlich. »Komm jetzt.«

Simon schob sich vorsichtig in die Öffnung. Vielleicht war es näher, als es aussah, bei Fackelschein konnte man das schwer sagen. Er hielt die brennenden Fackeln vor sich und bewegte sich auf Ellenbogen und Knien, bis sein ganzer Körper im Tunnel steckte. Wenn er sich nur zu ganzer Länge ausstrecken konnte, dann würde er danach greifen können…

Unvermittelt gab der Boden unter ihm nach, und Simon, der heftig um sich schlug, lag in lockerer Erde. Er griff nach der Tunnelwand, die zu bröckeln begann, aber noch einen Augenblick hielt, so daß er sich mit beiden ausgestreckten Armen abstützen konnte. Seine Beine sanken immer tiefer in die merkwürdig weiche Erde, bis er bis zum Gürtel im Boden des Tunnels steckte. Eine der Fackeln war ihm entfallen und lag zischend im feuchten Boden, nur wenige Hand breit von seinen Rippen entfernt. Die andere steckte unter seiner an die Tunnelwand gestemmten Hand; er hätte sie nicht loslassen können, selbst wenn er es gewollt hätte. Er fühlte sich sonderbar leer und furchtlos.

»Binabik!« rief er. »Ich bin eingebrochen!«

Noch während er sich zu befreien versuchte, fühlte er, wie sich das Erdreich unter ihm auf eine höchst sonderbare Weise bewegte, haltlos wie Sand unter einer zurückrollenden Woge.

Der Troll hatte die Augen so weit aufgerissen, daß das Weiße glänzte. »*Kikkasut!*« fluchte er und brüllte: »Miriamel! Komm sofort her!« Dann rutschte er die Böschung wieder hinunter und suchte sich einen Weg um den breiten Bootsrumpf herum.

»Komm nicht zu nah«, warnte Simon. »Die Erde kommt mir so merkwürdig vor. Nicht, daß du mir auch noch durchbrichst.«

»Dann verhalte dich ganz still.« Der kleine Mann ergriff den vorstehenden Rand des im Boden verankerten Bootskiels und streckte Simon den Arm hin. Aber zwischen den beiden lag noch über eine Elle; der Troll kam gar nicht an Simon heran.

»Miriamel wird unser Seil bringen.« Seine Stimme klang ruhig und fest, aber Simon wußte, daß Binabik Angst hatte.

»Und da ist noch etwas … da unten ist etwas, das sich bewegt«, warnte Simon unruhig. Es fühlte sich entsetzlich an, ein Zusammenpressen und Wiedernachgeben des Bodens, der ihn festhielt, so als ringele unter ihm in der Tiefe eine riesige Schlange ihren Leib. Simons schlafwandlerische Ruhe verflog, wich wachsendem Grauen. »B-Bina-bik! Bina-bik…« Die Luft blieb ihm weg.

»Halte still!« drängte sein Freund. »Wenn du nur…«

Den Rest des Satzes hörte Simon nicht mehr. Plötzlich spürte er ein scharfes Brennen an seinen Knöcheln, als hätte man sie mit lauter Nesseln umwunden, dann zuckte die Erde unter ihm und begrub ihn. Kaum konnte er noch den Mund zumachen, als auch schon die Erdklumpen um ihn herum sich hoben und über seinem Kopf zusammenschlugen wie eine wüten-

de See.

Miriamel hatte gesehen, wie Binabik aus dem Loch stieg. Während sie die Dornen und Zweige aufschichtete, die sie gesammelt hatte, beobachtete sie, wie er vor dem Eingang in den Hügel stand, den sie gegraben hatten, und mit Simon sprach, der sich noch innen befand. Sie überlegte beiläufig, was sie wohl gefunden hätten. Es kam ihr alles so sinnlos vor. Wie konnten alle Schwerter der Welt, magisch oder nicht, dem führerlosen Wagen noch Einhalt gebieten, den der tollwütige Kummer ihres Vaters ins Rollen gebracht hatte? Nur Elias selbst konnte ihn noch zum Stehen zwingen, aber dazu würde ihn auch eine Drohung mit Zauberwaffen nicht bewegen. Miriamel kannte ihren Vater nur allzugut, kannte den Trotz, der in seinen Adern rollte wie sein eigenes Blut. Und der Sturmkönig, der grausige Dämon, den sie in ihren Träumen gesehen hatte, der Gebieter der Nornen? Nun, ihr Vater war es selbst gewesen, der das untote Scheusal in die Welt der Sterblichen gerufen hatte. Miriamel kannte genug alte Geschichten, um zu wissen, daß auch nur Elias Ineluki wieder fortschicken und die Tür hinter ihm zuriegeln konnte.

Aber sie wußte auch, daß ihre Freunde entschlossen waren, ihren Plan auszuführen, so wie sie selbst auf ihrem eigenen bestand, und sie würde ihnen nicht im Weg stehen. Allerdings hatte sie von vornherein nicht den Wunsch verspürt, mit ihnen in das Grab hinunterzusteigen. Es waren sonderbare Zeiten, gewiß, aber nicht so sonderbar, daß sie unbedingt herausfinden wollte, was zwei Jahre in der achtlosen Erde ihrem Großvater Johan angetan hatten.

Es war ihr damals schwer genug gefallen, an dem Begräbnis teilzunehmen und zuzuschauen, wie man seinen Körper in die Erde senkte. Sie hatte ihm nie nahegestanden, aber auf seine zurückhaltende Weise hatte er sie geliebt und war freundlich zu ihr gewesen. Sie hatte ihn sich auch nie als jungen Mann vorstellen können, denn er war schon uralt gewesen, als sie noch ein kleines Mädchen war; aber ein paarmal hatte sie ein Funkeln in seinen Augen oder eine Spannung in seiner gebeugten Gestalt bemerkt, die ihr den kühnen Welteroberer verrieten, der er einst gewesen sein mußte. Sie wollte nicht, daß diese wenigen Erinnerungen dadurch beschmutzt wurden, daß sie…

»Miriamel! Komm sofort her!«

Erschrocken von der drängenden Furcht in Binabiks Stimme sah sie auf. Obwohl er sie rief, drehte sich der kleine Mann nicht zu ihr um, sondern

glitt in die Öffnung in der Hügelwand und verschwand darin, flink wie ein Maulwurf. Miriamel sprang auf, wobei sie ihren Gestrüpphaufen umwarf, und rannte quer über den ganzen Gipfel. Die Sonne war im Westen bereits untergegangen, der Himmel leuchtete pflaumenrot.

Simon. Es ist etwas mit Simon.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie die kurze Strecke zurückgelegt hatte. Atemlos kam sie am Grab an und sank dort in die Knie. Ihr war schwindlig. Als sie den Kopf durch das Loch steckte, konnte sie nichts sehen.

»Simon hat…«, schrie Binabik, »Simon hat … *Nein*!«

»Was ist denn? Ich kann dich nicht sehen!«

»Qantaqa!« kreischte der Troll. »*Qantaqa sosa!*«

»Was ist?« Miriamel war vor Schreck wie gelähmt. »Was ist?«

Die Worte des Trolls kamen in abgehackten Stößen. »Hol … Fackeln! Seil! Sosa, Qantaqa!«

Jäh stieß Binabik einen Schreckensschrei aus. Miriamel kniete entsetzt und verwirrt vor der Öffnung. Etwas Furchtbares mußte dort unten vorgehen – kein Zweifel, Binabik brauchte sie. Aber er hatte gewollt, daß sie Fackeln und Seil holte, und jeder Augenblick des Zögerns konnte für den Troll und für Simon den Tod bedeuten.

Etwas Großes schleuderte sie zur Seite, warf sie um wie ein kleines Kind. Qantaqas graues Hinterteil verschwand die Böschung hinunter ins Dunkel. Gleich darauf grollte das wütende Knurren der Wölfin aus der Tiefe zu ihr empor. Miriamel machte kehrt und raste zu der Stelle, an der sie ihr Feuer hatte anzünden wollen, hielt aber mitten im Lauf an, als ihr einfiel, daß der Rest ihres Gepäcks ja gar nicht dort, sondern ein ganzes Stück näher an Priester Johans Grab lag. Verzweifelt blickte sie sich um, bis sie die Sachen auf der anderen Seite des offenen Gräberkreises entdeckte.

Keuchend, mit Händen, die so zitterten, daß sie Feuerstein und Stahl kaum halten konnte, arbeitete sie wie besessen, bis ihre Fackel endlich brannte. Sofort griff sie nach einer zweiten; während sie halb wahnsinnig das Seil suchte, steckte sie die zweite Fackel an der ersten an.

Das Seil war nicht bei ihrem Gepäck. Miriamel brach in einen Schwall von Flußschifferflüchen aus Meremund aus und rannte zum Grabhügel zurück.

Die Taurolle lag halb unter der von Simon und dem Troll ausgehobenen

Erde begraben. Miriamel wickelte sich das Seil lose um den Körper, damit sie die Hände freihatte, und kletterte hastig in den Hügel.

Die Grabkammer war wie ein seltsamer Traum. Qantaqas tiefes Grollen füllte die Höhlung wie das Summen eines erbosten Bienenschwarms, aber es war noch ein anderer Ton zu hören, ein eigenartiges, schrilles Quieken. Während sich Miriamels Augen allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, zeigte ihr das unsichere Licht der Fackeln zunächst nur die langgestreckte, breite Wölbung der *Seepfeil* und die abgesackten Balken, die aus dem Erddach des Grabhügels herausstanden wie Rippen. Dann erst bemerkte sie eine Bewegung – Qantaqas heftig zuckenden Schweif und ihre Hinterbeine, das einzige von ihr, das über das Heck des Bootes hinausragte. Die Erde rings um die Wölfin brodelte von kleinen, dunklen Wesen. *Ratten?*

»Binabik!« schrie sie. »Simon!«

Als die Stimme des Trolls antwortete, war sie heiser und brüchig vor Entsetzen. »Nein, Miriamel! Lauf fort! Hier wimmelt es von … *Boghanik!* Lauf!«

Außer sich vor Angst um ihre Gefährten stolperte Miriamel um das Boot herum. Etwas Kleines, Zirpendes sprang von der Bordwand herunter auf ihren Kopf und fuhr ihr mit den Krallen ins Gesicht. Aufkreischend schlug sie es fort und drückte es mit der Fackel zu Boden. Einen entsetzlichen Augenblick erkannte sie etwas Winziges, Runzliges, Menschenähnliches, das sich im Feuer wand, zischendes, verfilztes Haar, einen Mund voll scharfer Zähne, aufgerissen zu grellem Todesschrei. Wieder schrie sie auf und riß die Fackel hoch. Mit einem Fußtritt stieß sie das sterbende Scheusal ins Dunkel.

Das Blut hämmerte ihr in den Schläfen, bis sie glaubte, ihr Kopf müsse bersten, aber sie erzwang sich den Weg. Mehrere der spinnenartigen Angreifer schwärmten auf sie ein, aber sie schlug mit ihren Zwillingsfackeln weite Bogen nach ihnen, so daß sie zurückhüpften. Sie war jetzt so nah an Qantaqa, daß sie sie berühren konnte, wozu sie freilich keinen Anlaß sah: die Wölfin war hart bei der Arbeit, tummelte sich behende auf engem Raum, brach Genicke, zerriß kleine Körper.

»Binabik!« schrie Miriamel. »Simon! Ich bin hier! Kommt zum Licht!«

Ihr Ruf veranlaßte eine neue Schar der zirpenden Unholde, sich auf sie zu stürzen. Zwei davon traf sie mit der Fackel, aber der zweite hatte ihr das Feuer schon fast aus den Händen gerissen, bevor er quiekend zu Boden stürzte. Gleich darauf sah sie einen Schatten über sich und sprang zurück, die Fackel hoch in der Faust.

»Ich bin es«, keuchte Binabik, der auf die Bordkante der *Seepfeil* geklettert war. Gleich darauf bückte er sich und war verschwunden. Als er wieder auftauchte, waren in dem von Blut und Erde verschmierten Gesicht nur die Augen zu erkennen. Er stieß das stumpfe Ende eines langen Speers zu ihr hinunter. »Nimm das. Laß sie nicht zu nah kommen!«

Miriamel packte den Speer und mußte sich sofort umdrehen, um ein halbes Dutzend der Wesen gegen die Höhlenwand zu schleudern. Eine ihrer Fackeln fiel zu Boden. Als sie sich danach bückte, sprang ein weiteres runzliges Scheusal sie an; sie spießte es auf wie ein Fischer. Es krümmte sich auf der Speerspitze und starb nur langsam.

»Simon! Wo ist er?«

Sie hob die Fackel auf und hielt sie Binabik hin, der noch einmal in das Boot getaucht war und jetzt dastand und eine Axt umklammerte, die fast so lang war wie er.

»Ich kann die Fackel nicht ergreifen«, erklärte er atemlos.

»Schieb sie in die Wand!« Er schwang das Beil über den Kopf und sprang zu ihr hinunter.

Miriamel gehorchte und rammte das hintere Ende der Fackel in die bröckelnde Erde.

»*Hinik Aia!*« rief Binabik. Qantaqa bewegte sich rückwärts, schien den Kampf aber ungern aufzugeben; noch mehrfach stürzte sie sich fauchend auf die zwitschernden Unholde. Bei einem solchen Angriff wollte ein weiterer Schwarm sie umzingeln. Binabik verwandelte mehrere von ihnen mit der Axt in blutige Klumpen, während Miriamel andere mit Speerstößen zurücktrieb. Qantaqa beendete ihr Scharmützel und griff ein, indem sie die restlichen Angreifer erledigte.

Die noch übrigen wimmelnden Geschöpfe schnatterten giftig, und ihre weißen Augen glommen wie hundert winzige Monde. Sie schienen jedoch wenig Lust zu verspüren, Miriamel und ihre Gefährten, die rückwärts auf das Loch zustrebten, weiter zu verfolgen.

»Wo ist Simon?« fragte Miriamel wieder und wußte schon, als sie es sagte, daß sie die Antwort nicht hören wollte. In ihr war eine kalte Leere. Binabik würde Simon nie im Stich lassen, solange er noch am Leben war.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte der Troll rauh. »Aber es steht nicht in unserer Macht, ihm zu helfen. Führ uns hinaus an die Luft.«

Miriamel zog sich hoch, hinaus aus dem Loch im Hügelgrab, hinaus aus dem Dunkel, in einen violetten Abend mit kaltem Wind. Dann drehte sie

sich um und streckte Binabik den umgedrehten Speer entgegen, damit er sich daran festhalten konnte. Unten sah sie die Unholde in ohnmächtigem Zorn um den Sockel der *Seepfeil* herumhüpfen, und der Fackelschein ließ ihre Schatten lang und dadurch noch grotesker erscheinen.

Gerade bevor Binabiks Schultern auftauchten und die Öffnung verstopften, fiel ihr Blick für eine Sekunde auf das bleiche, gelassene Gesicht ihres Großvaters.

Vor dem armseligen Feuer kauerte der Troll, das Gesicht eine schmutzige Maske des Kummers. Miriamel versuchte ihren eigenen Schmerz zu finden und konnte es nicht. Sie fühlte sich leer, wie blankgescheuert von allen Gefühlen. Qantaqa hatte sich in der Nähe ausgestreckt, mit schiefgelegtem Kopf, als wundere sie sich über das Schweigen. Ihre Lefzen waren klebrig von Blut.

»Er ist durchgebrochen«, erklärte Binabik langsam. »Einen Augenblick war er noch vor mir, dann verschwunden. Gegraben habe ich und noch mehr gegraben, aber da war nur Erde.« Er schüttelte den Kopf. »Gegraben und gegraben. Dann kamen die *Boghanik*.« Er hustete und spuckte einen Lehmklumpen ins Feuer. »So viele waren sie, quollen aus dem Boden wie Würmer. Und immer mehr kamen heraus. Mehr und mehr.«

»Du hast gesagt, da war ein Tunnel. Vielleicht gibt es noch andere Tunnel.« Verwundert hörte Miriamel die unwirkliche Gelassenheit ihrer eigenen Stimme. »Vielleicht ist er nur in einen anderen Tunnel gefallen. Wenn diese Scheusäler, diese … Gräber … weg sind, können wir ihn suchen.«

»Ja, mit Gewißheit.« Binabiks Tonfall war ausdruckslos.

»Wir finden ihn, du wirst sehen.«

Der Troll fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und verschmierte sie mit Blut und Erde. Geistesabwesend starrte er darauf.

»Im Lederschlauch ist Wasser«, sagte Miriamel. »Laß mich die Schnitte auswaschen.«

»Du blutest auch.« Binabik zeigte mit einem kurzen schwarzen Finger auf ihr Gesicht.

»Ich hole das Wasser.« Sie stand unsicher auf. »Wir finden Simon, verlaß dich darauf.«

Binabik antwortete nicht. Als Miriamel auf das Gepäck zuschwankte, hob sie die Hand zum Kinn, um die Kratzer zu betasten, die ihr die Klauen des Gräbers zugefügt hatten. Das Blut war schon fast trocken, aber als sie

ihre Wange berührte, war die Haut naß von Tränen – Tränen, von denen sie gar nicht bemerkt hatte, daß sie sie weinte.

Er ist tot, dachte sie. *Tot.*

Halbblind vor Tränen, wäre sie um ein Haar gestolpert.

Elias, Hochkönig von Osten Ard, stand am Fenster und starrte auf den bleich erhobenen Finger des Grünengelturms, der im Mondlicht schimmerte wie Silber. In Schweigen gehüllt und voller Geheimnisse schien der Turm ein Gespenst aus einer anderen Welt zu sein, ein Bote wunderlicher Nachrichten. Elias betrachtete ihn, wie ein Mann, der weiß, daß er als Seemann leben und sterben wird, das Meer betrachtet.

Das Gemach des Königs war unordentlich wie ein Rattennest. Das Bett in der Mitte des Raums wies nichts als einen verschwitzten Strohsack auf; die wenigen noch vorhandenen Decken lagen zerknäult auf dem Boden, unbenutzt, ein Schlupfwinkel der wenigen kleinen Geschöpfe, die es in der eisigen Luft aushielten, die für Elias mehr Notwendigkeit als Annehmlichkeit bedeutete.

Das Fenster, an dem der König stand, war wie alle anderen Fenster des langgestreckten Raums weit geöffnet. Auf den Steinplatten unter den Fensterrahmen hatten sich Regenpfützen gebildet; in besonders kalten Nächten froren sie zu und hinterließen weiße Streifen auf dem Fußboden. Der Wind hatte Blätter und Zweige und sogar die erstarrte Leiche eines Sperlings hereingeweht.

Elias beobachtete den Turm, bis der Mond wie ein Heiligenschein hinter dem Umriß des Engels auf der Turmspitze stand. Dann erst drehte er sich um und zog das zerfetzte Gewand enger um seinen Körper. Durch die offenen Stellen, an denen die Fäden in ihren Nähten verfault waren, leuchtete seine weiße Haut.

»Hengfisk«, flüsterte er, »meinen Becher.«

Etwas, das wie ein weiterer, in eine Ecke des Raums gestopfter Haufen Bettzeug ausgesehen hatte, entrollte sich und kam auf die Füße.

Der stille Mönch eilte zu einem Tisch gleich neben der Tür des Gemachs und nahm den Deckel von einem daraufstehenden Steinkrug. Er füllte einen Pokal mit dunkler, dampfender Flüssigkeit und kredenzte ihn dem König. Das ständige Lächeln des Mönchs, vielleicht nicht ganz so breit wie sonst, glomm matt im dunklen Zimmer.

»Ich werde heute nacht nicht mehr schlafen«, sagte der König. »Es sind

die Träume, weißt du.«

Hengfisk stand schweigend da, aber in seinen hervorquellenden Augen lag gespannte Aufmerksamkeit.

»Und da ist noch etwas. Etwas, das ich fühle, aber nicht verstehen kann.« Elias griff nach dem Pokal und ging wieder ans Fenster. Der Griff des grauen Schwertes *Leid* kratzte über den steinernen Sims. Elias hatte es seit langer Zeit nicht mehr abgenommen, nicht einmal zum Schlafen. Auf dem Strohsack hatte neben dem Abdruck der königlichen Gestalt die Klinge ihren eigenen Umriß hinterlassen.

Elias führte den Becher an die Lippen, trank und seufzte.

»Es gibt eine Veränderung in der Musik«, sagte er leise. »In der großen Musik des Dunkels. Pryrates hat nichts erzählt, aber ich weiß es. Ich brauche diesen Eunuchen nicht, damit er mir jedes Wort ins Ohr bläst. Ich kann jetzt Dinge sehen und hören … Dinge riechen…« Er wischte sich mit dem Ärmel seines Gewandes den Mund ab und hinterließ einen neuen schwarzen Streifen zwischen den unzähligen anderen, die schon auf dem Stoff getrocknet waren. »Irgend jemand hat etwas verändert.« Er schwieg einen langen Augenblick. »Aber vielleicht verbirgt es Pryrates ja gar nicht absichtlich vor mir.«

Er warf seinem Mundschenk einen Blick zu, der fast frei von Wahnsinn war. »Vielleicht weiß Pryrates es selbst nicht. Es wäre nicht das einzige, das er nicht weiß. Ich habe immer noch ein paar Geheimnisse, die nur mir gehören.« Er grübelte.

»Aber wenn Pryrates nicht merkt, wie sich … alles verändert hat … was könnte das dann bedeuten?« Er sah aus dem Fenster, hinüber zum Turm. »Was könnte das bedeuten?«

Hengfisk wartete geduldig. Der König trank sein Gebräu und hielt ihm den Becher hin. Der Mönch nahm ihn aus seiner Hand und stellte das Gefäß wieder auf den Tisch neben der Tür.

Dann zog er sich in seine Ecke zurück und rollte sich an der Wand zusammen. Nur sein Kopf blieb erhoben, als rechne er mit weiteren Befehlen.

»Der Turm wartet«, sagte Elias ruhig. »Er wartet schon sehr lange.« Als er sich an das Fenstersims lehnte, kam ein Wind auf, der ihm das dunkle Haar verwehte, ein paar Blätter vom Boden hob und sie flüsternd und raschelnd im Zimmer herumwirbelte.

»O Vater…«, seufzte der König leise. »Gott der Barmherzigkeit, wenn ich doch schlafen könnte.«

Eine schreckliche Zeit lang hatte Simon das Gefühl, in kalter feuchter Erde zu ertrinken. Alle Alpträume von Tod oder Begräbnis, die er je im Leben gehabt hatte, schossen durch seinen Kopf, während ihm Erde in Augen und Nase drang und seine Arme und Beine festhielt. Er scharrte und kratzte, bis er die Hände am Ende seiner Arme nicht mehr fühlen konnte, aber noch immer umschloß ihn die erstickende Erde.

Doch so jäh, wie sie ihn verschluckt hatte, schien sie ihn auf einmal wieder auszuspeien. Seine Beine, zappelnd wie bei einem Ertrinkenden, fanden plötzlich keinen Widerstand mehr. Gleich darauf stürzte er mit einer großen Lawine lockerer Erde in die Tiefe. Hart prallte er auf, und der so lange angehaltene Atem entlud sich mit schmerzhaftem Zischen. Simon keuchte und schluckte Sand.

Minutenlang kniete er am Boden, würgend und spuckend. Als die Lichtblitze vor seinen Augen sich allmählich zu zerstreuen begannen, hob er den Kopf. Von irgendwo kam Licht – nicht viel, aber genug, um ihm den vagen Umriß eines runden Raums zu zeigen, der nicht viel breiter war als er selbst. Ein neuer Tunnel? Oder nur eine Grube im Abgrund, sein ganz persönliches Grab, in dem er schon bald ersticken würde?

Auf dem lockeren Erdhügel, auf dem er kauerte, schien eine kleine Flamme erblüht zu sein; von ihr stammte das Licht.

Sobald er seine zitternden Glieder wieder in der Gewalt hatte, kroch er darauf zu und entdeckte, daß es sich um die Spitze einer seiner Fackeln handelte, das einzige Stück der Lichtquelle, das der große Erdrutsch nicht verschüttet hatte. So behutsam er konnte, wühlte er seine Hand in die lehmige Erde und grub die Fackel aus, befreite sie von anhaftendem Schmutz und fluchte geistesabwesend, wenn er sich dabei die Finger verbrannte. Als er sie gereinigt hatte, so gut er konnte, hielt er sie nach unten, damit die kleine Flamme sich ausbreiten konnte. Bald brannte sie heller.

Das erste, was er erkannte, war, daß er sich tatsächlich in einem weiteren Tunnel befand. In der einen Richtung führte er abwärts wie der, in den er vom Grabhügel aus eingedrungen war, aber er besaß keinen Ausgang in die Oberwelt; das andere Ende lag gleich hinter Simon, ein formloser Haufen Erde, ein großes, stumpfes Nichts aus feuchten Schollen und lockerem Sand. Dahinter konnte er weder Licht noch sonst etwas wahrnehmen; ganz gleich, durch welches Loch er gefallen sein mochte, die Erde hatte es aufgefüllt.

Als zweites sah er den stumpfen Glanz von Metall in dem Erdhaufen. Er

bückte sich und grub danach. Unbestimmte Enttäuschung überkam ihn, als er merkte, wie leicht der Gegenstand sich herauslösen ließ und wie klein er war. Das war nicht Hellnagel. Es war eine silberne Gürtelschnalle.

Er hielt die schlammbedeckte Schließe ins Licht seiner Fackel. Mit den Fingern wischte er den Schmutz ab und lachte dabei, ein rauher, schmerzhafter Laut, der in dem engen Gefängnis rasch erstarb. Dafür also hatte er sein Leben aufs Spiel gesetzt – das war der Köder, der ihn in die Kerker der Tiefe gelockt hatte! Die Schnalle war so zerkratzt und abgetragen, daß das Bild darauf kaum zu erkennen war. Irgendein Tierkopf bildete das Mittelstück, mit eckiger Schnauze, wie ein Bär oder ein Schwein, umgeben von ein paar schmalen Strichen, die Stöcke oder Pfeile bedeuten konnten. Jedenfalls handelte es sich um etwas Altes und Unwichtiges – etwas Wertloses.

Simon rammte den Fackelgriff in den Boden und kletterte kurzentschlossen den Erdhügel hinauf. Irgendwo über ihm *mußte* der Himmel sein. Seine Angst wurde immer größer. Bestimmt würde Binabik nach ihm graben. Wie aber sollte der Troll ihn finden, wenn Simon sich nicht bemerkbar machte? Zuerst rutschte er für jede Elle, die er nach oben kroch, wieder eine Elle hinunter, bis er eine Art sich zu bewegen fand, bei der er nicht soviel Erde lostrat. Schließlich war er so weit oben, daß er die lose Erde am Ende des Tunnels mit den Händen erreichen konnte. Dort fing er hektisch an zu graben. Aber obwohl der Sand um ihn nur so spritzte, sackte immer wieder neue Erde nach. Allmählich wurden seine Bewegungen immer unkontrollierter. Er riß an der nachgiebigen Erde, schaufelte große Hände voll beiseite und ließ dabei nur immer wieder neue Lawinen von oben herunterstürzen, eine sinnlose Arbeit. Tränen strömten über sein Gesicht und mischten sich mit den Schweißperlen, bis ihm die Augen brannten. Soviel er auch grub, es gab kein Ende.

Schließlich hielt er doch inne, zitternd, fast gürtelhoch in aufgehäufter Erde. Sein Herz raste so, daß ihm zunächst nicht auffiel, wieviel dunkler es im Tunnel geworden war. Erst als er sich umdrehte, begriff er, daß sein wildes Wühlen die Fackel um ein Haar zum zweiten Mal begraben hätte. Erschrocken starrte er sie an, von jäher Angst erfüllt, nachrutschender Sand könnte die Flamme ganz und gar verschütten, sobald er versuchte, den lokkeren Hang wieder hinunterzusteigen. Einmal erloschen, ließ sie sich nicht wieder anzünden. Er würde in völliger, schwarzer Finsternis zurückbleiben.

Vorsichtig befreite er sich aus dem kleinen Erdrutsch, der seine Beine

gefangenhielt, so behutsam, wie er einst im Burggraben des Hochhorsts nach Fröschen gepirscht hatte.

Sacht, sacht, ermahnte er sich selbst. *Nicht das Dunkel! Ich brauche Licht. Wenn ich das Licht verliere, bleibt nichts mehr von mir übrig, das sie finden können.*

Eine winzige Lawine kam ins Rollen. Erdklumpen polterten die Halde hinunter, und ein kleines Geriesel kam unmittelbar vor der Flamme zum Stehen. Sie zuckte. Simon stand beinah das Herz still. Sacht. Sacht. *Ganz sacht.*

Als er die Hände in die bröckelnde Erde unter der Fackel grub, hielt er den Atem an; als er sie herausgehoben hatte, stieß er ihn wieder aus. So schmal war die Grenze – tatsächlich nur der ausgefranste Rand eines Schattens – die Grenze zwischen Finsternis und Licht.

Wieder machte er sich daran, die Fackel zu reinigen, verbrannte sich dieselben Finger, fluchte dieselben Flüche und stellte schließlich fest, daß die Scheide mit dem Qanucmesser noch immer an seinem Bein festgebunden war. Nachdem er ein Dankgebet für diesen anscheinend ersten Glücksfall seit langem gesprochen hatte, beendete er seine Arbeit mit Hilfe der Knochenklinge. Er überlegte kurz, wie lange die Fackel wohl noch brennen würde, schob diesen Gedanken aber beiseite. Jedenfalls war klar, daß er keine Möglichkeit hatte, sich nach oben durchzugraben. Darum wollte er dem Tunnel noch ein Stück folgen und abwarten, bis sich Binabik und Miriamel zu ihm hinuntergewühlt hatten. Bestimmt würden sie bald bei ihm sein. Und wenn man genauer darauf achtete, gab es auch genügend Luft zum Atmen.

Als er die Fackel schräg hielt, damit sie wieder richtig brannte, kamen neue Erdmassen die Halde heruntergerollt. Simon war so beschäftigt, daß er gar nicht aufblickte. Erst ein zweiter Erdrutsch erregte seine Aufmerksamkeit. Er hielt die Fackel hoch und spähte in das verschlossene Tunnelende. Die Erde … bewegte sich…

Etwas wie ein winziger schwarzer Baum wuchs aus dem Boden und regte flache, schlanke Zweige. Gleich darauf sproßte ein zweiter daneben, und zwischen ihnen erzwang sich ein kleiner Klumpen den Weg nach oben. Es war ein Kopf. Blinde weiße Augen richteten sich auf Simon, Nüstern zuckten. Ein Mund öffnete sich zu etwas, das menschlichem Grinsen grausig ähnelte.

Dann schossen weitere Hände und Köpfe aus dem Sand. Simon, der vor Entsetzen gelähmt darauf gestarrt hatte, erhob sich schwankend auf die

Knie, Fackel und Messer hielt er schützend vor sich.

Bukken! Gräber! Seine Kehle war wie zugeschnürt.

Sie zählten vielleicht ein halbes Dutzend. Nachdem sie die lose Erde abgeschüttelt hatten, ballten sie sich zu einem Knäuel zusammen, das leise zirpte. Die dürren, haarigen Glieder waren so ineinander verschlungen und ihre Bewegungen so unruhig und hektisch, daß er sie nicht richtig zählen konnte. Er schwenkte ihnen die Fackel entgegen, und sie wichen zurück, aber nur ein Stück. Sie verhielten sich vorsichtig, hatten jedoch offensichtlich keine Angst vor ihm.

Usires Ädon, betete Simon stumm. *Ich stecke mit den Gräbern in der Erde. Rette mich jetzt. Kann mich bitte irgend jemand retten!*

Sie näherten sich als geschlossener Klumpen, fuhren jedoch plötzlich auseinander und huschten an die Wände. Simon stieß einen Angstschrei aus und schlug mit der Fackel nach dem vordersten Wesen. Es schrie schrill und qualvoll, sprang aber vor und umklammerte mit Armen und Beinen Simons Handgelenk; scharfe Zähne bohrten sich in seine Hand. Fast hätte er die Fackel fallengelassen. Sein Aufschrei wurde zum wortlosen Ächzen des Schmerzes, und er schmetterte seinen Arm gegen die Tunnelwand, um den Gräber abzustreifen. Mehrere andere, vom Zurückziehen der Flamme ermutigt, hüpften mit gierigem Quieken näher.

Simon stach auf den einen ein und traf ihn mit dem Messer. Es zerriß die schmierigen Fetzen, die den Gräbern als Kleidung dienten, und schnitt tief in das darunterliegende Fleisch. Mit der anderen Hand schlug er nochmals, so hart er konnte, gegen die Wand und spürte, wie dünne Knochen brachen. Das Wesen, das sein Gelenk umkrallte, fiel herunter, aber die Hand schmerzte wie nach dem Biß einer Giftschlange.

Simon zog sich zurück und rutschte auf den Knien ungeschickt die Halde hinunter, wobei er große Mühe hatte, im lockeren Sand das Gleichgewicht zu halten. Die Gräber rannten hinterher. In weitem Bogen schwang er seine Fackel. Die drei kleinen Ungeheuer, die noch kampffähig waren, glotzten ihn mit runzligen, verzerrten kleinen Gesichtern an, den Mund aufgerissen vor Haß und Furcht. Drei. Und zwei kleine, verhutzelte Gestalten am Boden, wo er gerade noch gekniet hatte. Waren es doch nur fünf gewesen?

Etwas fiel von der Tunneldecke auf seinen Kopf. Splittrige Krallen zerkratzten sein Gesicht, eine Hand packte seine Oberlippe. Simon kreischte auf und griff danach, packte den zappelnden Körper, so fest er konnte, und zog. Nach kurzer Gegenwehr hatte er ihn losgerissen, ein paar Haarbüschel

von Simon noch in den Fäusten. Noch immer brüllend vor Ekel und Entsetzen zerschmetterte Simon den Gräber am Boden und schleuderte den zerstörten Körper auf die anderen. Er sah noch, wie sie ins Dunkel zurücktaumelten, bevor er kehrtmachte und den Tunnel hinunterkroch, so schnell es nur ging, fluchend und würgend. Immer wieder spuckte er aus, um den üblen Geschmack der öligen Haut des Gräbers aus dem Mund zu bekommen.

Jeden Augenblick erwartete er, daß etwas nach seinen Beinen schnappte. Als er ein ganzes Stück gekrochen war, drehte er sich um und hob die Fakkel. Ihm war, als sähe er den matten, bleichen Schimmer von Augen, aber er hätte es nicht mit Sicherheit sagen können. Deshalb machte er von neuem kehrt und setzte seinen Weg tunnelabwärts fort. Zweimal verlor er die Fackel und riß sie hastig hoch, angstvoll, als wäre ihm das eigene Herz aus der Brust gepoltert.

Die Gräber schienen ihn nicht verfolgt zu haben. Simon wurde es etwas leichter ums Herz, aber noch immer jagte sein Puls. Der Boden des Tunnels unter seinen Händen und Knien wurde allmählich fester.

Nach einiger Zeit hielt er an und setzte sich hin. Das Licht der Fackel zeigte ihm in dem eintönigen Tunnel hinter ihm keinen Verfolger, aber etwas hatte sich geändert. Er schaute auf. Die Decke war viel weiter entfernt – so weit, daß er sie im Sitzen nicht mehr erreichen konnte.

Er holte tief Atem, dann noch einmal. Er blieb sitzen, bis er das Gefühl hatte, die Luft in seinen Lungen brächte allmählich wieder Erleichterung. Dann streckte er die Fackel in die Höhe und wiederholte seine Untersuchung. Tatsächlich, der Tunnel war höher und auch breiter geworden. Er berührte die Wand und fühlte, daß sie fast so fest wie Lehmziegel war.

Mit einem letzten Blick zurück kam er, noch etwas wacklig, auf die Füße. Die Tunneldecke lag eine Hand breit über seinem Kopf.

Unfaßbar müde, hielt er die Fackel vor sich und fing an zu laufen. Längst war ihm klar, warum Binabik und Miriamel sich nicht zu ihm hatten durchgraben können. Er hoffte nur, daß die Gräber Binabik in dem Grabhügel nicht überwältigt hatten. Länger als einen Augenblick konnte er den Gedanken gar nicht ertragen – sein armer Freund! Der tapfere kleine Mann! Aber trotzdem hatte er jetzt andere Probleme, eigene und sehr drängende.

Der Tunnel war öde wie ein Kaninchengang und führte immer tiefer nach unten in den dunklen Schlund der Erde. Simon sehnte sich verzwei-

felt hinauf ins Licht, wo man den Wind spüren konnte. Das letzte, was er wollte, war, hier unten bleiben zu müssen, in diesem langen, schmalen Grab. Aber es gab keinen Ausweg. Er war wieder einmal allein, ganz und gar allein.

Jeder Knochen im Leib tat ihm weh, und er kämpfte gegen jeden einzelnen schrecklichen Gedanken, bevor der sich in einem Geist festsetzen konnte, der noch mehr schmerzte als Simons Körper. So stapfte er weiter, hinab in die Schatten.

XIII

Die gefallene Sonne

Eolair sah auf das, was von seiner Hernystiri-Schar noch übrig war. Von den rund hundert Männern, die ihre Heimat im Westen verlassen hatten, um mit ihm zu reiten, lebten noch etwas mehr als vierzig. Sie saßen am Fuß des Burgbergs von Naglimund an ihren Feuern, zusammengekauert, mit abgemagerten Gesichtern, die Augen so leer wie ausgetrocknete Brunnen.

Diese armen, tapferen Männer, dachte Eolair. *Wer wird jemals erfahren, ob wir gewonnen haben?* Der Graf fühlte sich blutleer und mutlos wie sie, körperlos wie ein Geist.

Während er von einem Feuer zum anderen ging, wehte das Raunen einer fremdartigen Musik vom Berg zu ihnen herunter. Der Graf merkte, wie die Männer erstarrten und hörte, wie sie beklommen untereinander flüsterten. Es war nur das Singen der Sithi, die vor den geborstenen Mauern von Naglimund Wache gingen … aber selbst die mit den Hernystiri verbündeten Sithi waren so anders als sie, daß es den Menschen Angst einflößte. Und die Nornen, die dunklen, unsterblichen Vettern der Sithi, sangen ebenfalls.

Die vierzehntägige Belagerung hatte die Mauern der Feste dem Erdboden gleichgemacht, aber die weißhäutigen Verteidiger hatten sich lediglich ins Innere der Burg zurückgezogen, das sich als erstaunlich uneinnehmbar erwies. Dabei mußten Kräfte im Spiel sein, die Eolair nicht verstehen konnte, Dinge, die selbst der Kopf des klügsten menschlichen Heerführers nicht faßte; und Graf Eolair, daran erinnerte er sich selbst immer wieder, war kein Heerführer. Er war ein Grundbesitzer, ein eher unwilliger Höfling und ein geschickter Diplomat. Kein Wunder, daß er genau wie seine Männer das Gefühl hatte, gegen einen Strom zu schwimmen, der für seine schwachen Kräfte viel zu reißend war.

Die Nornen hatten ihre Verteidigung auf etwas gegründet, das, als Jiriki es ihm erläuterte, wie pure Zauberei klang. Sie hatten ein »Zögern gesungen«, erklärte der Prinz, und »Schattenherrschaft« eingesetzt. Solange ihre

Musik nicht durchschaut und die Schatten nicht entwirrt wurden, konnte die Burg nicht fallen. Inzwischen ballten sich über ihnen Wolken zusammen, entluden kurze Sturmböen und verschwanden wieder. Zu anderen Zeiten, bei klarem Himmel, flammten Blitze auf und Donner grollte. Manchmal schienen die Nebel um den Bergfried sich zu verhärten wie Diamant und zu funkeln wie Kristall; dann wieder verfärbten sie sich blutrot oder tintenschwarz und streckten Fühler aus, die hoch über die Mauern hinauswirbelten und sich in den Himmel krallten. Eolair bat inständig um Aufklärung, aber für Jiriki war das, was die Nornen taten und das, womit seine eigenen Gefährten es ihnen zu vergelten suchten, nicht merkwürdiger als hölzerne Belagerungstürme oder Rammböcke oder anderes Kriegsgerät der Menschen; die Begriffe der Sithi wiederum bedeuteten wenig oder nichts für Eolair, dem nur ein ängstliches und verwundertes Kopfschütteln übrigblieb. Er war mit seinen Männern in eine Schlacht zwischen Ungeheuern und Zauberern geraten, wie sie die Lieder der Barden erzählten. Darin war kein Platz für Menschen, und die Menschen wußten es.

Grübelnd wanderte der Graf im Kreis herum, bis er endlich wieder an seinem eigenen Feuer ankam.

Dort begrüßte ihn Isorn. »Eolair! Ich habe Euch die letzten Züge aufgehoben.« Er winkte den Grafen heran und streckte ihm den Weinschlauch entgegen.

Eolair nahm, mehr aus Kameradschaft, einen Schluck. Er war nie ein großer Trinker gewesen, schon gar nicht, wenn es Arbeit für ihn gab; an einem fremden Hof einen kühlen Kopf zu bewahren, fiel weit schwerer, wenn man üppige Mahlzeiten mit entsprechenden Alkoholmengen hinuntergespült hatte. »Danke.« Er wischte von einem Holzklotz die dünne Schneeschicht ab, setzte sich hin und hielt die Stiefelsohlen ans Feuer. »Ich bin müde«, bemerkte er leise. »Wo ist Maegwin?«

»Vorhin ist sie spazierengegangen, aber jetzt schläft sie bestimmt schon.« Isorn wies auf ein in der Nähe stehendes Zelt.

»Sie sollte nicht allein herum wandern«, sagte Eolair.

»Einer der Männer war bei ihr. Und sie entfernt sich nicht weit. Ihr wißt, daß ich sie nicht fortgehen lassen würde, nicht einmal unter Aufsicht.«

»Ja, ich weiß.« Er schüttelte den Kopf. »Aber sie ist so verstört, daß es mir wie ein Verbrechen vorkommt, sie auf ein Schlachtfeld mitzuschleppen – vor allem ein Schlachtfeld wie dieses.« Seine Hand beschrieb einen Bogen über Berghang und Schnee, aber Isorn wußte sehr gut, daß es weder die Gegend noch das Wetter war, die er meinte.

Der junge Rimmersmann zuckte die Achseln. »Nun ja, sie ist verrückt; aber sie scheint sich hier wohler zu fühlen als die Männer.«

»Sagt das nicht!« fauchte Eolair. »Sie ist nicht verrückt!« Er holte erregt Atem.

Isorn betrachtete ihn freundlich. »Wenn es keine Verrücktheit ist, Eolair, was ist es dann? Sie redet, als lebte sie im Land Eurer Götter.«

»Manchmal frage ich mich, ob sie nicht recht hat.«

Isorn hob den Arm und ließ die gezackte Schmarre, die vom Handgelenk bis zum Ellenbogen reichte, vom Feuerschein umspielen. »Wenn das der Himmel ist, haben die Priester von Elvritshalla mir jahrelang etwas vorgelogen.« Er grinste. »Aber wenn wir schon tot sind, brauchen wir uns ja auch vor nichts mehr zu fürchten.«

Eolair schauderte zusammen. »Und genau das macht mir Sorgen. Sie glaubt nämlich wirklich, sie sei tot, Isorn. Jeden Augenblick kann sie mitten ins Gefecht hineinlaufen, wie beim ersten Mal, als sie uns ausgerissen ist…«

Isorn legte ihm die breite Hand auf die Schulter. »In ihrem Wahnsinn scheint mir mehr Verstand zu liegen. Und sie ist zwar vielleicht nicht so verängstigt wie die Männer, aber sie fürchtet sich doch auch. Sie liebt diese verfluchte, zugige Burg und diese verdammten, schmutzigweißen Ungeheuer genausowenig wie wir. Bisher ist ihr nichts geschehen, und wir werden darauf achten, daß es so bleibt. Ihr werdet doch nicht mehr Sorgen brauchen, als ihr schon habt?«

Der Graf lächelte matt. »Wie ich sehe, Isorn Isgrimnurssohn, seid Ihr im Begriff, die Stelle Eures Vaters einzunehmen.«

»Wie meint Ihr das?«

»Ich habe gemerkt, was Euer Vater für Josua tut. Er treibt den Prinzen an, wenn er sich hinlegen will, gibt ihm Rippenstöße und singt ihm Lieder vor, wenn der Prinz weinen möchte. Wollt Ihr mein Isgrimnur sein?«

Der Rimmersmann grinste breit. »Mein Vater und ich sind schlichte Männer. Wir besitzen nicht genug Verstand, um uns soviel Sorgen zu machen wie Ihr und Josua.«

Eolair schnaubte empört und griff nach dem Weinschlauch.

Schon die dritte Nacht hintereinander träumte der Graf von ihrem letzten Gefecht innerhalb der Mauern von Naglimund, und sein Alptraum war lebendiger und schrecklicher als jedes Gespinst bloßer Einbildungskraft.

Es war ein besonders furchtbarer Kampf gewesen. Die Hernystiri, die inzwischen mit Fett oder Baumsaft getränkte Stoffmasken trugen, um sich vor dem Wahnsinns-Staub der Nornen zu schützen, waren längst ein ebenso erschreckender Anblick wie ihre Mitstreiter. Die Menschen, die die ersten Tage der Belagerung überlebt hatten, fochten mit verbissener Entschlossenheit, denn sie wußten, daß sie nur so eine Chance hatten, diesen Ort des Grauens lebendig wieder zu verlassen. Der größte Teil des Gefechts hatte sich in den engen Durchlässen zwischen verkohlten, bröckelnden Häusern und vom Winter zerstörten Gärten abgespielt – dort, wo Eolair einst an warmen Abenden mit den Damen von Josuas Hof lustwandelt war.

Das schrumpfende Heer der Nornen verteidigte die geraubte Feste mit fast selbstzerstörerischer Tollkühnheit. Graf Eolair hatte gesehen, wie einer von ihnen sich gegen ein Schwert drängte, das man ihm in die Brust gestoßen hatte, und sich an der Klinge hinaufschob, bis er den Mann töten konnte, der den Griff festhielt … um dann selbst in einem roten, sprühenden Hustenanfall zu sterben.

Auch die meisten Riesen waren tot, aber jeder hatte einen furchtbaren Blutzoll von Menschen und Sithi gefordert, ehe er selbst fiel. Träumend, sich erinnernd, mußte Eolair wieder zusehen, wie eines der gewaltigen Ungetüme Ule Frekkesohn packte, einen der wenigen Rimmersmänner, die sich der Kriegerschar aus Hernysadharc angeschlossen hatten, ihn herumwirbelte und mit dem Kopf gegen eine Wand schmetterte, so mühelos, wie man eine Katze tötet. Als drei Sithi ihn umzingelten, schüttelte ihnen der *Hune* verächtlich den fast kopflosen Leichnam entgegen und übergoß sie mit Blut. Dann benutzte der haarige Riese Ules Körper als Keule, mit der er einen der Sithi erschlug, bevor die Speere der beiden anderen sein Herz durchbohrten.

Eolair wand sich im Würgegriff seines Traums und erlebte hilflos mit, wie der tote Ule als Waffe mißbraucht und nach rechts und links geschleudert wurde, bis sein Körper zu platzen begann…

Zitternd wachte der Graf auf. Sein Kopf tat so weh, als wolle er bersten. Er hob die Hände an die Schläfen und preßte sie zusammen, um den Druck zu verringern. Wie konnte man Zeuge solcher Dinge werden und nicht den Verstand verlieren?

Finger berührten sein Handgelenk.

Zu Tode erschrocken schnappte Eolair nach Luft, warf sich zur Seite und tastete nach seinem Schwert. Ein hoher Schatten verdunkelte den Zeltein-

gang.

»Friede, Graf Eolair«, grüßte Jiriki. »Ich bedaure, Euch erschreckt zu haben. Ich habe von außen gerufen, aber als ich keine Antwort bekam, glaubte ich Euch schlafend. Bitte verzeiht mein Eindringen.«

Eolair fiel ein Stein vom Herzen, aber er war zornig und zugleich verlegen. »Was wünscht Ihr?«

»Vergebt mir, ich bitte Euch. Ich kam, weil es wichtig und die Zeit kurz ist.«

Der Graf schüttelte den Kopf und atmete langsam. »Was gibt es? Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Likimeya bittet Euch zu kommen. Ihr werdet alles erfahren.«

Er lüftete die Zeltklappe und trat wieder ins Freie. »Werdet Ihr kommen? Ich warte, bis Ihr Euch angekleidet habt.«

»Ja … ja, natürlich.«

Der Graf empfand einen gewissen gedämpften Stolz. Likimeya hatte ihren Sohn nach ihm geschickt. Da Jiriki in letzter Zeit nur mit Dingen von größter und entscheidender Wichtigkeit befaßt war, mußte den Sithi an seinem Kommen sehr viel liegen. Sofort verwandelte sich der Stolz in nagende Unruhe: Stand es so schlecht, daß die Sithi Ratschläge oder Führungshilfe von einem Mann brauchten, der über nicht mehr als vierzig verängstigte Menschenkrieger gebot? Er war so fest davon überzeugt gewesen, daß sie die Belagerung gewinnen würden!

Es dauerte keine Minute, bis er den Schwertgurt umgeschnallt und die Stiefel und den pelzgefütterten Mantel angezogen hatte. Dann folgte er Jiriki den nebligen Berghang hinauf und staunte, daß die Stapfen des Sitha, der so groß wie Eolair und fast ebenso breit war, im Schnee nur leichte Abdrücke hinterließen, während seine eigenen Stiefel tiefe Löcher in die weiße Kruste brachen.

Er schaute nach oben. Dort auf der Höhe kauerte Naglimund wie ein geducktes, verwundetes Tier. Kaum vorstellbar, daß hier einmal Menschen gelebt hatten, die tanzten, plauderten und liebten. Manche von ihnen hatten Prinz Josuas Hof für ziemlich trostlos gehalten – aber ach, wie würde denen, die den Prinzen deshalb verspottet hatten, jetzt der Mund trocken werden, wie würde ihr Herz beben, wenn sie sahen, was *wirkliche* Trostlosigkeit hieß.

Jiriki führte den Grafen durch die spinnwebdünnen Zelte der Sithi, Zelte, die im Schnee glänzten, als wären sie halbnaß vom Mondlicht. Trotz der

Stunde, zwischen Mitternacht und Morgengrauen, hielten sich viele vom Schönen Volk im Freien auf; sie standen in feierlichen Gruppen beieinander und blickten zum Himmel empor oder saßen am Boden und sangen leise Lieder. Der eisige Wind, der Eolair veranlaßte, seine Kapuze dicht unter dem Kinn zusammenzuhalten, schien niemanden zu stören. Der Graf hoffte, daß es bei Likimeya ein Feuer geben würde, und sei es auch nur aus Rücksicht auf die Hinfälligkeit eines menschlichen Besuchers.

»Wir haben Euch Fragen zu stellen über diesen Ort, den Ihr Naglimund nennt, Graf Eolair.« In Likimeyas Stimme lag ein deutlich befehlender Unterton.

Eolair kehrte der Flamme den Rücken, um Jiriki, seine Mutter und den großen, schwarzhaarigen Kuroyi anzusehen. »Was kann ich Euch da noch erzählen? Ihr habt schon alles von mir gehört.« Der Graf war ein wenig verärgert über die verwirrenden Gewohnheiten der Sithi, wobei es ihm jedoch schwerfiel, dieses Gefühl unter Likimeyas machtvollem, ruhigem Blick aufrechtzuerhalten. »Und ist es nicht recht spät für solche Fragen, nachdem die Belagerung doch schon vierzehn Tage andauert?«

»Es sind nicht Dinge wie die Höhe von Mauern und die Tiefe von Brunnen, die wir wissen müssen.« Jiriki setzte sich neben ihn. Der Stoff seines dünnen Hemdes glänzte. »Ihr habt uns schon viel Hilfreiches mitgeteilt.«

»Ihr habt Euch in Naglimund aufgehalten, als der sterbliche Prinz Josua dort herrschte.« Likimeya sprach energisch, als sei sie ungeduldig über den Versuch ihres Sohnes, diplomatisch vorzugehen. »Hat es Geheimnisse?«

»Geheimnisse?« fragte Eolair erstaunt. »Nun weiß ich gar nichts mehr. Was meint Ihr damit?«

»Es ist ungerecht dem Sterblichen gegenüber.« Kuroyi sprach mit einer so gleichmütigen Zurückhaltung, daß sie selbst unter den Sithi auffiel. »Er verdient mehr zu erfahren. Wäre Zinjadu am Leben geblieben, könnte sie ihm alles sagen. Da ich meiner alten Freundin nicht helfen konnte und sie nun mit den Ahnen reist, will ich ihre Stelle als Künder der Überlieferungen einnehmen.« Er blickte auf Likimeya. »Sofern das Haus der Tanzenden Jahre zustimmt, natürlich.«

Likimeya gab ein paar wortlose, melodische Töne von sich und hob dann in knapper Einwilligung die Hand.

»Jiriki i-Sa'onserei hat Euch etwas über die Straße der Träume erzählt, Graf Eolair?« fragte Kuroyi.

»Ja, ein wenig. Außerdem gibt es bei uns Hernystiri noch immer viele

Geschichten über die Vergangenheit und Euer Volk. Es leben einige unter uns, die behaupten, auf der Straße der Träume gehen zu können, wie Ihr es unsere Vorfahren gelehrt habt.« Er dachte mürrisch an die Seherin Diawen, die sich zu Maegwins Mentorin aufgeschwungen hatte; wenn es tatsächlich noch Hernystiri gab, die solche Kräfte besaßen, bedeutete das noch lange nicht, daß sie auch über Verstand und Verantwortungsbewußtsein verfügten.

»Dann hat er sicher auch die *Zeugen* erwähnt – jene Dinge, die wir benutzen, um uns den Weg leichter zu machen.« Kuroyi zögerte, griff dann in sein milchweißes Hemd und zog ein rundes, durchscheinendes, gelbes Gebilde hervor, in dem sich das Licht des Feuers brach wie in einer Bernsteinkugel oder einem Ball aus geschmolzenem Glas. »Dies ist ein solcher Gegenstand; er gehört mir.« Er ließ Eolair einen Augenblick darauf blicken und steckte die Kugel dann wieder ein. »Wie die meisten seinesgleichen ist er in diesen seltsamen Zeiten keine Hilfe – die Traumstraße ist so unpassierbar wie eine Straße unserer eigenen Welt in einem furchtbaren Schneesturm. Aber es gibt noch andere *Zeugen*, größere, mächtigere Gegenstände, die sich nicht bewegen lassen und an ihren Standort gebunden sind. Man nennt sie *Meisterzeugen*, weil sie viele Dinge und Orte erkennen können. Einen davon habt Ihr gesehen.«

»Den Scherben?«

Kuroyi nickte. »In Mezutu'a, ja. Es gab noch mehr, obwohl die meisten durch den Lauf der Zeit und Veränderungen in der Erde verlorengegangen sind. Einer liegt unter der Burg Eures Feindes König Elias.«

»Unter dem Hochhorst?«

»Ja. Man nennt ihn den Teich der Drei Tiefen. Aber er ist seit Jahrhunderten ausgetrocknet und ohne Stimme.«

»Und das alles hat etwas mit Naglimund zu tun? Gibt es hier auch solche *Zeugen*?«

Kuroyi lächelte, ein schmales, winterliches Lächeln. »Wir wissen es nicht genau.«

»Das verstehe ich nicht«, antwortete der Graf. »Wieso wißt Ihr es nicht?«

Der Sitha hob die langfingrige Hand. »Friede, Graf Eolair. Laßt mich meine Geschichte beenden. Nach den Maßstäben der Gartengeborenen ist sie nur kurz.«

Eolair bewegte sich; er war froh über das Flackern des Feuers, das sein peinliches Erröten verbarg. Wie kam es nur, daß dieses Volk ihn so leicht

einschüchterte wie ein Kind – als sei die Staatskunst so vieler Jahre plötzlich vergessen? »Vergebt.«

»Es hat in Osten Ard immer bestimmte Orte gegeben«, nahm Kuroyi seine Erzählung wieder auf, »die den Eindruck erwecken, es gebe dort einen *Meisterzeugen*, ohne daß sich dieser *Zeuge* feststellen läßt. Das heißt, es finden sich viele der entsprechenden Erscheinungen – die manchmal sogar stärker sind als bei allen *Zeugen*, die wir kennen –, aber man kann ihre Quelle nicht ausmachen. Seitdem wir vor langer Zeit in dieses Land kamen, haben wir solche Orte erforscht, weil wir glaubten, sie könnten uns unsere Fragen nach den *Zeugen* und den Gründen für deren Wirken beantworten, Fragen nach dem Tod und sogar nach dem Nichtsein, das uns zwang, aus unserer Heimat zu fliehen und hierher zu kommen.«

»Entschuldigt, wenn ich Euch nochmals unterbreche«, warf Eolair ein, »aber wie viele von diesen Orten gibt es? Und wo liegen sie?«

»Wir kennen nur eine Hand voll zwischen dem fernen Nascadu im Süden und dem Ödland im weißen Norden. *A-Genay'asu'e* nennen wir sie; ›Häuser, die ins Jenseits führen‹ wäre eine ungefähre Übersetzung in Eure Sprache. Und wir Gartengeborenen sind nicht die einzigen, die die Macht dieser Orte spüren; oftmals ziehen sie auch Sterbliche an, manche, die nur nach Wissen streben und andere, die vom Wahn ihrer Götter erfüllt und gefährlich sind. Der Berg in der Nähe von Asu'a, den die Sterblichen Thisterborg nennen, ist ein solcher Ort.«

»Ich weiß.« Eolair erinnerte sich an einen schwarzen Schlitten und ein Gespann mißgestalteter, weißer Ziegen, und sein Fleisch krampfte sich zusammen. »Auch Eure Vettern, die Nornen, kennen den Thisterborg. Ich habe sie dort gesehen.«

Kuroyi schien nicht überrascht. »Wir Gartengeborenen haben uns mit diesen Stätten befaßt, lange bevor die Familien sich voneinander trennten. Wie wir haben auch die Hikeda'ya immer wieder Versuche unternommen, sich die Macht dort zu unterwerfen, aber diese Macht ist so wild und unberechenbar wie der Wind.«

Eolair überlegte. »Also gibt es hier in Naglimund keinen *Meisterzeugen*, aber vielleicht eines dieser … dieser *Jenseitshäuser*? Ich kann mir die Worte in Eurer Zunge nicht merken.«

Jiriki warf seiner Mutter einen Blick zu, lächelte und nickte, fast, als sei er stolz auf etwas. Eolair war plötzlich ärgerlich – bedeutete denn ein Sterblicher, der zuhören und seine eigenen Schlüsse ziehen konnte, eine solche Überraschung für die Sithi?

»Ein *A-Genay'asu*. Ja, das glauben wir«, antwortete Kuroyi.

»Aber der Gedanke kam uns erst spät, und wir hatten keine Möglichkeit, es herauszufinden, bevor die Sterblichen kamen.«

»Die Sterblichen mit ihren eisernen Dornen.« Likimeyas weiche Stimme war wie das Zischen vor einem Peitschenschlag. Überrascht von ihrer Heftigkeit sah Eolair auf und richtete dann ebenso rasch wieder den Blick auf Kuroyis gelassenere Züge.

»Sowohl Zida'ya als auch Hikeda'ya suchten diesen Ort auch weiterhin auf, nachdem die Menschen ihre Burg Naglimund schon gebaut hatten«, fuhr der schwarzhaarige Sitha fort. »Unsere Anwesenheit machte ihnen angst, obwohl sie uns nur bei Mondlicht und auch dann nur selten bemerkten. Der Mann, den die Imperatoren als Herrscher über die Gegend eingesetzt hatten, spickte die Felder ringsum mit dem Eisen, das der Burg ihren Namen gab: Nagelfeste.«

»Ich wußte, daß die Nägel dazu dienen sollten, die *Friedlichen* – so nennen wir Hernystiri Euer Volk – fernzuhalten«, sagte Eolair. »Aber da die Burg zu einer Zeit errichtet wurde, als Euer Volk und das unsere in Frieden lebten, konnte ich nie verstehen, wozu eine solche Befestigung nötig war.«

»Aeswides, der Mann, der die Nägel anbringen ließ, schämte sich vielleicht, weil er unbefugt in unser Land eingedrungen war und seine Burg so nah an unsere Stadt Da'ai Chikiza heranbaute, die jenseits der Berge dort liegt.« Kuroyi deutete nach Osten. »Vielleicht fürchtete er, wir würden eines Tages kommen und uns den Ort wiederholen. Vielleicht hielt er die Angehörigen unseres Volkes, die noch immer hierher pilgerten, für Spione. Wer kann das heute noch wissen! Jedenfalls verließ er immer seltener seine Tore und starb schließlich als Einsiedler – vor Angst, sagt man, selbst sein eigenes, scharf bewachtes Zimmer zu verlassen, aus lauter Grauen vor dem, was die gefürchteten Unsterblichen ihm antun könnten.« Kuroyis kühles Lächeln kehrte zurück. »Es ist seltsam – obwohl doch die Welt von schrecklichen Dingen wimmelt, scheinen die Menschen immer nach neuen Sorgen zu suchen.«

»Und dabei die alten nicht aufzugeben.« Eolair erwiderte das Lächeln des hochgewachsenen Sitha. »Denn wie beim Schnitt eines Mantels wissen wir, daß das Erprobte und Wahre auf die Dauer das Beste ist. Aber wahrscheinlich habt Ihr mich nicht nur hierhergebracht, um mir zu erzählen, was irgendein längst verstorbener Mann getan hat.«

»Nein, das haben wir nicht«, bestätigte Kuroyi. »Aber weil wir zu einer Zeit aus diesem Land vertrieben wurden, als wir es für klüger hielten, nicht

einzugreifen und die Sterblichen bauen zu lassen, wo sie es wünschten, haben wir noch immer Fragen über diesen Ort, die nicht beantwortet sind.«

»Und die Antworten brauchen wir jetzt, Graf Eolair«, unterbrach Likimeya. »Darum sagt uns: Dieser Ort, den Ihr Naglimund nennt – kennt man ihn bei den Sterblichen als Schauplatz ungewöhnlicher Vorgänge? Erscheinungen? Unerklärlicher Ereignisse? Gilt er als Treffpunkt von Totengeistern?«

Der Graf zog die Stirn in Falten und dachte nach. »Ich muß sagen, daß ich davon nie gehört habe. Es gibt viele, viele andere Orte, einige davon nur eine Meile von meinem Geburtsort entfernt, über die ich Euch eine ganze Nacht lang derartige Geschichten erzählen könnte. Aber nicht Naglimund. Dabei hatte Prinz Josua immer etwas für wunderliche Dinge übrig – ich bin sicher, wenn es solche Sagen gegeben hätte, wäre es ihm eine Freude gewesen, uns davon zu berichten.« Er schüttelte den Kopf. »Nein. Es tut mir Euretwegen leid, daß Ihr mir so viele und ausführliche Angaben machen mußtet und nun so wenig dabei herauskommt.«

»Wir halten es trotzdem für wahrscheinlich, daß hier ein A-Genay'asu ist«, meinte Jiriki. »Wir glaubten das schon lange, bevor Asu'a fiel. Hier, Graf Eolair, Ihr seht durstig aus. Laßt mich Euch einschenken.«

Dankbar nahm der Hernystiri einen weiteren Becher von dem gewürzten Getränk … was immer es war … entgegen; es schmeckte nach Blumen und wärmte angenehm sein Inneres. Er nahm ein paar kleine Schlucke und fragte dann: »Aber wenn es nun so wäre – was würde es bedeuten, wenn Naglimund zu diesen Orten gehörte?«

»Wir wissen es nicht genau; das ist eines der Dinge, die uns beunruhigen.« Jiriki setzte sich Eolair gegenüber und hob die schmale Hand. »Wir hatten gehofft, die Hikeda'ya wären nur hierhergekommen, um ihren Teil des Pakts mit Elias zu erfüllen, und dann geblieben, um Naglimund als Weghaus zwischen Sturmspitze und der Burg, die sich über den Gebeinen von Asu'a erhebt, zu nutzen.«

»Aber das glaubt Ihr nicht mehr.« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»Nein. Unsere Vettern haben zu hart gekämpft, weit über den Zeitpunkt hinaus, an dem ihnen Widerstand noch einen Vorteil gebracht hätte. Dies ist nicht der Entscheidungskampf. Sosehr auch Utuk'ku Grund haben mag, uns zu hassen, sie handelt nicht in blinder Wut; sie würde nicht das Leben so vieler Wolkenkinder wegwerfen, um eine nutzlose Ruine zu behaupten.«

Eolair wußte nicht viel über die Nornenkönigin, aber das wenige, was er

gehört hatte, ließ ihn erschauern. »Aber was will sie dann? Was wollen die Nornen?«

Jiriki schüttelte den Kopf. »Sie wollen in Naglimund bleiben, das ist das einzige, das wir mit Sicherheit wissen. Und es wird eine grausige Arbeit sein, sie von dort zu vertreiben. Ich fürchte für Euch und den Rest Eurer Krieger, Graf Eolair. Ich fürchte für uns alle.«

Dem Hernystiri kam ein gräßlicher Gedanke. »Verzeiht mir – ich weiß so wenig von diesen Dingen, wenn auch inzwischen vielleicht schon mehr, als mir lieb ist –, aber Ihr sagtet, diese Jenseits-Orte hätten etwas mit den Geheimnissen des … des Todes zu tun?«

»Alle Geheimnisse sind so lange ein Geheimnis, bis man ihre Lösung findet«, erklärte Kuroyi. »Ja – wir haben versucht, durch die *A'Genay'asu'e* mehr über Tod und Nichtsein zu erfahren.«

»Diese Nornen, gegen die wir kämpfen, sind lebende Wesen, aber ihr Gebieter ist es nicht. Könnte es sein, daß sie den Sturmkönig wieder … zum Leben erwecken wollen?«

Eolairs Frage rief weder Hohngelächter noch entsetztes Schweigen hervor.

»Wir haben es erwogen.« Likimeya machte keine Umschweife.

»Es ist nicht möglich.«

»Ineluki ist tot.« Kuroyi sprach sanfter, aber ebenso fest.

»Es gibt Dinge, von denen wir nur wenig wissen, aber den Tod kennen wir sehr gut.« Seine Lippen verzogen sich zu einem winzigen, trockenen Lächeln. »Wirklich sehr gut. Ineluki ist tot. Er kann nicht in diese Welt zurückkehren.«

»Aber Ihr habt mir gesagt, er wohne in Sturmspitze«, wandte Eolair sich an Jiriki. »Ihr sagtet, die Nornen folgten seinen Befehlen. Führen wir Krieg mit einem Gespenst?«

»Es ist allerdings verwirrend, Graf Eolair«, erwiderte Jiriki. »Ineluki – der nicht mehr der wirkliche Ineluki ist – lebt nur noch als eine Art Traum fort. Er ist ein böser und rachsüchtiger Traum, der über alle Verschlagenheit verfügt, die der Sturmkönig zu Lebzeiten besaß, und er weiß mehr über die letzte, endgültige Dunkelheit, als jemals ein lebendes Wesen gewußt hat – aber dennoch ist er nicht mehr als ein Traum. Vertraut mir, ich spreche die Wahrheit. So wie wir auf der Straße der Träume gehen und dort Dinge sehen und fühlen können, kann Ineluki in Nakkiga durch die Atmende Harfe zu seinen Anhängern sprechen. Die Harfe ist einer der

mächtigsten *Meisterzeugen,* obwohl ich annehme, daß allein Utuk'ku die Fähigkeit besitzt, Ineluki zu verstehen. Darum ist er nichts, Eolair, das in dieser Welt vorhanden ist.« Er zeigte auf die Zeltwand. »Er ist nicht wirklich, wie dieser Stoff, wie die Erde unter unseren Füßen wirklich ist. Aber das heißt nicht, daß er nicht trotzdem in der Lage ist, unendlich Böses zu tun … und Utuk'ku und ihre Diener sind wirklich genug.«

»Entschuldigt, wenn ich so hartnäckig bin«, begann Eolair von neuem, »aber ich habe heute nacht so viel gehört, daß in meinem Kopf noch immer Unordnung herrscht. Wenn nun Ineluki nicht zurückkehren kann, warum sind dann die Nornen so versessen darauf, Naglimund um jeden Preis zu halten?«

»Genau das ist die Frage, vor der wir stehen«, entgegnete Jiriki. »Vielleicht wollen sie das *A-Genay'asu* dazu benutzen, die Stimme ihres Gebieters deutlicher zu machen. Vielleicht wollen sie sich auch auf andere Weise der Kräfte hier bedienen. Klar ist jedenfalls, daß sie auf diesen Ort größten Wert legen. Sogar einer der Roten Hand befindet sich bei ihnen.«

»Der Roten Hand? Der Unterführer des Sturmkönigs?«

»Seiner mächtigsten Diener, denn gleich ihm sind sie durch das Tor des Todes geschritten und in die Äußeren Reiche gelangt. Aber jeder Augenblick, den sie in unserer Welt zubringen, kostet Ineluki eine ungeheure Kraftanstrengung, denn sie sind ein fast ebenso tödlicher Widerspruch in sich wie er. Darum wußten wir, als einer von ihnen uns in unserer Festung Jao é-Tinukai'i angriff, daß es an der Zeit war, zu den Waffen zu greifen. Ineluki und Utuk'ku müssen sich in einer verzweifelten Lage befunden haben, sonst hätten sie niemals derartige Kräfte entfesselt, um Amerasu zum Schweigen zu bringen.« Er hielt inne. Eolair saß mit großen Augen da; die vielen fremden Namen verwirrten ihn. »Ich werde Euch das alles bei Gelegenheit noch erläutern, Graf Eolair.« Jiriki stand auf. »Gewiß seid Ihr müde; wir haben Euch einen großen Teil Eurer Schlafenszeit geraubt.«

»Aber dieses Wesen … dieses Rote-Hand-Wesen … ist es hier? Habt Ihr es gesehen?«

Jiriki wies auf das Lagerfeuer. »Muß man die Flammen berühren, um zu wissen, daß Feuer heiß ist? Es ist hier, und darum haben wir auch bisher ihre stärkste Verteidigung nicht überwinden können, sondern mußten Steinmauern einreißen und uns mit Schwert und Speer plagen. Tief im Herzen des Bergfrieds von Naglimund lodert ein großer Teil von Inelukis Kraft. Aber bei all seiner Macht gibt es für den Sturmkönig auch Grenzen. Er hat sich sehr weit ausgedehnt … darum muß es einen Grund geben,

weshalb er so unbedingt will, daß diese Stätte in der Hand der Hikeda'ya bleibt.«

Auch Eolair war aufgestanden. Die Fülle fremder Gedanken und Namen hatte ihn so angestrengt, daß er jetzt tatsächlich Schlaf brauchte. »Vielleicht steht ja die Aufgabe der Nornen in einem Zusammenhang mit der Roten Hand«, meinte er. »Vielleicht…«

Jiriki lächelte traurig. »Wir haben Euch mit unserem eigenen Fluch angesteckt … jenem ewigen ›vielleicht‹, Graf Eolair. Wir hatten gehofft, von Euch Antworten zu erhalten, aber statt dessen haben wir Euch mit unseren Fragen belastet.«

»Ich bin nicht mehr ohne Fragen gewesen, seit der alte König Johan starb.« Eolair unterdrückte ein Gähnen. »Darum ist mir das alles nicht fremd.« Er grinste. »Was sage ich da! Es ist zum Wahnsinnigwerden fremd. Aber nicht ungewöhnlich. Nicht in Zeiten wie diesen.«

»Nicht in Zeiten wie diesen«, bestätigte Jiriki.

Eolair verneigte sich vor Likimeya und nickte dem unerschütterlichen Kuroyi Lebewohl zu, bevor er in den kalten Wind hinaustrat. In seinem Kopf summten die Gedanken wie Fliegen, aber er wußte, daß er im Augenblick nichts Vernünftiges damit anfangen konnte. Was er nötig hatte, war Schlaf. Vielleicht hatte er ja Glück und verschlief den ganzen Rest dieser von den Göttern verfluchten Belagerung.

Während der müde Wächter – er schien ein recht trauriges und armseliges Beispiel für die Gunst des Himmels zu sein, aber wer war sie, die Götter in Frage zu stellen – am Feuer mit einem seiner Kameraden schwatzte, hatte Maegwin leise das Zelt verlassen. Jetzt stand sie im tiefen Schatten eines kleinen Gehölzes, keine hundert Ellen unterhalb der eingestürzten Wälle von Naglimund. Über ihr ragte die dunkle Masse des steinernen Bergfrieds auf. Sie starrte hinauf. Der Wind wehte Schnee über ihre Stiefel.

Scadach, dachte sie. *Ja, es ist das Loch im Himmel. Aber was liegt dahinter?*

Sie hatte die Dämonen gesehen, die aus der äußeren Finsternis hereingeschwärmt kamen, grausige, leichenweiße Gestalten und riesige, zottige Ungeheuer; sie hatte zugeschaut, wie die Götter und ein paar sterbliche Helden mit ihnen kämpften. Es war ihr klar, daß die Götter diese Wunde im himmlischen Fleisch heilen wollten, damit nichts Böses mehr dort eindringen konnte. Eine Zeit lang hatte alles nach einem leichten Sieg für die

Götter ausgesehen. Jetzt war sie nicht mehr so sicher.

Irgend etwas war da … etwas im Inneren von Scadach. Etwas Dunkles, entsetzlich Starkes, etwas, das leer war, wie eine Flamme leer ist, aber dennoch ein gewisses, brütendes Leben enthielt. Sie konnte es spüren, konnte fast seine furchtbaren Gedankengänge hören; schon der leise Hauch seines Grübelns, der ihr Gehirn berührte, erfüllte sie mit Verzweiflung. Aber trotzdem lag etwas sonderbar Vertrautes in den Gedanken dieses Wesens, das da in Scadach lauerte, was immer es auch sein mochte, dieses von den Göttern Verfluchte, das da so zornig in der Tiefe brannte. Sie fühlte sich seltsam von ihm angezogen, wie von einem unheimlichen, unwiderstehlichen Bruder … das abscheuliche Etwas hatte große Ähnlichkeit mit ihr selbst.

Aber wie konnte das sein? Was für ein verrückter Einfall! Was konnte diese nagende, boshafte Hitze für Eigenschaften haben, die auch nur die geringste Ähnlichkeit mit den ihren aufwiesen, denen einer Sterblichen, einer Königstochter, eines erschlagenen Lieblings der Götter, der jetzt das Vorrecht genoß, mit ihnen durch die himmlischen Gefilde zu reiten?

Stumm und reglos stand Maegwin im Schnee und ließ die unverständlichen Gedanken des Wesens im Inneren von Scadach über sich hinfluten. Sie fühlte seinen Aufruhr. Haß, es empfand Haß … und noch etwas anderes. Haß auf die Lebenden, verbunden mit einer qualvollen Sehnsucht nach Ruhe und Tod.

Sie zitterte. Wie konnte es im Himmel so kalt sein, selbst hier an seiner schwarzen äußeren Grenze?

Aber ich sehne mich nicht nach dem Tod! Vielleicht habe ich es getan, als ich noch lebte, eine Zeit lang. Aber das liegt nun hinter mir. Weil ich gestorben bin – gestorben – und die Götter mich zu sich in ihr Reich genommen haben. Warum empfinde ich das immer noch so stark? Ich bin tot. Ich fürchte mich nicht mehr wie früher. Ich tat meine Pflicht und holte die Götter, um mein Volk zu retten, das kann mir niemand bestreiten. Ich trauere nicht mehr um Bruder und Vater. Ich bin tot, und nichts kann mir schaden. Ich habe nichts gemeinsam mit diesem … Wesen … dort draußen in der Finsternis, jenseits der Mauern aus Himmelsstein.

Plötzlich fiel ihr etwas ein. *Aber wo ist mein Vater? Wo ist Gwythinn? Sind sie nicht beide als Helden gestorben? Gewiß haben die Götter doch auch sie nach ihrem Tod zu sich erhoben wie mich. Und gewiß haben sie doch darum gebeten, hier mitkämpfen zu dürfen, Seite an Seite mit den Herrschern des Himmels? Wo sind sie?*

Zutiefst betroffen stand Maegwin da. Wieder überlief sie ein Schauer. Elend kalt war es hier. Führten die Götter sie an der Nase herum? Oder mußte sie noch eine weitere Prüfung bestehen, bevor sie mit ihrem Vater und Bruder, mit ihrer vor langer Zeit verstorbenen Mutter Penemhwye vereint wurde? Wie war das möglich?

Unruhig machte sie kehrt und eilte den Hang wieder hinunter, den Lichtern der anderen heimatlosen Seelen zu.

Mehr als fünfhundert Spießkämpfer aus Metessa standen Schulter an Schulter im Eingang des Onestrinischen Passes, die Schilde so über die Köpfe gehoben, daß es aussah, als hätte sich ein riesiger Tausendfüßler in der Engstelle unter den Klippen verschanzt. Die Männer des Barons trugen Panzer aus gesottenem Leder und Eisenhelme, eine Ausrüstung, die vom langen Gebrauch schartig und abgewetzt war. Über den gezackten Spießen wehte das Kranichbanner ihres Hauses.

Überall auf den Hängen der Schlucht waren Nabbanai-Bogenschützen postiert, die mit ihren Pfeilsalven den Himmel verdunkelten. Die meisten Geschosse prallten vom Schutzdach der Metessaner ab, ohne Schaden zu stiften, aber manche fanden ihren Weg durch die aneinandergeschobenen Schilde. Doch wo immer ein Mann aus Metessa fiel, rückten seine Kameraden nur dichter zusammen.

»Die Bogenschützen können sie nicht in die Flucht schlagen!« jubelte Sludig. »Varellan muß angreifen. Bei Ädon, die Krieger des Barons sind stolze Bastarde!« Er sah Isgrimnur begeistert an. »Josua hat seine Verbündeten gut gewählt.«

Der Herzog nickte, konnte aber Sludigs Erregung nicht recht teilen. Er hielt mit Josuas besten Truppen, die man seit neuestem die »Burgwächter« des Prinzen nannte – eine merkwürdig Bezeichnung, fand Isgrimnur, denn der Prinz hatte keine Burg mehr –, oben am Hang und wünschte sich nur eines: das Ende des Kriegs. Er hatte das Kämpfen satt.

Während er so in das enge Tal hinausblickte, fiel ihm die große Ähnlichkeit der vorspringenden Berge zu beiden Seiten mit einem Brustkorb auf, dessen Brustbein die Anitullanische Straße bildete. Als Priester Johan sich vor über fünfzig Jahren durch eben dieses Frasilis-Tal den Weg zum Sieg erfochten hatte, hieß es, es seien so viele Tote gewesen, daß man es monatelang nicht geschafft hätte, alle Leichen zu begraben. Der Paß und das freie Land im Norden des Tals seien übersät gewesen mit Knochen, und der Himmel sei tagelang schwarz gewesen von Aasvögeln.

Und wozu das Ganze? fragte sich Isgrimnur. *Weniger als ein Menschen-*

leben ist vergangen, und schon stehen wir wieder an dieser Stelle und bereiten den Geiern ein neues Fest. Immer und immer ist es das gleiche. Mir wird übel davon.

Unbehaglich hockte er im Sattel und schaute in den Paß hinein. Unter ihm standen die wartenden Reihen der jüngsten Verbündeten des Prinzen, und die Banner ihrer Häuser leuchteten hell in der Mittagssonne, das reinste Vogelhaus mit Gans, Fasan, Seeschwalbe und Moorhuhn. Seriddans Nachbarbarone hatten nicht lange gezögert, seinem Beispiel zu folgen. Niemand schien glücklich mit Herzog Benigaris, und angesichts des wiedererstandenen Camaris konnte keiner gleichgültig bleiben.

Isgrimnur merkte erstaunt, daß ein Kreis sich zu schließen begann. Ein längst Totgeglaubter führte Josuas Heer, und eine Entscheidungsschlacht fand genau dort statt, wo Priester Johan, Josuas Vater und Camaris' bester Freund, seinen größten Sieg errungen hatte. Das sollte ein gutes Vorzeichen sein, dachte Isgrimnur … aber statt dessen hatte er das Gefühl, die Vergangenheit strecke die Hand aus, um die Gegenwart zu erwürgen, als sei die Geschichte ein riesiges, eifersüchtiges Ungeheuer, das alles Folgende zur unseligen Nachahmung des Vorangegangenen zwingen wolle.

Das ist kein Leben für einen alten Mann. Der Herzog seufzte. Sludig, der hingerissen den Verlauf der Schlacht beobachtete, achtete nicht darauf. *Um einen Krieg zu führen, muß man glauben, daß man damit etwas erreicht. Wir kämpfen, um Johans Reich zu retten, vielleicht sogar die ganze Menschheit … aber glaubt man das nicht immer? Daß alle Kriege sinnlos sind – außer dem, den man selbst gerade austrägt?*

Er spielte mit seinen Zügeln. Sein Rücken war steif und tat ihm jetzt schon weh, obwohl er eigentlich noch nichts geleistet hatte. An seiner Seite hing die Scheide mit Kvalnir, unberührt, seit er die Klinge in den schlaflosen Stunden der letzten Nacht geschärft und poliert hatte.

Ich bin einfach müde, dachte er. *Ich will Elvritshalla wiederhaben. Ich will meine Enkel sehen und mit meiner Frau am Gratuvask spazierengehen, wenn das Eis bricht. Aber ich kann nichts davon haben, bevor das verfluchte Kämpfen nicht vorbei ist. Und darum tun wir es, entschied er. Weil wir hoffen, daß wir hinterher Frieden haben. Aber den bekommen wir nie … niemals…*

Sludig schrie auf. Isgrimnur hob erschrocken den Kopf, aber der Ruf seines Gefolgsmanns war ein Freudenruf gewesen.

»Seht! Camaris und die Reiterei greifen an!«

Als kein Zweifel mehr daran bestand, daß Bogenschützen Seriddans me-

tessanischen Schildwall nicht aus der Paßmitte verjagen konnten, hatte Varellan von Nabban einen neuen Vorstoß seiner Ritter befohlen. Sobald jedoch Varellans Truppen damit angefangen hatten, die Männer des Prinzen wieder zurück ins Tal zu drängen, waren Camaris und Hotvigs Thrithing-Reiter von ihren Bergpfaden heruntergekommen und Varellans zahlenmäßig überlegener Streitmacht in die Flanke gefallen.

»Wo ist Camaris?« murmelte Sludig. »Ah! Dort! Ich sehe seinen Helm!«

Auch Isgrimnur sah ihn. Der Seedrache schien aus dieser Entfernung kaum mehr als ein flammendgoldener Fleck, aber sein Träger hatte sich in den Bügeln hochgereckt, Mittelpunkt einer immer größeren Verwirrung, als die Nabbanai-Ritter sich hastig bemühten, nicht in *Dorns* schwarze Reichweite zu geraten.

Prinz Josua, der das Geschehen von einer etwa hundert Ellen unterhalb von Isgrimnurs und Sludigs Standort gelegenen Stelle überwachte, lenkte jetzt Vinyafod auf sie zu. »Sludig!« rief er. »Sagt Freosel, wenn ich den anderen das Zeichen zum Angriff gebe, soll er seine Leute noch so lange warten lassen, bis er zehnmal seine Finger durchgezählt hat.«

»Jawohl, Hoheit.« Sludig riß sein Pferd herum und trabte zu Freosel hinüber, der mit dem Rest von Josuas »Burgwächtern« voll ungeduldiger Erwartung ausharrte.

Der Prinz ritt den Hang hinauf, bis er Isgrimnur erreicht hatte. »Endlich merkt man doch, daß Varellan noch jung ist. Er zeigt allzugroßen Eifer.«

»Es gibt schlimmere Fehler für einen Anführer«, antwortete Isgrimnur, »aber Ihr habt recht. Er hätte sich damit begnügen sollen, die Mündung des Passes zu halten.«

»Aber er glaubte uns schwach zu finden, weil er uns gestern zurückgeworfen hat.« Josua spähte zum Himmel. »Jetzt fühlt er sich verpflichtet, uns wieder zu vertreiben. Wir haben Glück. Benigaris, so unüberlegt er auch manchmal handelt, hätte sich nie auf ein derartiges Wagnis eingelassen.«

»Und warum hat er sich dann darauf eingelassen, uns überhaupt seinen kleinen Bruder zu schicken?«

Josua zuckte die Achseln. »Wer weiß? Vielleicht hat er uns unterschätzt. Außerdem Vergeßt nicht, daß Benigaris nicht allein in Nabban regiert.«

Isgrimnur grunzte. »Der arme Leobardis. Womit hatte er nur eine Frau und einen Sohn wie diese beiden verdient?«

»Noch einmal: wer weiß? Aber vielleicht hat das alles einen Sinn, den

wir nicht ahnen können.«

Der Herzog wiegte bedenklich das Haupt.

Der Prinz verfolgte mit kritischem Blick das Auf und Ab der Schlacht, die Augen tief im Schatten des Helms. Er hatte Naidel aus der Scheide gezogen und quer über Sattel und Knie gelegt. »Bald ist es soweit«, sagte er. »Nicht mehr lange.«

»Sie sind immer noch sehr viel mehr als wir, Josua.« Auch Isgrimnur streifte jetzt Kvalnirs Scheide ab. Es war ein Augenblick, der ihm noch immer Freude bereitete; die Klinge hatte ihm in manchem Streit treue Dienste geleistet, das bewies die Tatsache, daß er noch immer hier saß und am Leben war, mit schmerzendem Rücken, scheuernder Rüstung, einem Herzen voller Zweifel und allem anderen.

»Aber wir haben Camaris – und Euch, alter Freund.« Josua grinste verkniffen. »Ein besseres Kräfteverhältnis können wir nicht verlangen.« Sein Blick hatte den Zugang zum Paß nicht verlassen. »Möge Usires der Erlöser uns behüten.« Feierlich schlug er das Zeichen des *Baumes* über seiner Brust und streckte dann die Hand aus. Naidel blitzte im Sonnenlicht, und für einen Augenblick fiel Isgrimnur das Atmen schwer.

»Zu mir, Männer!« schrie der Prinz.

Über ihm am Hang ertönte ein Hornstoß. Aus der Paßenge gellte Cellians Antwort.

Als die Truppen des Prinzen mit den aufständischen Baronen und ihren Männern die Straße hinauf vorrückten, war Isgrimnur voller Bewunderung. Endlich waren sie ein wirkliches Heer geworden, mehrere tausend Köpfe stark. Wenn er daran dachte, wie alles angefangen hatte – mit Josua und ein paar anderen armseligen Überlebenden, durch eine Hintertür aus Naglimund entkommen –, dann faßte er neuen Mut. Gott der Barmherzige konnte sie doch unmöglich so weit gebracht haben, nur um dann alle ihre Hoffnungen zunichte werden zu lassen!

Die Metessaner hatten standgehalten. Josua und sein Heer umgingen und überholten sie. Die Spießkämpfer hatten ihren tödlichen Auftrag erfüllt. Sie zogen sich zurück und trugen ihre Verwundeten die Straße hinunter. Weiter vorn warfen sich die Truppen des Prinzen gegen Varellans Ritter, gegen deren überlegene Zahl und schwere Rüstungen selbst der grimmige Mut von Camaris und seinen Thrithing-Männern nicht aufgekommen war.

Isgrimnur hielt sich zunächst zurück. Er griff helfend ein, wo es ihm möglich war, vermied es jedoch, sich ins Getümmel zu stürzen, wo das

Leben nach Sekunden zu zählen schien. Er entdeckte einen von Hotvigs Männern, der vom Pferd gestürzt war, vor seinem sterbenden Tier stand und den Spieß eines Berittenen abwehrte. Isgrimnur ritt auf ihn zu und brüllte eine Herausforderung. Als der Nabbanai-Ritter ihn hörte und sich umdrehte, sprang der Thrithing-Mann vor und stieß ihm dort, wo sein Lederwams unter dem Arm nicht mit schützendem Metall verstärkt war, das Schwert in den Leib. Blutend sank der Ritter zusammen. Isgrimnur empfand jähe Wut über dieses unehrenhafte Verhalten seines Verbündeten. Aber als der Gerettete ihm seinen Dank zuschrie und den Hang hinunterlief, zurück ins dickste Gewühl, wußte der Herzog nicht mehr, was er denken sollte. Hätte der Thrithing-Reiter sterben sollen, um die Lüge aufrechtzuerhalten, ein Krieg könne auch ehrenhaft geführt werden? Aber verdiente ein anderer Mann den Tod, weil er an diese Lüge geglaubt hatte?

Im Lauf des Nachmittags wurde Isgrimnur allmählich immer tiefer in die blutige Auseinandersetzung hineingezogen. Er tötete einen Gegner und schlug mehrere andere mit blutenden Wunden in die Flucht. Er selbst erlitt lediglich unbedeutende Verletzungen, freilich nur, weil er Glück hatte. Einmal war er gestolpert, und der mit beiden Händen geführte, weitausholende Hieb seines Feindes war an seiner Helmkrone abgeprallt; wäre Isgrimnur nicht gestürzt, hätte dieser Hieb ihm wahrscheinlich den Kopf vom Rumpf getrennt. Der Herzog kämpfte ohne seine alte Berserkerwut, aber die Furcht weckte eine Stärke in ihm, die er selbst schon vergessen hatte. Es war auf einmal wieder so wie im Nest der Ghants – überall wimmelte es von Wesen in hartschaligen Panzern, die nur eines im Sinn hatten: ihn zu töten.

Weiter bergauf hatten Josua und seine Ritter Varellans Truppen bis fast an den Ausgang des Passes gedrängt. Bestimmt, dachte Isgrimnur, mußten einige unter ihnen, die in der vordersten Reihe kämpften, schon das weite Tal unter sich sehen können, grün im Sonnenschein – wobei es freilich einen schnellen Tod bedeuten konnte, wenn man auf etwas anderes blickte als auf den Mann vor einem und seine Waffe.

Die Ritter von Nabban wankten, aber sie wichen nicht. Wenn sie mit dem Versuch, ihren früheren Vorteil auszubauen, einen Fehler gemacht hatten, so würden sie diesen Fehler nicht wiederholen. Was immer Prinz Josua wollte, es bestand kein Zweifel: er und sein Heer würden es sich mit eigenen Händen nehmen müssen.

Als die Sonne sich zum Horizont zu senken begann, fand sich Isgrimnur überraschend in einem Nebenarm des Gefechtsstroms, an einer Stelle, an

der gerade einmal nicht gekämpft wurde. Überall am Boden verstreut lagen die Leichen erschlagener Männer, als hätte eine zurückweichende Flut sie dort angeschwemmt und dann liegengelassen.

Ein kleines Stück bergab sah Isgrimnur etwas Goldenes glänzen: Camaris. Der Herzog betrachtete ihn voller Staunen. Der Beginn der Schlacht lag mittlerweile Stunden zurück, doch wenn seine Bewegungen auch etwas gemessener geworden zu sein schienen, kämpfte der alte Ritter doch mit unverminderter Zielstrebigkeit. Camaris saß aufrecht im Sattel, und seine Bewegungen waren so gleichmäßig und gelassen wie die eines Bauern, der sein Feld bearbeitet. An seiner Seite baumelte das Kriegshorn. *Dorn* sauste durch die Luft wie eine schwarze Sense, und wo es traf, sanken kopflose Körper zur Erde wie frischgemähter Weizen.

Er ist nicht so grimmig, wie er einmal war, dachte Isgrimnur verwundert. *Er ist noch grimmiger. Er kämpft wie eine verdammte Seele. Was geht im Kopf dieses Mannes vor? Was nagt an seinem Herzen?*

Er schämte sich plötzlich, daß er dasaß und zuschaute, wie Camaris, ein Mann, der zwanzig Jahre älter als er war, kämpfte und blutete. Das hier war vielleicht die wichtigste Schlacht aller Zeiten, und noch immer war sie nicht entschieden und hatte keinen Sieger. Man brauchte ihn. Alt und kriegsmüde mochte er sein, aber noch führte er eine gute Klinge.

Er trieb seinem Pferd die Sporen leicht in die Seite und lenkte es zu Camaris hinunter, der gerade damit beschäftigt war, drei Fußsoldaten gleichzeitig in Schach zu halten. Ein Dickicht aus niedrigen Bäumen schirmte den Ort ab. Obwohl Isgrimnur kaum daran zweifelte, daß Camaris durchhalten würde, bis Verstärkung kam, konnte es eine Weile dauern, bis man ihn dort fand … und außerdem bedeutete Camaris hoch zu Roß einen Ansporn für jeden einzelnen Mann in Josuas Heer, einen Ansporn, den man nicht hinter einem Versteck aus Büschen vergeuden durfte.

Doch bevor er mehr als ein Dutzend Ellen zurückgelegt hatte, sah Isgrimnur, wie aus der Brust seines Pferdes plötzlich ein Pfeil wuchs, unmittelbar neben dem Vorderbein. Das Tier bäumte sich auf und stieß einen qualvollen Schrei aus. Isgrimnur fühlte einen brennenden Schmerz in seiner eigenen Seite. Dann fiel er taumelnd aus dem Sattel. Der Boden kam ihm entgegen und traf ihn wie ein Keulenschlag. Sein Pferd, das auf dem felsigen Hang vergeblich einen Halt suchte, ragte mit wild um sich schlagenden Vorderbeinen hoch über ihm auf. Dann senkte sein Schatten sich auf den Herzog herab.

Das letzte, was Isgrimnur sah und fühlte, war eine ungeheure Erschütte-

rung und lauter Licht, als sei die Sonne vom Himmel gefallen und auf ihn niedergegangen.

XIV

Königreiche aus Staub

Es war zum Wahnsinnigwerden. Simon war halb verdurstet, sein Mund trocken wie Knochenmehl, und von allen Seiten hörte er das Echo plätschernden Wassers … aber nirgends war Wasser zu finden. Es war, als hätte ein Dämon sich in seinem Kopf umgeschaut, sich den sehnlichsten Wunsch darin ausgesucht und dann angefangen, ihn damit grausam zu quälen.

Er blieb stehen und spähte in die Dunkelheit. Der Tunnel war noch breiter geworden, führte aber weiterhin abwärts. Es hatte keine Stelle zum Umkehren und keine Kreuzungen gegeben. Woher immer das Tropfgeräusch auch kommen mochte, es lag jetzt hinter ihm, als sei er irgendwann in den gesichtslosen Schatten daran vorbeigelaufen.

Aber das war unmöglich. Das Geräusch war erst vor ihm gewesen und nun hinter ihm – aber nie neben ihm.

Mühsam bezwang Simon seine Furcht, die sich in seinem Körper wie etwas Lebendes bemerkbar machte, ein Wesen mit lauter winzigen, raschelnden Schuppen und krabbelnden Krallen.

Vielleicht hatte er sich ja hier unten verirrt, ermunterte er sich selbst, aber schließlich war er nicht tot. Er hatte schon früher in solchen Tunneln gesteckt und es geschafft, wieder ans Sonnenlicht zu klettern. Außerdem war er jetzt älter und hatte Dinge gesehen, die nur wenige andere Leute zu Gesicht bekommen hatten. Irgendwie würde er überleben. Und wenn nicht? Dann würde er seinem Ende gefaßt entgegensehen.

Tapfere Worte, Mondkalb, spottete eine innere Stimme. *Tapfere Worte – jetzt. Aber nach einem sonnenlosen Tag und einer mondlosen Nacht ohne Wasser? Wenn die Fackel erlischt?*

Sei still, befahl er der inneren Stimme.

Simon sang leise vor sich hin. Der Hals tat ihm weh, aber er hatte das eintönige Klicken seiner Absätze auf dem Stein satt. Hinzu kam, daß ihm von dem Geräusch ganz elend und einsam zumute war.

»Herr Johan stieg ins dunkle Loch,
wo grimm der Feuerdrache jagt,
in Höhlen tief, zu Kröt und Troll,
wohin noch keiner sich gewagt…«

Er runzelte traurig die Stirn. Wenn es doch Trolle hier gäbe! Für Binabiks Gesellschaft hätte er alles geopfert – ganz zu schweigen von einem vollen Wasserschlauch und einem kräftigen Schluck *Kangkang* als Nachtisch. Und wenn Priester Johan wirklich nur ein Schwert mit ins Erdinnere genommen hatte – was ja in Wirklichkeit gar nicht stimmte; war nicht der Hernystiri Eolair auf den Sesuad'ra gekommen, nur um ihnen das zu erzählen? Daß Johan dort unten irgendwo *Minneyar* gefunden und zuerst einen Speer bei sich gehabt hatte? – also wenn er tatsächlich sonst nichts mitgenommen hatte, ob nun Schwert oder Speer, wie stand es dann mit dem Licht? Simon besaß eine einzige Fackel, deren Flamme am Rand schon ein bißchen dünn auszusehen begann. Es war ja alles sehr schön, dieses Herumstolzieren und Festauftreten und Nachdrachensuchen, aber in den Liedern war nie so recht die Rede von Essen und Wasser und davon, wie man Feuer anmachen sollte.

Alte Wiegenlieder und verschollene Schwerter und Tunnel in der schwarzen, stinkenden Erde. Wie war es nur gekommen, daß das jetzt im Mittelpunkt seines Daseins stand? Als er einst um ritterliche Abenteuer betete, hatte er auf Edleres gehofft – Schlachtfelder, eine glänzend polierte Rüstung, Heldentaten, die Liebe der Menge. Zwar hatte er das alles – mehr oder weniger – auch bekommen, aber nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Und immer wieder hatte es ihn zurückgeworfen in dieses Tollhaus voller Schwerter und Tunnel, als würde er gezwungen, ein Kinderspiel immer weiterzuspielen, dessen er doch schon so lange müde war…

Er stieß mit der Schulter gegen die Wand und wäre fast hingefallen. Die Fackel entsank seinem Griff und blieb auf dem Tunnelboden liegen. Simon starrte sie einen Moment stumpfsinnig an, bis er jäh wieder zu sich kam. Er riß sie hoch und umklammerte sie so fest, als hätte sein Licht vor ihm fliehen wollen.

Mondkalb.

Schwerfällig setzte er sich hin. Er war erschöpft vom Laufen, von der öden Leere, von der Einsamkeit. Der Tunnel hatte sich in ein Loch verwandelt, das sich durch unregelmäßig geformte Felsblöcke zog. Wahrscheinlich bedeutete das, daß er sich tief in den Gebeinen des Swertclifs befand; sein Weg schien hinabzuführen zum Mittelpunkt der Erde.

Etwas in seiner Tasche scheuerte ihn am Bein und erregte so seine Aufmerksamkeit. Was schleppte er da eigentlich mit sich herum? Seit Stunden, kam es ihm vor, schlurfte er nun schon durch diese Gänge und hatte sich noch nicht einmal darum gekümmert, was er bei seinem Sturz durch die bröckelnde Erde bei sich trug.

Er leerte die auf seine Hose genähten Taschen aus, wobei er immer wieder zusammenzuckte und leise aufstöhnte, so sehr brannten die aufgeschürften Finger. Das Ergebnis war, daß ihm durch die verspätete Inventur nicht viel entgangen war. Er fand einen runden, glatten Stein, den er aufgesammelt hatte, weil er gut in der Hand lag, und die fast unkenntliche Gürtelschnalle, von der er gedacht hatte, er habe sie weggeworfen. Jetzt beschloß er, sie zu behalten, in der unbestimmten Überlegung, sie zum Kratzen oder Graben verwenden zu können.

Der einzige wichtige Fund war ein Stück getrocknetes Fleisch vom gestrigen Mittagessen. Sehnsüchtig betrachtete er den zusammengeschrumpften Streifen, der nicht länger und breiter war als sein Finger, und steckte ihn dann wieder ein. Er hatte das Gefühl, ihn später noch dringender zu brauchen als im Augenblick.

Soweit seine Taschen. Der goldene Ring, den ihm Morgenes geschickt hatte, steckte noch an seinem Finger, wenn auch unter einer dicken Schmutzschicht fast unsichtbar. Aber welchen Sinn und Nutzen er auch in der Welt des Sonnenlichts besitzen mochte, hier unten war er wertlos. Simon konnte ihn nicht essen, und Feinde würde er auch nicht abschrecken. In der an seinem Bein festgebundenen Scheide steckte noch das Qanucmesser. Zusammen mit der Fackel bildete es seine einzige Verteidigung. Sein Schwert lag irgendwo über der Erde – bei Binabik und Miriamel, sofern sie den Gräbern entkommen waren –, ebenso sein Weißer Pfeil, der Mantel, die Rüstung, der ganze Rest seiner mageren Habe. Er stand mit fast so leeren Händen da wie vor etwa einem Jahr, als er aus der Burg geflohen war. Und wieder befand er sich in der schwarzen Erde.

In der Erde, die ihn erstickte…

Hör auf, ermahnte er sich. *Was hat Morgenes immer gesagt? ›Nicht, was man in den Händen hat, sondern das, was im Kopf steckt.‹ Das ist doch*

immerhin etwas. In meinem Kopf steckt inzwischen entschieden mehr als damals.

Aber was nützt mir das, wenn ich verdurste?

Er rappelte sich auf und ging weiter. Zwar hatte er keine Ahnung, wohin der Tunnel führte, aber irgendwo mußte er ja enden, er mußte einfach. Die Möglichkeit, daß er in dieser Richtung so aufhören würde wie auf der anderen Seite, in einer undurchdringlichen Wand aus heruntergestürztem Erdreich oder Geröll, war etwas, an das er lieber gar nicht dachte. Wieder, diesmal leiser, fing er an zu singen.

»*Der junge König stieg hinab,*
der Feuerdrache lauert dort.
Wer weiß, wohin der König ging?
Der Drache hütet goldnen Hort…«

Es war seltsam. Simon hatte nicht das Gefühl, den Verstand verloren zu haben, aber trotzdem hörte er Dinge, die nicht da waren. Das Geräusch plätschernden Wassers war zurückgekehrt, schien aber jetzt, lauter und kräftiger als zuvor, von allen Seiten zu kommen, als schritte er durch den Vorhang eines Wasserfalls. Darunter mischte sich, im Zischen und Spritzen kaum auszumachen, Wortgemurmel.

Stimmen! Vielleicht sind doch Quergänge in der Nähe. Vielleicht führen sie zu Menschen. Zu wirklichen, lebendigen Menschen!

Die Stimmen und die Töne des Wassers begleiteten ihn eine Zeit lang, ohne ihren Ursprung preiszugeben; dann verstummten sie und ließen ihn mit dem Geräusch seiner Schritte als einziger Gesellschaft allein.

Verwirrt und müde, voller Angst vor dem, was die gespenstischen Laute bedeuten könnten, wäre Simon um ein Haar in ein Loch im Tunnelboden getreten. Er stolperte, fing sich wieder, stützte sich mit der Hand gegen die Wand und schaute nach unten. Aus der Tiefe schien ihm das Licht einer anderen Fackel entgegenzuleuchten, und Simon wollte das Herz stillstehen.

»Wer … wer ist…« Als er sich vorbeugte, schien ihm das Licht entgegenzusteigen.

Ein Spiegelbild. Wasser.

Simon sank in die Knie und näherte dem kleinen Teich das Gesicht, stockte aber, als der Geruch ihm in die Nase drang, ölig und unangenehm. Er tauchte die Finger hinein und zog sie wieder heraus. Das Wasser schien

eigenartig glitschig auf seiner Haut. Um besser sehen zu können, hielt er die Fackel daneben. Eine Stichflamme sprang empor und schlug ihm lodernd ins Gesicht; vor Schreck und Schmerz aufschreiend, taumelte er rückwärts. Sekundenlang schien es, als habe die ganze Welt Feuer gefangen.

Simon setzte sich mit gespreizten Beinen hin, hob die Hand an die Wange und betastete vorsichtig seine Züge. Die Haut war so empfindlich, als hätte er sich zu lange in der Sonne aufgehalten, und seine Barthaare waren hart und kraus geworden, aber es schien sich noch alles am richtigen Platz zu befinden. Als er nach unten sah, tanzte in dem Tümpel im Tunnelboden eine Flamme.

Usires Ädon! fluchte er stumm. *Mondkalbpech! Ich finde Wasser, und es gehört zu der Sorte, die brennt – was für eine Sorte das auch sein mag.* Eine Träne rann ihm über die heiße Wange. Die Flüssigkeit in dem kleinen Teich brannte fröhlich weiter. Simon war so enttäuscht, daß sein Trinkwasser sich als ungenießbar erwiesen hatte, daß er lange nicht begriff, was da vor ihm lag. Endlich fiel ihm eine Bemerkung von Morgenes ein.

Perdruinesisches Feuer – das muß es sein. Der Doktor hat gesagt, man findet es in Höhlen. Die Leute von Perdruin stellen Kugeln für ihre Schleudern daraus her, werfen sie auf ihre Feinde und verbrennen sie zu Krusten. Es war die Art von Geschichtsstunde gewesen, bei der Simon genau aufgepaßt hatte – Geschichte, in der aufregende Dinge vorkamen.

Wenn ich ein paar Stöcke und Lumpen hätte, könnte ich Fackeln damit bauen.

Er zuckte die Achseln, stand auf und ging weiter den Tunnel hinunter. Aber schon nach wenigen Schritten blieb er kopfschüttelnd stehen.

Mondkalb. Dummes Mondkalb.

Er lief zurück zu dem brennenden Tümpel, ließ sich nieder und zog sein Hemd aus. Dann riß er Stücke vom Saum ab. Das perdruinesische Feuer war angenehm warm.

Rachel würde mir das Fell über die Ohren ziehen, wenn sie sähe, wie ich ein durchaus brauchbares Hemd kaputtmache. Er kicherte, zu laut. Das Echo rollte den Gang hinunter in leere Dunkelheit. *Es wäre schön, Rachel wiederzusehen,* begriff Simon plötzlich. Ein Gedanke, der ihn verblüffte, der aber unzweifelhaft zutraf.

Als er ein Dutzend Streifen in der Hand hatte – das Hemd reichte jetzt noch knapp bis unter die Achselhöhlen –, schaute er kurz in die Flammen und überlegte, wie er den Stoff eintauchen könnte, ohne sich die Haut von

den Händen zu sengen. Er erwog, die Fackel zu benutzen, entschied sich jedoch dagegen. Er wußte nicht, wie tief das Loch im Tunnel war, und hatte Angst davor, die Fackel fallen zu lassen. Dann aber würde er nur noch ein Licht haben, das er nicht mitnehmen konnte.

Nach langem Nachdenken klemmte er die Fackel seitlich fest und fing an, aus den Ritzen zwischen den Felsblöcken Erde herauszukratzen und in das Loch zu schaufeln. Nach einem guten Dutzend Händen voll flackerte die Flamme und erlosch. Er wartete noch eine Weile, weil er nicht sicher war, wie lange das Abkühlen dauern würde, und wühlte dann die schmutzige Erde wieder zur Seite, bis eine offene Stelle zurückblieb, an der er die Lappen eintauchen konnte. Als er die Stoffstreifen alle gut durchtränkt hatte, nahm er einen davon heraus.

Die anderen rollte er einzeln fest zusammen und legte sie nebeneinander auf das letzte und größte Stück von seinem Hemd. Diesen behelfsmäßigen Sack band er zusammen und hängte ihn an seinen Gürtel. Den verbleibenden Streifen wickelte er sorgfältig um die Fackel, ein kleines Stück unterhalb der Flamme, und hielt sie dann so lange schräg, bis der mit perdruinesischem Feuer getränkte Lappen Feuer fing. Er brannte hell, und Simon nickte. Er brauchte nach wie vor etwas zu essen und zu trinken, aber wenn er sparsam mit seinen Vorräten umging, mußte er sich wenigstens noch eine ganze Weile keine Sorgen darüber machen, daß er ohne Licht dastand. Verirrt und allein mochte er sein, aber er war eben nicht mehr nur Simon Mondkalb – er war auch der sagenhafte Seoman Schneelocke.

Viel lieber freilich wäre er ganz einfach Simon gewesen, der in Freiheit mit seinen Freunden über die grüne Erde dahinwanderte.

Entscheidungen, dachte er traurig, können Fluch und Segen zugleich sein.

Einmal hatte er schon geschlafen, zu einem Knäuel zusammengerollt auf dem harten Tunnelboden, die Fackel mit einem frischen Lappen voll perdruinesischem Feuer umwickelt. Als er aus einem schrecklichen Angsttraum erwachte, in dem alles Licht erloschen war und er durch schlammige Schwärze kroch, brannte die Fackel noch immer ruhig weiter.

Seitdem war er eine ganze Zeit weitergegangen; es kam ihm wie mehrere Stunden vor. Dabei war sein Durst immer größer geworden, bis jeder Schritt seinem Körper Feuchtigkeit zu entziehen schien und er an fast nichts mehr denken konnte als an Wasser. Der Streifen Fleisch steckte immer noch in seiner Tasche. Beim bloßen Gedanken daran, das trockene,

salzige Stück zu essen, bekam er Kopfschmerzen, obgleich sein Hunger kaum kleiner war als sein Durst.

Plötzlich gab es eine Unterbrechung in den eintönigen Stein- und Erdwänden des Tunnels. Nach beiden Seiten öffnete sich ein Quertunnel, zwei unregelmäßige, aber ziemlich große Löcher, ohne Zweifel nicht natürlichen Ursprungs. Nachdem Simon eine fast unendliche Zeit lang wahllos vor sich hingestapft war, mußte er nun eine Entscheidung fällen: sollte er geradeaus gehen, oder nach rechts, oder nach links?

Was er suchte, war natürlich ein Pfad, der nach oben führte, aber beide Abzweigungen schienen alles andere als in diese Richtung zu verlaufen. Er ging nacheinander ein kleines Stück in beide hinein, witterte, spähte und horchte auf alles, das auf frische Luft oder Wasser hindeuten könnte, aber erfolglos. Der Quertunnel schien ebenso langweilig wie der, durch den er nun schon, Ädon allein wußte, wie lange, dahinwanderte.

Er kehrte zum Hauptgang zurück und blieb dort stehen, um zu überlegen, wo er sich wohl befand. Bestimmt steckte er irgendwo tief unterhalb des Swertclifs; man konnte nicht so lange und so stetig nach unten steigen, ohne unter den Berg selbst zu geraten. Andererseits hatte der Weg so viele Windungen gemacht, daß er unmöglich ermessen konnte, unter welchem Stück der Oberwelt er jetzt angekommen war. Er würde sich einfach entscheiden müssen und dann sehen, wie es weiterging.

Wenn ich immer dieselbe Richtung nehme, kann ich wenigstens den Weg zurück finden.

Ohne besonderen Grund entschloß er sich, den Tunnel zur Linken zu wählen; von dort aus wollte er dann immer nur nach links abbiegen. Falls er diese Entscheidung bereute, brauchte er nur kehrtzumachen und sich so lange rechts zu halten, bis er wieder hier ankam. Er ging also nach links und stolperte weiter.

Zuerst schien sich der Tunnel nicht von dem, den er verlassen hatte, zu unterscheiden: eine Röhre aus unregelmäßigen Steinen und Erde ohne Anzeichen eines bestimmten Gebrauchs oder Erbauungszwecks. Wer hatte diese finsteren Löcher gebohrt? Menschen oder menschenähnliche Wesen mußten es gewesen sein, denn an manchen Stellen konnte er deutlich sehen, daß man den Felsen behauen oder abgeschlagen hatte, um dem sich dahinschlängelnden Gang Raum zu schaffen.

Simons Durst und seine ausweglose Einsamkeit waren so groß, daß ihm die sanften Stimmen erst auffielen, als sie plötzlich wieder von allen Seiten auf ihn einflüsterten. Diesmal spürte er zugleich etwas wie eine Bewegung

– ein Zupfen an seinen Kleidern wie von Wind, dahineilende Schatten, die das Licht im Tunnel zum Flackern zu bringen schienen. Die Stimmen klagten leise in einer Sprache, die er nicht verstand. Wenn sie an ihm vorbei- oder durch ihn hindurchschwebten, empfand er traurige Kälte. Sie waren … in gewisser Weise … Erinnerungen. Sie waren Verlorene, Gestalten und Gefühle, die sich aus ihrer eigenen Zeit gelöst hatten. Er bedeutete ihnen nichts, und sie, so verwirrend sie auch waren, hatten keine Bedeutung für ihn.

Wenn ich nicht einer von ihnen werde. Furcht stieg in ihm auf wie Blasen. *Wenn nicht eines Tages irgendein anderes wanderndes Mondkalb fühlt, wie ein Simon-Schatten es streift und dabei murmelt »verloren, verloren, verloren« …*

Es war ein grauenvoller Gedanke, der ihn, auch nachdem das Schneegestöber der Fast-Gestalten vorbeigehuscht war und die Stimmen schwiegen, lange nicht verließ.

Noch dreimal war er abgebogen, jedesmal nach links, als endlich eine Veränderung eintrat.

Simon hatte schon daran gedacht umzukehren – die letzte Abzweigung hatte ihn zu einem Tunnel gebracht, der sich jetzt steil nach unten senkte –, als ihm eine gewisse Fleckigkeit der Wände auffiel. Er hielt die Fackel daran und sah, daß die Ritzen zwischen den Steinen voller Moos saßen. Moos – das hieß, daß Wasser in der Nähe sein mußte. Er war so ausgedörrt, daß er eine verfilzte Hand voll abriß und in den Mund steckte. Versuchsweise kaute er einige Male darauf herum, dann würgte er es hinunter. Die Galle stieg ihm bis in den Hals, und einen Augenblick glaubte er, sich übergeben zu müssen. Es schmeckte entsetzlich bitter, aber es enthielt Feuchtigkeit. Wenn es sein mußte, konnte er es essen und so wahrscheinlich eine Weile am Leben bleiben. Aber er betete um eine andere Lösung.

Er starrte noch auf die winzigen Wedel und wußte nicht recht, ob er eine zweite Portion davon hinunterbrächte, als ihm an der Stelle, von der er die erste Hand voll abgekratzt hatte, helle Zeichen auffielen. Er kniff die Augen zusammen und leuchtete mit seiner Fackel. Kein Zweifel, das waren die Überreste eines Musters – große, gebogene Parallellinien und verwitterte Figuren, die vielleicht Blätter oder Blüten dargestellt hatten. Die Zeit hatte sie fast vollständig abgetragen, aber sie schienen etwas von der geschwungenen Anmut der Steinarbeiten besessen zu haben, die er in Da'ai Chikiza und auf dem Sesuad'ra gesehen hatte. Ein Werk der Sithi? War er

so schnell so tief geraten?

Er schüttelte den Kopf. Zu viele Fragen, wenn die einzigen, auf die es ankam, lauteten: Wo konnte er Wasser finden – und welcher Weg führte nach draußen?

Obwohl er im Weitergehen aufmerksam die Wände prüfte, folgte auf seine Entdeckung des Mooses zunächst nichts Brauchbares mehr. Der Tunnel wurde breiter, und die beiden nächsten Gänge, die er wählte, schienen ihm kunstvoller gebaut als die vorhergehenden, mit symmetrischen Wänden und ebenen Fußböden. Als er die dritte Abzweigung einschlagen wollte, setzte er den Fuß ins Leere.

Mit einem Aufschrei entsetzter Überraschung klammerte Simon sich am Eingang des Tunnels fest. Die Fackel fiel ihm aus der Hand und polterte in das Dunkel hinunter, in dem er um Haaresbreite selbst gelandet wäre. In angstvoller Erwartung sah er zu, wie sie aufprallte und fortrollte. Endlich blieb sie liegen, flackerte … ging aber nicht aus.

Stufen. Seine Fackel lag auf einer rohen Treppe, die nach unten führte. Das erste Dutzend Stufen war eingestürzt oder abgeschlagen worden. Nur ein paar rauhe Bruchkanten waren übriggeblieben.

Simon wollte nicht hinunter. Er wollte nach oben.

Aber die Treppe! Vielleicht ist dort unten etwas – irgendein Ort, der einen Sinn ergibt. Was könnte schlimmer sein als das Bisherige?

Nichts. Alles.

Es war eine Abzweigung nach links, so daß er sich auch dann nicht völlig verirrt haben würde, wenn sich seine Wahl als schlecht erwies. Allerdings war es weit leichter, sich in das Loch hinunterzulassen, das durch die fehlenden Stufen entstanden war – immerhin war es um einiges tiefer, als Simon lang war –, als hinterher, wenn er seine Meinung änderte, wieder hinaufzuklettern. Vielleicht sollte er doch lieber einen der anderen Gänge nehmen.

Was für ein Unsinn! schalt er sich selbst. Mußte er nicht auf jeden Fall hinunter? Er brauchte doch seine Fackel!

Er setzte sich hin, ließ die Beine in das stufenlose Loch baumeln und zog den Streifen Dörrfleisch aus der Tasche. Er brach ein kleines Bröckchen ab, lutschte nachdenklich daran und schaute in die Tiefe. Der Fackelschein zeigte ihm, daß man die Stufen eckig behauen, sonst aber nicht bearbeitet hatte; sie sollten brauchbar sein, nichts weiter. Man konnte ihnen nicht entnehmen, ob sie irgendwohin führten.

Er kaute und schaute. Er genoß den salzigen Rauchgeschmack, von dem ihm das Wasser im Munde zusammenlief. Wie wundervoll, wieder etwas Festes zwischen den Zähnen zu haben!

Schließlich stand er wieder auf und ging noch einmal in den Tunnel. Dort, wo das Licht der Fackel im Loch nicht mehr hinreichte, tastete er mit den Händen, bis er an der Wand eine weitere, moosbewachsene Stelle fand. Er riß mehrere Hand voll davon ab und stopfte sich die klebrige Masse in die Tasche. Dann kehrte er zu dem Treppenschacht zurück und spähte nach unten, bis er den besten Landeplatz gefunden zu haben glaubte. Er schob die Beine über den Rand, rollte sich auf den Bauch und glitt so vorsichtig wie möglich hinunter. Die Steine schürften ihm Magen und Brust auf; Simon biß die Zähne zusammen. Als er fast mit dem ganzen Körper nach unten hing, ließ er sich fallen.

Ein kleiner loser Stein, vielleicht ein Bruchstück der zerstörten Stufen, lauerte ihm auf wie eine Viper. Er fühlte, wie ein Fuß vor dem anderen den Boden berührte und der erste Fuß sich im Knöchel drehte. Jäher Schmerz durchzuckte sein Bein.

Mit Tränen in den Augen blieb er auf der obersten Stufe liegen und verfluchte sein Schicksal. Dann richtete er sich auf und rutschte ein Stück weiter, bis er die heruntergefallene Fackel ergreifen konnte. Er lehnte sie neben sich und zog den Stiefel aus, um den verletzten Knöchel zu untersuchen.

Er konnte das Gelenk einigermaßen bewegen, obwohl jede Veränderung der Stellung schmerzte. Seines Erachtens war nichts gebrochen – wenn es sich anders verhielt, konnte er freilich auch nichts tun. Er streifte das Hemd über den Kopf und riß einen weiteren Streifen davon herunter. Dann zog er das immer kleiner werdende Kleidungsstück wieder an. Er wickelte den Stoff so eng wie möglich um Fuß und Knöchel, schlüpfte wieder in seinen Stiefel und versuchte aufzutreten. Er konnte gehen, fand er, aber es würde wehtun.

Geh trotzdem. Was bleibt dir anderes übrig?

Hinkend begann er den Abstieg.

Simon hatte gehofft, die Stufen würden ihn zu einem Ort führen, der der Wirklichkeit näher wäre als die endlosen, sinnlosen Tunnel. Aber je wirklicher seine Umgebung wurde, desto unwirklicher wurde sie zugleich.

Nach mehreren Dutzend kleiner, aber schmerzhafter Abstiege hörte die Treppe auf, und Simon humpelte durch ein zackiges Loch in einen anderen

Gang, einen Weg, der einen ganz anderen Eindruck erweckte als die Tunnel, die er bisher durchwandert hatte. Zwar überwuchert von Moos und fast schwarzverkrustet vom Staub der Jahrhunderte, bestand er nichtsdestoweniger aus sorgfältig behauenem und geglättetem Stein, und die Wände waren mit Meißelarbeiten reich verziert. Starrte Simon allerdings diese Ornamente länger als einen Augenblick an, so begannen die Steinbilder am Rande seines Gesichtsfeldes zu schimmern und sich zu bewegen, als seien sie keine Gebilde aus Stein, sondern eine Art pergamentdünner Wesen, fadenschlank. Auch Wände und Boden hatten etwas Fließendes; wenn der mühsam vorwärtsstapfende Simon einen Augenblick zur Seite sah, von einer neuen, verschwommenen Bewegung im Augenwinkel verlockt, oder wenn das Flackern der Fackelflamme ihn ablenkte, war es, als veränderten sie sich. Der lange, ebene Gang führte auf einmal schräg aufwärts oder erschien schmaler. Drehte Simon sich dann um und sah erst danach wieder hin, war alles wie zuvor.

Aber das waren nicht die einzigen Streiche, die seine Umgebung ihm spielte. Die Geräusche, die er früher schon vernommen hatte, kehrten zurück, Stimmen und rauschendes Wasser, vermehrt um eine fremdklingende, abstrakte Musik, die keinen Ursprung zu haben schien und sich anhörte wie von Geistern gespielt. Unerwartete Düfte strömten auf Simon ein, ein jäher Schwall lieblicher, blumiger Luft, die rasch wieder feuchter Leere wich, nur um gleich darauf vom scharfen Geruch nach Verbranntem verdrängt zu werden.

Es war zuviel für Simon. Am liebsten hätte er sich hingelegt und geschlafen, um beim Erwachen alles fest und unveränderlich vorzufinden. Selbst die Eintönigkeit der höhergelegenen Tunnel war dieser Atmosphäre vorzuziehen. Es war, als wandere er am Grund des Meeres dahin, wo Strömungen und schwankendes Licht die Dinge wogen und tanzen und schimmern ließen.

Wie lange glaubst du so in der leeren Erde umherstreifen zu können, Mondkalb, bevor du wahnsinnig wirst?

Ich werde nicht wahnsinnig, antwortete er sich selbst. *Ich bin nur müde. Müde und durstig. Wenn es nur nicht überall diese Wassergeräusche gäbe. Sie machen alles nur noch schlimmer.*

Er holte etwas von dem Moos aus der Tasche und kaute es im Gehen, zwang sich, das widerwärtige Zeug hinunterzuschlucken.

Es bestand kein Zweifel, daß er auf einen Ort gestoßen war, an dem einmal Menschen … oder sonst jemand … gelebt hatten. Die Decke über

ihm wölbte sich höher, unter Geröll und Staub lag ebener Boden, und die Quergänge, fast alle von Steinen und Erde verschüttet, waren von gemeißelten Bögen eingefaßt, schmutzig und so abgewetzt, daß sie glatt wie Kiesel aussahen, jedoch eindeutig Werke sorgfältiger Baukunst.

Vor einem dieser Eingänge blieb Simon einen Augenblick stehen, um seinem schmerzenden Knöchel Ruhe zu gönnen. Er schaute die Anhäufung von Steinen und Erde an, die die Öffnung verstopfte, und während er so daraufblickte, schien der Erdhaufen plötzlich dunkler und schließlich schwarz zu werden. Inmitten der Schwärze blühte ein kleines Licht auf, und Simon hatte auf einmal das Gefühl, durch eine Tür zu sehen.

Er trat einen Schritt näher. In der Dunkelheit erkannte er einen einzelnen, leuchtenden Fleck, eine mattschimmernde Kugel aus Licht. Davor, in schwaches Glühen getaucht, ein … Gesicht.

Simon schnappte nach Luft. Das Gesicht hob sich, als hätte der dort in fast völliger Finsternis Sitzende ihn gehört, aber die hochgeschrägten Augen blickten ihn nicht an, sondern starrten an ihm vorbei. Es waren Sithazüge, so zumindest schien es Simon in der kurzen Sekunde seiner Wahrnehmung, und in den leuchtenden Augen lag eine Welt von Schmerz und Leid. Er sah, wie die Lippen sich sprechend bewegten, die Brauen in trauriger Frage hochgezogen wurden. Dann verschwamm das Dunkel, das Licht erlosch, und Simon stand da, die Nase nur fingerbreit von einem Eingang entfernt, der von Geröll verschüttet war.

Trocken. Trocken. Tot. Tot.

Ein Schluchzen saß ihm in der Kehle. Er wandte sich wieder dem langen Gang zu.

Simon wußte nicht, wie lange er schon so in die Flamme seiner Fackel gestarrt hatte. Sie schwankte vor seinen Augen, ein Weltall aus gelbem Licht. Nur mit größter Anstrengung konnte er den Blick von ihr losreißen.

Die Wände zu beiden Seiten waren zu Wasser geworden.

Simon blieb in staunender Bewunderung stehen. Irgendwie hatte sich der Tunnelboden in einen schmalen Steg über einer unendlichen Schwärze verwandelt, waren die Wände zurückgewichen; dort, wo er stand, berührten sie den Boden nicht mehr, und ihre steinerne Verkleidung war vollständig verdeckt von herabströmenden, breiten Wasserbändern. Er konnte hören, wie es hinab ins Leere rauschte und sehen, wie sich die spielende Fackel unruhig in der flüssigen Weite spiegelte.

Simon trat an den Rand des Stegs und streckte die Hand aus. Seine Fin-

ger berührten nichts. Er spürte einen feinen Nebel an den Fingerspitzen, und als er die Hand zurückzog und an den Mund führte, schmeckte er ganz schwach eine feuchte Süße. Wieder lehnte er sich hinaus, schwankte gefährlich über dem Abgrund und konnte doch keine Fingerspitze in das rieselnde Wasser tauchen. Wütend begann er zu fluchen. Wenn er doch nur eine Schale hätte, einen Becher, einen Löffel!

Denk nach, Mondkalb. Benutz deinen Verstand.

Nach kurzem Überlegen setzte er die Fackel auf den Steg und zerrte sich das zerlumpte Hemd über den Kopf. Er ging in die Knie, hielt den einen Ärmel fest und warf das Hemd so weit hinaus, wie es ging. Es berührte ganz leicht den Wasserfall und wurde sofort nach unten gezogen. Simon riß es zurück, und sein Herz klopfte schneller, als er merkte, wie schwer der Stoff geworden war. Er warf den Kopf in den Nacken und preßte das nasse Bündel an den Mund. Die ersten Tropfen schmeckten wie Honig auf der Zunge.

Das Licht flackerte. Der ganze langgestreckte Raum schien nach einer Seite zu kippen. Das Rauschen des Wassers schwoll an und verzischte in Schweigen.

Simons Mund war voller Staub.

Er würgte und spuckte, spuckte wieder, fiel vor Schreck und Wut flach hin, knurrte und fletschte die Zähne wie ein Tier mit einem Dorn in der Seite. Als er aufblickte, konnte er immer noch die Wände sehen, auch die Lücke, die zwischen ihnen und dem Steg klaffte, auf dem er kauerte – so viel stimmte –, aber es gab kein strömendes Wasser, nur einen etwas helleren Fleck auf der Steinmauer, dort, wo sein Hemd den Schmutz mehrerer Jahrhunderte abgeklopft hatte.

Ein tränenloses Schluchzen schüttelte ihn, als er sich die Schmiere aus dem Gesicht wischte und die letzten Erdkrumen von seiner angeschwollenen Zunge rieb. Er versuchte ein wenig Moos zu essen, um den Staubgeschmack loszuwerden, aber es schmeckte so widerlich, daß ihm beinah wieder übel wurde. Er spuckte den blättrigen Klumpen in den Abgrund.

Was ist das für ein verfluchter, spukhafter Ort. Wo bin ich?

Ich bin allein. Allein.

Noch immer zitternd kam er auf die Füße. Er wollte einen sicheren Ort suchen, um sich eine Weile hinzulegen und zu schlafen. Hier mußte er weg. Es gab kein Wasser. Es gab nirgends Wasser. Und auch keine Sicherheit.

Leise Stimmen hoch oben in den Schatten der gewölbten Decke sangen

Worte, die er nicht verstand. Ein Wind, den er nicht spüren konnte, ließ die Flamme der Fackel tanzen.

Lebe ich noch?

Ja, ich lebe. Ich bin Simon, ich lebe, und ich werde nicht aufgeben. Ich bin kein Geist.

Er hatte noch zweimal geschlafen und dazwischen soviel von dem bitteren Moos gekaut, daß er nicht zusammenbrach. Mehr als die Hälfte der ölgetränkten Lappen hatte er verbraucht, um die Fackel am Brennen zu halten. Es fiel ihm schwer, sich an eine Zeit zu erinnern, als er die Welt nicht im Schein einer blakenden Fackel erblickt und ebendiese Welt nicht aus menschenleeren Steingängen und wispernden, körperlosen Stimmen bestanden hatte. Er fühlte sich, als sei sein eigenes Ich im Begriff dahinzuschmelzen, als würde auch er zum zwitschernden Schatten.

Ich bin Simon, ermahnte er sich selbst. *Ich stand dem Drachen gegenüber, ich gewann den Weißen Pfeil. Ich bin wirklich.*

Wie im Traum wanderte er durch die Hallen und Korridore einer riesigen Burg. In lichten Momenten, kurz wie weißgrelle Blitze, konnte er sie von Leben erfüllt sehen, die Säle voll mattgoldener Gesichter, die Wände aus hellem, schimmerndem Stein, in dem sich die Farben des Himmels spiegelten. Es war ein Ort wie kein anderer, mit in steinernen Rinnen gefangenen Bächen, die von einem Raum zum anderen liefen, mit Wasserfällen, die von Zimmerwänden herabschäumten. Aber soviel es auch plätscherte, es blieb Traumwasser. Jedesmal, wenn er danach griff, wurde das Versprechen unter seiner Hand zu Schmutz und Sand; die Wände verdunkelten sich und sackten zusammen, das Licht wurde trübe, das herrliche Maßwerk bröckelte, und Simon fand sich in zerstörten Hallen aus Stein wieder, ein heimatloser Geist in einem endlosen Grabmal. *Hier haben Sithi gelebt. Das war Asu'a, das leuchtende Asu'a. Und auf irgendeine Weise sind sie immer noch hier … als träumten selbst die Steine von uralter Zeit.*

Ein giftig verführerischer Gedanke wollte sich in seinen Kopf schleichen. Amerasu die Schiffgeborene hatte gesagt, irgendwie lebe Simon der Traumstraße näher als andere. Hatte er nicht bei seiner Ritterwache auf dem Sesuad'ra die Trennung der Familien gesehen? Vielleicht fand er ja einen Weg, um … hinüberzugehen. Er würde in den Traum *hineingehen*, im herrlichen Asu'a wohnen und sein Gesicht in die lebendigen Bäche tauchen, die es durchzogen – und dann würden sie nicht mehr zu Staub werden. Er würde in Asu'a leben und nie mehr in diese dunkle, gespenstische

Welt bröckelnder Schatten zurückkehren.

Seine Freunde nie wiedersehen? Alle Pflichten vergessen?

Aber das Asu'a seines Traums war so wundervoll. In den flackernden Augenblicken seines Erscheinens konnte er Rosen und andere erstaunlich bunte Blumen sehen. Sie rankten sich an den Wänden empor, um in der Sonne zu baden, die durch die hohen Fenster hereinfiel. Er konnte die Sithi sehen, das Traumvolk, das hier wohnte, anmutig und fremdartig wie farbig gefiederte Vögel. Der Traum zeigte ihm eine Zeit, bevor Simons Artgenossen das größte Haus der Sithi zerstört hatten. Bestimmt würden die Unsterblichen doch einen verirrten Wanderer aufnehmen … O Mutter der Barmherzigkeit, würden sie ihn willkommen heißen, wenn er aus dem Dunkel zu ihnen kam?

Müde und schwach, wie er war, stolperte Simon über eine lose Bodenplatte und stürzte auf Hände und Knie. Sein Herz lag ihm wie ein Amboß in der Brust. Er konnte kein Glied mehr rühren, keinen Schritt mehr laufen. Alles war besser als diese wahnsinnige Einsamkeit.

Der weite Saal vor ihm wogte, verschwand jedoch nicht. Eine der Gestalten aus der Nebelwolke sich bewegender Formen wurde deutlicher. Es war eine Sitha, deren Haut so golden war wie Sonnenlicht. Ihr Haar glich einer Wolke aus nächtlichem Schwarz. Sie stand zwischen zwei vielfach verschlungenen Bäumen, schwer von silbrigen Früchten, und wandte ihren Blick ganz langsam Simon zu. Sie hielt inne. Ein seltsamer Ausdruck trat auf ihr Gesicht, als höre sie an einem einsamen Ort eine Stimme ihren Namen rufen.

»Könnt Ihr … könnt Ihr mich sehen?« keuchte Simon und kroch auf sie zu. Die Sitha fuhr fort, auf die Stelle zu starren, wo er gerade noch gewesen war.

Entsetzen durchzuckte Simon. Er hatte sie verloren! Seine Glieder wurden zu Wasser, und er fiel flach auf den Bauch. Hinter der Schwarzhaarigen funkelte ein Springbrunnen. Die Tropfen, die im schrägen Licht der Fenster aufsprühten, glitzerten wie Juwelen. Die Frau schloß die Augen, und Simon fühlte am äußersten Rand seines Geistes eine fragende Berührung. Sie schien nur wenige Schritte vor ihm zu stehen und war doch so fern wie ein Stern am Himmel. »Seht Ihr mich denn nicht?« heulte er. »Ich möchte zu Euch! Laßt mich ein!«

Sie stand so reglos da wie ein Standbild, die Hände vor dem Leib gefaltet. Das Zimmer mit den hohen Fenstern wurde dunkel, bis sie allein inmitten einer strahlenden Säule zurückblieb. Etwas streifte Simons Gedanken,

leicht wie Spinnentritt, sacht wie Schmetterlingsatem.

Geh zurück, Kleiner. Geh zurück und lebe.

Dann schlug sie die Augen wieder auf und sah ihn an. In ihrem Blick lag eine so unendliche und gütige Weisheit, daß Simon sich gehoben, getragen und gekannt fühlte. Doch ihre Worte waren bitter für ihn.

Das hier ist nicht für dich.

Sie begann zu verblassen. Sekundenlang war sie noch eine weitere Schattengestalt im uralten Zug der Erscheinungen. Dann begann auch der schöne, luftige Saal zu flackern und zu verschwinden. Simon lag der Länge nach im Staub. Neben ihm am Boden brannte unruhig seine Fackel, einen halben Schritt vor den ausgestreckten Fingern. *Sie ist fort und hat mich zurückgelassen.*

Simon weinte, bis keine Tränen mehr kamen, bis er heiser vom Schluchzen war und sein Gesicht wehtat. Dann stand er auf und schleppte sich weiter.

Fast hatte er seinen Namen vergessen. Auf jeden Fall wußte er nicht mehr, wie viele Male er geschlafen und wie oft er an dem immer kleiner werdenden Klumpen Moos gesaugt hatte, der noch in seine Tasche gestopft war. Da stieß er auf die große Treppe.

Es waren nur noch wenige Lappen übrig, um den zu ersetzen, der gerade an der Fackel brannte. Simon grübelte über die Bedeutung dieser Tatsache nach und begriff, daß er schon viel zu weit gegangen war, um sich noch zu dem Tümpel mit perdruinesischem Feuer zurückzufinden, ehe er im Dunkeln stehen würde. So trat er durch eines der hochgeschwungenen Portale der labyrinthischen Burg und fand sich auf einem riesigen Treppenabsatz. Über und unter dieser freien Fläche wand sich eine breite Treppe kreisförmig um leeren Raum, eine unendliche Folge von Stufen, die nach oben im Schatten und nach unten in Schwärze verschwanden.

Die Treppe! Eine Erinnerung, unbestimmt wie ein Fisch im schlammigen Teich, schwamm an die Oberfläche. *Die … Tan'ja-Treppe? Doktor Morgenes hat gesagt … gesagt…*

Vor langer Zeit, in einem anderen Leben, hatte man einem anderen Simon geraten, nach einer Treppe wie dieser Ausschau zu halten – und sie hatte ihn hinaufgeführt in Nachtluft und Mondschein und feuchtes, grünes Gras.

Das bedeutet also … wenn ich hinaufsteige…

Ein schreckliches, rauhes Lachen brach aus ihm hervor und hallte im Treppenschacht wider. Oben im Dunkel flatterte etwas davon, Fledermäuse oder traurige, kleine Erinnerungen, raschelnd wie eine Hand voll Pergamente. Simon begann die Stufen zu erklimmen; fast waren schmerzender Knöchel, brennender Durst und furchtbare, völlige Einsamkeit vergessen.

Ich werde Luft atmen. Den Himmel sehen. Ich bin … ich bin … ich bin Simon. Ich werde kein Geist sein.

Er war noch kein halbes hundert Stufen gestiegen, als er feststellte, daß ein Teil der Wand eingestürzt war und den äußeren Rand der Stufen zerschmettert hatte. Ein schroffes Loch gähnte über leerer Dunkelheit. Der Rest der Treppe war von heruntergefallenen Steinen blockiert.

»Verfluchter *Baum*!« schrie Simon in sinnloser Wut. »Verfluchter, verfluchter *Baum*!«

»… aum…«, wiederholte das Echo, »… aum…«

In zorniger Herausforderung der leeren Luft schwenkte Simon die Fakkel über dem Kopf; die Flamme schoß empor und zischte ins Dunkel. Endlich humpelte er die breite Treppe wieder hinunter, ein Besiegter.

An seinen ersten Aufstieg über die Tan'ja-Treppe vor fast einem Jahr erinnerte er sich kaum noch; es war ein Weg gewesen, der ihn durch äußere und innere Finsternis geführt hatte, aber bestimmt waren diese elenden Stufen damals nicht so zahlreich gewesen! Fast unmöglich, sich vorzustellen, daß man so weit in die Tiefe steigen konnte, ohne im Rachen der Hölle zu landen.

Sein mühsamer Abstieg schien mindestens einen Tag zu dauern. Es gab keinen anderen Weg; die Bogengänge, die auf den Absätzen mündeten, waren mit Geröll verstopft, und die einzige sonstige Fluchtmöglichkeit bestand im Sprung über das Geländer und dem Sturz ins … Gottweißwas.

Als er endlich haltmachte, um auf einem der staubigen Treppenabsätze zu schlafen, wünschte er sich, die Treppe nie betreten zu haben. Aber der Gedanke, sich die ganze Strecke zurück-, diese schier unendliche Zahl von Stufen wieder hinaufzuschleppen, bis er die Stelle erreichte, von der er gekommen war, hatte etwas Entsetzliches. Nein, die einzige Richtung, die ihm blieb, war abwärts. Irgendwo mußte selbst diese ungeheure Treppe ein Ende haben. Er rollte sich zusammen und fiel in einen fast schmerzhaften Schlummer.

Seine Träume waren lebhaft, aber verwirrend. Drei geradezu quälend lebendige Bilder verfolgten ihn: ein junger, blonder Mann mit Fackel und

Speer, der einen steil abfallenden Tunnel hinablief; ein älterer Mann im langen Gewand, gekrönt, über den Knien ein Schwert, darauf ein aufgeschlagenes Buch; eine hohe Gestalt, verhüllt von Schatten, starr aufgerichtet inmitten eines sonderbar beweglichen Fußbodens. Wieder und wieder erschienen ihm diese drei, veränderten sich ein wenig, zeigten mehr, enthüllten nichts. Der Speerträger hielt den Kopf schief, als höre er Stimmen. Der Grauhaarige blickte beim Lesen auf, als störe ihn plötzlicher Lärm, und das Glühen eines roten Widerscheins färbte die Dunkelheit rot und malte die kraftvollen Züge des Mannes purpurn. Die Schattengestalt drehte sich um; sie trug ein Schwert in der Hand, und etwas wie ein Geweih sproßte aus ihrer Stirn…

Simon erwachte keuchend, erkaltenden Schweiß auf der Stirn, mit zittrigen Gliedern. Das waren keine gewöhnlichen Träume gewesen; er war in irgendeinen dahinrauschenden Traumfluß gefallen und mitgerissen worden wie ein Stück Rinde, das hilflos dahintreibt. Er setzte sich auf und rieb sich die Augen, aber er befand sich nach wie vor auf dem breiten Treppenabsatz, mitten im Meer der Stufen.

Träume und Stimmen, dachte er verzweifelt. *Ich muß weg davon. Wenn ich mich nicht befreien kann, werde ich sterben.*

An der Fackel brannte jetzt sein vorletzter Lappen. Die Zeit wurde knapp. Wenn er nicht bald einen Weg fand, der ihn zurück zu Luft, Sonne und Mond brachte, würde er hier im Dunkel bleiben müssen, allein mit den Schatten einer toten Zeit. Simon eilte die Stufen hinunter.

Die Tan'ja-Treppe verschwamm vor seinen Augen, und Simon war wie ein geborstenes Mühlrad. Seine Beine stampften auf und ab, auf und ab, und jedem zweiten Schritt folgte ein scharfer Schmerz, wenn er den verletzten Knöchel zwang, die Last seines hastigen Abstiegs mitzutragen. Aus seinem trockenen Mund pfiff flacher Atem. Wenn er vorher vielleicht noch nicht verrückt geworden war, so hatte der Wahnsinn ihn jetzt erfaßt. Die Stufen waren die Zähne eines Mauls, das ihn verschlingen wollte, und so schnell er auch in die Tiefe hastete, sprang, stürzte und dabei den Schmerz nicht fühlte, sich aufraffte und die nächste Stufe hinabeilte, es gab kein Entrinnen. Es kamen immer wieder neue Zähne. Immer neue weiße, gleichmäßige Zähne…

Die Stimmen, die so lange geschwiegen hatten, erhoben sich um ihn, als singe der Mönchschor in der Hochhorstkapelle. Simon achtete nicht auf sie. Das einzige, was ihm übrigblieb, war der Sturz in die Tiefe, Stufe auf Stufe. Etwas in der Luft hatte sich verändert, aber er gönnte sich nicht die

Zeit, innezuhalten und darüber nachzudenken; die Stimmen verfolgten ihn, die Zähne – die nur darauf warteten zuzuschnappen – höhnten.

Dort, wo eine Stufe hätte sein sollen, erstreckte sich statt dessen eine weiße, weite Fläche aus … woraus? Simon stockte mitten im Sprung und fiel stolpernd nach vorn. Seine Ellenbogen prallten schmerzhaft auf Stein. Einen Moment blieb er liegen, wimmernd vor Schmerz, und umklammerte die Fackel so fest, daß es in seinen Knöcheln pochte. Langsam hob er den Kopf. Die Luft war … die Luft roch … feucht.

Vor ihm dehnte sich der breite Treppenabsatz und endete in Schwärze. Es gab keine Stufen mehr, oder er konnte sie nicht sehen. Noch immer unter Klagelauten kroch Simon weiter, bis die Schwärze unmittelbar vor ihm lag. Als er sich darüberbeugte, fegte sein Arm ein Häufchen Staub und Kies über den Rand.

Platsch. Plitsch-platsch. Das Geräusch kleiner Steine, die ins … Wasser … fallen. Die nicht sehr tief fallen.

Japsend lehnte Simon sich hinaus und reckte seine Fackel ins Dunkel, so weit er nur konnte. Nur wenige Ellen unter sich sah er ihr Spiegelbild, einen schwankenden Fleck aus feurigem Licht. Hoffnung stieg in ihm auf, und das war in gewisser Hinsicht schlimmer als alle vorausgegangenen Schmerzen.

Es ist eine Falle, dachte er traurig. *Nur eine neue Falle. Da ist nichts als Staub … Staub … Staub…*

Trotzdem kroch er am Rand des Treppenabsatzes entlang und suchte nach einem Abstieg. Als er eine kleine, kunstreich behauene Treppe fand, rutschte er die Stufen auf Händen und Knien hinunter. Die Treppe endete in einem kreisrunden Absatz und einer schmalen Zunge aus hellem Stein, die in die Schwärze hineinführte. Der Schein der Fackel zeigte nicht, wie weit sie ging, aber er konnte die Rundung der Ufer des Teiches erkennen, die nach beiden Seiten in den Schatten verschwanden. Der Teich war sehr groß, fast wie ein kleiner See.

Simon ließ sich auf den Bauch nieder und streckte die Hand aus, stockte und witterte. Wenn dieser große Teich voll von perdruinesischem Feuer war und er ihm mit der Fackel zu nahe kam, würde nicht mehr von ihm übrigbleiben als ein Klümpchen Asche. Aber es gab keinen Ölgeruch. Er tauchte die Hand ein und fühlte, wie das Wasser sich über ihr schloß, kalt und so naß, wie Wasser sein sollte. Er sog an seinen Fingern. Ein schwacher Metallgeschmack – aber es war Wasser.

WASSER!

Er schöpfte beide Hände voll und führte sie zum Mund. Mehr, als er schluckte, lief ihm über Kinn und Hals. Es schien ihm auf der Zunge zu prickeln und seine Adern mit Wärme zu füllen. Es war köstlich – besser als jeder Alkohol, schmackhafter als alles, was er je getrunken hatte. Es war Wasser. Er lebte.

Vor lauter Freude war ihm ganz schwindlig. Er trank, bis er vollgesogen war wie ein Schwamm und sein Bauch gegen das Gürtelband der Hose drückte. Das kühle, leicht würzige Wasser war so herrlich naß, daß er einfach nicht aufhören konnte. Er goß es sich über Kopf und Gesicht und spritzte so heftig darin herum, daß er beinah die Fackel ausgelöscht hätte; darüber mußte er so lachen, daß die Echos einander jagten. Als er sein Licht auf der Treppe in Sicherheit gebracht hatte, ging er zurück und trank weiter. Er zog das zerschlissene Hemd und die Hosen aus, schrubbte seinen ganzen Körper sauber und ließ das Wasser in lustvoll verschwenderischer Üppigkeit an sich herunterrinnen. Schließlich überwältigte ihn die Müdigkeit. Selig vor sich hinsingend, lag er auf dem nassen Stein, bis er einschlief.

Simon erwachte langsam, als schwimme er aus großer Tiefe nach oben. Lange Augenblicke wußte er nicht, wer er war und was geschehen war. Erneut hatte ihn der reißende Strom der Traumbilder erfaßt, war durch seinen schlafenden Kopf gerauscht wie im Sturm dahinwirbelnde Blätter. Die Männer mit den Schwertern hatten dazugehört, aber auch das Aufblitzen von Schilden, als eine gepanzerte Streitmacht zu einem hohen, silbernen Tor hinausritt; eine Ansammlung splitterdünner Türme in Regenbogenfarben, ein gelbes Glitzern, als ein Rabe den Kopf zur Seite legte und ein helles Auge öffnete, ein Reif, der golden funkelte, ein Baum, dessen Rinde so bleich wie Schnee war … und ein dunkles Rad, das sich drehte…

Simon rieb sich die Schläfen und versuchte, die Bilder zu vertreiben, die nicht weichen wollten. Sein Kopf, der sich bei dem Bad so hohl und luftig angefühlt hatte, pochte und hämmerte. Stöhnend setzte Simon sich auf. Ganz gleich, was mit ihm geschah, offenbar würde er immer von Träumen geplagt werden. Aber es gab anderes, über das er nachdenken mußte, Dinge, an denen er etwas ändern – es zumindest versuchen konnte. Essen. Fliehen.

Er sah nach oben zu seiner Fackel, die auf einer Stufe der schmalen Treppe lag. Wie unklug von ihm, so herumzuspritzen und dabei sein Licht zu gefährden. Lange würde es freilich ohnehin nicht mehr brennen. Wasser

hatte er gefunden, aber seine Lage war trotzdem noch äußerst übel.

Der Schein der Fackel schien plötzlich heller zu werden. Simon kniff die Augen zusammen und merkte, daß es nicht an der Fackel lag, sondern die ganze riesige Kammer sich allmählich mit einem rauchigen Licht füllte. Da war … etwas … ganz nah. Etwas Starkes. Er konnte es spüren wie einen heißen Atem im Genick.

Simon wälzte sich auf die andere Seite. Er wußte sehr gut, daß er nackt und hilflos war. Der große Teich war jetzt deutlicher zu sehen. Phantastisch-kunstvolle Steinmetzarbeiten schmückten die vorderen Wände und die hohe Decke. Doch selbst im wachsenden Licht konnte Simon die andere Seite des Teichs nicht erkennen; eine Art Nebel schien über dem Wasser zu schweben und nahm ihm die Sicht.

Während er noch staunend starrte, stieg aus dem Dunst in der Mitte des Teichs eine Schattengestalt, ins Ungeheure vergrößert vom grauen Nebel und unbestimmten Licht. Sie war hochgewachsen und trug einen wogenden Mantel, und aus ihrem Haupt sproßten Hörner … ein Geweih.

Die Gestalt verneigte sich – nicht ehrfürchtig, kam es Simon vor, sondern voller Verzweiflung.

Jingizu.

Die Stimme rollte durch Simons Kopf, klagend und doch zornig, machtvoll und kalt wie Eis, das brechend Steine spaltet. Der Nebel wallte und strudelte. Simon fühlte, wie seine eigenen Gedanken im Sog davongewirbelt wurden.

Jingizu. Soviel Leid.

Simons Geist flackerte wie eine Kerze im Sturm. Die Macht des Wesens, das da im Nebel schwebte, drohte ihn zu vernichten. Er wollte schreien und brachte keinen Ton hervor. Die grausige Leere des anderen verschlang ihn. Er fühlte, wie er schrumpfte, verblaßte, verschwand…

Wieder bewegte sich das Licht, um dann jäh zu erlöschen. Der Teich wurde wieder zum großen, schwarzen Oval, und die einzige Helligkeit stammte vom gelblichtrüben Glühen der tropfenden Fackel.

Simon lag da und schnappte nach Luft wie ein Karpfen, den man ins Boot zieht. Er wagte sich nicht zu rühren oder einen Laut von sich zu geben, außer sich vor Angst, das Schattenwesen könne zurückkehren.

Barmherziger Ädon, schenke mir Ruhe. Die Worte des alten Gebetes stiegen von selbst in ihm auf. *In deinen Armen will ich schlafen, auf deinem Schoß…*

Simon hatte nicht mehr die geringste Lust, den Schritt in die Traumwelt zu tun und sich den Geistern dieses Ortes zuzugesellen. Von allem, was er gesehen und erlebt hatte, seit er in die Erde hineingefallen war, schien diese Stätte ihm die seltsamste, entsetzlichste und mächtigste. Wasser oder nicht, hier konnte er nicht bleiben. Und außerdem würde sein Licht bald erlöschen und die Finsternis ihn verschlucken.

Bebend kniete er vor der Treppe nieder und trank sich noch einmal satt. Er fluchte, weil er keinen Wasserschlauch besaß. Nachdem er Hosen und Stiefel wieder angezogen hatte, tauchte er sein Hemd in den Teich. Es würde eine Zeit lang feucht bleiben, und er konnte das Wasser aus ihm herauspressen, wenn er es brauchte. Dann nahm er seine Fackel und nahm die Suche nach einem Weg ins Freie wieder auf. Sein Knöchel war steif geworden, aber er konnte jetzt keine Rücksicht auf Schmerzen nehmen. Er mußte fort von hier.

Der Teich, noch eben Ursprung grauenerregender Erscheinungen, war jetzt nur noch ein stummer, schwarzer Kreis.

XV

Irrwege aus Tinte

So sanft wie möglich legte Miriamel ihm die Verbände an, und Binabik sagte kein Wort. Trotzdem sah sie, wie heftig seine mit Blasen übersäten Hände ihn schmerzen mußten.

»So.« Sie knüpfte einen sorgfältigen Knoten. »Jetzt läßt du sie am besten eine Weile in Ruhe. Ich mache uns etwas zu essen.«

»Soviel Graben und ein Ergebnis aus nichts«, bemerkte der Troll klagend und betrachtete seine umwickelten Pfoten. »Erde und wieder Erde und noch mehr Erde.«

»Wenigstens sind diese … Wesen nicht wiedergekommen.« Die Sonne war hinter dem westlichen Horizont bereits gesunken; Miriamel konnte in den Tiefen ihres Reisesacks kaum noch etwas erkennen. Sie setzte sich hin, zog den Mantel über ihrem Schoß glatt und kippte den Inhalt des Sacks hinein. »Diese *Gräber*.«

»Beinah wünschte ich, sie hätten sich eingefunden. Eine kleine Freude für mich, mehr von ihnen zu töten. Wie Qantaqa würde ich grollen, flösse ihr Blut.«

Miriamel schüttelte den Kopf, verwirrt von Binabiks ungewohntem Blutdurst, verstört von der Leere in ihrem eigenen Innern. Sie empfand keinen solchen Zorn – eigentlich empfand sie fast gar nichts. »Wenn er … am Leben geblieben ist, wird er auch einen Weg finden, zu uns zurückzukommen.« Das Gespenst eines Lächelns huschte über ihre Züge. »Er ist stärker geworden, als ich es je für möglich gehalten hätte, Binabik.«

»Ich erinnere mich, wie ich ihm im Wald zum ersten Mal begegnete«, sagte der Kleine. »Wie ein Nestling, wie ein Vogeljunges schien er mir, und sein Haar sträubte sich nach oben und allen anderen Richtungen. Damals dachte ich: Hier ist etwas, das schnell sterben würde, wenn ich es nicht gefunden hätte. So hilflos sah er aus, wie das Lamm mit den allerwackligsten Beinen, das die Herde verloren hat. Doch vielfach hat er mich seitdem überrascht, o ja, sehr oft.« Er stieß einen flötenden Seufzer aus.

»Wenn da etwas unter seinem Sturz war außer Erde und mehr *Boghanik,* so denke ich, daß er einen Weg hinaus entdecken wird.«

»Natürlich.« Miriamel starrte auf die Ansammlung von Päckchen in ihrem Schoß. Ihre Augen waren feucht, und sie hatte vergessen, was sie eigentlich suchte. »Natürlich.«

»Und darum wollen wir fortfahren und auf das Glück vertrauen, das ihn so lange bewahrt hat trotz zahlreicher Augenblicke gräßlicher Gefahr.« Binabik sprach, als befürchte er Widerspruch.

»Ja. Gewiß.« Miriamel hob die Hände an das Gesicht und knetete ihre Schläfen, wie um ihre zerstreuten Gedanken zu ordnen. »Und ich werde ein Gebet an Elysia, die Mutter Gottes, richten, damit sie ihn behütet.«

Aber es werden jeden Tag so viele Gebete gesprochen, dachte sie, *und so wenige erhört. Verdammt, Simon, warum bist du fortgegangen?*

Simons Anwesenheit war fast stärker spürbar als vorher, als er wirklich bei ihnen gewesen war. Obwohl Miriamel Binabik sehr gern hatte, fiel es ihr schwer, mit ihm vor dem dünnen Eintopf zu sitzen, den sie zum Abendessen gekocht hatte; fast erschien es ihr als Beleidigung ihres verschwundenen Freundes, daß sie hier so saßen, am Leben waren und aßen. Dennoch waren sie beide dankbar für das Stückchen Fleisch – ein Eichhörnchen, das Qantaqa ihnen gebracht hatte. Miriamel hätte gern gewußt, ob die Wölfin zuerst für sich gejagt oder geglaubt hatte, sie müßte ihrem Herrn eine Beute anschleppen, bevor sie für sich selbst sorgte. Binabik erklärte jedoch, das auch nicht angeben zu können.

»Nur manchmal bringt sie etwas für mich, und das ist in der Regel dann, wenn ich traurig oder verwundet bin.« Ein winziges Aufblitzen der Zähne. »Diesmal bin ich beides, vermutlich.«

»Jedenfalls bin ich ihr sehr dankbar«, meinte Miriamel aufrichtig. »Unsere Vorräte sind fast erschöpft.«

»Hoffen will ich…«, begann der Troll und verstummte sofort wieder. Miriamel ahnte, daß er an Simon dachte, der, selbst wenn er überlebt hatte, ohne Nahrung irgendwo unter der Erde steckte. Keiner von ihnen sagte noch etwas, bevor sie aufgegessen hatten.

Danach erkundigte Binabik sich sanft: »Was also ist das Ding, das wir nun tun müssen? Ich wünsche nicht auszusehen, als drängte ich, aber…«

»Ich habe immer noch vor, meinen Vater aufzusuchen. Daran hat sich nichts geändert.«

Binabik sah sie an, erwiderte aber nichts.

»Aber du mußt mich nicht begleiten.« Ihr Ton gefiel ihr selber nicht, als sie hinzufügte: »Vielleicht ist es sogar besser, wenn du es nicht tust. Wenn Simon einen Weg ins Freie findet, wird er vielleicht wieder hierherkommen. Dann sollte jemand auf ihn warten. Außerdem bist du in keiner Weise verpflichtet, mir zu helfen, Binabik. Elias ist mein Vater, aber er ist dein Feind.«

Der Troll schüttelte den Kopf. »Wenn wir an den Ort kommen, an dem kein Umkehren möglich ist, werde ich eine Entscheidung fassen. Hier, dünkt mich, ist kein Platz, an dem ich in Sicherheit warten kann.« Er warf einen kurzen Blick zum fernen Hochhorst hinüber. Im Abendlicht war die Burg ein schwarzer Klumpen und ohne Sterne. »Aber vielleicht könnte ich mich mit Qantaqa in der Nähe verstecken und zu bestimmten Zeiten herkommen und nach ihm schauen.« Er spreizte die offenen Hände. »Doch ist es für solches Denken noch zu früh. Ich weiß nicht einmal, welchen Plan du für deinen Eintritt in die Burg gewählt hast.« Er deutete mit den Fingern auf die unsichtbare Feste. »Vielleicht besitzt du einen Weg, deinen Vater, den König, zu überzeugen, doch ich fürchte, wenn du am Tor erscheinst, wird man dich nicht zu ihm geleiten. Und ist es Pryrates, der dich empfängt, so könnte er entscheiden, daß es von größerer Günstigkeit für ihn ist, wenn du tot bist und dich in seine Pläne für deinen Vater nicht einmischen kannst. Du würdest verschwinden.«

Miriamel zuckte unwillkürlich zusammen. »Ich bin nicht dumm, Binabik, auch wenn mein Onkel und andere Leute es vielleicht annehmen. Ich habe ein paar eigene Vorstellungen.«

Binabik spreizte erneut die Handflächen. »Ich denke nicht, daß du in irgendeiner Weise dumm bist, Miriamel, noch kenne ich andere, die dieser Meinung sind.«

»Mag sein.« Sie stand auf und ging durch das feuchte Gras zu ihrem Reisesack. Ein leichter, feiner Nieselregen fiel. Nachdem sie in ihren Sachen gewühlt hatte, fand sie das Bündel, das sie gesucht hatte, und kam zurück zu dem kleinen Feuer. »Hier. Ich habe auf dem Sesuad'ra viel Zeit darauf verwendet, es anzufertigen.«

Der Troll entrollte das Bündel und lächelte langsam. »Ah.«

»Und ich habe sie auf Leder geschrieben«, erklärte Miriamel nicht ohne Stolz, »weil ich wußte, daß sie haltbarer sein würden. Ich habe die Rollen gesehen, die du und Sis … Sis…«

»Sisqinanamook«, sagte Binabik und betrachtete stirnrunzelnd die Le-

derstücke. »Oder Sisqi, das ist leichter für Tiefländerzungen.« Einen Augenblick wurde sein Gesicht ausdruckslos, dann kam wieder Leben in seine Züge, und er blickte zu Miriamel auf. »Also hast du die Karten abgezeichnet, die Graf Eolair zu uns brachte.«

»Ja. Er sagte, sie stellten die alten Tunnel der Unterirdischen dar. Simon verließ durch sie den Hochhorst, darum dachte ich, daß man so auch unbemerkt in die Burg hineingelangen könnte.«

»Es sind nicht alles Tunnel.« Binabik betrachtete die vielfach gewundenen Linien auf dem Leder. »Unter dem Hochhorst liegt die alte Burg der Sithi, und sie war von großer Umfänglichkeit.« Seine Augen wurden schmal. »Wenig leicht zum Lesen sind diese Karten.«

»Ich war mir nicht sicher, was die verschiedenen Zeichen bedeuteten, darum habe ich *alles* kopiert, auch die kleinen Bilder und Markierungen am Rand«, antwortete Miriamel bescheiden. »Ich weiß nur, daß es die richtigen Karten sind, weil ich Vater Strangyeard danach gefragt habe.« Plötzlich bekam sie Angst. »Es sind doch die richtigen?«

Binabik nickte langsam. Das schwarze Haar flog ihm in die Stirn. »O ja. Sie sehen aus wie Karten dieser Gegend – sieh, dort ist das Wasser, das ihr den Kynslagh nennt.« Er zeigte auf einen großen, halbmondförmigen Bogen am Rand der obersten Karte. »Und dieses muß das Swertclif sein, das in diesem Augenblick unter unseren Füßen ruht.«

Miriamel beugte sich vor und folgte Binabiks kleinem Finger mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihr war auf einmal unendlich traurig zumute. »Wenn wir jetzt hier sind, gibt es an der Stelle, wo Simon durchgebrochen ist, keine Tunnel.«

»Vielleicht.« Binabik klang ernstlich verunsichert. »Aber Karten und Pläne werden immer zu ganz bestimmten Zeitpunkten gemalt. Ebenso möglich ist es, daß man neue Tunnel gegraben hat, seitdem jene Karte entstand.«

»Elysia, Mutter der Barmherzigkeit! Ich hoffe, du hast recht.«

»Wo also ist Simon aus seinen Tunneln emporgetaucht? Ich glaube mich zu erinnern, daß es an der…«

»Es war an der Begräbnisstätte, gleich hinter der Stadtmauer von Erchester«, beendete Miriamel seinen Satz. »Ich sah ihn dort, aber als ich ihn anrief, rannte er fort. Er dachte, ich sei ein Geist.«

»Ich sehe viele Tunnelgräben, die dort zu münden scheinen. Doch sie wurden ausgehöhlt, lange bevor man Erchester und alles ringsum erbaute. Ich zweifle, daß die Landmarken noch vorhanden sind.« Er hob den Kopf.

Qantaqa kehrte von ihrer Jagd zurück, das zottige Fell voller Regenperlen.

»Ich habe eine ungefähre Vorstellung, wo er herausgekommen sein muß«, meinte Miriamel. »Auf jeden Fall könnten wir uns dort umsehen.«

»So soll es sein.« Der Troll streckte sich. »Eine Nacht noch wollen wir an dieser Stelle schlummern, dann klettern wir hinab zu den Pferden.«

»Hoffentlich haben sie genug zu fressen gehabt. Wir wollten sie ja eigentlich gar nicht so lange allein lassen.«

»Versprechen kann ich, nachdem sie das Gras verspeist haben, daß sie als nächstes die Lederriemen durchkauen werden, die sie binden. Die Pferde werden keinen Mangel leiden, aber es kann sein, daß wir keine Pferde mehr finden werden.«

Miriamel zuckte die Achseln. »Nun – wie du immer sagst: ›Wir können es nicht ändern, weil wir nicht da sind‹.«

»Das sage ich, weil es von großer Wahrhaftigkeit ist«, erklärte Binabik feierlich.

Rachel der Drache wußte, was sie erwartete und hatte sich damit abgefunden, aber das machte die Tatsache nicht weniger schrecklich. Schon seit acht Tagen waren das hingestellte Essen und Wasser unberührt geblieben.

Mit einem betrübten Gebet um Geduld zur heiligen Rhiappa sammelte Rachel die Sachen, die sich nicht halten würden, wieder auf und verstaute sie in ihrem Beutel. Den kleinen Apfel und das hartgewordene Brot würde sie heute abend essen. Sie ersetzte die verschmähten durch frische Gaben und hob auch den Deckel von der Wasserschüssel, um zu prüfen, ob der Inhalt noch sauber und trinkbar war.

Ihre Miene verdüsterte sich. Wo war nur dieser arme Guthwulf geblieben? Sie haßte die Vorstellung, daß er vielleicht blind in der Finsternis herumirrte und den Weg zu den regelmäßigen Mahlzeiten, mit denen sie ihn versorgt hatte, nicht mehr fand. Halb war sie versucht, sich selbst auf die Suche nach ihm zu machen – sie war in den letzten Tagen schon weiter umhergestreift als gewöhnlich –, aber sie wußte, daß dieses Wagnis für sie zu groß war. Je tiefer sie in diese Tunnel hinabstieg, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, daß sie hinfallen und sich den Kopf stoßen oder in ein Loch stolpern konnte. Dann wäre sie hilflos. Selbst wenn sie sich um den blinden Guthwulf sorgte, um die alte Rachel machte sich niemand Gedanken.

Die Falten auf ihrer Stirn vertieften sich. So wie ihr etwas zustoßen konnte, war es vielleicht mit Guthwulf geschehen. Vielleicht lag er irgendwo verletzt am Boden, nur wenige hundert Ellen entfernt. Die Vorstel-

lung, daß sie jemandem, der ihre Hilfe brauchte, nicht helfen konnte, quälte sie wie eine schwärende Wunde, das ohnmächtige Aufwallen eines heißen Zorns. Einst war sie die Herrscherin über alle Dienstleute der Burg gewesen, fast eine Königin; jetzt konnte sie nicht einmal das Nötige für einen armen, verrückten Blinden tun.

Rachel schulterte ihren Beutel und stapfte die Stufen wieder hinauf, ihrem verborgenen Schlupfwinkel zu.

Als sie den Wandteppich zur Seite gerafft und die Tür in den gutgeölten Angeln nach innen geschoben hatte, zündete sie eine ihrer Laternen an und schaute sich im Raum um. In gewisser Weise war dieses einsame Leben beinah erholsam; die Kammer war so klein, daß man sie leicht sauberhalten konnte, und weil außer ihr niemand dort hereinkam, konnte Rachel sicher sein, daß alles genauso getan wurde, wie es sich gehörte.

Sie stellte die Lampe auf den Hocker, der ihr als Tisch diente, und zog sich den Sessel heran. Dabei verzog sie immer wieder vor Schmerz das Gesicht. Heute abend steckte ihr die Feuchtigkeit in den Knochen, und alle Glieder taten ihr weh. Sie hatte keine große Lust zum Nähen, aber es gab nicht viel für sie zu tun, und bis zu der Zeit, um die sie zu Bett ging, war es noch fast eine Stunde hin. Rachel war fest entschlossen, an ihrem gewohnten Tageslauf festzuhalten. Sie hatte immer zu denen gehört, die Sekunden *vor* dem Augenblick aufwachen, in dem der Hornruf der Nachtposten den Wechsel zur Morgenwache anzeigt. Jetzt freilich halfen ihr nur noch die morgendlichen Ausflüge nach oben, wenn sie aus dem Raum mit dem Außenfenster ihr Wasser holte, den Kontakt zur Außenwelt aufrechtzuerhalten. Sie wollte die zerbrechliche Verbindung zu ihrem alten Leben um keinen Preis verlieren, darum pflegte sie auch jeden Abend mindestens eine Stunde zu nähen, bevor sie sich gestattete, schlafen zu gehen, selbst wenn sie davon einen Krampf in den Fingern bekam.

Sie nahm ihr Messer und schnitt den Apfel in kleine Stücke. Obwohl sie vorsichtig aß, schmerzten danach Zähne und Gaumen, so daß sie den Brotkanten lieber in ihren Wasserbecher tunkte, ehe sie abbiß. Sie schnitt eine Grimasse; heute abend tat einfach alles weh. Ganz bestimmt braute sich ein Unwetter zusammen, das spürte sie in den Knochen. In der letzten Woche hatte es nur wenige Tage gegeben, an denen sie oben aus dem Fenster wirkliches Sonnenlicht sehen konnte, und nun wollte man ihr auch das noch nehmen.

Die Nadelarbeit fiel ihr heute schwer. Immer wieder schweiften ihre Gedanken ab. Das hätte sonst ihre Stiche kaum beeinträchtigt, heute aber

führte es dazu, daß sie immer wieder für lange Augenblicke die Nadel ruhen ließ.

Wie hätten sich die Dinge wohl entwickelt, wenn Pyrates nicht gekommen wäre?

Vielleicht war Elias nicht so ein großartiger König wie sein seliger Vater, aber er war doch stark, klug und tüchtig. Vielleicht hätte er mit der Zeit sein ungehobeltes Wesen und die schlechte Gesellschaft abgelegt; die Burg wäre unter Rachels Aufsicht geblieben, mit langen Tafeln, schneeweiß von fleckenlosen Tischtüchern, mit sauber gefegten, blitzblank gescheuerten Steinfußböden. Die Kammerfrauen und Mägde würden fleißig arbeiten – unter Rachels strengem Blick arbeitet jeder fleißig. Nun ja, fast jeder…

Außer Simon. Wenn der rote Priester nicht gekommen wäre und ihr Glück zerstört hätte, würde Simon noch hier sein. Vielleicht hätte er inzwischen eine Arbeit gefunden, die ihm gefiel. Er wäre größer – ach, in diesem Alter wuchsen sie ja so entsetzlich schnell – und hätte vielleicht sogar einen Bart wie ein Mann, obwohl es Rachel schwerfiel, sich den kleinen Simon als etwas Männliches vorzustellen. Abends würde er sie dann manchmal besuchen, vielleicht sogar einen Becher Apfelwein mit ihr trinken und ein Schwätzchen halten. Sie würde ein scharfes Auge darauf haben, daß er nicht zu übermütig wurde und sich nicht für die falsche Sorte Mädchen zum Narren machte – schließlich hatte es keinen Sinn, einem Jungen wie ihm allzuviel Freiheit zu lassen…

Etwas Nasses tropfte auf ihre Hand. Rachel fuhr erschrocken auf.

Tränen? Weinst du, alte Närrin? Um dieses Mondkalb von einem Jungen? Sie schüttelte sich erbost. *Laß nur, der ist jetzt in besseren Händen als deinen, und keine Träne bringt ihn dir wieder.*

Und doch wäre es schön gewesen, zu sehen, wie er ein erwachsener Mann wurde … immer noch mit demselben kecken Grinsen…

Angewidert von sich selbst, legte Rachel ihre Näharbeit beiseite. Wenn sie sowieso nichts fertigbrachte, brauchte sie auch nichts vorzutäuschen; das war Zeitverschwendung. Sie würde sich eine andere Aufgabe suchen und nicht hier im Sessel hockenbleiben, Trübsal blasen und vor sich hin träumen wie eine uralte Greisin am warmen Herd. Sie war noch nicht tot. Es gab noch Arbeit für sie.

Jemand brauchte sie. Langsam wanderte sie in der kleinen Kammer auf und ab und kümmerte sich dabei nicht um das dumpfe Pochen in ihren Gelenken. Sie beschloß, sich doch nach Graf Guthwulf umzusehen. Zwar würde sie vorsichtig sein und nach Möglichkeit auf ihre Sicherheit achten,

aber es war ihre ädonitische Pflicht, herauszufinden, ob der arme Mann irgendwo verletzt oder krank darniederlag. Rachel der Drache begann Pläne zu schmieden.

Ein dichter Regenvorhang fegte über die Begräbnisstätte, legte das kniehohe Gras nieder und prasselte auf die alten, umgestürzten Steine.

»Hast du etwas gefunden?« fragte Miriamel.

»Nichts von Erfreulichkeit.« Der Regen rauschte so, daß sie den Troll kaum hören konnte. Sie beugte sich näher zur Tür der Gruft. »Keinen Tunnel finde ich hier«, erläuterte Binabik.

»Dann komm heraus. Ich bin klatschnaß.« Sie zog den Mantel eng um sich und hob den Kopf.

Hinter der Begräbnisstätte ragte der Hochhorst auf, und seine Turmspitzen bohrten sich düster und verschlossen in den trüben, grauen Himmel. In den roten Fenstern des Hjeldinturms glomm Licht. Miriamel duckte sich tiefer ins Gras, wie ein Kaninchen vor dem Schatten des Habichts. Die Burg schien zu warten, ruhig und fast wie ausgestorben. Auf den Zinnen standen keine Soldaten, von den Dächern flatterten keine Wimpel. Nur der Grünengelturm mit seinem zum Himmel aufstrebenden, reinweißen Stein wirkte irgendwie lebendig. Sie dachte daran, wie sie sich einst dort versteckt und heimlich Simon beobachtet hatte, der in der Glockenstube manchen müßigen Nachmittag verträumte. So einengend und erstickend der Hochhorst ihr damals auch vorgekommen war, es war ein vergleichsweise heiterer Ort gewesen. Jetzt wartete die Burg auf etwas, lauerte wie ein uraltes, hartschaliges Tier, eine alte Spinne, brütend im Mittelpunkt ihres Netzes.

Schaffe ich es wirklich, dorthin zu gehen? fragte sie sich. *Vielleicht hat Binabik ja recht. Vielleicht ist es zu stur und eigensinnig von mir, daran zu glauben, ich könnte überhaupt irgend etwas ausrichten.*

Aber der Troll konnte sich irren. Konnte sie es sich leisten, auf diese Möglichkeit zu setzen? Und was noch viel wichtiger war: Konnte sie jetzt umkehren, ohne ihren Vater gesehen zu haben, obwohl sie wußte, daß es vielleicht das letzte Mal auf dieser Welt sein würde?

»Du hast die Wahrheit gesprochen.« Binabik schlüpfte durch die Tür der Gruft und hielt schützend die Hand über die Augen. »Dieser Regen fällt ungemein heftig.«

»Wir gehen am besten dorthin, wo wir die Pferde gelassen haben. Dort können wir uns unterstellen. Du hast also nichts entdeckt?«

»Nur wieder einen Ort ohne Tunnel.« Der Troll wischte sich die lehmigen Hände an den Lederhosen ab. »Aber es waren nicht wenige tote Verstorbene dort, keiner von ihnen gute Gesellschaft.«

Miriamel machte ein langes Gesicht. »Aber ich weiß genau, daß Simon hier nach oben gekommen ist. Es muß eines von diesen Gräbern sein.«

Binabik zuckte die Achseln und ging auf die Gruppe windgeschüttelter Ulmen an der Südmauer der Begräbnisstätte zu. Unterwegs zog er die Kapuze hoch. »Entweder erinnerst du dich mit geringfügigem Irrtum, oder der Tunnel ist auf eine Art verborgen, die zu entdecken ich unfähig bin. Und doch bin ich in allen Wänden herumgekrochen und habe jeden Stein aufgehoben…«

»Es liegt bestimmt nicht an dir«, antwortete sie. Ein jäher Blitzstrahl erhellte den Himmel; der Donner folgte nur Sekunden später. Plötzlich trat ihr ein Bild von Simon, wie er in der dunklen Erde kämpfte, vor Augen. Er war dahin, für immer verloren, trotz aller tapferen Worte, die der Troll und sie gesprochen hatten. Sie keuchte und stolperte. Über ihre regennassen Wangen strömten Tränen. Sie blieb stehen und schluchzte so bitterlich, daß sie nicht mehr sehen konnte.

Binabiks kleine Hand schloß sich um ihre Finger. »Ich bin bei dir.« Auch seine Stimme bebte.

Lange standen sie so im Regen beieinander. Schließlich beruhigte sich Miriamel. »Sei nicht böse, Binabik. Ich weiß mir keinen Rat mehr. Wir haben den ganzen Tag gesucht und keinerlei Erfolg gehabt.« Sie schluckte und wischte sich das Wasser vom Gesicht. Simons Namen brachte sie nicht über die Lippen. »Vielleicht sollten wir wirklich aufgeben. Du hattest recht. Ich werde es nie schaffen, durch dieses Tor zu gehen.«

»Erst einmal wollen wir wieder trocken werden.« Der kleine Mann zog sie eilig weiter, ihrem Unterschlupf zu. »Dann können wir erörtern, was wir als nächstes unternehmen.«

»Wir haben uns umgeschaut, Miriamel«, sagte der Troll. Die Pferde schnaubten ängstlich, als neuer Donner über den Himmel grollte. Qantaqa starrte in die Wolken, als wäre das laute Krachen etwas, das sie am liebsten jagen und fangen würde. »Aber wenn du es wünschst, werde ich warten und noch einmal schauen, wenn der Regen zu Ende ist. Vielleicht sucht es sich auch sicherer in der Nacht.«

Miriamel schauderte bei dem Gedanken an ein Durchsuchen der Gräber bei Nacht. Die Bukken hatten ihr gezeigt, daß es in den Grüften weit mehr zu fürchten gab als nur die unruhigen Geister der Toten. »Ich will nicht,

daß du das tust!«

Der Troll hob die Schultern. »Was begehrst du dann?«

Miriamel sah auf die Karte. Die Irrwege aus Tinte waren im vom Vorhang des Gewitters verdunkelten Nachmittag kaum zu erkennen. »Hier sind noch mehr Linien, die für andere Tunnel stehen müssen, die ins Innere führen. Dort zum Beispiel.«

Binabik studierte mit zusammengekniffenen Augen die Karte. »Dieser hier scheint mir in der Felswand über dem Kynslagh ans Licht zu kommen. Vermutlich sehr schwer zu finden und ganz dicht unter der Nase deines Vaters und seiner Soldaten.«

Miriamel nickte bekümmert. »Wahrscheinlich hast du recht. Und was ist mit dem da?«

Der Troll überlegte. »Er scheint dort zu verlaufen, wo nun die Stadt steht.«

»Erchester?« Miriamel blickte sich um, konnte aber über die hohe Mauer der Begräbnisstätte nicht hinwegsehen. »Irgendwo in Erchester?«

»Ja, erblickst du es?« Er zeichnete mit dem kurzen Finger die Linie nach. »Wenn das der kleine Wald ist, der Kynswald heißt, und das der Ort, an dem wir jetzt stehen…«

»Ja. Es muß ziemlich in der Mitte der Stadt sein.« Sie hielt inne und dachte nach. »Wenn ich mein Gesicht irgendwie verändern könnte…«

»Und ich meine Größe und Trollgestalt?« erkundigte sich Binabik mit schiefem Lächeln.

Miriamel schüttelte den Kopf und merkte, wie ihre Idee Formen annahm. »Nein. Das wäre nicht nötig. Wenn wir nur ein Pferd benutzten und du mit mir rittest, würden die Leute dich für ein Kind halten.«

»Ich bin geehrt.«

Miriamel lachte ein wenig wild. »Nein, es würde gehen! Solange du die Kapuze aufbehieltest, würde dich niemand zweimal ansehen.«

»Und was sollten wir mit Simons Pferd tun – und mit Qantaqa?«

»Vielleicht könnten wir sie mitnehmen.« Sie wollte nicht aufgeben. »Vielleicht würden sie Qantaqa als Hund ansehen.«

Jetzt lachte auch Binabik, ein unvermitteltes, vergnügtes Prusten. »Eine Sache ist es, den Menschen weiszumachen, ein kleiner Mann wie ich sei ein Kind. Aber wenn du nicht auch sie in einen Mantel hüllst, wird keiner daran glauben, daß meine Gefährtin etwas anderes ist als ein tödlicher Wolf aus der Weißen Öde.« Miriamel betrachtete Qantaqas zottige, graue

Masse und nickte traurig. »Ich weiß. Es war nur ein Gedanke.«

Der Troll lächelte. »Aber der Rest deines Einfalls ist gut. Ich denke nur, daß vorher noch ein paar Dinge zu vollbringen sind.«

Sie beendeten ihr Werk in einem Lindengehölz am Rande eines Brachfeldes gleich westlich der Hauptstraße, wenige Achtelmeilen vor dem nördlichsten Stadttor von Erchester.

»Was hast du in dieses Bienenwachs getan, Binabik?« erkundigte Miriamel sich mit finsterer Miene und tastete mit der Zunge daran herum. »Es schmeckt furchtbar.«

»Man soll es ja auch nicht berühren oder kosten, weil es sonst abgeht. Und die Antwort ist, nur ein wenig dunklen Schlamm, wegen der Farbe.«

»Sieht es wirklich so aus, als fehlten mir Zähne?«

Binabik legte den Kopf schief und musterte sie prüfend. »Ja. Du erscheinst angenehm heruntergekommen und unprinzessinnenhaft.«

Miriamel fuhr sich mit der Hand durch das schmutzverklebte Haar und strich vorsichtig über ihr lehmverschmiertes Gesicht. *Ich muß ja aussehen wie eine Vogelscheuche.* Irgendwie gefiel ihr die Sache. *Es ist wie ein Spiel, wie ein Usires-Spiel. Ich kann in jede andere Haut schlüpfen.*

Aber natürlich war es kein Spiel. Vor ihren Augen stand Simons Gesicht, das ihr jäh und schmerzhaft ins Gedächtnis zurückrief, was sie tat und welche Gefahren damit verbunden waren – und was sie alles schon verloren hatte, um diesen jetzigen Punkt zu erreichen.

Aber es geht darum, dem Leid, dem Töten ein Ende zu bereiten, ermahnte sie sich pflichtbewußt. *Und meinen Vater wieder zur Vernunft zu bringen.*

Sie sah auf. »Ich denke, ich bin bereit.«

Der Troll nickte und wandte sich zu Qantaqa. Er streichelte ihren dicken Kopf und führte die Wölfin dann ein kleines Stück beiseite. Dort kauerte er sich neben ihr nieder und grub das Gesicht tief in ihr Nackenfell, damit er ihr ins Ohr flüstern konnte. Es war eine lange Erklärung, von der Miriamel nur das kehlige Klicken der trollischen Mitlaute hören konnte. Qantaqa drehte den Kopf und winselte leise, rührte sich aber nicht vom Fleck. Als Binabik geendet hatte, streichelte er sie nochmals und berührte ihre Stirn mit der seinen.

»Sie wird Simons Pferd nicht weit fortlaufen lassen«, sagte er. »Nun ist es Zeit für uns aufzubrechen.«

Miriamel schwang sich in den Sattel und beugte sich dann herunter, um dem kleinen Mann die Hand entgegenzustrecken. Er zog sich hoch und setzte sich vor sie. Sie gab dem Pferd einen leichten Rippenstoß.

Als sie zurückblickte, weidete Simons Heimfinderin am Fuß eines vom Regen triefenden Baumes das Gras ab. Qantaqa saß mit gespitzten Ohren aufgerichtet da und folgte mit gelben Augen dem schmalen Rücken ihres Herrn.

Die Straße nach Erchester war ein Schlamm-Meer. Das Pferd schien fast ebensoviel Zeit zu brauchen, einen Huf nach dem anderen herauszuziehen, wie um sich fortzubewegen.

Das Stadttor erwies sich als nicht verriegelt. Ein leichter Stoß Miriamels genügte, um das mit empfindlichen Gewichten eingehängte Portal zu öffnen. Es knarrte sanft in der Angeln. Sie watete durch die morastigen Wagenspuren zurück und stieg wieder auf. Dann durchritten sie die hohen Tortürme. Vom klumpiggrauen Himmel rieselte der Regen.

»Es sind keine Wächter hier«, flüsterte sie.

»Es ist überhaupt niemand hier, den ich sehen könnte«, gab der Troll leise zurück.

Gleich hinter dem Tor erstreckte sich der Platz der Schlachten, eine weite, kopfsteingepflasterte Fläche mit einem Anger in der Mitte, Schauplatz zahlloser Umzüge und Festveranstaltungen. Er war gähnend leer. Nur an der Einmündung einer Gasse wühlten ein paar zum Skelett abgemagerte Hunde in Abfällen. Der Platz sah aus, als hätte ihn schon lange niemand mehr betreten, als sei er von allen außer den Aassuchern vergessen. Große Pfützen wogten im Regen. Der Anger war ein öder Fleck aus zertrampeltem Schlamm.

Das Echo der Pferdehufe erregte die Aufmerksamkeit der Hunde. Mit heraushängenden Zungen und wachsamen dunklen Augen starrten sie auf die Ankömmlinge; gleich darauf machte das Rudel kehrt und floh platschend die überschwemmte Gasse hinunter.

»Was kann hier geschehen sein?« murmelte Miriamel.

»Ich denke, man kann es erraten«, antwortete Binabik. »Du hast andere Städte und Dörfer gesehen, nicht weit von hier, und ich habe überall in den verschneiten Ländern des Nordens die gleiche Leere erlebt. Und dieser Ort, verstehst du, liegt den Ereignissen auf dem Hochhorst am allernächsten.«

»Aber wo sind die ganzen Leute hingekommen? Aus Stanshire, aus dem

Hasutal, aus … aus Erchester? Sie können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben.«

»Nein. Manche sind gestorben, als die Ernten nicht mehr kamen, aber andere, nehme ich an, werden einfach nach Süden gezogen sein. Dieses Jahr ist selbst für uns, die wir etwas mehr über die Ereignisse wissen, schrecklich genug gewesen. Für die, die hier wohnten, muß es den Anschein gehabt haben, als liege plötzlich ein Fluch auf ihnen.«

»O barmherzige Elysia!« Ihr Kummer war merkwürdig mit Zorn und Mitleid vermischt. »Was hat mein Vater getan!«

Binabik zuckte die Achseln.

Als sie in die breite Mittelgasse einritten, stießen sie endlich auf ein paar Spuren menschlichen Lebens: aus den Spalten einiger Fensterläden flakkerte Feuerschein, und irgendwo weiter oben in der Straße knallte eine Tür zu. Miriamel glaubte sogar eine schwache Stimme zu hören, die ein Gebet sprach, konnte sich aber gar nicht vorstellen, von was für einem Menschen solche rauhen Töne kommen konnten – eher schien es, als habe ein wandernder Geist seinen klagenden Ruf zurückgelassen.

Sie bogen gerade um eine Ecke, als aus einer der schmalen Querstraßen vor ihnen plötzlich eine Gestalt im zerlumpten Mantel auftauchte, die langsam und unbeholfen die Straße hinauftrottete. Miriamel war so überrascht, endlich jemanden zu sehen, daß sie ihr Pferd zügelte und dem sich Entfernenden hinterherstarrte. Als spüre sie die Gegenwart von Fremden, drehte die Gestalt sich um. Sekundenlang erfüllte Angst das faltige Gesicht unter der Kapuze – schwer zu sagen, ob es einem Mann oder einer Frau gehörte –, dann setzte sich der Mantelträger hastig in Trab und verschwand in einem Gäßchen. Als Miriamel und Binabik die Stelle erreichten, war niemand zu sehen, und alle Türen, die auf den schmalen Durchgang hinausführten, erweckten den Anschein, schon lange vernagelt zu sein.

»Wer immer das war, er hatte Angst vor uns!« Miriamel konnte die schmerzliche Verblüffung in ihrer Stimme nicht unterdrücken.

»Und kannst du ihnen daraus einen Vorwurf bereiten?« Der kleine Mann deutete mit der Hand auf die gespenstischen Straßen. »Doch es ist ohne Belang. Ich zweifle nicht, daß hier viel Gräßliches vorgefallen ist – aber nicht unsere Aufgabe ist es, uns über diese Dinge Sorgen zu machen. Wir sind auf der Suche.«

»Natürlich«, erwiderte Miriamel rasch, konnte sich aber nur schwer auf seine Worte konzentrieren. Es war schwer, die Augen von den schlammbespritzten Mauern, den düsteren, leeren Straßen loszureißen, die ihr vorka-

men, als sei eine ungeheure Flutwelle durch sie hindurchgebraust und hätte alle Einwohner fortgerissen. »Natürlich«, wiederholte sie. »Aber wie werden wir fündig?«

»Auf der Karte sah das Tunnelende so aus, als liege es im Mittelpunkt der Stadt. Ist das unsere Richtung?«

»Ja. Die Mittelgasse führt quer durch die ganze Stadt bis hinauf zum Nerulagh-Tor.«

»Was ist dann jenes Gewaltige?« Er zeigte mit dem Finger.

»Es scheint jedes Vorwärtskommen zu verhindern.« Ein paar Achtelmeilen vor ihnen verdunkelte ein riesiger Bau die Straße.

»Das?« Miriamel war immer noch so verstört, daß sie eine Weile brauchte, um sich zurechtzufinden. »Oh. Das ist die Rückseite von Sankt Sutrin – von unserem Dom.«

Binabik schwieg einen Moment und fragte dann: »Liegt er im Mittelpunkt der Stadt?«

»Mehr oder weniger.« Ein Unterton in der Stimme des Trolls lenkte ihre Aufmerksamkeit endlich von der alptraumhaften Leere der Mittelgasse ab. »Binabik? Was ist? Stimmt etwas nicht?«

»Wir wollen erst abwarten, bis wir es von näherer Größe sehen. Warum hat es keine goldene Mauer? Nach dem, was Wanderer mir erzählt haben, dachte ich, daß eine solche Mauer zu den Berühmtheiten von Sankt Sutrin gehört.«

»Sie ist auf der anderen Seite, zur Burg hin.«

Sie blieben auf der Mittelgasse. Miriamel fragte sich immer wieder, ob es hier nicht doch noch Menschen gab – ob die Stadt in Wirklichkeit gar nicht verlassen, sondern vollständig bevölkert war. Wenn alle Einwohner so verängstigt waren wie der, dem sie begegnet waren, würden sie sie jetzt lautlos durch ihre Fensterläden oder durch Risse in den Mauern beobachten, und das war genauso schlimm wie die Vorstellung, daß in Erchester niemand mehr lebte. Vielleicht war es sogar noch seltsamer. Zu beiden Seiten der Straße standen die leeren Buden, in denen früher die vielfältigen kleinen Händler ihre Läden gehabt hatten; aber es war ihr, als spüre sie etwas wie Erwartung, als harrten diese leeren Höhlen auf neues Leben – ein Leben, das dem der Bauern, Handwerker und Städter, die hier geschäftig umhergelaufen waren, so wenig glich, wie Schlamm trockener, sonnenbeschienener Erde gleicht.

Plünderer hatten Sankt Sutrins goldene Fassade abgeschält; sogar die weitberühmten Steinreliefs waren bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als hätte man das Gold, das sie bedeckte, in einer einzigen hastigen Stunde mit Hämmern heruntergeschlagen.

»Es war wunderschön.« Miriamel konnte keine große Trauer oder Überraschung mehr empfinden. »Wenn die Sonne darauf schien, sah es aus, als stünde die Kirche in heiligen Flammen.«

»In Zeiten von Schlechtigkeit ist Gold mehr wert als Schönheit«, sann Binabik und spähte zu den zerstörten Gesichtern der Heiligen empor. »Wir wollen die Tür versuchen.«

»Glaubst du, er ist dort? Der Tunnel?«

»Auf der Karte hast du gesehen, daß er in der Mitte dieser Stadt Erchester nach oben kam. Es ist mir in meinem Kopf, daß diese Kirche tiefer reicht als alles andere hier.«

Die großen Holztüren öffneten sich nur schwer, aber Miriamel und Binabik stemmten die Schultern dagegen, bis die Angeln knarrten und die Tür scharrend fast eine Elle breit aufschwang, so daß sie hindurchschlüpfen konnten.

Auch der Vorraum war fast von allem Schmuck entblößt. Die Sockel zu beiden Seiten der Tür standen leer, und die riesenhaften Wandteppiche, die die Mauern einst in Fenster verwandelt hatten, durch die man in die Zeiten Usires Ädons zurückblicken konnte, lagen zerdrückt auf dem Steinboden, bedeckt mit schlammigen Fußspuren. Der Raum stank nach Feuchtigkeit und Verfall, als habe ihn seit langem niemand mehr betreten, aber in dem großen Kirchenschiff hinter den Türen des Vorraums brannte Licht.

»Jemand ist dort«, sagte Miriamel.

»Oder zumindest kommt noch jemand, um die Kerzen anzuzünden«, meinte Binabik.

Sie waren nur wenige Schritte gegangen, als in der inneren Tür eine Gestalt auftauchte.

»Wer seid ihr? Was sucht ihr im Hause Gottes?«

Miriamel hatte es vor lauter Überraschung, eine andere menschliche Stimme zu hören, zunächst die Rede verschlagen. Als jedoch Binabik vortrat, legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sagte: »Wir sind Reisende und wollten Sankt Sutrin besichtigen. Früher waren die Türen nie verschlossen.«

»Seid ihr Ädoniter?«

Die Stimme hatte etwas vage Vertrautes. »Ich bin Ädoniterin. Mein Begleiter stammt aus einem fernen Land, aber er hat der Mutter Kirche schon große Dienste erwiesen.«

Der Mann zögerte einen Augenblick, bevor er weitersprach.

»So tretet ein, wenn ihr schwört, daß ihr keine Feinde seid.«

Dem zittrigen Ton seiner Stimme nach bezweifelte Miriamel, daß er sie aufhalten könnte, wenn sie tatsächlich feindliche Absichten hegten, aber sie antwortete: »Wir sind keine Feinde. Seid bedankt.« Die undeutliche Gestalt verschwand vom Eingang. Miriamel und Binabik folgten. Sie waren noch immer vorsichtig. In dieser Geisterstadt konnte jeder im Dom hausen und ihn als Falle für Unvorsichtige benutzen wie eine Spinne, die in ihrem Netz lauert.

Drinnen war es nicht viel wärmer als draußen und die riesige Kirche voll dunkler Schatten. Nur ein Dutzend Kerzen erleuchtete das gewaltige Schiff, und ihr Licht reichte nicht einmal bis in die hohen Deckengewölbe. Irgendwie kam Miriamel auch die Kuppel verändert vor. Sie sah genauer hin und merkte, daß das ganze Glas verschwunden war. Nur noch ein paar Splitter hingen an den Bleirahmen. Am nackten Himmel glomm ein einsamer Stern.

»Vom Sturm zerschlagen«, sagte jemand neben ihr. Erschrocken zuckte sie zusammen. »Alle unsere schönen Fenster – das Werk von Jahrhunderten – zerbrochen. Es ist ein Gericht über die Menschheit.«

Neben ihr stand im matten Licht ein alter Mann im schmutziggrauen Gewand, im schlaffen Gesicht tausend Runzeln, auf dem fast kahlen Kopf mit den spärlichen weißen Haarsträhnen einen sonderbar geformten, schiefen Hut. »Du siehst so traurig aus«, murmelte er; an seiner Aussprache erkannte man den Erkynländer. »Hast du vielleicht unseren Sankt Sutrin schon einmal gesehen, bevor…« Er zauderte und suchte nach einem Ausdruck, den er nicht fand. »Bevor…«

»Ja.« Miriamel wußte, daß es klüger gewesen wäre, Unwissenheit zu heucheln, aber der Stolz des alten Mannes war so rührend, daß sie es nicht übers Herz brachte. »Ich habe ihn gesehen. Er war wunderschön.«

»Nur die große Kirche in der Sancellanischen Ädonitis konnte sich damit messen«, meinte der Alte wehmütig. »Ob sie wohl noch steht? Wir hören jetzt so wenig aus dem Süden.«

»Bestimmt steht sie noch.«

»Ach ja? Nun, das ist sehr erfreulich.« Trotz seiner Worte klang er ein wenig enttäuscht, daß der Rivalin seines Doms nicht das gleiche elende

Los beschieden gewesen war. »Aber wir sind schlechte Gastgeber – möge der Erlöser uns vergeben!« erklärte er plötzlich und packte mit einer leise zitternden Klaue Miriamels Arm. »Tretet ein, hier findet ihr Zuflucht vor dem Sturm. Du und dein Sohn«, er deutete auf Binabik, der erstaunt aufblickte; der alte Mann hatte schon vergessen, was Miriamel ihm gerade erzählt hatte, »seid hier in Sicherheit. Sie haben uns unsere schönen Dinge geraubt, aber Gottes Auge, das über uns wacht, haben sie uns nicht rauben können.«

Er führte sie durch den langen Mittelgang zum Altar, einem großen Steinblock mit einem darübergebreiteten Stofffetzen. Dabei brabbelte er von den herrlichen Kunstwerken, die einst hier oder dort gestanden hatten und von ihren schrecklichen Schicksalen. Miriamel hörte ihm ohne große Aufmerksamkeit zu. Dunkle, verstreute menschliche Gestalten, die an den Wänden lehnten oder in Ecken lagen, erregten ihr Mißtrauen. Einige hatten sich lang auf den Bänken ausgestreckt, als schliefen sie. Insgesamt schienen sich mehrere Dutzend Personen in der riesigen Kirche aufzuhalten, die alle kein Wort sprachen und sich nicht rührten. Miriamel kam ein schrecklicher Gedanke. »Wer sind diese Leute?« fragte sie. »Sind sie … tot?«

Der Alte sah überrascht auf und schüttelte dann lächelnd den Kopf. »Nein, nein. Es sind Pilger wie ihr auch, Reisende, die einen sicheren Hafen im Sturm suchten. Gott führte sie hierher, und nun genießen sie den Schutz seiner Kirche.«

Während der alte Mann seine Schilderung des einstigen Glanzes von Sankt Sutrin wieder aufnahm, fühlte sich Miriamel am Ärmel gezupft.

»Frag ihn, ob sich unter seinem Haus etwas befindet, wie wir es suchen«, wisperte der Troll.

Kaum hielt ihr Führer einen Augenblick inne, ergriff Miriamel die Gelegenheit. »Gibt es eigentlich Gänge unter diesem Dom?«

»Gänge?« In den trüben Augen leuchtete ein seltsames Licht auf. »Was meinst du? Es gibt die Katakomben, in denen alle Bischöfe dieser Kirche ruhen, bis der Tag des Abwägens kommt, aber dort geht niemand hin. Es ist … heiliger Boden.« Sichtlich verstört starrte er am Altar vorbei auf eine Stelle, die Miriamel nicht sehen konnte. »Es ist kein Ort für Besucher. Warum fragst du?«

Miriamel wollte ihn nicht noch weiter beunruhigen. »Man hat mir einmal erzählt, es gebe dort ein … ein Heiligtum.« Sie senkte den Kopf. »Jemand, der mir lieb ist, befindet sich in Gefahr. Ich dachte, Ihr hättet vielleicht einen besonderen Schrein…« Sie hielt ihren schnellen Einfall für

eine Lüge, aber bei näherer Überlegung wurde ihr klar, daß sie nur die Wahrheit gesagt hatte: Tatsächlich drohte einem Menschen Gefahr, der ihr lieb war. Sie mußte eine Kerze für Simon anzünden, bevor sie den Dom wieder verließen.

»Ah.« Der Alte schien besänftigt. »Nein, so etwas besitzen wir nicht, nichts dergleichen. Doch nun kommt, es ist fast Zeit zur Abend-Mansa.«

Miriamel wunderte sich. Hier wurden also die Riten noch zelebriert, obwohl die Kirche kaum mehr als eine leere Hülle war. Sie fragte sich, was wohl aus dem dicken, pompösen Bischof Domitis und seiner Schar priesterlicher Untergebener geworden sein mochte.

Der Alte führte sie zur vordersten Bankreihe am Altar und winkte ihnen, Platz zu nehmen. Die Ironie der Situation entging der Prinzessin nicht; an derselben Stelle hatte sie oft gesessen, zuerst an der Seite ihres Großvaters und dann ihres Vaters. Der alte Mann trat hinter den Stein mit der zerschlissenen Decke und streckte die Arme in die Luft. »Kommt, meine Freunde«, sagte er mit lauter Stimme. »Ihr dürft nun zurückkehren.«

Binabik warf Miriamel einen Blick zu. Sie zuckte die Achseln, weil sie nicht wußte, was der Mann von ihnen wollte.

Aber die Aufforderung hatte nicht ihnen gegolten. Aus den düsteren Ruinen der Kuppel stürzte schwirrend und flatternd ein Schwarm schwarzer Gestalten in die Tiefe. Miriamel quiekte vor Schreck leise auf, als die Raben sich auf dem Altar niederließen. Binnen Sekunden drängten sich fast zwanzig von ihnen, Schwinge an Schwinge, auf dem Altartuch, und ihr öliges Gefieder glänzte im Kerzenlicht.

Der alte Mann begann die *Mansa Nictalis* zu sprechen, und die Raben putzten und plusterten sich und hörten ihm zu.

»Was ist das?« fragte Binabik. »Nie habe ich von einem solchen Bestandteil eurer Anbetung gehört.«

Miriamel schüttelte den Kopf. Der alte Mann mußte verrückt sein. Er richtete die Nabbanai-Worte an die Raben, die auf dem Altar hin und her stolzierten und rauhe, heisere Schreie ausstießen. Und da war noch etwas an diesem Schauspiel, das fast ebenso seltsam war wie die unheimliche Zeremonie selbst, etwas, das sich nicht recht fassen ließ…

Als der alte Mann von neuem die Arme hob und das rituelle Zeichen des *Großen Baumes* beschrieb, erkannte sie ihn plötzlich. Dort am Altar stand Bischof Domitis – oder das, was von ihm übrig war, denn er schien auf die Hälfte seines einstigen Gewichts geschrumpft zu sein. Sogar seine Stimme hatte sich verändert; ohne den großen Blasebalg aus Fleisch klang sie dünn

und schrill. Doch während er jetzt die volltönenden Sätze der Mansa intonierte, schien viel von dem alten Domitis zurückzukehren. In ihrem müden Kopf sah sie ihn so, wie er einmal gewesen war, vor lauter Wichtigkeit aufgebläht wie ein Ochsenfrosch.

»Binabik«, zischte sie, »ich kenne ihn! Er war der Bischof hier. Aber er sieht jetzt ganz anders aus.«

Der Troll betrachtete mit einer Mischung aus Belustigung und Unbehagen die hüpfenden Raben. »Könnte es dir gelingen, ihn zur Hilfe für uns zu überreden?«

Miriamel dachte nach. »Ich fürchte, nein. Er scheint seine Kirche unbedingt beschützen zu wollen und entschieden etwas dagegen zu haben, daß wir in seinen Katakomben herumlaufen.«

»Dann bin ich sicher, daß es genau dieser Ort ist, den wir aufsuchen müssen«, antwortete Binabik leise. »Wir müssen nur eine Gelegenheit dazu abwarten.« Er blickte zu Domitis auf, der mit zurückgeworfenem Kopf und geschlossenen Augen dastand und die Arme ausgebreitet hatte, als wolle er seine gefiederte Gemeinde nachahmen. »Ich muß jetzt noch etwas erledigen. Warte hier auf mich. Nur geringe Zeit wird nötig sein.« Lautlos stand er von der Bank auf und glitt durch den Mittelgang rasch auf die Vorderseite des Doms zu.

»Binabik!« rief Miriamel ihm ganz leise nach, aber der Troll hob nur kurz die Hand und verschwand im Vorraum. Unwillig und sehr beunruhigt drehte Miriamel sich wieder um und beobachtete den Rest der sonderbaren Vorstellung am Altar.

Domitis schien vollständig vergessen zu haben, daß es außer ihm und den Raben noch andere Anwesende gab. Ein Paar der Vögel war vom Altar auf seine Schultern geflogen. Dort krallten sie sich fest, als er schwankte, und als er im Eifer seiner Rede mit den Armen zu fuchteln begann, schlugen sie mit den großen, schwarzen Flügeln, verloren jedoch nicht den Halt.

Als der Bischof endlich zum letzten Teil der Mansa kam, stieg der ganze Vogelschwarm auf und kreiste wie eine krächzende Gewitterwolke um seinen Kopf. Was immer an diesem ganzen Ritual komisch gewirkt haben mochte, es war vorbei; Miriamel fand das Schauspiel plötzlich furchterregend. Gab es denn keinen Winkel auf dieser Welt mehr, in dem nicht der Wahnsinn herrschte? Hatte sich wirklich *alles* ins Böse verkehrt?

Domitis intonierte die letzten Nabbanai-Sätze und verstummte. Die Raben umkreisten ihn noch einige Male und brausten dann wie ein Wirbelwind hinauf in die geborstene Kuppel, wo sie in den Schatten verschwan-

den. Nur der Nachhall ihrer rauhen Schreie hing noch immer in der Luft. Als auch er erstorben und der Dom wieder still war, bückte sich Bischof Domitis, jetzt fast grau von der großen Anstrengung, hinter den Altar.

Einige Zeit verging. Als er nicht wieder auftauchte, begann Miriamel zu fürchten, er könne etwas wie einen Anfall gehabt haben oder gar tot umgefallen sein. Sie stand auf und näherte sich vorsichtig dem Altar, ein Auge an die Decke gerichtet, weil sie sich ein wenig davor fürchtete, daß die Raben auf einmal wieder herabstoßen könnten, ein Sturm von Krallen und spitzen Schnäbeln…

Domitis lag zusammengerollt auf einer zerfetzten Decke hinter dem Altar und schnarchte sacht vor sich hin. Im Schlaf wirkte seine schlaffe Gesichtshaut noch formloser und hing in tiefen Falten herunter, so daß es aussah, als trüge er eine Maske aus geschmolzenem Kerzenwachs. Miriamel schauderte und eilte zu ihrer Bank zurück, aber auch dort begann sie sich schon bald schutzlos zu fühlen. Noch immer war das Kirchenschiff voll schweigender Gestalten, von denen man sich leicht vorstellen konnte, daß sie gar nicht wirklich schliefen und nur darauf warteten, ob Miriamels Gefährte zurückkam, um sich dann zu erheben und langsam auf sie zuzugehen.

Miriamel wartete. Die Zeit wurde ihr sehr lang. Der Vorraum, in den sie sich zurückgezogen hatte, war noch kälter als die eigentliche Kirche mit ihrer zerstörten Kuppel, aber zumindest war der Fluchtweg kürzer. Durch die ein Stück offenstehende Tür wehte ein Hauch des Nachtwindes herein und gab Miriamel das Gefühl, der Freiheit näher und dadurch sehr viel sicherer zu sein. Dennoch fuhr sie zusammen, als die Türangeln plötzlich quietschten.

»Ah«, sagte Binabik und schlüpfte hinein, »noch immer regnet es mit ansehnlicher Kräftigkeit.« Er schüttelte sich. Wasser tropfte auf den Steinboden.

»Bischof Domitis ist hinter dem Altar eingeschlafen. Wo warst du?«

»Dein Pferd habe ich zurückgeführt an die Stelle, wo Heimfinderin und Qantaqa harren. Selbst wenn wir hier, was wir suchen, nicht finden, können wir doch zu Fuß leicht durch die Stadt wandern. Aber wenn wir auf eine Tunnelzugänglichkeit stoßen, fürchte ich, daß wir, wenn wir später zurückkehren, dein Pferd als Würze in der Suppe eines Hungrigen entdekken.«

Miriamel hatte daran nicht gedacht, zweifelte aber nicht an seinen Worten. »Ich bin froh, daß du das getan hast. Wie wollen wir weiter vorge-

hen?«

»Auf die Jagd nach unserem Tunnel schreiten.«

»Als Bischof Domitis von den Katakomben sprach, hat er immer nach der Rückseite des Doms geschaut, auf die Wand hinter dem Altar.«

»Hmmm.« Der Troll nickte. »Weise bist du, zu bemerken und dich zu erinnern. Dort werden wir zuerst forschen.«

»Wir müssen leise sein, um ihn nicht aufzuwecken.«

»Wie Schneemäuse werden wir huschen, mit Pfoten, die über die weiße Kruste wispern.« Er drückte ihre Hand.

Ihre Sorgen über den schlummernden Domitis waren unbegründet. Der alte Mann schnarchte schwächlich, aber tapfer vor sich hin und zuckte nicht einmal, als sie vorbeischlichen. Die große Wand hinter dem Altar war einmal mit Kacheln verkleidet gewesen, auf denen das Martyrium des heiligen Sebastian dargestellt war. Jetzt gab es dort nur noch bröckelnden Mörtel mit ein paar Stellen, die noch keramische Farbe zeigten. An der einen Seite der Wand lag versteckt hinter einem verrottenden Samtvorhang eine niedrige Tür. Binabik zog daran, und sie öffnete sich so leicht, als würde recht oft von ihr Gebrauch gemacht. Er spähte hinein und drehte sich nach Miriamel um. »Wir sollten ein paar Kerzen mitnehmen. So können wir die Fackeln in unserem Gepäck für später aufheben.«

Miriamel ging zurück und holte aus den Leuchtern zwei Kerzen. Sie schämte sich ein wenig, denn Domitis war auf seine wunderliche Weise freundlich zu ihnen gewesen, aber sie fand, daß ihr höheres Ziel die Sünde des Diebstahls aufwog und am Ende dem Bischof selbst zum Vorteil gereichen konnte – vielleicht würde er ja noch den Wiederaufbau seines geliebten Doms erleben. Sie konnte die Frage nicht unterdrücken, ob die Raben dann auch noch willkommen sein würden. Sie hoffte es nicht.

Kerzen in der Hand, stiegen Miriamel und Binabik vorsichtig die schmale Treppe hinunter. Jahrhunderte menschlicher Schritte hatten in der Mitte der Steinstufen eine Rinne ausgehöhlt, die wie ein trockenes Flußbett aussah. Dann traten sie von der Treppe in die niedrigen Katakomben und sahen sich um. Auf beiden Seiten waren die Mauern von Nischen durchsetzt. In jeder Nische ruhte das schweigende, steinerne Abbild einer liegenden Gestalt, von denen die meisten die Gewänder und anderen Symbole kirchlicher Würden trugen. Im übrigen wirkten die schmalen Korridore vollständig leer.

Binabik deutete auf einen Quergang, der kaum Fußspuren aufwies. »Hier entlang, würde ich denken.«

Miriamel sah in den düsteren Tunnel. Die hellen Gipswände waren unversehrt; hier schien kein zukünftiger Heiliger zu schlummern. Sie tat einen tiefen Atemzug. »Gehen wir.«

Oben im Dom schwebte ein Rabenpaar von der Decke herunter, kreiste kurz und landete auf dem Altar. Dort blieben sie Seite an Seite stehen, die funkelnden Augen auf die Tür zu den Katakomben gerichtet. Sie waren nicht die einzigen Beobachter. Aus dem Schatten der Wand löste sich eine Gestalt und glitt lautlos durch das Kirchenschiff. Sie passierte den Altar, wobei sie sich ebenso behutsam bewegte wie Miriamel und der Troll, und blieb dann eine Weile vor der Tür zu den Gewölben stehen, als lausche sie. Bald darauf schlüpfte der dunkle Schatten durch die Öffnung und schlich leise die Treppe hinab.

Danach hörte man im düsteren Dom nur noch das gleichmäßige Schnarchen des Bischofs und ein sachtes Flügelrascheln.

XVI

Wurzeln des weißen Baumes

Lange Zeit stand Simon da und glotzte die erstaunliche Erscheinung an. Er trat einen Schritt näher und tänzelte erregt wieder zurück. Wie war das möglich? Es mußte ein Traumbild sein wie so viele andere Trugbilder in diesen endlosen Tunneln.

Er rieb sich die Augen und öffnete sie wieder. Der Teller stand noch immer in seiner brusthohen Nische neben dem Treppenabsatz. Darauf lagen, so hübsch geordnet wie für ein königliches Festmahl, ein kleiner grüner Apfel, eine Zwiebel und ein Brotkanten, ergänzt durch eine schmucklose, zugedeckte Schüssel.

Simon wich zurück und warf wilde Blicke nach allen Seiten. Wer tat so etwas? Was konnte einen Menschen veranlassen, mitten in einem leeren Treppenhaus tief unter der Erde so ein vorzügliches Abendessen hinzustellen? Er hob die tropfende Fackel, um die magische Gabe noch einmal zu untersuchen. Es war kaum zu glauben – nein, es war unglaublich. Seitdem er dem großen Teich den Rücken gekehrt hatte, wanderte er nun schon wieder seit Stunden herum. Er hatte versucht, sich immer nach oben zu halten, war aber keineswegs sicher, daß die geschwungenen Brücken, abfallenden Korridore und merkwürdig konstruierten Treppen ihn nicht doch noch weiter ins Erdinnere geführt hatten, so viele Stufen er sich auch aufwärts bewegt hatte. Dabei war die Flamme seiner Fackel immer schwächer geworden, bis nur noch ein dünner, blaugelber Faden übrigblieb, den jeder verirrte kleine Windhauch ausblasen konnte. Fast war er schon selbst davon überzeugt, daß er für immer hier unten bleiben müßte, in der Finsternis verhungern und sterben würde. Und dann hatte er das hier gefunden … dieses *Wunder*.

Es war nicht das Essen allein, obwohl ihm beim bloßen Anblick das Wasser im Munde zusammenlief und die Finger zuckten. Nein, weit wichtiger war, was es bedeutete – daß Menschen in der Nähe sein mußten, und mit ihnen vielleicht Licht und frische Luft. Sogar die Wände, grobgemau-

erte menschliche Arbeit, sprachen von der Oberfläche, vom Entkommen. Er war so gut wie gerettet!

Moment. Er hatte die Hand schon ausgestreckt und berührte beinah die Schale des Apfels. Jäh stockte er. *Und wenn es eine Falle ist? Wenn sie wissen, daß hier jemand ist und ihn herauslocken wollen?*

Aber wer konnten diese »sie« sein? Niemand außer seinen Freunden, außer den viehischen *Gräbern* und den Schattengeistern der Sithi in ihrer Traumburg konnte wissen, wo er steckte. Nein, jemand hatte eine Mahlzeit hier heruntergebracht und war aus irgendeinem unbekannten Grund fortgegangen und hatte sie vergessen.

Wenn sie überhaupt wirklich vorhanden war.

Simon griff danach und war darauf gefaßt, daß das Essen verschwinden oder sich in Staub verwandeln würde – doch nein. Seine Hand schloß sich um den Apfel. Er war hart unter seinen Fingern. Simon riß ihn an sich, beschnüffelte ihn kurz – wie roch eigentlich Gift? – und biß hinein.

Danke, barmherziger Usires, o danke.

Es war … köstlich. Die Frucht war noch längst nicht reif, der Saft scharf, fast sauer, aber Simon war, als hielte er die lebendige, grüne Erde in der Hand, als knirsche das Leben von Sonne, Wind und Regen zwischen Zähnen und Zunge und rinne ihm die Kehle hinab. Für einen Augenblick vergaß er alles andere und genoß die Herrlichkeit. Er nahm den Deckel von der Schüssel, roch, ob sie auch wirklich Wasser enthielt, und trank sie in durstigen Zügen aus. Als sie leer war, schnappte er sich das Essen vom Teller und rannte zurück in den Gang, um sich ein Versteck zu suchen, in dem er in Ruhe und Sicherheit speisen könnte.

Simon mußte sich beherrschen, damit er den Apfel langsam aß, obwohl ihm jeder einzelne Bissen ein Jahr seines Lebens wiederzuschenken schien. Als er fertig war und sich den letzten Tropfen Saft von den Fingern geleckt hatte, betrachtete er sehnsüchtig das Brot und die Zwiebel. Schließlich bezwang er sich und steckte beides in die Hosentaschen. Selbst wenn er den Weg zur Oberfläche fand, sogar wenn Menschen in der Nähe waren, hieß das noch lange nicht, daß sie ihn auch durchfüttern würden. Wenn er innerhalb von Erchester oder in einem der kleinen Dörfer am Kynslagh auftauchte, würde er vielleicht einen Unterschlupf und sogar Verbündete finden; kam er im Hochhorst ans Licht, konnte es sein, daß er nur auf Feinde stieß. Und auch wenn er sich über die Bedeutung des Tellers irrte, würde er trotzdem froh sein, den Rest der Mahlzeit noch zur Verfügung zu haben,

wenn die erregende Wirkung eines *ganzen* Apfels verflogen war.

Er nahm seine Fackel, die noch trüber geworden war und in durchsichtigem Azurblau brannte, und ging zurück in den Korridor, dann weiter bis zur Abzweigung. Plötzlich wurde ihm kalt. In welche Richtung war er zuletzt gegangen? Er hatte es so eilig gehabt, Abstand zwischen sich und alle, die womöglich nach ihrem Essen suchten, zu legen, daß er die bisherige Sorgfalt ganz außer acht gelassen hatte. War er links abgebogen, wie er es immer tun wollte? Irgendwie hatte er das Gefühl, daß es nicht so war.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich auf die bisher angewendete Methode zu verlassen. Er nahm also die rechte Abzweigung. Wenige Augenblicke später war er sicher, sich geirrt zu haben; der Weg senkte sich. Er kehrte um und wählte einen anderen Gang, aber auch der verlief abfallend. Eine kurze Prüfung ergab, daß *alle* Abzweigungen nach unten führten. Simon ging dorthin zurück, wo er den Apfel gegessen hatte und fand den heruntergefallenen Stiel. Aber als er die flackernde Fackel dicht über den Boden hielt, sah er, daß die einzigen Fußspuren im Staub dorthin zurückwiesen, woher er gekommen war.

Verfluchter Ort! Verfluchter, wahnsinniger Irrgarten!

Wieder trottete er zum Kreuzweg. Etwas war geschehen, daran gab es keinen Zweifel – die Tunnel hatten sich wieder einmal auf geheimnisvolle Weise verschoben. Simon ergab sich in sein Schicksal, wählte den am wenigsten steilen Pfad nach unten und setzte seine Wanderung fort.

Der Gang wand und schlängelte sich immer weiter zurück in die Tiefe. Bald zeigten die Wände wieder Sithiarbeiten, Reste verschlungener Steinschnitzereien, bedeckt von jahrhundertealtem Schmutz. Der Gang wurde breiter, dann noch breiter. Simon trat hinaus in eine riesige, offene Höhle. Er merkte es nur am weithin hallenden Echo seiner Schritte; die Fackel war jetzt kaum mehr als ein schwelendes Glühen.

Die gewölbte Riesenkammer schien so hoch zu sein wie die, in der der große Teich lag. Als seine Augen sich an die größere Weite gewöhnten, faßte er neuen Mut, denn auch in anderer Hinsicht erinnerte die Höhle an die Halle mit dem Teich: auch sie war umrundet von einer gewaltigen Treppe, die an der Wand hinauf ins Dunkel führte. Von der Mitte des Raums kam ein milder Glanz. Simon bewegte sich darauf zu und erkannte im Licht der sterbenden Fackel einen großen Ring aus Steinen, der vielleicht einmal den Sockel eines Springbrunnens gebildet haben mochte. In seinem Mittelpunkt wuchs aus schwarzer Erde, viele Male so hoch wie Simon, ein Baum. Zumindest schien es ein Baum zu sein – an seinem Fuß

ahnte man bucklige, knorrige Wurzeln, weiter oben wunderlich ineinander verschlungene Äste –, aber so dicht Simon auch die Fackel daran hielt, er konnte keine Einzelheiten erkennen, als sei der Baum von undurchdringlichen Schatten umhüllt.

Als er sich näher beugte, rauschte der Schattenbaum in einem Wind, den Simon nicht spürte. Es klang wie tausend trockene Hände, die sich aneinander rieben. Simon sprang erschrocken zurück. Er hatte den Baum gerade anfassen wollen, überzeugt, es handele sich um ein Kunstwerk aus Stein. Jetzt unterließ er es lieber, drehte sich um und lief zum Fuß der Wendeltreppe hinüber.

Während er die Wände der Halle umkreiste und sich im ermattenden Schein der Fackel seinen Weg auf den Stufen suchte, ging ihm der Baum in der Mitte der Höhle nicht aus dem Sinn. Er konnte das atmende Geräusch der Blätter hören, die sich bewegten, und empfand noch viel stärker als vorher, daß der Baum lebte; er war in der Dunkelheit so greifbar wie jemand, der neben ihm im Bett lag. Es war ein Gefühl, wie er es noch nie gehabt hatte – vielleicht nicht die unverhüllte Macht, die von dem Teich ausging, sondern irgendwie verfeinert, ein ungeheurer Verstand, uralt und ohne jede Eile. Der Zauber des Teichs war wie ein prasselndes Feuer, etwas, das brennen oder leuchten konnte, aber beides nur dann tat, wenn jemand da war, der seine Macht lenkte. Simon konnte sich nicht vorstellen, daß jemand oder etwas dem Baum sagte, was er zu tun hätte. Der stand da und träumte und wartete auf niemanden. Er war weder gut noch böse, er war nur. Noch lange, nachdem er den Fuß der Treppe hinter sich gelassen hatte, spürte Simon diese lebendige Gegenwart. Das Licht der Fackel war kaum noch zu erkennen. Als Simon die ersten paar hundert Stufen zurückgelegt hatte, erlosch sie ganz. Die Tatsache, daß er schon lange damit gerechnet hatte, machte den Augenblick nicht weniger schlimm. Simon brach zusammen und saß in völliger Finsternis da, zu erschöpft, um auch nur zu weinen. Er aß einen Mund voll Brot und biß ein Stückchen Zwiebel ab. Dann preßte er etwas von dem letzten Wasser aus seinem allmählich trokkenwerdenden Hemd. Als er fertig war, atmete er tief ein und machte sich daran, die Treppe auf Händen und Knien hinaufzukriechen, wobei er in der Schwärze vor sich hertastete.

Es war schwer zu sagen, ob die Stimmen, die ihn verfolgten, Gespenster aus dem unterirdischen Reich oder nur das Geschwätz seiner eigenen ungeordneten Gedanken waren.

Klettre nur weiter. Bald ist es soweit.

Wieder auf den Knien, Mondkalb?

Steinstufe auf Steinstufe ging durch seine Hände. Die Finger waren taub, in Knien und Schienbeinen pochte ein dumpfer Schmerz.

Der Eroberer kommt! Bald ist es soweit.

Aber einer fehlt!

Es kommt nicht darauf an. Die Bäume brennen. Alles ist tot und dahin. Es kommt nicht darauf an.

Während er weiter die Wendeltreppe hinaufkroch, wanderten Simons Gedanken. Er konnte sich unschwer ausmalen, mit Haut und Haaren verschluckt zu sein, im Bauch eines großen Tiers zu stecken. Vielleicht des Drachen – des Drachen, von dem die Inschrift in seinem Ring sprach. Er hielt inne und betastete seinen Finger, um das tröstliche Gefühl des Metalls zu spüren. Was hatte Binabik über den Inhalt der Schrift gesagt?

Drache und Tod?

Vielleicht Tod durch einen Drachen. Ein Drache hat mich verschlungen, und ich bin tot. Ich muß nun auf ewig in ihm herumkriechen, immer im Kreis, immer im Dunkeln. Vielleicht ist ja noch jemand gefressen worden. Es ist so einsam…

Der Drache ist tot, sagten die Stimmen. *Nein, der Drache ist selbst der Tod,* versicherten andere.

Simon setzte sich hin und aß noch ein paar Bissen. Sein Mund war trokken, aber er nahm nur ein paar Tropfen Wasser zu sich, bevor er den Aufstieg auf allen vieren fortsetzte.

Endlich rastete er wieder, um Atem zu schöpfen und vielleicht zum dutzendsten Mal seit Betreten der Treppe das schmerzende Bein auszuruhen. Während er keuchend dasaß, flackerte plötzlich ein Licht auf. Ihm kam der wilde Gedanke, seine Fackel sei von selbst aufgeflammt, bis er sich erinnerte, daß er das erloschene Holz ja in seinen Gürtel gesteckt hatte. Einen schrecklich schönen Augenblick lang erstrahlte der ganze Treppenschacht in blaßgoldenem Licht, und Simon sah empor in unendliche Fernen, an einer immer kleiner werdenden Stufenspirale vorbei und in ein Tor, das geradewegs in den Himmel führte. Gleich darauf sprang mit einem lautlosen Donnerschlag ein Ball aus zornigen Flammen hoch über ihm auf und ließ die Luft rot erglühen. Für einen Augenblick wurde der Treppenschacht heiß wie ein Schmiedeofen. Simon schrie angstvoll auf.

Nein! kreischten die Stimmen. *Nein! Sprich das Wort nicht! Du rufst das*

Nichtsein herbei!

Ein Krachen, lauter als Donner, dann ein blauweißer Blitz, der alles in reine Helligkeit auflöste. Gleich darauf herrschte wieder tiefste Schwärze.

Simon lag auf den Stufen und schnappte nach Luft. War es wirklich dunkel, oder hatte der Blitz ihn blind gemacht? Wie konnte er es feststellen?

Ist das denn wichtig? fragte eine spöttische Stimme.

Er preßte die Finger auf die geschlossenen Lider, bis matte Funken blau und rot in der Finsternis tanzten, aber das bewies nichts.

Ich werde es erst dann wissen, wenn ich auf etwas stoße, das ich sehen müßte.

Etwas Entsetzliches fiel ihm ein. Was, wenn er geblendet an einem Ausgang vorbeikroch, einer hellen Türöffnung, einem Portal, das dem Himmel offenstand?

Kann nicht nachdenken. Lieber klettern. Kann nicht denken. Mühsam kämpfte er sich weiter. Nach einer Weile schien er sich ganz zu verlieren, entschwebte zu anderen Orten, in andere Zeiten. Er sah Erchester und seine Umgebung, wie er sie von der Glockenstube des Grünengelturms aus gesehen hatte – die welligen Hügel und umzäunten Gehöfte, die kleinen Häuschen, die Menschen und Tiere, die unter ihm ausgebreitet lagen wie Holzspielzeug auf einer grünen Decke. Er wollte sie warnen, sie fortschicken, ihnen sagen, daß ein Schreckenswinter drohte.

Er sah Morgenes. Die Brille, die der alte Mann trug, glitzerte in einem Strahl Nachmittagslicht, so daß seine Augen blitzten, als brenne ein Feuer darin, das stärker als gewöhnlich war. Morgenes versuchte, ihm etwas zu erzählen, aber Simon, der törichte, junge Simon, sah lieber einer Fliege zu, die am Fenster summte. Hätte er doch zugehört! Hätte er doch gewußt!

Und er sah die Burg, ein phantastisches Durcheinander von Türmen und Dächern, von denen im Frühlingswind Banner wehten. Der Hochhorst, seine Heimat. Seine Heimat, wie sie gewesen war und nie mehr sein würde. Ach, was hätte er darum gegeben, das Rad der Zeit anhalten und zurückrollen lassen zu können! Könnte er nur seine Seele dafür verpfänden! Denn was war eine Seele schon wert, verglichen mit dem Glück einer geheilten Heimat?

Der Himmel hinter dem Hochhorst wurde heller, als sei die Sonne hinter einer Wolke hervorgetreten. Simon spähte. Vielleicht war es doch nicht Frühling … war es Hochsommer?

Die Türme des Hochhorsts verblaßten, aber das Licht blieb.

Licht! Es war ein schwacher, unbestimmter Schimmer, nicht stärker als Mondglanz im Nebel, aber Simon konnte ihn sehen. Er sah den verschwommenen Umriß der Stufe vor sich, seine schmutzverkrustete, schorfige Hand darauf. Er konnte sehen!

Er blickte sich um und suchte die Lichtquelle. Soweit er es erkennen konnte, führten die Stufen weiter aufwärts. Das Licht, matt wie Irrlichter, kam irgendwo von oben.

Er rappelte sich auf, schwankte einen Moment wie betrunken und begann aufrecht weiterzugehen. Zuerst erschien ihm der Winkel seltsam, und er mußte sich an die Wand stützen, bald aber kam er sich fast wieder wie ein Mensch vor. Jeder Schritt, so mühsam er auch war, brachte ihn dem Licht näher. Jedes Stechen im verstauchten Knöchel führte ihn in die … wohin? Er hoffte, daß es die Freiheit war.

Was ihm bei dem Blitzstrahl als Aussicht ohne Grenzen erschienen war, fand in Wirklichkeit unvermittelt ein Ende. Die Treppe mündete auf einen breiten Absatz und hörte dort auf. Statt dessen war das Treppenhaus mit einer niedrigen, aus Ziegelsteinen roh gemauerten Decke versiegelt, als hätte man versucht, den Treppenturm zu verkorken wie einen Flaschenhals. Aber an einer Seite fiel Licht ein. Simon schlurfte – geduckt, um sich nicht den Kopf zu stoßen – auf den hellen Fleck zu und fand eine Stelle, an der die Ziegelsteine heruntergefallen waren und eine Lücke gelassen hatten, die gerade groß genug zu sein schien, daß ein Mensch hindurchklettern konnte. Simon sprang in die Höhe, aber seine Hände erreichten nur den rauhen Ziegelstein im Inneren des Lochs; wenn es eine Oberseite gab, kam er nicht heran. Er versuchte es nochmals, aber ohne Erfolg.

Er starrte hinauf zu der Öffnung, und eine lastende, hoffnungslose Müdigkeit senkte sich auf ihn. Er sackte auf dem Treppenabsatz zusammen und hockte dort, den Kopf in den Händen. So weit geklettert zu sein und nun…

Er aß den Brotkanten auf, wog die Zwiebel in der Hand und fragte sich, ob er sie nicht am besten gleich mitaß; zum Schluß steckte er sie wieder weg. Noch würde er nicht aufgeben. Nach kurzem Nachdenken schleppte er sich zu dem Haufen von Ziegelsteinen, die von der Decke abgebröckelt waren, und machte sich daran, sie aufeinanderzuschichten, wobei er um eine möglichst standfeste Anordnung bemüht war. Als er den Stapel so fest wie möglich verkeilt hatte, kletterte er hinauf. Wenn er jetzt nach oben griff, reichten seine Hände weit in die Spalte hinein, aber trotzdem konnte

er keine Oberseite fühlen. Er spannte alle Muskeln an und sprang. Sekundenlang berührte er ganz oben im Loch eine Kante; gleich darauf rutschten seine Hände ab, und er fiel herunter, verlor auf dem Ziegelsteinhaufen den Halt und verdrehte sich den schon verstauchten Knöchel. Er biß sich auf die Lippen, um vor Schmerz nicht laut aufzuschreien. Dann stapelte er mühsam die Ziegel wieder auf, stieg wieder nach oben, duckte sich und sprang.

Dieses Mal war er vorbereitet. Er bekam den oberen Rand des Lochs zu fassen und hing mit schmerzverzerrtem Gesicht an seinen Armen. Nach ein paar tiefen Atemzügen zog er sich hoch, vor Anstrengung am ganzen Körper zitternd.

Noch ein Stück, noch ein Stück, nur noch ein kleines Stück…

Die Bruchkanten der Ziegelmauer umgaben ihn auf allen Seiten. Als er sich höher zog, stieß er mit den Ellenbogen dagegen und hatte einen Augenblick das Gefühl, daß er in diesem Loch steckenbleiben würde, gefangen, gerupft und aufgehängt wie ein Fasan. Wieder atmete er tief, biß die Zähne zusammen, um den Schmerz in seinen Armen zu unterdrücken, und reckte sich. Zitternd schob er sich Zoll für Zoll höher; einen kurzen Augenblick stemmte er sich gegen die Wand des Lochs, dann ging es weiter. Jetzt hoben sich seine Augen über den Rand, seine Nase, sein Kinn. Sobald es ging, streckte er den Arm hinaus und klammerte sich am Boden fest, preßte den Rücken gegen die Ziegel und holte den zweiten Arm nach. Er benutzte die Ellenbogen als Hebel und arbeitete sich so allmählich aus der Spalte heraus, ohne auf die Abschürfungen zu achten, die der Stein auf Rücken und Flanken hinterließ. Schließlich rutschte er auf der Brust vorwärts, strampelnd wie ein Schwimmer, bis sein ganzer Körper auf den feuchten Steinen lag und in Sicherheit war.

So blieb er lange liegen, rang nach Luft und versuchte, nicht daran zu denken, wie sehr Arme und Schultern schmerzten. Endlich rollte er sich auf den Rücken und schaute nach oben.

Über ihm erstreckte sich eine weitere Steindecke, ein wenig höher als die vorhergehende. Tränen rannen ihm über die Wangen.

War das nur eine neue Spielart seiner Qualen? Würde er sich durch ein Loch nach dem andern zwängen müssen, nur mit Hilfe seiner Kraft, endlos, ewig? War das die Hölle?

Er zog das feuchte Hemd aus der Hose und quetschte es aus, um ein paar Tropfen in den Mund zu bekommen. Dann setzte er sich hin und sah sich erst einmal um.

Seine Augen wurden groß; das Herz wollte ihm in der Brust schwellen. Etwas war anders.

Die Kammer, in der er saß, war offensichtlich ein Lagerraum. Sie war von Menschenhand erbaut und voll von Gerätschaften, die Menschen gehörten, allerdings den Eindruck erweckten, schon lange nicht mehr benutzt worden zu sein. In einer Ecke lag ein Wagenrad, dem zwei Speichen fehlten. An einer anderen Wand standen mehrere Fässer, neben denen Säcke aufgeschichtet waren, prall gefüllt mit geheimnisvollen Dingen. Einen Augenblick konnte Simon nur daran denken, daß sie vielleicht Lebensmittel enthielten. Dann bemerkte er an der gegenüberliegenden Wand eine Leiter und begriff, woher das Licht kam.

Der obere Teil der Leiter verschwand in einer offenen Falltür in der Decke, einem Viereck voller Licht. Simon glotzte mit aufgerissenem Mund. Offenbar hatte doch jemand seine verzweifelten Gebete gehört und ihm diese Leiter hingestellt.

Er rappelte sich auf, durchquerte langsam den Raum, hielt sich an den Sprossen der Leiter fest und schaute nach oben. Dort war es hell, und das Licht wirkte wie klares Tageslicht. War das überhaupt möglich – nach so langer Zeit?

Der darüberliegende Raum war ebenfalls ein Lagerraum. Auch er hatte eine Falltür und eine Leiter, aber oben in der Mauer saß ein schmales Fensterchen, durch das Simon den grauen Himmel sehen konnte.

Den Himmel!

Er hatte geglaubt, keine Tränen mehr zu haben, aber als er das Rechteck aus Wolken anstarrte, begann er zu weinen, das erleichterte Schluchzen eines Kindes, das sich verlaufen hat und endlich seine Eltern findet. Er sank in die Knie und stammelte ein Dankgebet. Die Welt war ihm wiedergeschenkt worden. Nein, das stimmte nicht: er selbst hatte sie wiedergefunden.

Nachdem er sich ein paar Minuten ausgeruht hatte, kletterte er die neue Leiter empor. Über der Falltür fand er eine kleine Kammer voller Maurerwerkzeug und kleiner Krüge mit Farbe und weißer Tünche. Hier gab es eine gewöhnliche Tür und die üblichen, grobverputzten Wände. Simon war entzückt. Alles war so wunderbar alltäglich! Behutsam öffnete er die Tür; ihm war plötzlich klargeworden, daß er sich an einem bewohnten Ort befand und daß er, sosehr er sich auch danach sehnte, ein anderes Gesicht zu sehen und eine Stimme zu hören, die nicht aus leerem Schatten klang, äußerst vorsichtig sein mußte.

Hinter der Tür lag ein großer Raum mit poliertem Steinfußboden, nur von schmalen, hohen Fenstern erhellt. Schwere Teppiche bedeckten die Wände. Zur Rechten schwang sich eine breite Treppe nach oben und außer Sicht; auf der anderen Seite gab es eine kleinere Stiege, die zu einem Absatz mit einer geschlossenen Tür führte. Simon spähte und lauschte nach allen Seiten, aber außer ihm schien niemand da zu sein. Er trat heraus.

Trotz der zahlreichen Reinigungsgeräte in den verschiedenen Lagerräumen machte der Raum einen vernachlässigten Eindruck. Auf den Wandteppichen wuchsen bleiche Schimmelflecken, und in der stickigen Luft hing der feuchte, abgestandene Geruch lange nicht gepflegter Räume.

Sein Erstaunen darüber, wieder am Tageslicht zu sein, der Rausch des Entkommens aus der Tiefe waren so stark, daß Simon erst nach einer ganzen Weile merkte, daß er in einem Raum stand, den er bestens kannte. Erst etwas an der Form und Anordnung der Fenster, vielleicht auch eine winzige Einzelheit auf einem der verschossenen Wandteppiche, weckten schließlich seine Erinnerung.

Der Grünengelturm. Die Gewißheit überkam ihn wie ein Traum; das Vertraute war fremd geworden, das Fremde vertraut. *Ich bin in der Eingangshalle. Der Grünengelturm!*

Dieser überraschenden Erkenntnis folgte eine weit unerfreulichere Einsicht.

Ich bin auf dem Hochhorst! In der Burg des Hochkönigs. Bei Elias und seinen Soldaten. Und Pryrates.

Er sprang in den Schatten der Wand zurück, als könnte jeden Augenblick die Erkynwache zur Haupttür hereinstürmen, um ihn gefangenzunehmen. Was sollte er nur tun?

Es war verlockend, sich vorzustellen, er könnte ja die breite Treppe zur Glockenstube emporsteigen, der Zuflucht seiner Kindheit. Von dort könnte er in jeden Winkel des Hochhorsts hinabschauen; er könnte sich ausruhen und überlegen, wie er vorgehen wollte. Aber sein geschwollener Knöchel tat grausam weh, und beim Gedanken an die vielen Stufen wurde ihm schwach. Zuerst würde er einmal die aufgesparte Zwiebel essen, entschied er. Dieses kleine Fest hatte er sich verdient. Danach würde er weitere Entschlüsse fassen.

Er schlich zurück in die Abstellkammer, fand dann aber, daß selbst dieser Ort möglicherweise ein wenig zu belebt war. Vielleicht täuschte ja der ausgestorbene Eindruck der Eingangshalle. Vorsorglich kletterte er die Leiter in den darunterliegenden Lagerraum hinunter, wobei er leise über

seine schmerzenden Arme und den Knöchel stöhnte, holte dann die Zwiebel aus der Tasche und verschlang sie gierig. Er quetschte sich das letzte Wasser in den Hals – was immer sonst geschehen mochte, alle Dachrinnen der Burg liefen über von Wasser, und der Regen tropfte an den Fenstern vorbei, so daß er trinken konnte, soviel er wollte – und legte sich dann hin, den Kopf auf einem der Säcke, um seine Gedanken zu ordnen.

Sofort schlief er ein.

»Wir lügen, wenn wir Angst haben«, erklärte Morgenes. Der alte Doktor nahm einen Stein aus der Tasche und warf ihn in den Burggraben. Ein Aufblitzen von Sonnenlicht auf den kleinen Wellen, dann ging der Stein unter. »Angst vor dem, was wir nicht wissen, vor dem, was andere denken, vor dem, was man über uns herausfindet. Aber jedesmal, wenn wir lügen, wird das, wovor wir Angst haben, stärker.«

Simon blickte sich um. Hinter der Westmauer der Burg verschwand die Sonne; der Grünengelturm war wie ein schwarzer Dorn, der scharf in den Himmel stach. Er wußte, daß er träumte. Morgenes hatte diese Worte vor langer Zeit gesagt, aber sie hatten dabei in der Wohnung des Doktors vor einem staubigen Folianten gestanden, nicht draußen im dämmernden Nachmittag. Außerdem war Morgenes tot. Es war ein Traum, nicht mehr. »Eigentlich ist es eine Art Magie – vielleicht die stärkste überhaupt«, fuhr Morgenes fort. »Lerne das, wenn du verstehen willst, was Macht bedeutet, Simon, mein Junge. Stopf dir nicht den Kopf voll mit Geplapper von Zaubersprüchen und Beschwörungen. Lerne erkennen, wie Lügen uns formen, wie sie ganze Königreiche formen.«

»Aber das ist keine Magie«, protestierte Simon, wider Willen zur Gegenrede verlockt. »Es bewirkt nichts. Echte Magie kann … ich weiß nicht. Machen, daß man fliegt. Einen Haufen Rüben in Goldsäcke verwandeln. Wie im Märchen.«

»Aber die Märchen sind oft erlogen, Simon, jedenfalls die schlechten.« Der Doktor putzte sich mit dem weiten Ärmel seines Gewandes die Brille. »Gute Märchen sagen dir, daß es nichts Furchterregenderes gibt, als sich der Lüge zu stellen. Und es gibt weder einen Talisman noch ein Zauberschwert, die nur halb so mächtige Waffen wären wie die Wahrheit.«

Simon betrachtete die kleinen Wellen, die langsam zerflossen. Es war wundervoll, wieder hier zu stehen und mit Morgenes zu reden, selbst wenn es nur ein Traum war.

»Meint Ihr, wenn ich zu einem großen Drachen wie dem, den König Jo-

han getötet hat, sage: ›Du bist ein scheußlicher Drache‹, wäre das besser, als ihm mit dem Schwert den Kopf abzuschlagen?«

Morgenes' Stimme wurde schwächer. »Wenn du so getan hättest, als wäre er kein Drache, dann ja, dann wäre es das Beste. Aber das ist nicht alles, Simon. Du mußt noch tiefer gehen.«

»Tiefer?« Simon drehte sich zornig zu ihm um. »Ich war im Inneren der Erde, Doktor. Ich habe es überlebt und bin wieder ans Licht gekommen. Was wollt Ihr noch?«

Morgenes … verwandelte sich. Seine Haut war auf einmal papierdünn, das fahle Haar voller Blätter. Vor Simons Augen wurden die Finger des alten Mannes länger, wuchsen zu schmalen Ästen, verzweigten sich und verzweigten sich. »Ja, du hast gelernt«, sagte der Doktor. Noch während er sprach, begannen seine Züge mit den Unebenheiten der weißen Baumrinde zu verschmelzen. »Aber du mußt noch tiefer hinunter. Es gibt noch vieles, das du verstehen mußt. Schau nach dem Engel – er wird dir die Dinge zeigen, unter der Erde und hoch in den Lüften.«

»Morgenes!« Simons ganzer Zorn war verraucht. Sein Freund veränderte sich so rasch, daß er kaum noch Menschenähnlichkeit besaß, lediglich in der Gestalt des Stammes lag noch eine leichte Andeutung, im unnatürlichen Beben der Äste. »Verlaß mich nicht!«

»Aber ich habe dich schon verlassen«, murmelte die Stimme des Doktors. »Was du noch von mir hast, steckt allein in deinem Kopf – ich bin ein Teil von dir. Der Rest ist wieder Teil der Erde geworden.« Der Baum schwankte sacht. »Aber vergiß nicht – Sonne und Sterne scheinen auf die Blätter, doch die Wurzeln wachsen tief in der Erde, verborgen … verborgen …«

Simon umklammerte den bleichen Stamm, und seine Finger huschten hilflos über die steife Rinde. Die Stimme des Doktors war verstummt.

Er setzte sich auf. In seinen Augen brannte Alptraumschweiß. Voller Entsetzen stellte er fest, daß es dunkel war.

Es war alles nur ein Traum! Ich bin immer noch in den Tunneln verirrt … verirrt …

Gleich darauf sah er im hochgelegenen Fenster des Lagerraums Sterne blinken.

Mondkalb. Du bist eingeschlafen, und draußen ist es Nacht.

Er rieb sich die schmerzenden Glieder. Was nun? Er war hungrig und

durstig und die Wahrscheinlichkeit, daß er hier im Grünengelturm etwas zu essen finden würde, gering. Andererseits hatte er wenig Lust, diesen verhältnismäßig sicheren Schlupfwinkel zu verlassen.

Aber bin ich denn aus dem Bauch der Erde gestiegen, um dann in einer Abstellkammer zu verhungern? schalt er sich. *Was ist daran ritterlich?*

Er stand auf und streckte sich. In seinem Knöchel fühlte er dumpfen Schmerz. Vielleicht würde er nur einen kleinen Streifzug unternehmen – Wasser holen und sich ein bißchen umschauen. Das tat man jedenfalls am besten, solange es noch dunkel war.

Simon stand unsicher im Schatten des Grünengelturms. Das vertraute Gewirr der Dächer des Inneren Zwingers ragte vor ihm in den Nachthimmel, aber Simon fühlte sich trotzdem äußerst unwohl. Es lag nicht allein daran, daß er als Geächteter in die Heimat seiner Kindheit zurückgekommen war; da war auch etwas Unheimliches in der Luft. Er konnte es nicht benennen, spürte es aber ganz deutlich. Die schillernde Unstetigkeit der unterirdischen Welt, die ihn an den Rand des Wahnsinns gebracht hatte, schien auf irgendeine Art bis in die alltäglichen Steine der Burg hinaufgesickert zu sein. Wenn er den Kopf schief hielt, konnte er fast sehen, wie sich in seinem Augenwinkel die Gebäude in Wellen bewegten und veränderten. An den Kanten der Mauern flackerten schwache Lichtflecken wie geisterhafte Flammen und verschwanden gleich wieder.

Nun auch der Hochhorst? War denn die ganze Welt aus den Fugen geraten? Was ging hier vor?

Nicht ohne Anstrengung nahm er seinen Mut zusammen und ging auf Erkundung.

Obwohl die große Burg menschenleer wirkte, fand Simon schon bald heraus, daß dieser Eindruck täuschte. Der Innere Zwinger war zwar dunkel und still, aber in den Gängen und hinter geschlossenen Türen wurde geflüstert, und in vielen der oberen Fenster brannte Licht. Er hörte Musikfetzen, fremdartige Melodien und noch fremdartigere Stimmen, bei deren Klang er am liebsten einen Katzenbuckel gemacht und gezischt hätte. Er stand versteckt im tiefen Schatten des Heckengartens und kam zu dem Schluß, daß dem Hochhorst etwas Verdorbenes anhaftete wie einer Frucht, die man zu lange am Baum gelassen hat und die unter ihrer Schale weich und faulig geworden ist. Er konnte nicht genau erklären, woran es lag, aber der ganze Innere Zwinger, einst Mittelpunkt von Simons kindlicher Welt, schien von einem Mehltau befallen.

Verstohlen schlich er zur Küche, zur kleineren Spülküche, zur Kapelle – sogar, mit dem Mut der Verzweiflung, zum Vorzimmer des Thronsaals, das zum Garten hinausging. Aber alle Türen nach außen waren versperrt. Nirgends fand er einen Eingang. Simon konnte sich nicht erinnern, daß es jemals früher so gewesen war. Fürchtete sich der König vor Spionen oder vor einer Belagerung? Oder dienten die Sperren nicht dazu, Eindringlinge abzuschrecken, sondern sollten verhindern, daß die in der Burg Lebenden sie verließen? Er atmete ruhig und dachte nach. Es gab Fenster im Hochhorst, die nicht zu verschließen waren, und andere Geheimwege, das wußte er, aber sollte er sich auf diese Wagnisse einlassen? Vielleicht waren zwar nachts weniger Leute unterwegs, aber wenn er von den verriegelten Türen ausging, würden die, die nicht schliefen, vor allem, wenn es sich um Posten handelte, um so schärfer auf unerwartete Geräusche achten.

Er ging in die Küche zurück. Im Hof davor stand ein kleiner, verdorrter Apfelbaum, in dessen Äste er sich hinaufzog. Von dort aus kletterte er auf den Sims des hohen Fensters. Das dicke Glas war zerbrochen, die Fensternische jedoch mit Steinen verstopft, die er nicht ohne lautes Scheppern entfernen konnte. Lautlos fluchend stieg er wieder hinunter.

Alle Glieder taten ihm weh, und er hatte immer noch schrecklichen Hunger, trotz der üppigen Mahlzeit aus einer ganzen Zwiebel. Er kam zu dem Schluß, daß er mit den Türen des Inneren Zwingers nur seine Zeit vergeudete. Vielleicht war der Mittlere Zwinger auf der anderen Seite des Burggrabens weniger gut gesichert.

Zwischen den beiden Zwingern lagen leider mehrere unangenehm offene Flächen. Obwohl Simon bisher weder eine Wache noch überhaupt jemanden zu Gesicht bekommen hatte, kostete es ihn erhebliche Überwindung, das freie Gelände zu überqueren; jedesmal rannte er sofort wieder zurück in die sicheren Schatten. Am schlimmsten war die Brücke über den Graben. Zweimal setzte er den Fuß darauf und schreckte wieder zurück. Sie war mindestens dreißig Ellen lang, und falls jemand kam, während er mitten darauf war, würde man ihn so wenig übersehen können wie eine Fliege auf weißer Wand.

Endlich atmete er zögernd aus, dann tief und keuchend wieder ein und rannte los. Seine Schritte dröhnten ihm in den Ohren wie Donner. Er zwang sich, langsamer zu laufen und trotz seines Herzklopfens ganz sacht aufzutreten. Als er die andere Seite erreicht hatte, huschte er sofort in den nächsten Schuppen und blieb dort so lange sitzen, bis seine Knie aufgehört hatten zu zittern.

Du hast es doch geschafft, beruhigte er sich selbst. *Niemand ist hier. Kein Grund zur Furcht.*

Aber er wußte, daß er sich belog.

Jede Menge Grund zur Furcht, gab er zu. *Aber bisher hat dich niemand erwischt. Jedenfalls schon seit einer ganzen Weile nicht mehr.*

Als er aufstand, wunderte er sich, warum die Brücke über den Burggraben überhaupt heruntergelassen war, wenn man gleichzeitig alle Türen verschloß und die Fenster verrammelte, als fürchte man einen Überfall.

Und warum stand dann der Grünengelturm offen?

Ihm fiel keine Antwort ein.

Er hatte noch keine hundert Schritte auf der aufgeweichten Straße, die durch den Mittleren zum Äußeren Zwinger führte, zurückgelegt, als er etwas sah, das ihn veranlaßte, sich sofort wieder ins Dunkel zu ducken. Alle seine Ängste waren auf einmal wieder da, und dieses Mal mit vollem Recht.

Im Zwinger lagerte ein Heer.

Er hatte es deshalb so spät gemerkt, weil nur wenige Feuer brannten und die Zelte aus dunklem Tuch waren, das in der Nacht fast unsichtbar blieb; aber der ganze Zwinger schien voller Bewaffneter zu sein. Gleich vorn schritt ein gutes halbes Dutzend auf und ab, offenbar Wachtposten, die Mäntel, Helme und lange Spieße trugen. Von ihren Gesichtern konnte er nicht viel erkennen, dazu war es zu dunkel. Doch während er noch so dastand, versteckt in einer Lücke zwischen zwei Gebäuden des Zwingers, und überlegte, was er jetzt tun sollte, näherten sich zwei weitere Gestalten in Kapuzenmänteln. Auch sie trugen lange Speere, aber er begriff sofort, daß sie von anderer Art waren. Etwas in ihrer Haltung, dem geschmeidigen, täuschend schnellen Gang, verriet ihm untrüglich, daß es sich um Nornen handelte.

Zitternd drückte sich Simon tiefer in die schützende Schwärze. Würden sie ihn bemerken. Konnten sie … ihn riechen?

Noch während er sich das fragte, blieben die Wesen in den schwarzen Gewändern nur ein kurzes Stück von seinem Versteck entfernt stehen, witternd wie Jagdhunde. Simon hielt den Atem an und zwang sich zu vollständiger Reglosigkeit. Nach langem Warten drehten die Nornen sich plötzlich gleichzeitig um, als hätten sie eine wortlose Übereinkunft getroffen, und setzten ihren Weg fort. Simon harrte zitternd eine weitere Minute aus und steckte dann vorsichtig den Kopf um die Ecke. Er konnte die beiden in der Dunkelheit zwar nicht mehr erkennen, sah aber, wie die mensch-

lichen Soldaten vor ihnen zurückwichen, hastig, wie man einer Schlange ausweicht. Einen Augenblick hoben sich die Umrisse der Nornen noch einmal vor einem der Wachtfeuer ab, verhüllte Zwillingsgestalten, die die Menschen um sie herum gar nicht zu bemerken schienen. Dann glitten sie aus dem Licht des Feuers und waren verschwunden.

Das hatte Simon nicht erwartet. Nornen! Die Weißfüchse hier auf dem Hochhorst! Offenbar stand es noch schlimmer, als er befürchtet hatte. Aber hatten nicht Geloë und die anderen gesagt, die Unsterblichen könnten nicht hierher zurückkehren? Vielleicht hatten sie damit nur Ineluki selbst und seine Diener gemeint. Aber selbst wenn es so war, schien es im Augenblick ein schwacher Trost.

Der Mittlere Zwinger war also voller Soldaten, und überall in der Feste liefen ungehindert die Nornen herum, lautlos wie Eulen auf der Jagd. Simon bekam eine Gänsehaut. Er zweifelte nicht daran, daß auch der Äußere Zwinger von Schwarz-Rimmersmännern, Thrithing-Söldnern und anderen Halsabschneidern wimmelte, Männern, die Elias mit dem Gold Erkynlands und der Hexerei des Sturmkönigs bestochen hatte. Erstaunlich nur, daß es viele Männer der Erkynwache, selbst die kaltblütigsten, an diesem spukhaften Ort in Gesellschaft der leichenhaften Nornen aushielten; die Unsterblichen waren so furchterregend *anders.* Schon der kurze Blick eben hatte ihm genügt festzustellen, daß die Soldaten im Inneren Zwinger Angst vor den Nornen hatten.

Jetzt habe ich noch einen anderen Grund zur Flucht als nur die Rettung meiner eigenen Haut. Josua und die anderen müssen unbedingt erfahren, was hier vorgeht.

Für kurze Zeit keimte Hoffnung in ihm auf.

Wenn er hört, daß die Nornen hier bei Elias sind, kommt vielleicht auch Jiriki mit den Sithi. Dann müßte Jirikis Volk den Menschen doch helfen? Er versuchte scharf nachzudenken.

Eigentlich sollte ich sogar am besten gleich fliehen – wenn es geht. Was hätte Josua oder sonst jemand von mir, wenn ich nicht zu ihnen käme?

Aber er hatte noch kaum etwas herausgefunden. Und dabei war er genau das, was für jeden Heerführer den größten Wert hatte: ein scharfes Auge mitten im feindlichen Lager. Simon kannte den Hochhorst wie ein Bauer seine Felder, ein Schmied seinen Hammer. Er schuldete es dem Glück, das ihn bis jetzt am Leben erhalten hatte – jawohl, dem Glück, ermahnte er sich selbst, aber Verstand und Tüchtigkeit hatten auch dazu beigetragen –, soviel wie möglich aus seiner Lage herauszuholen.

Also gut. Zurück in den Inneren Zwinger. Notfalls konnte er ein paar Tage ohne Essen auskommen, weil es reichlich Wasser gab. Das war genug Zeit, um soviel wie möglich herumzuspionieren und sich dann einen Weg zu suchen, der ihn an den Soldaten vorbei in die Freiheit brachte. Wenn es sein mußte, konnte er sogar wieder unter die Burg und durch die dunklen Tunnel gehen. Dort würde er auf jeden Fall unentdeckt bleiben.

Nein. Nicht die Tunnel.

Sinnlos, sich etwas vorzumachen. Selbst für Josua und die anderen konnte er es nicht tun.

Er näherte sich gerade der Brücke zum Inneren Zwinger, als ihn lautes Klappern veranlaßte, sich eilig wieder in die Schatten zurückzuziehen. Eine Gruppe Berittener bewegte sich auf die Brücke zu, und Simon dankte Usires wortlos dafür, daß er ihn nicht einen Augenblick früher dorthin gebracht hatte.

Der Trupp schien aus Gepanzerten der Erkynwache zu bestehen, die trotz ihres kriegerischen Staates einen sonderbar mutlosen Eindruck machten. Simon fragte sich, was sie wohl vorhatten. In diesem Augenblick erkannte er in ihrer Mitte einen vertrauten Kahlkopf. Ihm wurde eiskalt.

Pryrates! Die Augen traten ihm aus dem Kopf, und er preßte sich an die Mauer. Würgender Haß stieg in ihm auf. Da war das Ungeheuer, keine sechzig Schritte entfernt, die haarlosen Züge umflossen von mattem Mondlicht.

In einer Sekunde könnte ich bei ihm sein, dachte Simon wild. *Wenn ich langsam näherkäme, würden die Soldaten sich gar nicht um mich kümmern – sie würden mich für einen von den Söldnern halten, der zuviel Wein getrunken hat. Ich könnte ihm mit einem großen Stein den Schädel einschlagen.*

Aber wenn es mißlang? Dann würde man ihn mühelos ergreifen. Jeder Nutzen, den er vielleicht für Josua haben konnte, wäre dahin. Schlimmer noch, er würde Gefangener des roten Priesters sein. Dann würde es genauso werden, wie Binabik gesagt hatte: binnen kurzem hätte er dem Alchimisten alle Geheimnisse über Josua, die Sithi und die Schwerter verraten, bis er schließlich Pryrates anbetteln würde, ihm alles erzählen zu dürfen, was der Priester hören wollte.

Simon konnte ein Zittern nicht unterdrücken. Er kam sich vor wie ein gequälter Hund an der Leine. Das Ungeheuer war so nah!

Der Reitertrupp hielt an. Der Priester beschimpfte einen der Männer. Seine schnarrende Stimme war nicht laut, aber unverkennbar. Simon beug-

te sich vor, soweit es ging, ohne daß er den Schatten der Mauer verließ. Er hielt die hohle Hand ans Ohr, um besser zu hören. »… oder ich reite auf *dir*!« fauchte der Priester.

Der Soldat antwortete mit gedämpfter Stimme. Trotz seiner Größe und des Schwertes an seiner Hüfte zog er den Kopf ein wie ein verängstigtes Kind. Niemand wagte es, Pryrates scharf entgegenzutreten. Das war schon vor Simons Flucht aus der Burg so gewesen.

»Bist du verrückt oder nur ein Schwachkopf?« Pryrates wurde lauter. »Ich kann nicht tagelang auf einem lahmen Gaul sitzen, nicht den ganzen Weg bis nach Wentmund. Gib mir dein Tier.«

Der Soldat stieg ab und reichte dem Alchimisten die Zügel seines Pferdes. Er murmelte etwas. Pryrates lachte. »Dann kannst du mein Roß führen. Es wird dir nichts schaden, wenn du läufst; schließlich liegt es an deiner Dummheit, daß…« Der Rest seiner spöttischen Bemerkung kam so leise, daß Simon ihn nicht verstehen konnte, aber er glaubte noch einmal etwas von Wentmund zu hören, der felsigen Höhe im Süden, wo der Fluß Gleniwent ins Meer floß. Pryrates schwang sich in den Sattel des Wachsoldaten, und unter seinem dunklen Mantel flammte sekundenlang das scharlachrote Gewand auf wie eine blutige Wunde. Dann trieb er das Pferd von der Brücke und in den Morast des Mittleren Zwingers. Der Rest der Truppe folgte ihm, und der Soldat, der Pryrates' Pferd führte, lief zu Fuß hinterher.

Als sie an seinem Versteck vorüberkamen, merkte Simon, daß er einen Stein umklammert hielt; er konnte sich nicht einmal erinnern, ihn aufgehoben zu haben. Er starrte auf den Kopf des Alchimisten, der so rund und glatt war wie eine Eierschale, und dachte daran, mit welcher Wonne er ihn zerschmettert sehen würde. Dieses boshafte Geschöpf hatte Morgenes und Gott allein wußte wie viele andere auf dem Gewissen. Simon, dessen ganze Furcht auf geheimnisvolle Weise verflogen schien, kämpfte gegen den schier unüberwindlichen Drang an, seine Wut herauszubrüllen und anzugreifen. Wie konnten gute Menschen wie der Doktor, Geloë und Deornoth sterben, während ein solches Scheusal am Leben blieb! Pryrates umzubringen, war Simons eigenen Tod wert. Die Welt würde von etwas unvorstellbar Widerwärtigem befreit sein. *Tun, was nötig ist,* hätte Rachel es genannt. *Eine schmutzige Arbeit, aber nötig.* Aber offenbar hatte er nicht das Recht, so über sein Leben zu verfügen.

Er sah zu, wie die Reiter vorbeizogen. Sie umgingen die Zelte und verschwanden in Richtung des Untertors, das zum Äußeren Zwinger führte.

Simon ließ den Stein, den er noch immer festhielt, in den Schlamm fallen und stand zitternd da.

Unvermittelt kam ihm ein Gedanke, ein so wilder, verrückter Einfall, daß er selbst erschrocken war. Er sah zum Himmel auf, um zu schätzen, wieviel Zeit ihm noch bis zum Anbruch der Dämmerung blieb. Die Luft fühlte sich so kalt und leer an, daß er überzeugt war, die Sonne würde frühestens in einigen Stunden aufgehen.

Wer kam als erster dafür in Frage, Hellnagel aus dem Grab entwendet zu haben? Natürlich Pryrates. Vielleicht, wenn es ihm vorteilhaft erschien, hatte er König Elias nicht einmal davon erzählt. Und wenn es so war, wo würde er das Schwert aufbewahren? Ganz sicher würde er es in seiner ganz persönlichen Festung verstecken: dem Hjeldinturm.

Simon drehte sich um. Häßlich und massig neben der klar geschwungenen Linie des Grünengelturms ragte der Turm des Alchimisten über der Mauer des Inneren Zwingers auf. Wenn Licht darin brannte, so war es nicht zu sehen; die blutroten Fenster standen dunkel. Das Bauwerk wirkte verlassen, aber das traf auf den gesamten inneren Ring der gewaltigen Anlage zu. Das ganze Herzstück des Hochhorsts hätte ein Mausoleum sein können, eine Totenstadt.

Sollte er es wagen, in den Turm einzudringen – es zumindest versuchen? Er würde Licht brauchen. Vielleicht fand er im Grünengelturm irgendwo noch ein paar Ersatzfackeln oder eine Blendlaterne, die er benutzen konnte. Es war ein furchtbares, entsetzliches Wagnis…

Wenn er nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wie Pryrates davonritt, und den roten Priester nicht von einer Reise nach Wentmund hätte reden hören, wäre Simon nie auf einen solchen Gedanken gekommen. Bei der bloßen Vorstellung, sich in den übelberüchtigten Turm einzuschleichen, wenn der haarlose, schwarzäugige Pryrates dort hockte und auf Beute lauerte wie eine Spinne im Netz, drehte sich Simons Magen um. Aber der Priester, daran bestand kein Zweifel, war fort, und Simon wußte, daß sich diese Möglichkeit vielleicht nie wieder bieten würde. Und wenn er Hellnagel fand? Er konnte es an sich nehmen und den Hochhorst verlassen haben, ehe Pryrates zurückkam. Das würde dem Mörder im roten Gewand recht geschehen. Und wäre es nicht großartig, in Prinz Josuas Lager einzureiten und allen Hellnagel zu zeigen, blitzend in der Sonne? Dann würde er wirklich Simon sein, der Herr der Großen Schwerter. Ach ja…

Während er rasch und leise die Brücke überquerte, fiel sein Blick auf die vor ihm liegende Zwingermauer. Etwas war merkwürdig an ihr … anders.

Sie war heller geworden.

Die Sonne ging auf, jedenfalls soweit sie es an diesem grauen Tag tun würde. Simon beschleunigte seinen Schritt. Er hatte sich geirrt. *Noch ein paar Stunden, wie? Du hast Glück gehabt. Was wäre, wenn du jetzt an den Türen des Hjeldinturms herumrütteln würdest, und plötzlich käme die Sonne herauf? Mondkalb, nach wie vor Mondkalb.*

Trotzdem bereute er nicht alles. Ritter und Helden mußten kühn sein, und was ihm im Kopf herumging, war zweifellos ein kühner Plan. Er würde lediglich die Dunkelheit der nächsten Nacht abwarten müssen, um ihn auszuführen. Es würde eine wundervolle, heldenhafte Tat sein.

Doch schon während er seinem Versteck im Grünengelturm zueilte, wünschte er sich, seine Freunde wären bei ihm, um ihm die Sache auszureden.

Die Sonne war vor ein paar Stunden untergegangen. Vom Nachthimmel fiel ein feiner Nieselregen. Simon stand in der Tür des Grünengelturms und bereitete sich zum Abmarsch vor.

Es fiel ihm nicht leicht. Noch immer fühlte er sich matt und hungrig, obwohl er den ganzen Tag geschlafen und danach die Reste eines Abendessens gefunden hatte – eine Brotkruste und eine magere Käserinde auf einem Teller, der in einer Nische im Vorraum des Turms gestanden hatte. Brot und Käse waren trocken, schienen aber trotzdem nur Stunden und nicht Tage oder Wochen alt zu sein. Er verschlang sie und fragte sich, für wen sie wohl bestimmt gewesen waren. Ob sich der Küster Barnabas auch jetzt noch um den Turm und die großen Glocken kümmerte? Falls ja, versah er seinen Dienst allerdings schlecht.

Beim Gedanken an Barnabas fiel Simon auf, daß er in der ganzen Zeit nach seiner Rückkehr kein einziges Mal die Grünengelglocken gehört hatte. Als er jetzt in der Tür des Turms stand und darauf wartete, daß es richtig dunkel wurde, mußte er erneut daran denken. Der weithin hallende, dröhnende Ruf der Bronzeglocken war der Herzschlag des Hochhorsts gewesen, so wie er ihn gekannt hatte, eine stündliche Mahnung, daß nichts so blieb, wie es war, daß die Zeit verrann, das Leben weiterging. Jetzt aber schwiegen sie.

Achselzuckend machte er sich auf den Weg. Er hielt die hohlen Hände unter einen Bach aus Regenwasser, der vom Dach herunterströmte, und trank durstig. Nachdem er sich die Finger an der Hose abgewischt hatte, warf er einen Blick auf den Schatten des Hjeldinturms vor dem violetten

Himmel. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Es gab keinen Grund, noch länger zu warten.

Er schlich um den äußeren Rand des Zwingers herum, wobei er sich im Schutz der Gebäude hielt, um allen spähenden Blicken zu entgehen. Gestern abend war er Pryrates und den Soldaten fast in die Arme gelaufen. Auch wenn die Festung scheinbar verlassen war, würde er es nicht darauf ankommen lassen. Ab und zu wehten Gesprächsfetzen an ihm vorüber, aber er sah keine lebende Seele, von der sie stammen konnten. Ein langgezogenes, schluchzendes Lachen schwebte vorbei. Simon überlief es kalt.

Als er um die Ecke eines Nebengebäudes bog, glaubte er plötzlich, in den oberen Fenstern des Turms ein Licht flackern zu sehen, das kurz und rot aufglomm wie eine Kohle, die noch schwelendes Leben barg. Er blieb stehen und fluchte leise. Wie konnte er so sicher sein, daß der Turm leerstand, nur weil Pryrates nicht anwesend war? Vielleicht wohnten dort die Nornen?

Vielleicht aber auch nicht. Sicher brauchte sogar der Priester Leute, die ihn bedienten, den Boden fegten und die Lampen anzündeten, wie Simon es einst für Doktor Morgenes getan hatte. Wenn jemand im Turm herumlief, war es wahrscheinlich irgendein verschüchterter Burgbewohner, den man zur Arbeit in der Höhle des roten Priesters gezwungen hatte. Vielleicht war es ja Rachel der Drache! Dann würde Simon nicht nur Hellnagel, sondern auch sie retten. Bestimmt würde sie sich furchtbar wundern – er mußte aufpassen, daß er sie nicht zu Tode erschreckte. Sie mußte sich doch gefragt haben, was in aller Welt aus ihrem nichtsnutzigen Küchenjungen geworden war.

Kurz vor den Turmtüren schlug Simon einen Haken und versteckte sich in einer Efeuhecke an der Zwingermauer. Held oder nicht, er war kein Dummkopf und wollte sich erst einmal überzeugen, ob es Anzeichen dafür gab, daß der Turm bewohnt war.

Er hockte sich nieder und schlang die Arme um die Knie. Die über ihm aufragende Masse des Turms mit ihren dicken schwarzen Steinen bedrückte ihn. Man konnte sich leicht ausmalen, daß der Turm auf ihn harrte wie ein Riese, der zu schlafen vorgab und nur auf den Augenblick lauerte, in dem Simon in Reichweite kommen würde.

Die Zeit verging unendlich langsam. Als er das Warten nicht länger ertrug, löste er sich aus dem Efeu, der ihn gar nicht wieder freigeben zu wollen schien. Niemand hatte sich der Tür genähert, nirgends im ganzen Inneren Zwinger war etwas zu sehen gewesen. In den Fenstern war ihm kein

Licht mehr aufgefallen, und er hatte nichts mehr gehört als das Klagen des Windes in den Turmspitzen. Es war Zeit.

Aber wie hineinkommen? Es würde ihm wohl kaum gelingen, die riesigen schwarzen Türen aufzubrechen. Wer so voller Geheimnisse steckte wie Pryrates, hatte die Tür zu seiner Festung ganz bestimmt mit Schlössern gesichert, die ein Heer am Eindringen hindern würden. Nein, er würde sicher klettern müssen. Das Torhaus über dem Eingang war vermutlich die beste Möglichkeit. Von seinem Dach konnte er vielleicht in eines der höhergelegenen Fenster einsteigen. Die Mauersteine waren schwer und roh verfugt; er würde unschwer Halt finden.

Er schlüpfte in den Schatten des Torhauses, um von dort einen Blick auf die schwarzen Balken der beiden Türflügel zu erhaschen. Sie waren wirklich ungeheuer dick – Simon schätzte, daß selbst mit Äxten bewaffnete Männer mindestens einen halben Tag brauchen würden, um sie einzuschlagen. Versuchsweise faßte er nach einem der massiven Türgriffe und zog. Der rechte Flügel glitt lautlos nach außen.

Simon war so erschrocken, daß er in den Nieselregen zurücktaumelte.

Die Türen waren offen – unverschlossen! Am liebsten wäre er sofort weggerannt, fest überzeugt, daß man ihm eine Falle gestellt hatte. Aber als er stehenblieb, mit erhobenen Händen, wie um einen Schlag abzuwehren, sah er ein, daß das unwahrscheinlich war. Vielleicht gab es im Inneren des Turms stärkere Schutzvorrichtungen? Wieder zauderte er. Sein Herz hämmerte.

Sei kein Dummkopf. Entweder du gehst hinein, oder du bleibst draußen. Nur bleib nicht mitten im Weg stehen, bis dich jemand findet.

Er ballte die Fäuste und trat ein. Die Tür zog er hinter sich zu.

Die Fackel in seinem Gürtel, die er mit Öl aus einem der Lagerräume im Grünengelturm wieder brennbar gemacht hatte, war zunächst nicht nötig. In einer Halterung an der Wand der hohen Eingangshalle brannte schon eine andere, die die Schatten in den Ecken schwanken ließ. Simon mußte daran denken, wer sie wohl angezündet hatte, verdrängte diese zwecklose Frage aber gleich wieder; er konnte sich nur umsehen, versuchen, sich möglichst lautlos zu bewegen, und horchen, ob sich außer ihm noch jemand im Hjeldinturm aufhielt. Er durchquerte die Eingangshalle. Das laute Scharren seiner Stiefelsohlen auf dem Steinfußboden erschreckte ihn. Eine Treppe an der einen Wand führte hinauf in die oberen, dunkleren Räume des Turms. Sie würden warten müssen.

So viele Türen! Simon suchte eine aus und öffnete sie behutsam. Das

aus der Vorhalle hereindringende Licht zeigte ihm einen Raum, dessen gesamte, reichhaltige Einrichtung aus zusammengeschnürten und verleimten Knochen bestand, darunter ein großer Sessel mit einem Baldachin, der – wie eine groteske Verhöhnung des Hochkönigsthrons – aus lauter Schädeln gemacht war. Menschlichen Schädeln. An vielen Knochen hingen noch dunkle, verdorrte Fleischfetzen. Irgendwoher kam ein zischelndes Zirpen wie von einer Grille. Simon wurde übel. Hastig schloß er die Tür.

Als er sich etwas erholt hatte, zündete er seine eigene Fackel an der Wandfackel an. Wenn er wirklich nach dem Schwert suchen wollte, mußte er sich auch in den dunklen Ecken umsehen können, ohne Rücksicht auf das, was er dort vielleicht fand.

Noch einmal betrat er das Knochenzimmer, aber eine weitere Untersuchung ergab nichts als die grauenvolle Einrichtung, eine unfaßliche Ansammlung von Gebeinen. Simon hoffte, daß sich auch Tierknochen darunter befanden, aber er bezweifelte es. Das beharrliche Summen der Grille vertrieb ihn auch diesmal.

Der nächste Raum war vollständig mit Wannen vollgestellt, die mit ausgespannten Netzen verschlossen waren. Wesen, die Simon nicht genau erkennen konnte, wälzten sich plätschernd in dunklen Flüssigkeiten; ab und zu wölbten sich die Netze nach außen, wenn ein glitschiger Rücken oder ein merkwürdig auslaufendes Körperglied dagegen drückte. In einer weiteren Kammer fand Simon Tausende von kleinen, silbrigen Figuren, die mit verblüffender Genauigkeit und Wirklichkeitstreue geformte Männer und Frauen darstellten. Jedes winzige Standbild war die vollkommene Wiedergabe eines vor Furcht oder Verzweiflung erstarrten Menschen. Als Simon eine der Figuren in die Hand nahm, fühlte sich das glänzende Metall schlüpfrig und eigentümlich warm an. Rasch stellte er sie wieder hin und verließ rückwärts den Raum. Er war überzeugt, daß sie sich in seinem Griff gewunden hatte.

So wanderte er von einem Raum zum anderen, immer wieder aufs neue erschüttert von dem, was er entdeckte, sei es von der schieren Widerwärtigkeit von Pryrates' Schätzen, sei es von ihrer Rätselhaftigkeit. Das letzte Zimmer des Erdgeschosses enthielt ebenfalls ein paar Knochen, die aber viel zu groß waren, um einem menschlichen Wesen gehört zu haben. Sie brodelten in einem großen Faß, das über einem Ölbrenner hing, und erfüllten die Luft mit bestialischem, jedoch nicht näher bestimmbarem Gestank. Aus einem Hahn in der Seite des Fasses rann eine dicke, schwarze Flüssigkeit in zähen Tropfen in eine geräumige steinerne Schüssel. Der übelrie-

chende Dampf, der von ihr aufstieg, machte Simon ganz schwindlig. Die Narbe auf seiner Wange brannte plötzlich. Eine rasche Durchsuchung ergab keine Spur des Schwertes, und Simon kehrte dankbar in die vergleichsweise frische Luft vor der Tür zurück.

Nach kurzem Zögern erklomm er die Treppe zum nächsten Stockwerk. Bestimmt gab es auch in den Katakomben unter dem Turm noch viel zu entdecken, aber damit hatte er es nicht eilig. Diesen Teil der Suche würde er bis zum Schluß aufschieben und beten, daß er vorher auf das Schwert stieß.

Ein Raum voller Glasbehälter und Retorten, sehr ähnlich denen, die Morgenes auch gehabt hatte, ein anderer, dessen Wände und Decke voll ungewöhnlich dicker Spinnweben hingen – hier suchte Simon nur kurz und flüchtig –, ein dritter, der wie ein Gewächshausdschungel voller Schlingpflanzen und fetter, fauliger Blüten wirkte – Simon durchschritt sie einen nach dem anderen und kam sich immer mehr wie der Bauernjunge im Märchen vor, der in das Zauberschloß der Hexe eindringt. Einige Kammern hatten einen so grausigen Inhalt, daß er es einfach nicht über sich brachte, länger als einen Augenblick in die düsteren Schatten zu spähen und dann sofort die Tür zuschob. Es gab eben Dinge, zu denen er sich trotz allen guten Willens nicht zwingen konnte; wenn das Schwert in einer dieser Kammern lag, würde es liegenbleiben.

Ein Raum, der auf den ersten Blick nicht weiter erschreckend wirkte, enthielt nur ein kleines Feldbett mit einer Liegefläche aus merkwürdig geflochtenen Lederriemen. Zuerst dachte Simon, daß hier vielleicht Pryrates schlief … bis er das Loch im Steinboden und die Flecken unter dem Lager sah. Schaudernd eilte er hinaus. Viel länger würde er nicht in diesem Turm bleiben können, ohne den Verstand zu verlieren, das wußte er.

Im fünften Stockwerk dieses priesterlichen Alptraum-Vorratshauses zauderte Simon. Dies war die Ebene, in der die großen roten Fenster lagen; wenn er mit seiner Fackel durch die Zimmer ging, bestand die Möglichkeit, daß jemandem draußen das Flackern von Licht in einem Turm auffiel, der eigentlich unbewohnt sein sollte. Nach einigem Nachdenken steckte er seine Fackeln in eine der hohen Wandhalterungen des Vorraums. Es war ihm klar, daß er in fast völliger Dunkelheit weitersuchen mußte, aber er war so lange unter der Erde gewesen, daß er das Gefühl hatte, dafür besser geeignet zu sein als so ziemlich jeder andere, außer natürlich einem Sitha … oder einem Nornen.

Auf diesen Treppenabsatz mündeten nur drei Räume. Der erste war wie-

der eine kahle Kammer mit einem Feldbett, unter dem sich aber kein Abfluß im Boden befand. Simon zweifelte nicht daran, diesmal wirklich Pyrates' Schlafraum vor sich zu haben; die kalte Leere des Raums schien zu dem Mann zu passen. Simon konnte sich den schwarzäugigen Priester vorstellen, wie er auf dem Rücken lag, ins Nichts starrte und seine Netze wob. Das Zimmer verfügte über einen Abtritt, eine eigenartig menschliche Einrichtung für ein so unmenschliches Geschöpf.

Der zweite Raum enthielt eine Art Reliquienschrein. An sämtlichen Wänden standen Regale, auf denen Figuren jeden Zoll Raum einnahmen. Sie waren nicht wie die silbernen Figürchen im Erdgeschoß alle gleich, sondern es gab sie in unzähligen Formen und Größen. Manche erinnerten an Heiligenbilder, andere an windschiefe Holzfetische, wie Kinder oder Geistesgestörte sie schnitzen. In gewisser Weise war es ein faszinierender Anblick. Hätte Simon sich nicht derart dem Grauen des entsetzlichen Turms ausgeliefert gefühlt und wäre er sich nicht des unglaublichen Wagnisses bewußt gewesen, das er mit seiner bloßen Anwesenheit hier einging, hätte er sich vielleicht gern die Zeit genommen, die bizarre Sammlung genauer zu betrachten. Manche Figuren bestanden aus Wachs mit aus den Köpfen herausragenden Dochten, andere waren kaum mehr als ein Gemisch von Knochen, Lehm und Federn, aber jede besaß eine erkennbare Gestalt, auch wenn einige mehr Tieren als Menschen ähnelten.

Nur ein Schwert war nirgends zu sehen. Als Simon den Raum verließ, schienen die Augen eines Teils der Abbilder ihm zu folgen.

Der letzte und größte Raum war wohl die Studierstube des Priesters. Hier fielen die großen, blutroten Fenster am meisten ins Auge, weil sie einen großen Teil der runden Wand einnahmen. Sie waren dunkel, denn draußen war Nacht. Das Zimmer war vollgestopft mit Schriftrollen, Büchern und vielen anderen Dingen, die einen ebenso wahllosen, seltsamen und unerfreulichen Eindruck machten wie der Inhalt der anderen Kammern. Wenn er das Schwert auch hier nicht fand, blieben nur noch die Katakomben unter dem Turm. Ganz oben auf dem Dach stand eine Vielzahl von Geräten zum Beobachten der Sterne und anderer rätselhafter Maschinen, das hatte er am späten Nachmittag von einem der schmalen Fenster des Grünengelturms aus gesehen. Er nahm nicht an, daß etwas so Wertvolles wie das Schwert dort oben im Freien versteckt war, aber er würde trotzdem nachschauen. Nur auf nichts verzichten, das ihm vielleicht den Weg unter Hjeldins Denkmal ersparte…

Die Studierstube war voll dunkler Schatten und allzu vieler Gegenstän-

de. Überall auf dem Fußboden lag etwas, nur die Wände waren merkwürdig kahl; dort gab es weder Möbel noch andere Dinge. Mitten im Raum stand mit dem Rücken zur Tür ein hochlehniger Sessel, den Sitz den hohen Fenstern zugekehrt. Er war umringt von freistehenden Schränken und Truhen, die von Pergamenten und Büchern in schweren Einbänden überquollen. Im schwachen Schein der Fackel draußen im Vorraum sah Simon, daß die Wand unter den Fenstern mit hellen, aufgemalten Runen bedeckt war.

Er ging ein paar Schritte darauf zu und stolperte plötzlich. Irgend etwas stimmte nicht. Er spürte ein sonderbares Prickeln, ein leichte Übelkeit erregendes Gefühl von Unsicherheit in Knochen und Eingeweiden. Gleich darauf schoß aus der Schwärze des Sessels eine Hand hervor und schloß sich um seinen Arm. Simon kreischte laut auf und wäre hingefallen, aber die Hand ließ ihn nicht los. Der kraftvolle Griff war kalt wie Frost.

»Wen haben wir denn da?« fragte eine Stimme. »Einen Eindringling?«

Es gelang Simon nicht, sich loszureißen. Sein Herz raste so, daß er vor Angst zu sterben glaubte. Langsam wurde er wieder in die Höhe und um den Sessel herumgezogen, bis er in das bleiche Gesicht starren konnte, das ihn aus dem Schatten anblickte. Die Augen, die sich in die seinen bohrten, waren kaum wahrnehmbar, matte Flecken gespiegelten Lichts, aber sie schienen ihn ebenso festzuhalten wie die knochigen Finger an seinem Handgelenk.

»Wen haben wir da?« wiederholte der Mann, der ihn gefangen hatte, und beugte sich vor, um ihn zu mustern.

Es war König Elias.

XVII
Glut am Nachthimmel

So dringlich auch sein Auftrag und so quälend der dumpfe Schmerz in seinem Steißbein war, Tiamak mußte erst einmal stehenbleiben und zuschauen, was sich auf dem weiten Berghang abspielte.

Der Gedanke kam ihm, daß er in seinem Leben soviel Zeit darauf verwendet hatte, Schriftrollen und Bücher zu lesen, daß er nur selten die Gelegenheit wahrnehmen konnte, das, wovon sie handelten, selbst zu erleben. Bis auf seinen kurzen Aufenthalt in Ansis Pelippé und seine allmonatlichen Streifzüge über den Markt von Kwanitupul waren die Fährnisse des Lebens seinem Häuschen im Banyanbaum im wesentlichen nicht nahegekommen. Erst in diesem letzten Jahr war Tiamak zwischen die mächtigen Mühlsteine der Sterblichen und Unsterblichen geraten. An der Seite einer Prinzessin und eines Herzogs hatte er gegen Ungeheuer gekämpft. Er war einer der legendären Sithi begegnet und hatte mit ihr gesprochen. Er war Zeuge der Rückkehr des größten Ritters gewesen, den das Johaninische Zeitalter aufbieten konnte. Jetzt, als hätten die Seiten aus einem von Doktor Morgenes' staubigen Folianten magisches Leben gewonnen, stand er hier unter einem Himmel voller Wolken und sah zu, wie sich nach einem Kampf auf Leben und Tod im berühmten Onestrinischen Paß ein ganzes Heer ergab. Kein Zweifel, jeder Gelehrte, der seinen Federkiel wert war, würde alles darum geben, an seiner Stelle zu sein.

Und warum, fragte sich Tiamak, hatte er dann eine so heftige Sehnsucht, seinen Banyanbaum wiederzusehen?

Ich bin, wie Sie-die-wachen-und-gestalten mich gemacht haben, entschied er. *Ich bin kein Held wie Camaris oder Josua oder sogar der arme Isgrimnur. Nein, ich gehöre zu Vater Strangyard und unseresgleichen – den Kleinen, den Stillen. Wir wollen nicht, daß alle ihre Augen auf uns richten und nur darauf warten, was wir als nächstes tun.*

Und doch, wenn er an einiges zurückdachte, was er gesehen und sogar getan hatte, war er gar nicht so sicher, daß er darauf verzichtet hätte, falls

er hätte wählen dürfen. *Natürlich nur, solange es mir gelingt, Ihr-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen noch ein Weilchen zu entwischen.*

Ich hätte nichts dagegen, eine Familie zu haben, nichts gegen eine Frau und Kinder, die mein Haus mit Lachen erfüllen, wenn ich alt bin.

Aber dazu mußte er sich erst einmal eine Wran-Braut suchen. Denn selbst wenn er etwas für die großen, fischhäutigen Frauen aus den Trokkenländerstädten übrig gehabt hätte, bezweifelte er, daß sie davon begeistert sein würden, in einem Baumhaus mitten im Sumpf von Krebssuppe zu leben.

Josuas Stimme unterbrach seine Gedanken. Er wollte auf den Prinzen zugehen, um seine Botschaft auszurichten, fand aber den Weg von mehreren kräftigen Soldaten versperrt, die in das Schauspiel, das sich ihnen bot, so vertieft waren, daß sie es nicht eilig hatten, den kleinen Mann durchzulassen.

»Ihr seid schon hier, wie ich sehe«, begrüßte der Prinz jemanden. Der Wranna stellte sich auf die Zehen, um etwas zu sehen.

»Wo sollte ich auch sonst hingehen, Prinz Josua.« Varellan erhob sich, um den Sieger zu empfangen. Selbst mit Schnittwunden und blauen Flekken im Gesicht, den Arm in der Schlinge, machte Benigaris' jüngerer Bruder als Heerführer einen wenig überzeugenden Eindruck. Er war hochgewachsen und sah auf eine dünne, bläßliche Art recht gut aus, aber seine Augen hatten etwas Wäßriges, und in seiner Haltung lag etwas Entschuldigendes. Tiamak fand, er ähnele einem Schößling, der nicht genügend Sonne bekommen hatte.

Vor ihm stand Josua, der noch immer seinen zerrissenen Wappenrock und die bespritzten Stiefel trug, als wäre die Schlacht nicht schon vor zwei ganzen Tagen, sondern erst vor Minuten zu Ende gegangen. Er hatte seitdem das Lager nicht verlassen und so viel zu tun gehabt, daß er, dessen war Tiamak sicher, kaum mehr als ein paar Stunden zwischendurch geschlafen hatte.

»Es gibt keinen Grund, beschämt zu sein, Varellan«, erklärte der Prinz mit fester Stimme. »Eure Männer haben gut gekämpft, und Ihr habt Eure Pflicht erfüllt.«

Varellan schüttelte erbost den Kopf und sah einen Moment aus wie ein unzufriedenes Kind. »Ich habe versagt. Benigaris wird es nicht kümmern, daß ich meine Pflicht erfüllt habe.«

»Ihr mögt in einem Punkte versagt haben«, sagte Josua, »aber dieses

Versagen bewirkt vielleicht mehr Gutes, als Ihr wißt – obwohl Euer Bruder wenig Nutzen daraus ziehen wird.«

Schweigend trat Camaris vor und stellte sich neben ihn. Varellan sperrte die Augen so weit auf, als wäre sein Onkel ein überlebensgroßes Fabeltier – was er, fand Tiamak, in gewisser Weise ja auch war. »Ich kann über das, was geschehen ist, nicht glücklich sein«, sagte Varellan gepreßt.

»Wenn wir dieses Gespräch beendet haben, werdet Ihr vieles wissen, das Euch vielleicht veranlaßt, Eure Meinung zu ändern.«

Varellan verzog das Gesicht. »Habe ich denn immer noch nicht genug gehört? Nun gut, dann laßt uns zum Schluß kommen. Mein Kriegsbanner habt Ihr schon erobert; ich hätte es Euch lieber auf dem Schlachtfeld überreicht.«

»Ihr wart verwundet.« Josua sprach wie zu einem Sohn. »Es ist keine Schande, vom Feld getragen zu werden. Ich habe Euren Vater gut gekannt; er wäre stolz auf Euch gewesen.«

»Ich wünschte, ich könnte Euch glauben.« Varellan, den seine Armschlinge behinderte, zog mühsam eine schmale goldene Gerte aus dem Gürtel. Sie wurde von der Figur eines Vogels mit hohem Schopf gekrönt. Mit schmerzverzerrtem Gesicht kniete der Herzogssohn nieder. »Prinz Josua, hier ist das Zeichen meines Amtes, der Stab des Kriegführers der Benidriviner. Ich erkläre die Unterwerfung der unter meinem Befehl stehenden Männer. Wir sind Eure Gefangenen.«

»Nein.« Bei diesem Wort ging ein Raunen der Überraschung durch die umstehende Menge. »Nicht mir ergebt Ihr Euch.«

Verständnislos und finster sah Varellan ihn an. »Herr?«

»Die Soldaten von Nabban haben sich keinem fremden Heer ergeben. Der Euch besiegt hat, ist das rechtmäßige Oberhaupt Eures Hauses. Obwohl Euer Bruder einen Vatermord begangen hat – ich weiß, daß Ihr mir das noch nicht glaubt, Varellan, aber es ist so –, wird das benidrivinische Haus weiterregieren, auch dann, wenn Benigaris in Ketten liegt.« Er trat zurück. »Ihr ergebt Euch Camaris, nicht mir.«

Camaris, der noch verblüffter schien als Varellan, sah Josua fragend an. Dann streckte der alte Ritter nach kurzem Zögern den langen Arm aus und nahm den Stab sanft aus den Fingern des Jünglings. »Steh auf, Neffe«, sagte er. »Du hast unserem Haus nur Ehre gebracht.«

In Varellans Zügen stritten sich die Gefühle. »Wie ist das möglich? Entweder Ihr und Josua lügt und ich habe unseren wichtigsten Paß an einen Thronräuber verloren, oder ich habe für die Sache eines Mannes, der mei-

nen Vater ermordet hat, Hunderte tapferer Krieger in den Tod geschickt!«

Camaris schüttelte den Kopf. »Wenn Ihr schuldlos geirrt habt, trifft Euch kein Vorwurf.« In seiner Stimme lag eine sonderbare Schwermut, und vor seinem Blick schien etwas anderes zu stehen als der zutiefst verstörte junge Mann. »Nur wenn man freiwillig Böses tut, auch wenn die Tat gering und töricht scheint, trauert Gott.« Er blickte auf Josua, der nickte. Der alte Ritter drehte sich um und sah die ringsum versammelten Soldaten und Gefangenen an. »Hiermit erkläre ich, daß alle, die mit uns für die Befreiung von Nabban kämpfen wollen, freie Männer sein sollen!« rief er so laut, daß man es bis in die fernsten Winkel des Heerlagers hören konnte. Er hob den Stab, und sekundenlang schien es, als umblitze ihn noch einmal das grelle Licht der Schlacht. »Das Haus des Eisvogels wird sich seine Ehre zurückholen!«

Von den Männern kamen laute Rufe. Selbst Varellans besiegtes Heer schien überrascht zu sein und neuen Mut zu fassen. Tiamak benutzte den Beginn der allgemeinen Feier dazu, sich durch die Soldaten zu drängen und an Josuas Seite zu schlüpfen. Der Prinz wechselte gerade ein paar weitere leise Worte mit dem noch immer zornigen und verwirrten Varellan.

»Hoheit?« Der Wranna stand neben dem Prinzen und war sich inmitten so vieler gepanzerter Riesen der eigenen kleinen Gestalt unbehaglich bewußt. Wie hielten der kleine Binabik und seine Trollbrüder – keiner von ihnen größer als zwei Drittel von Tiamaks Höhe – das aus?

Josua drehte sich nach dem Sprecher um. »Einen Augenblick noch, Tiamak, bitte. Varellan, das alles reicht viel tiefer zurück als nur bis zur Tat Eures Bruders am Stierrückenberg. Ihr werdet Dinge hören, die Euch seltsam und unglaublich vorkommen werden – aber ich muß Euch sagen, daß neuerdings das Unmögliche zum Tatsächlichen geworden ist.«

Tiamak hatte keine Lust zu warten, bis Josua die ganze Geschichte vom Krieg des Sturmkönigs erzählt hatte. »Bitte, Prinz. Man hat mich zu Euch geschickt, weil Eure Gemahlin, die Herrin Vara, im Begriff steht, ihr Kind zu gebären.«

»Was?« Plötzlich gehörte ihm Josuas ungeteilte Aufmerksamkeit. »Geht es ihr gut? Ist alles in Ordnung?«

»Das kann ich nicht sagen. Herzogin Gutrun schickte mich sofort zu Euch, als es anfing. Ich bin den ganzen Weg vom Kloster hergeritten – und ich bin das Reiten nicht gewöhnt.«

Tiamak widerstand der Versuchung, sich das schmerzende Hinterteil zu reiben, denn so freundschaftlich seine Beziehungen zum Adel des Reiches

sich auch entwickelt hatten, gab es vermutlich doch noch gewisse Grenzen. Allerdings tat es wirklich weh. Das Herumreiten auf einem Tier, das soviel größer war als man selbst, hatte etwas Unkluges und Gefährliches. Eine Angewohnheit der Trockenländer, die er bestimmt nicht annehmen würde.

Der Prinz sah ratlos auf Varellan, dann auf Camaris. Die Lippen des alten Ritters kräuselten sich zu einem geisterhaften Lächeln, aber selbst darin lag Pein. »Geht nur, Josua«, meinte er. »Auch ohne Euch kann ich Varellan vieles sagen.« Er stockte einen Augenblick, und sein Gesicht schien plötzlich zu schrumpfen; Tränen stiegen ihm in die Augen. »Gott schenke Eurer Gemahlin eine gesunde Entbindung.«

»Danke, Camaris.« Josua war so zerstreut, daß er nicht weiter auf das Verhalten des alten Mannes achtete. Er drehte sich um. »Tiamak. Vergebt mir meine Unhöflichkeit. Wollt Ihr mit mir zurückreiten?«

Der Wranna schüttelte den Kopf. »Nein, danke, Prinz Josua. Ich habe hier noch anderes zu erledigen.«

Zum Beispiel mich von diesem Ritt zu erholen, fügte er innerlich hinzu.

Der Prinz nickte und stürmte davon.

»Komm«, sagte Camaris und legte Varellan den langen Arm um die Schulter. »Wir müssen miteinander reden.«

»Ich bin gar nicht so sicher, daß ich wirklich hören möchte, was Ihr mir sagen wollt«, entgegnete der junge Mann nur halb im Scherz.

»Nicht ich allein bin es, der sprechen sollte, Neffe«, versetzte der alte Ritter und wischte sich mit dem Ärmel die Augen. »Es gibt so vieles, das ich von dir erfahren möchte – über meine Heimat und meine Familie. Komm.«

Er steuerte Varellan auf die Reihe der auf dem Bergkamm errichteten Zelte zu. Tiamak sah ihnen nicht ohne Enttäuschung nach.

Da haben wir es wieder. Mittendrin mag ich sein, aber ich bleibe dennoch ein Außenseiter. Wenn diese Geschichte in einem Buch stünde, wüßte ich wenigstens, was sie einander jetzt erzählen. So ein einsamer Banyanbaum hat doch etwas für sich.

Ein Stück folgte er den sich Entfernenden noch mit den Augen, dann schauderte er zusammen und wickelte sich enger in seinen Mantel. Es war wieder kalt geworden. Der Wind schnitt wie mit Messern. Tiamak entschied, daß es Zeit war, sich einen Schluck Wein zu suchen.

Über Naglimund lag ein giftig kalter Nebel. Eolair hätte viel darum ge-

geben, jetzt in seiner großen Halle in Nad Mullach am Feuer zu sitzen, der Krieg eine Erinnerung aus alten Zeiten. Doch der Krieg war da und wartete auf ihn, nur ein kleines Stück den Hang hinauf.

»Haltet stand«, ermahnte er die hinter ihm zusammengedrängten Hernystiri. »Bald werden wir vorrücken. Und Vergeßt nicht: Sie bluten alle, und sie sterben alle.«

»Aber wir sterben schneller«, versetzte einer der Männer ruhig.

Eolair hatte nicht das Herz, ihn zurechtzuweisen. »Es ist das Warten«, murmelte er zu Isorn. Der Herzogssohn sah ihn mit bleichem Gesicht an. »Es sind tapfere Männer. Das Warten und das Nichtwissen sind es, die sie so zermürben.«

»Nicht nur das.« Isorn deutete mit dem Kinn auf die Festung über ihnen, die als zerklüfteter Schatten aus dem Dunst ragte. »Es ist auch dieser Ort – und es sind die, gegen die wir kämpfen.«

Eolair knirschte mit den Zähnen. »Was hält die Sithi? Vielleicht sähe alles anders aus, wenn wir verstünden, warum sie so handeln. Ich schwöre, daß es mir manchmal so vorkommt, als warteten sie darauf, daß der Wind umschlägt oder bestimmte Vögel über uns wegfliegen. Es ist, als kämpfte man in einem Heer von Hellsehern.« Trotz der Anspannung, unter der er selbst stand, warf Isorn dem Grafen einen Blick voller Mitgefühl zu. Eolair spürte ihn fast wie einen Tadel. »Sie wissen am besten, wie man ihresgleichen bekämpft.«

»Ich weiß ja, ich weiß.« Eolair schlug auf den Schwertgriff. »Aber am liebsten wäre mir…«

Ein hoher Ton sang über den Hang. Zwei weitere Hörner fielen ein. »Endlich!« Der Graf von Nad Mullach holte tief Atem, wandte sich im Sattel und rief seinen Männern zu: »Wir folgen den Sithi! Bleibt zusammen. Haltet einander den Rücken frei und verlauft euch nicht in dieser götterverfluchten Suppe!«

Wenn er auf einen Antwortruf der Männer gerechnet hatte, wurde er enttäuscht. Doch als er bergauf sprengte, folgten sie ihm. Bei einem Blick über die Schulter sah er sie durch den Schnee waten, stumm und verbissen wie Sträflinge. Wieder wünschte er sich, er hätte ihnen ein besseres Los bieten können.

Aber was war anders zu erwarten? Wir kämpfen gegen einen unnatürlichen Feind, unsere Verbündeten sind nicht weniger sonderbar, und die Schlacht findet nicht einmal auf unserem eigenen Boden statt. Es ist schwer für die Männer zu begreifen, daß dies alles trotzdem zum Wohl

Hernystirs geschieht, ganz zu schweigen vom Wohl ihrer Dörfer und Familien. Selbst ich begreife es kaum, obwohl ich es glaube.

Nebel umwirbelte sie, als sie sich Naglimunds schattenhaften Mauern näherten. Hinter der Bresche konnte er undeutlich Gestalten sehen, die sich bewegten, obwohl eine Besonderheit des Schalls die schrillen Schreie der Nornen und die vogelartigen Kriegsgesänge der Sithi scheinbar von allen Seiten ertönen ließ. Unvermittelt standen sie vor der großen Mauerlücke, einem weit aufgerissenen Maul, das die Sterblichen mit Haut und Haaren verschlingen wollte.

Gerade als Eolair hindurchritt, zerrissen ein Blitzschlag und Donnergepolter die Luft. Sekundenlang schien sich alles ins Gegenteil zu verkehren, der Nebel wurde schwarz, die dunklen Gestalten vor ihm strahlten weiß. Kreischend bäumte sein Pferd sich auf und kämpfte gegen die Zügel. Gleich darauf bohrte sich ein zweiter greller Lichtfleck in seine Augen und blendete ihn. Als er wieder sehen konnte, merkte er, daß das vor Angst außer sich geratene Tier zurück nach der Mauerbresche raste, mitten unter die zurückweichenden Männer des Grafen. Eolair riß mit aller Macht an den Zügeln, aber es nützte nichts. Mit einem erstickten Fluch zog er die Füße aus den Steigbügeln und rollte sich aus dem Sattel. Krachend landete er auf dem verschneiten Boden, während sein Pferd in wilder Flucht das Weite suchte. Es trieb die Soldaten auseinander und trampelte mehrere von ihnen nieder.

Eolair lag da und schnappte nach Luft. Rauhe Hände packten ihn und stellten ihn wieder auf die Füße. Zwei von seinen Hernystiri starrten ihn mit angstgeweiteten Augen an.

»Das … das Licht…«, stammelte einer.

»Mein Pferd ist toll geworden!« überschrie der Graf den Lärm. Er klopfte sich den Schnee von Beinlingen und Wappenrock und ging weiter. Die Männer schlossen sich an. Isgrimnurs Pferd hatte nicht gescheut; der junge Rimmersmann saß noch darauf und war weiter vorn schon im Nebel verschwunden.

Der Innenhof von Naglimund sah aus wie eine alptraumhafte Schmiedewerkstatt. Nebel quoll wie Rauch aus allen Ecken. Aus den hohen Fenstern loderten in Abständen Stichflammen und wehten wie riesige, brennende Vorhänge über die Steinmauern. Die Sithi waren bereits in einen Nahkampf mit den Nornen-Verteidigern verwickelt; ihre von Flammen und Nebel vergrößerten Schatten standen über der Burg wie kämpfende Götter. Einen Augenblick lang glaubte Eolair zu begreifen, was Maegwin in ihnen

sah. Er wäre am liebsten flach auf das Gesicht gefallen und hätte gewartet, bis alles vorbei war.

Im Dunst erschien ein Reiter. »Vor der inneren Burg sind die Sithi in großer Not!« rief Isorn. Sein Kinn zeigte einen blutigen Striemen. »Dort kämpfen die Riesen.«

»O ihr Götter«, sagte Eolair trübe. Er winkte seinen Kriegern mitzukommen und trabte hinter Isorn her. Bei jedem Schritt versanken seine Stiefel im Schnee, und er hatte das Gefühl, mühsam einen Steilhang hinaufzustapfen. Er wußte, daß sein Panzerhemd zu schwer war, um damit eine längere Strecke schnell zu laufen. Schon jetzt atmete er schwer, und noch war kein Schlag getauscht.

Die Schlacht vor der inneren Burg war ein Gewirr von Klingen, Nebel und fast unsichtbaren Feinden, in dem Eolairs Männer schnell verschwanden. Isorn hielt an, hob einen heruntergefallenen Spieß auf und ritt gegen einen verwundeten Riesen an, der mit seiner Keule ein halbes Dutzend Sithi in Schach hielt. Eolair spürte eine Bewegung hinter sich, fuhr herum und sah einen dunkeläugigen Nornen, der mit hoch erhobener grauer Axt auf ihn zurannte. Die beiden wechselten einige Hiebe, dann rutschte Eolair aus und fiel auf ein Knie. Noch bevor sein Feind den Vorteil nutzen konnte, scharrte der Graf eine Hand voll Schnee zusammen und warf sie wie einen weißen Schauer dem Nornen ins Gesicht. Ohne erst nachzusehen, ob er den anderen damit abgelenkt hatte, stieß er vor und schwang sein Schwert in einem knöchelhohen Bogen. Stahl krachte gegen Knochen, und sein Feind brach über ihm zusammen.

Die nächsten Sekunden schien tiefe Stille zu herrschen. Die Geräusche der Schlacht versanken, als sei der Graf in eine andere Welt versetzt worden, ein Reich des Schweigens, das nur eine Elle breit und wenige Zoll tief war und in dem es nur seinen eigenen, verzweifelten Kampf gab, seinen versagenden Atem und die Knochenfinger, die seine Kehle umkrallten. Über ihm schwebte ein weißes Gesicht, boshaft grinsend wie eine Teufelsmaske aus dem Süden. Die Augen des Scheusals waren flache, schwarze Kiesel, und sein Atem roch wie eine kalte Grube in der Erde.

Eolair trug einen Dolch im Gürtel, wollte aber den anderen nicht loslassen, um danach zu greifen, und sei es auch nur für einen Augenblick. Doch obwohl er dem Nornen an Größe überlegen war, wurden seine Hände und Arme allmählich kraftlos. Sein Gegner preßte ihm die Halsmuskeln immer enger zusammen und drückte die Luftröhre zu. Eolair blieb keine Wahl.

Er ließ die Handgelenke des Nornen los und riß den Dolch aus der

Scheide. Die Finger um seine Kehle strafften sich, und die Stille begann zu zischen; Finsternis senkte sich über die ellenbreite Welt. Eolair hackte mit dem Messer auf die Flanke des Unholds ein, bis der Druck nachließ. Dann Umschlag er den sterbenden Feind wie eine Geliebte, um ihn so zu hindern, nach der eigenen Waffe zu greifen. Endlich hörte der auf ihm liegende Körper auf zu zappeln. Eolair gab ihm einen Stoß, und der Norne rollte herunter und lag schlaff im Schnee.

Während Eolair noch nach Luft rang, tauchte am Rand seines umwölkten Gesichtsfeldes Kuroyis schwarzer Kopf auf. Der Sitha schien zu prüfen, ob der Graf am Leben bleiben würde oder nicht. Dann verschwand er wortlos aus Eolairs Blick.

Der Graf zwang sich zum Sitzen. Sein Wappenrock war naß vom schnell erkaltenden Blut des Nornen. Er starrte auf den dahingestreckten Leichnam und konnte plötzlich den Blick nicht mehr abwenden, versteinert mitten im Chaos. Etwas an der Gesichtsform seines Feindes und dem schmalen Körper war … anders.

Da lag eine Frau. Er hatte mit einer Nornin gekämpft.

Hustend kam Eolair auf die Füße. Jeder Atemzug brannte in seiner Kehle. Er brauchte sich nicht zu schämen – sie hatte ihn fast umgebracht –, aber er tat es doch.

Was für eine Welt!

Als die Stille aus seinem Kopf wich, drang das Singen von Sithi und Wolkenkindern von neuem auf ihn ein, vereinte sich mit dem mehr irdischen Wut- und Schmerzensgebrüll und erfüllte die Luft mit einer komplizierten und erschreckenden Musik.

Eolair blutete aus einem Dutzend Wunden. Seine Glieder waren schwer wie Stein. Die Sonne, die den ganzen Tag nicht richtig herausgekommen war, schien im Westen versunken zu sein, aber er hätte nicht sagen können, ob es der Sonnenuntergang oder die hüpfenden Flammen waren, die die Nebel so rot färbten. Von den Verteidigern der inneren Burg waren die meisten gefallen. Nur ein letztes Aufgebot der Nornen und der letzte und größte Riese waren noch übrig, zurückgedrängt in einen überdachten Laufgang vor den hohen Türen des Bergfrieds. Sie schienen entschlossen, diese Stellung zu halten. Die aufgeweichte Erde vor ihnen war übersät von Leichen und mit Blut getränkt.

Als das Getümmel nachließ, befahl der Graf seinen Hernystiri den Rückzug. Das Dutzend, das noch stand, hatte stumpfe Augen und fiel fast

um vor Müdigkeit, aber sie bestanden darauf, bis zum Ende weiterzukämpfen. Eolair empfand eine grimmige Liebe für sie, während er laut über ihren Starrsinn fluchte. Er erklärte ihnen, daß dieser Kampf nur noch die Sithi angehe; lange Waffen und schnelle Reflexe würden benötigt, wo die taumelnden Menschen nur noch ihre versagenden Körper und tapferen Herzen zu bieten hatten. Er bestand auf seinem Rückzugsbefehl und schickte seine Männer in die verhältnismäßige Sicherheit der Außenmauer. Dabei wünschte er sich verzweifelt, wenigstens einige von ihnen lebendig aus diesem Alptraum herauszubringen.

Er selbst blieb zurück, um nach Isorn zu suchen, der sich auf den Ruf des Kriegshorns nicht gemeldet hatte. Unbeachtet von den Sithikriegern, die den Riesen aus dem schützenden Bogengang herauszutreiben versuchten, wo er ihnen noch in seinen letzten Momenten furchtbare Wunden schlug, stolperte der Graf am Rande des Gefechts dahin. Die Sithi schienen es ungeheuer eilig zu haben; Eolair konnte nicht verstehen, warum. Fast sämtliche Verteidiger waren tot; der kleine Rest schützte die Türen des Bergfrieds, und wer immer sich darin aufhielt, schien sie offenbar lieber sterben zu sehen, als den Versuch zu unternehmen, sie hereinzuholen. Nach und nach würden die Sithi sie abschießen; Jirikis Volk besaß zwar kaum noch Pfeile, aber mehrere der Nornen hatten ihre Schilde verloren, und im zottigen Pelz des halb hinter einem Bogenpfeiler versteckten Riesen steckte bereits ein halbes Dutzend gefiederter Schäfte.

Vor Eolair lagen die Körper von Sterblichen und Unsterblichen unterschiedslos verstreut, als hätten die Götter sie vom Himmel herabgeschleudert. Der Graf kam an vielen Gesichtern vorbei, die er kannte: junge Hernystiri, mit denen er gestern abend noch am Lagerfeuer gesessen hatte, Sithi, deren goldene Augen ins Nichts starrten. Endlich, auf der anderen Seite des Bergfrieds, fand er Isorn. Der junge Rimmersmann lag mit verrenkten Gliedern auf der Erde, neben ihm der heruntergefallene Helm. Sein Pferd war fort.

Brynioch von den Himmeln! Eolair war seit Stunden dem eisigen Wind ausgesetzt, aber als er den Körper seines Freundes sah, wurde ihm noch kälter. Isorns Hinterkopf war überströmt von Blut. *O ihr Götter, was soll ich seinem Vater sagen!*

Er rannte auf Isorn zu und packte ihn an der Schulter, um ihn umzudrehen. Das Gesicht des jungen Rimmersmanns war eine Maske aus Schlamm und rasch schmelzendem Schnee. Vorsichtig wischte Eolair es ab. Isorn würgte.

»Du lebst!«

Isorn schlug die Augen auf. »Eolair?«

»Ja, ich bin es. Was ist geschehen, Mann? Bist du schwer verwundet?«

Isorn holte tief und rasselnd Atem. »Der Erlöser bewahre mich, ich weiß es nicht. Ich fühle mich, als hätte man mir den Schädel gespalten.« Er betastete ihn mit zitternder Hand und starrte dann auf die rotgefärbten Finger. »Einer der *Hunen* hat mich erwischt. Ein großes, haariges Ungetüm.« Er sank zurück und schloß die Augen. Wieder erschrak Eolair, aber schon blickte Isorn zu ihm auf. Er sah etwas wacher aus, aber seine Worte überzeugten Eolair vom Gegenteil.

»Wo ist Maegwin?«

»Maegwin?« Eolair nahm die Hand des jungen Mannes. »Sie befindet sich im Lager. Du dagegen liegst im Innenhof von Naglimund und bist verletzt. Ich werde Leute holen, die mir helfen, dich fortzubringen.«

»Nein«, unterbrach ihn Isorn, ungeduldig trotz aller Schwäche. »Sie war hier. Ich rannte ihr nach, als mich der Riese … mit seiner Keule traf. Er hat nicht mit ganzer Kraft zugeschlagen.«

»Maegwin … hier?« Eolair kam es vor, als spreche der Nordmann plötzlich eine fremde Sprache. »Was meinst du?«

»Was ich gesagt habe. Ich sah sie in der Nähe der Kämpfenden; sie ging quer über den Hof nach der Rückseite des Bergfrieds. Zuerst dachte ich, es wäre ein Trugbild im Nebel, aber ich weiß ja, daß sie schon die ganze Zeit so sonderbar war. Ich folgte ihr und sah sie gerade noch … dort…«, er verzog vor Schmerz das Gesicht und zeigte auf die entgegengesetzte Ecke des massiven Bergfrieds. »Ich lief ihr nach, da erwischte mich der *Hune* von hinten. Bevor ich es noch begriff, lag ich schon hier. Ich weiß nicht, warum er mir nicht den Garaus gemacht hat.« Trotz der Kälte standen ihm Schweißperlen auf der bleichen Stirn. »Vielleicht kamen gerade ein paar Sithi.«

Eolair stand auf. »Ich hole Hilfe. Bleib ganz ruhig liegen.«

Isorn versuchte zu lächeln. »Und dabei wollte ich heute abend im Burggarten lustwandeln.«

Der Graf deckte den Freund mit seinem Mantel zu und rannte zur Vorderseite der Burg zurück, vorbei an den Belagerern, die die großen Türen bestürmten. Er fand seine Hernystiri an einer Lücke der Außenmauer, zusammengedrängt wie Schafe, die sich vor dem Donner fürchten. Vier der kräftigsten nahm er mit zurück; sie sollten Isorn ins Lager tragen. Sobald er

sich überzeugt hatte, daß sie ihn in Sicherheit brachten, machte er sich auf die Suche nach Maegwin. Es hatte seine ganze Selbstbeherrschung gefordert, zunächst dafür zu sorgen, daß seinem Freund nichts mehr geschehen konnte.

Er brauchte nicht lange, um die Prinzessin zu finden. Sie lag zusammengekrümmt hinter dem Bergfried auf der Erde. Obwohl er kein Zeichen von Gewalt an ihr finden konnte, fühlte ihre Haut sich totenkalt an. Falls sie noch atmete, war es nicht festzustellen.

Als er eine Weile später wieder zu sich kam, trug er Maegwins schlaffen Körper in den Armen und stolperte am Fuß des Burgbergs von Naglimund ins Lager hinein. Wie er dorthin gelangt war, wußte er nicht. Einige der Männer hoben den Kopf, als er näherkam, aber ihre Blicke bedeuteten ihm nicht mehr als die hellen Augen von Tieren.

»Kira'athu sagt, sie lebt, aber sie ist dem Tod sehr nah«, sagte Jiriki. »Ich bringe Euch meinen Kummer, Eolair von Nad Mullach.«

Der Graf sah von Maegwins bleichem, schlaffem Gesicht auf. An der anderen Seite des Lagers erhob sich die Sitha-Heilerin und schlüpfte leise an Jiriki vorbei aus dem Zelt. Fast hätte Eolair sie zurückgerufen, aber er wußte, daß es noch andere gab, die ihrer Hilfe bedurften, nicht zuletzt seine eigenen Männer. Außerdem konnte sie hier zweifellos nicht mehr viel ausrichten, obwohl Eolair nicht hätte sagen können, was die silberhaarige Sitha überhaupt getan hatte. Er war viel zu sehr darauf konzentriert gewesen, Maegwin durch die Kraft seines Willens zum Leben zu zwingen, als daß er darauf geachtet hätte. Er umklammerte die kalte Hand der jungen Frau, als könnte er ihr etwas von seiner eigenen Fieberhitze abgeben.

Jirikis Gesicht war blutig. »Ihr seid verletzt«, sagte der Graf.

»Nur ein Schnitt.« Eine wegwerfende Handbewegung. »Eolair, Eure Männer haben tapfer gekämpft.«

Eolair drehte sich so um, daß er sprechen konnte, ohne den Hals zu verrenken, ließ jedoch Maegwins Finger nicht los.

»Und die Belagerung ist vorbei?«

Jiriki zögerte einen Moment mit der Antwort. Plötzlich empfand Eolair bei all seiner Trauer Furcht.

»Wir wissen es nicht«, sagte der Sitha schließlich.

»Was heißt das?«

Jiriki und sein Volk strahlten zu allen Zeiten eine innere Ruhe aus, die

sie von Eolair und den anderen Sterblichen abhob; jetzt aber war der Sitha sichtlich beunruhigt.

»Sie haben den Bergfried versiegelt. Die Rote Hand ist noch darin. Sie haben ein großes *Wort der Verwandlung* gesungen, und es gibt keinen Eingang mehr.«

»Keinen Eingang? Wie kann das sein?« Eolair malte sich riesige Felsblöcke aus, die hinter der Tür aufgeschichtet waren.

»Kann man denn die Türen nicht aufbrechen?«

Der Sitha bewegte in einer vogelähnlichen Geste der Verneinung den Kopf. »Die Türen sind da, aber der Turm ist nicht mehr dahinter.« Er runzelte die Stirn. »Nein, das ist mißverständlich. Ihr würdet uns für wahnsinnig halten, wenn ich es so ausdrückte, da ja das Gebäude unzweifelhaft noch an seinem Platz steht.« Er lächelte schief. »Ich weiß nicht, ob ich es Euch erklären kann, Graf. In keiner Menschensprache gibt es die richtigen Worte dafür.« Wieder unterbrach er sich. Eolair staunte, einen der Sithi so verwirrt zu sehen … so menschlich. »Sie können nicht hinaus, wir aber auch nicht hinein. Mehr braucht man eigentlich nicht zu wissen.«

»Aber ihr habt die Mauern gesprengt. Könntet Ihr nicht auch die Steine des Bergfrieds zum Einsturz bringen?«

»Wir haben die Mauern gesprengt, ja, aber wenn die Hikeda'ya vorher genügend Zeit gehabt hätten, das zu tun, was ihnen jetzt gelungen ist, dann würden diese Wälle noch stehen. Nur etwas ungeheuer Wichtiges kann sie daran gehindert haben, es vor Beginn unserer Belagerung noch durchzuführen. Aber selbst wenn wir jetzt jeden einzelnen Stein des Bergfrieds abtragen und tausend Meilen von hier fortbringen würden, könnten wir sie nicht erreichen – und doch wären sie noch da.«

Verwirrt und erschöpft schüttelte Eolair den Kopf. »Ich begreife das nicht, Jiriki. Wenn sie nicht herauskönnen und der Rest von Naglimund uns gehört, brauchen wir uns doch auch keine Sorgen mehr zu machen?« Er hatte genug von den vagen Erklärungen der *Friedlichen*. Er wollte nur in Ruhe gelassen werden, bei Lluths sterbender Tochter.

»Ich wünschte, es wäre so. Aber wir wissen immer noch nicht, was sie eigentlich hier wollen. Und die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie, solange man sie an diesem Ort bleiben läßt, in der Nähe des A-Genay'asu, immer noch ihren ursprünglichen Plan ausführen können.«

»Das heißt, der ganze Kampf war sinnlos?« Eolair ließ Maegwins Hand fahren und sprang wutentbrannt auf. »Umsonst? Fünf Dutzend oder mehr tapfere Hernystiri erschlagen, ganz zu schweigen von Euren eigenen Leu-

ten, und Maegwin«, er fuchtelte hilflos mit den Armen, »in diesem Zustand? *Für nichts?*« Er schwankte ein paar Schritte vorwärts, den Arm erhoben, als wollte er den schweigenden Unsterblichen schlagen. Jiriki bewegte sich so schnell, daß Eolairs Handgelenke schon gepackt und mit sanftem, aber stählernem Griff festgehalten waren, bevor er überhaupt merkte, daß der Sitha reagiert hatte. Selbst in seinem Zorn staunte er über Jirikis verborgene Kraft.

»Euer Kummer ist aufrichtig. Auch der meine ist es, Eolair. Und wir dürfen nicht glauben, daß alles umsonst war; vielleicht haben wir den Hikeda'ya auf eine Weise Schaden zugefügt, die wir jetzt noch nicht verstehen. Vor allem aber sind wir gewarnt und werden vor allen Unternehmungen der Wolkenkinder auf der Hut sein. Einige unserer weisesten und ältesten Sänger werden hierbleiben.«

Eolairs Zorn verflog und verwandelte sich in Hoffnungslosigkeit. Er sackte zusammen. Jiriki gab seine Arme frei. »Hier bleiben?« fragte er benommen. »Und wohin wollt *Ihr* gehen? Zurück in Eure Heimat?« Ein Teil von ihm wünschte, es möge so sein. Sollten doch die Sithi und ihre seltsamen Zauberkünste zu den geheimen Orten dieser Welt zurückkehren. Einst hatte Eolair sich gefragt, ob es die Unsterblichen wirklich gab. Jetzt hatte er mit ihnen gelebt und gekämpft und dabei mehr Grauen und Schmerz erfahren, als er jemals für möglich gehalten hatte.

»Nein, nicht in unsere Heimat. Schaut dort.« Jiriki hob die Zeltklappe. Der Nachthimmel hatte aufgeklart; über den Lagerfeuern wölbte sich ein Baldachin aus Sternen. »Dort. Über dem Stern, den wir Nachtherz nennen, dem hellen Stern über der Ecke der äußeren Mauer von Naglimund.«

Ratlos und ängstlich spähte Eolair hinauf. Oberhalb des Sterns, der hoch am schwärzlichen Himmel stand, erkannte er einen weiteren Lichtpunkt, rot wie sterbende Glut.

»Dieser?« fragte er.

Jiriki folgte seinem Blick. »Ja. Er ist ein Vorzeichen von furchtbarer Macht und Bedeutung. Die Völker der Sterblichen nennen ihn den Erobererstern.«

Der Name kam Eolair unangenehm bekannt vor, aber in seinem Gram und seiner inneren Leere fiel ihm nichts dazu ein. »Ihr geht zum Hochhorst?« fragte er. »Um gegen Elias zu kämpfen?«

»Die Zeit ist gekommen.«

Der Graf beugte sich wieder zu Maegwin hinunter. Ihre Lippen waren blutleer. Unter ihren Augenlidern zeigte sich ein dünner Streifen Weiß.

»Dann reitet ohne mich und meine Männer. Ich habe das Töten satt. Ich werde Maegwin zurückbringen, damit sie in Hernystir sterben kann. Ich bringe sie nach Hause.«

Jiriki hob die langfingrige Hand, als wollte er sie seinem menschlichen Verbündeten entgegenstrecken. Statt dessen machte er kehrt und ging zum Zelteingang. Eolair erwartete irgendeine dramatische Geste, aber der Sitha sagte nur: »Ihr müßt tun, was Ihr für das Beste haltet, Eolair. Ihr habt schon viel gegeben.« Er glitt hinaus, ein dunkler Schatten vor dem Sternenhimmel. Die Klappe fiel zu.

Eolair sank an Maegwins Lager nieder, den Kopf voller Verzweiflung und Verwirrung. Er konnte nicht mehr denken. Behutsam legte er seine Wange an ihren reglosen Arm und schlief ein.

»Wie fühlt Ihr Euch, alter Freund?«

Isgrimnur öffnete stöhnend die Augen. In seinem Kopf stach und hämmerte es, aber das war eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Schmerzen unterhalb seines Halses. »Tot. Wieso begrabt Ihr mich nicht?«

»Ihr werdet uns alle überleben.«

»Wenn es mir dann so geht, ist das kein Vorteil.« Isgrimnur richtete sich ein wenig auf. »Was tut Ihr hier? Strangyeard hat mir gesagt, heute müßte sich Varellan ergeben.«

»Das hat er getan. Ich hatte Geschäfte hier im Kloster.«

Der Herzog starrte Josua mißtrauisch an. »Warum grinst Ihr so? Es sieht Euch überhaupt nicht ähnlich.«

Der Prinz gluckste vor Vergnügen. »Isgrimnur – ich bin Vater.«

»Vara hat ihr Kind?« Der Rimmersmann streckte die haarige Pranke aus und quetschte Josuas Hand. »Großartig, Mann, großartig! Junge oder Mädchen?«

Der Prinz setzte sich auf das Bett, damit Isgrimnur sich nicht so zu rekken brauchte. »Beides.«

»Beides?« Isgrimnurs Blick wurde sofort wieder mißtrauisch. »Was für ein Unsinn ist das?« Dann begriff er, wenn auch langsam. »Zwillinge?«

»Zwillinge.« Josua sah aus, als würde er gleich vor Freude losprusten. »Sie sind wunderbar, Isgrimnur – dick und gesund. Vara hatte recht, Thrithing-Frauen sind stark. Kaum einen Laut hat sie von sich gegeben, obwohl es eine Ewigkeit gedauert hat, bis alle beide da waren.«

»Preis sei Ädon«, sagte der Rimmersmann und schlug das Zeichen des

Baumes. »Beide Kinder und die Mutter gesund. Lob und Preis.«

Seine Augenwinkel wurden feucht. Energisch rieb er sie trocken. »Und Ihr, Josua, seht Euch nur an – Ihr tanzt ja geradezu. Wer hätte gedacht, daß das Vatersein Euch so gefallen würde?«

Noch immer lächelte der Prinz, aber unter dem Lächeln lag etwas sehr viel Ernsthafteres. »Jetzt habe ich etwas, für das ich leben kann, Isgrimnur. Ich wußte nicht, daß es so sein würde. Es darf ihnen nichts geschehen. Ihr solltet sie sehen – sie sind vollkommen.«

»Ich *werde* sie sehen.« Isgrimnur begann in seinen Decken zu rumoren.

»Auf keinen Fall!« Josua war entsetzt. »Ihr dürft das Bett nicht verlassen. Eure Rippen…«

»Sind immer noch dort, wo sie hingehören. Nur ein bißchen eingebeult von einem umgekippten Gaul. Ich habe mich schon schlimmer gefühlt. Das meiste hat mein Kopf abbekommen, und der besteht ohnehin nur aus Knochen.«

Josua hatte Isgrimnur bei den breiten Schultern gepackt, und kurze Zeit hatte es den Anschein, als wollte er wirklich versuchen, den Herzog ins Bett zurückzuzwingen. Widerwillig ließ er ihn los. »Ihr benehmt Euch sehr töricht«, sagte er. »Sie gehen doch nirgendwohin.«

»Ich auch nicht, wenn ich hier liegenbleibe.« Brummend vor Schmerz setzte Isgrimnur die nackten Füße auf den kalten Steinboden. »Ich habe gesehen, was mit meinem Vater Isbeorn geschah. Als sein Pferd ihn abwarf, blieb er den ganzen Winter im Bett. Danach konnte er nie wieder laufen.«

»Ach du meine Güte. Was tut er … was hat er vor?« In der Tür stand Vater Strangyeard und musterte den Herzog äußerst betrübt.

»Er steht auf, um sich die Kinder anzusehen«, erläuterte Josua in schicksalsergebenem Ton.

»Aber … aber…« Der erschrockene Priester gab gackernde Laute von sich.

»Verflucht, Strangyeard, Ihr hört Euch an wie ein Huhn«, knurrte Isgrimnur. »Macht Euch lieber nützlich. Holt mir etwas zum Sitzen. Ich bin kein solcher Narr, daß ich dabei stehen muß, wenn ich Josuas Erben ein paar Fratzen schneide.«

Strangyeard huschte verstört hinaus.

»Jetzt kommt und helft mir, Josua. Zu schade, daß wir keine von diesen Gestellen haben, mit denen man in Nabban einen gepanzerten Mann auf

sein Pferd hieven kann.«

Der Prinz stemmte sich gegen die Bettkante. Isgrimnur hielt sich an seinem Gürtel fest und zog sich hoch. Als er endlich stand, atmete er schwer.

»Geht es Euch gut?« erkundigte Josua sich besorgt.

»Nein. Mir tut jeder verdammte Knochen weh. Aber ich stehe auf eigenen Füßen, und das ist schon etwas.« Er schien nicht mehr so große Lust zum Weggehen zu haben wie noch eben. »Wie weit ist es?«

»Nur ein kleines Stück den Gang hinunter.« Josua schob ihm die Schulter unter den Arm. »Wir gehen ganz langsam.«

Vorsichtig traten sie in den langen, kühlen Korridor. Nach ein paar Schritten hielt Isgrimnur an und ruhte sich aus.

»Ich werde ein paar Tage nicht reiten können, Josua«, bemerkte er entschuldigend.

»Ein paar Tage!« Josua mußte lachen. »Tapferer alter Narr! Ich werde Euch wenigstens einen Monat streng verbieten, ein Pferd zu besteigen.«

»Ihr könnt mich doch nicht hier zurücklassen, verdammt!«

»Niemand läßt Euch zurück, Isgrimnur. In den nächsten Tagen werde ich Euch dringender denn je brauchen, ob Ihr kämpfen könnt oder nicht. Auch meine Gattin kann nicht reiten. Wir werden einen Weg finden, Euch beide nach Nabban und wohin immer es von dort weitergeht zu schaffen.«

»Eine Reise mit den Frauen und Kindern!« Der Widerwille in seiner Stimme verdeckte nicht die Furcht.

»Nur bis Ihr wieder gesund seid«, tröstete Josua. »Aber schwindelt mich nicht an. Erzählt mir nicht, Ihr wärt in Ordnung, wenn es nicht stimmt. Ich meine es ehrlich, wenn ich sage, daß ich Euch brauche, und ich lasse nicht zu, daß Ihr Euch überanstrengt und Eure Wunden nicht heilen.« Er schüttelte den Kopf. »Aufhängen sollte man mich, weil ich Euch nicht ans Bett gebunden habe.«

Der Herzog war schon etwas vergnügter. »Ein frischgebackener Vater darf keine Bitte abschlagen. Wußtet Ihr das nicht? Alte Rimmersgard-Sitte.«

»Davon bin ich überzeugt«, versetzte Josua mürrisch.

»Und außerdem«, fügte Isgrimnur stolz hinzu, »könnte ich Euch selbst mit gebrochenen Rippen und am stärksten Tag Eures Lebens in die Knie zwingen.«

»Dann weiter, altes Schlachtroß«, seufzte der Prinz. »Sobald wir eine Bank gefunden haben, könnt Ihr mir davon erzählen.«

Herzogin Gutrun verließ den schützenden Umkreis von Varas Bett und hielt Isgrimnur eine wütende Schimpfrede, weil er aufgestanden war. Schon seit Tagen war sie zwischen den beiden Zimmern hin und her gerannt und sichtlich erschöpft. Der Herzog verzichtete auf Widerworte und ließ sich mit der Miene eines trotzigen Kindes auf die von Strangyeard herbeigeschleppte Bank fallen.

Vara lag auf einen Kissenberg gestützt da, in jedem Arm einen Säugling. Wie Gutrun war auch sie blaß und unverkennbar müde, was jedoch die stolze, heitere Ruhe nicht minderte, die von ihr ausstrahlte wie das gedämpfte Glühen einer Laterne. Die beiden Kinder waren gewickelt, so daß nur die Köpfchen mit den schwarzen Haaren hervorlugten. An Varas rechter Schulter hockte Aditu und starrte mit hingerissener Aufmerksamkeit auf das Kind vor ihr.

Als er sich verschnauft hatte, beugte Isgrimnur sich vor und warf dabei einen verstohlenen Blick auf die Sitha. Ein seltsamer Hunger schien in ihren Augen zu liegen, und Isgrimnur fielen plötzlich die alten Geschichten von den Elben ein, die die Kinder der Menschen stehlen. Sofort verdrängte er die beunruhigende Vorstellung.

»Sie sehen wunderbar aus«, sagte er. »Welcher ist welcher?«

»Der Junge liegt rechts im Arm; das hier ist das Mädchen«, erläuterte Vara.

»Und wie sollen sie heißen?«

Josua kam näher und sah mit ungemischtem Stolz auf Frau und Kinder. »Wir wollen den Jungen Deornoth nennen, zur Erinnerung an meinen Freund. Wenn er ein nur halb so edelmütiger Mann wird, werde ich stolz sein.« Er blickte auf das zweite schlafende Gesichtchen. »Das Mädchen heißt Derra.«

»Es ist das Thrithing-Wort für Stern.« Vara lächelte. »Sie wird hell leuchten. Anders als meine Mutter und Schwestern wird sie keine Gefangene der Wagen sein.«

»Gute Namen«, bestätigte Isgrimnur und nickte. »Wann soll der Erste Segen stattfinden?«

»Wir werden in drei Tagen von hier aufbrechen«, erwiderte Josua, der den Blick nicht von seiner Familie wenden konnte. »Die Zeremonie soll abgehalten werden, bevor wir reiten.« Er drehte sich um. »Sofern Strangyeard es ermöglichen kann, natürlich.«

»Ich?« Der Archivar sah sich im Zimmer um, als könne noch jemand dieses Namens anwesend sein. »Aber wir befinden uns doch jetzt in Nab-

ban, Josua. Hier gibt es an jeder Ecke eine Kirche. Und ich habe noch nie einen Ersten Segen gesprochen.«

»Ihr habt Vara und mich getraut, darum wollen wir selbstverständlich keinen anderen Priester«, beharrte Josua. »Es sei denn, Ihr wolltet nicht.«

»Wollen? Ich würde mich natürlich sehr geehrt fühlen. Natürlich! Vielen Dank, Prinz Josua, vielen Dank, Herrin Vara.« Er begann sich unauffällig der Tür zu nähern. »Ich sollte mir am besten gleich ein Buch über den Wortlaut besorgen und ihn auswendig lernen.«

»Wir sind in einem Kloster, Mann«, belehrte ihn Isgrimnur. »Ihr solltet nicht weit zu suchen haben.«

Aber Strangyeard war bereits hinausgeschlüpft. Der Herzog war überzeugt, daß die allgemeine Aufmerksamkeit zuviel für ihn gewesen war.

Gutrun räusperte sich energisch. »Ja. Nun, wenn ihr alle wirklich fertiggeredet habt, dürfte es für Vara und die Kleinen Zeit sein, sich etwas auszuruhen.« Sie musterte ihren Gatten. »Und du gehst wieder in dein Bett, du eigensinniger alter Bär. Mir ist fast das Herz stehengeblieben, als sie dich auf einer Bahre hier hereintrugen, und als du vorhin angestolpert kamst, war es genauso schlimm. Wirst du denn nie vernünftig, Isgrimnur?«

»Ich gehe ja schon, Gutrun«, murmelte der Herzog verlegen. »Hack nicht auf mir herum.«

Aditus Stimme war nicht laut, aber der melodische Tonfall trug überraschend weit. »Vara. Darf ich die Kinder einen Augenblick halten?«

»Sie braucht Ruhe.« Gutruns Worte klangen scharf. Isgrimnur glaubte in ihrem gewöhnlichen strengen Blick noch etwas anderes zu erkennen – vielleicht einen Anflug von Furcht. Hatte sie das gleiche gedacht wie er? »Und die Kinder auch.«

»Nur einen Augenblick.«

»Selbstverständlich«, erklärte jetzt Vara, die ebenfalls ein wenig verwundert schien. »Du brauchtest es doch nur zu sagen!«

Aditu bückte sich, nahm vorsichtig die Kinder hoch, erst das Mädchen, dann den Jungen, und hielt sie ganz behutsam in den Armen. Eine lange Minute schaute sie von einem zum anderen und schloß dann die Augen. Isgrimnur spürte plötzlich eine unerklärliche Angst, als sei etwas Entsetzliches in Bewegung geraten.

»*Sie werden einander so eng verbunden sein, wie Bruder und Schwester nur sein können*«, verkündete Aditu feierlich, und in ihrer Stimme lag auf einmal tiefer Ernst und große Macht, »*obwohl sie viele Jahre getrennt le-*

ben werden. Sie wird Länder bereisen, die nie zuvor der Fuß einer sterblichen Frau betreten hat, wird verlieren, was sie am meisten liebt, und mit dem, das sie einst verachtet hat, ihr Glück finden. Er wird einen neuen Namen bekommen. Niemals wird ihm ein Thron gehören, aber seine Hand wird Königreiche erheben und stürzen.« Die Augen der Sitha öffneten sich weit und schienen über die Grenzen des Raums hinaus in weite Fernen zu schauen. »*Ihre Schritte werden sie zu geheimen Dingen tragen.*« Ihre Augen schlossen sich. Als sie sie wieder öffnete, wirkte sie so normal, wie eine Sitha überhaupt auf Menschen wirken kann.

»Ist das ein Fluch?« Gutrun war verängstigt, aber zornig. »Was für ein Recht habt Ihr, ädonitische Kinder mit Eurem Sithizauber zu verhexen?«

»Friede, Frau«, sagte Isgrimnur, den das Erlebnis ebenfalls erschüttert hatte.

Aditu gab Vara die Kinder zurück. Die junge Mutter starrte Sitha in abergläubischer Verwirrung an.

Auch Josua schien nicht besonders glücklich zu sein, bemühte sich jedoch sichtlich um Gelassenheit. »Vielleicht sollte es eine Gabe sein. Trotzdem, Aditu, Eure Sitten sind nicht die unseren…«

»Dies ist *kein* Brauch der Sithi.« Aditu machte selbst einen leicht überraschten Eindruck. »Ja, es gibt manchmal Prophezeiungen bei einer Geburt, aber es ist nicht die Regel. Nein, das war etwas … das über mich kam. Ich hörte eine Stimme, wie es manchmal auf der Straße der Träume geschieht. Ich weiß nicht, warum, aber ich hielt sie für die Stimme der … kleinen Leleth.«

»Aber die liegt in ihrer Kammer auf diesem Gang, gleich neben meiner«, sagte Isgrimnur. »Sie schläft schon seit Wochen, und auch als sie noch wach war, hat sie nie gesprochen. Was soll dieser Unfug?«

»Ich kann es Euch nicht sagen.« Aditus goldene Augen glänzten. Sie hatte ihre eigene Verblüffung überwunden und schien das von ihr hervorgerufene Unbehagen sogar ein wenig zu genießen. »Es tut mir leid, wenn ich jemanden erschreckt habe.«

»Das reicht«, befahl Gutrun. »Ihr regt Vara auf.«

»Ich bin nicht aufgeregt«, widersprach die junge Mutter milde. Auch sie hatte ihre gute Laune wiedergefunden. Isgrimnur fragte sich, ob solche Dinge bei ihrem Wagenvolk vielleicht auch vorkamen. »Aber jetzt bin ich müde.«

»Dann wollen wir Euch ins Bett zurückbringen, Isgrimnur.«

Josua warf noch einen besorgten Blick auf seine Frau. »Wir können später darüber nachdenken. Ich nehme an, wir sollten Aditus … Worte … aufschreiben, obwohl ich nicht sicher bin, daß ich diese Zukunft kennenlernen möchte. Vielleicht vergißt man das Ganze am besten.«

»Bitte verzeiht mir«, sagte Aditu. »Aber jemand wollte, daß diese Worte gesprochen wurden. Und ich glaube nicht, daß sie Übles weissagen. Eure Kinder scheinen zu großen Dingen berufen.«

»Ich weiß nicht, ob das ein gutes Vorzeichen ist«, erwiderte Josua. »Was mich betrifft, ist mein Bedarf an großen Dingen reichlich gedeckt.« Er stellte sich neben Isgrimnur und half dem Herzog beim Aufstehen.

Als sie im Korridor standen, fragte Isgrimnur: »Glaubt Ihr, daß das eine echte Prophezeiung war?«

Josua zuckte die Achseln. »Ich lebe jetzt schon so lange mit Träumen und Vorzeichen, daß ich es nicht für unmöglich halte, aber wie bei allen diesen Dingen gibt es dabei zweifellos Haken und Ösen.« Er seufzte. »Mutter der Barmherzigkeit, alter Freund, es sieht so aus, als würden selbst meine Kinder von den Geheimnissen, die uns so quälen, nicht frei sein.«

Isgrimnur fielen keine tröstenden Worte ein. Er zog es vor, das Thema zu wechseln. »Also hat sich Varellan ergeben. Zu schade, daß ich das Ende der Schlacht nicht miterlebt habe. Geht es Camaris gut? Und Hotvig und den anderen?«

»Sie sind beide verwundet, aber nicht schwer. Dank Seriddan und den anderen Nabbanai-Baronen ist unser Heer in erstaunlich guter Verfassung.«

»Und nun marschieren wir gegen die Stadt selbst. Wo, glaubt Ihr, wird Benigaris sich uns zur Schlacht stellen?«

Der Prinz, unter Isgrimnurs breiten Arm gebeugt, hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber stellen wird er sich, seid unbesorgt – und diesmal kommen wir vielleicht nicht so glimpflich davon. Ich stelle mir ungern vor, wie wir uns die ganze Halbinsel hinunter von Haus zu Haus kämpfen.«

»Wir werden uns einen Überblick verschaffen und dann eine Entscheidung treffen.« Als sie sein Bett erreicht hatten, stellte Isgrimnur fest, daß er sich auf das Hinlegen freute wie ein junger Mann auf einen arbeitsfreien Tag.

Du verweichlichst, tadelte er sich selbst, aber im Augenblick kümmerte ihn das nicht. Es würde ihm guttun, die schmerzenden Knochen auszuruhen.

»Die Kinder sind prachtvoll, Josua.« Er streckte sich auf dem Strohsack aus. »Grämt Euch nicht über Aditus Worte.«

»Ich gräme mich immer«, antwortete der Prinz mit mattem Lächeln. »So wie Ihr immer poltert.«

»Sind wir wirklich so in unseren Gewohnheiten erstarrt?« Isgrimnur gähnte, um zu vertuschen, daß er vor den grimmigen Schmerzen in Rippen und Rücken das Gesicht verzogen hatte. »Dann ist es vielleicht Zeit, daß uns Jüngere ersetzen.«

»Aber wir müssen ihnen eine bessere Welt als diese hinterlassen, wenn es geht. Die, die man uns gegeben hat, haben wir ruiniert.« Er nahm ganz kurz Isgrimnurs Hand. »Schlaft jetzt, alter Freund.«

Isgrimnur sah ihm nach, als er hinausging, und freute sich, daß sein Gang noch immer etwas Federndes hatte.

Ich hoffe, du hast das Glück, diese beiden Kinder aufwachsen zu sehen – und zwar in der besseren Welt, von der du gesprochen hast.

Er legte sich zurück, schloß die Augen und wartete auf die willkommene Umarmung des Schlafs.

XVIII
Der Schattenkönig

Simons ganze Welt war auf die Länge zweier Arme zusammengeschrumpft, die ihm und dem König gehörten. Im Raum war es finster. Elias umklammerte ihn mit kalten Fingern; sein Griff war unentrinnbar wie Handschellen.

»Sprich.« Eine Dampfwolke wie Drachengischt begleitete die Stimme, obwohl Simons eigener Atem unsichtbar blieb. »Wer bist du?«

Simon rang nach Worten, brachte aber keinen Ton hervor. Es war ein Alptraum, ein furchtbarer Traum, und er konnte nicht aufwachen.

»Sprich, verdammter Kerl. Wer bist du?« Der schwache Glanz der königlichen Augen wurde schmaler und verschwand fast in den Schatten, die sein Gesicht verbargen.

»N-n-niemand«, stotterte Simon. »Ich bin n-n-niemand.«

»Tatsächlich?« Eine Spur mürrischer Belustigung. »Und was willst du hier?«

Simons Kopf enthielt weder Gedanken noch Ausreden. »Nichts.«

»Du bist niemand … und du willst nichts.« Elias lachte leise. Es klang wie zerreißendes Pergament. »Dann gehörst du ganz bestimmt hierher, zu allen den anderen Namenlosen.« Er zerrte Simon einen Schritt näher zu sich heran. »Laß dich anschauen.«

Das zwang auch Simon, dem König ins Gesicht zu starren. Im trüben Licht war er nur schwer zu erkennen, aber Simon hatte das Gefühl, er sehe nicht ganz menschlich aus. Den bleichen Arm umgab ein leichter Schimmer, trübe wie glimmendes Sumpfwasser, und obwohl es feucht und sehr kalt im Zimmer war, bedeckten Schweißperlen jedes sichtbare Stück seiner Haut. Doch so fiebrig er auch scheinen mochte, der Arm des Königs war knotig von Muskeln und sein Griff hart wie Stein.

An seinem Bein lehnte etwas Schattenhaftes, das lang und schwarz war. Eine Scheide. Simon konnte das Ding, das darin steckte, spüren, ein Ge-

fühl, das unbestimmt, aber so wenig mißzuverstehen war wie eine Stimme aus weiter Ferne. Das Lied drang tief in den geheimen Bereich seiner Gedanken, aber er wußte, daß er sich gegen diese Faszination wehren mußte. Die wirkliche Gefahr war weit unmittelbarer. »Jung, wie ich sehe«, bemerkte Elias langsam. »Und hellhäutig. Was bist du, einer von Pryrates' Schwarz-Rimmersmännern? Oder Thrithing-Volk?«

Simon schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht.

»Für mich ist alles gleich«, murmelte Elias. »Welches Werkzeug Pryrates auch wählt, es kümmert mich nicht.« Er spähte in Simons Gesicht. »Ah, ich sehe, daß du zurückzuckst. Natürlich weiß ich, warum du hier bist.« Er lachte rauh. »Der verdammte Priester hat seine Spitzel überall – warum nicht auch in seinem eigenen Turm, wo er Geheimnisse hütet, die er nicht einmal seinem Herrn und König zeigen will?«

Sekundenlang lockerte sich die Umklammerung. Wieder schlug Simons Herz schneller – vielleicht konnte er sich doch losreißen? Aber der König hatte sich nur anders hingesetzt. Ehe Simon mehr tun konnte, als über eine Flucht nachzudenken, schloß sich die Klaue wieder enger.

Aber ich muß darauf achten, ermahnte sich Simon und strengte sich an, die Hoffnung nicht zu verlieren. *O Gott, wenn er mich losläßt, gib, daß die Eingangstür noch offen ist!*

Ein plötzliches Zerren am Arm zwang ihn in die Knie.

»Nach unten, Junge, wo ich dich sehen kann, ohne mir den Hals zu verrenken. Dein König ist müde, und seine Knochen tun ihm weh.« Kurze Zeit herrschte Schweigen. »Seltsam. Du hast weder die Züge eines Rimmersmanns noch eines Thrithing-Reiters. Eher siehst du nach einem meiner erkynländischen Bauern aus. Dieses rote Haar! Aber man sagt ja, die Grasländer seien einst aus Erkynland gekommen, vor langer Zeit…«

Wieder glaubte Simon zu träumen. Wie konnte der König in dieser Finsternis die Farbe seiner Haare erkennen? Simon bemühte sich, ruhig zu atmen und seine Angst zu unterdrücken. Er hatte einem Drachen gegenübergestanden – einem echten Drachen, nicht einem menschlichen wie diesem – und das schwarze Grauen der Tunnel überlebt. Er mußte seine fünf Sinne zusammenhalten und jede Gelegenheit wahrnehmen.

»Einst war ganz Erkynland – und überhaupt alle Länder von Osten Ard – wie das Grasland«, zischte Elias. »Nichts als kleine Stämme, die sich um Weidegründe zankten, Pferdediebe, Wilde.« Er holte tief Atem und stieß ihn langsam aus; der Geruch hatte etwas sonderbar Metallisches. »Eine starke Hand war nötig, um das zu ändern. Man braucht eine starke Hand,

wenn man ein Reich gründen will. Meinst du nicht, daß die Bergbewohner von Nabban weinten und klagten, als die Soldaten des Imperators zum ersten Mal in ihr Land kamen? Aber ihre Kinder waren dankbar, und die Kinder ihrer Kinder hätten es nicht mehr anders haben wollen.«

Simon wurde aus dem Geschwätz des Königs nicht klug, fühlte aber einen Hoffnungsschimmer, als die tiefe Stimme verstummte und wieder Stille eintrat. Er wartete zwei Dutzend rasche Herzschlage und zog dann so sacht wie möglich seinen Arm zurück. Aber der Griff hielt. Die Augen des Königs waren geschlossen, und sein Kinn schien auf die Brust gesunken zu sein. Aber er schlief nicht.

»Und sieh dir an, was mein Vater geschaffen hat«, sagte Elias plötzlich. Seine Augen öffneten sich weit, als könne er über den dunklen Raum und seine unheimliche Einrichtung hinaussehen. »Ein Imperium, wie es sich die alten Gebieter von Nabban nur erträumten. Er schuf es sich mit seinem Schwert und schützte es vor neidischen Menschen und rachsüchtigen Unsterblichen. Gepriesen sei Ädon, er war ein Mann – *ein Mann!*« Die Finger des Königs zerquetschten Simons Handgelenk, bis er die Knochen aneinanderknirschen zu hören glaubte. Simon keuchte vor Schmerz. »Und er gab es mir zur Pflege, gerade wie einer deiner Bauernvorfahren seinem Sohn ein kleines Stück Land und eine klapprige Kuh gab. Mein Vater gab mir die Welt! Aber das war nicht genug – nein, es genügte nicht, daß ich sein Reich wahrte, die Grenzen stark hielt und es vor denen schützte, die es rauben wollten. Nein, das ist nur ein Teil des Herrschens. Nur ein Teil. Und es ist nicht genug.«

Elias schien jetzt völlig abwesend. Er redete eintönig vor sich hin, als spreche er zu einem alten Freund. Simon fragte sich, ob er betrunken war, aber sein Atem roch nicht nach Alkohol, sondern nur eigentümlich bleiern. Wieder hatte Simon das Gefühl, in der Falle zu sitzen. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Würde ihn der wahnsinnige König hier festhalten, bis Pryrates zurückkam? Oder würde Elias das Reden sattbekommen und dem gefangenen Spion persönlich die Gerechtigkeit des Königs zuteil werden lassen?

»Das ist es, was dein Herr Pryrates niemals verstehen wird«, fuhr Elias fort. »Treue. Treue zu einer Person oder Treue zu einer Sache. Glaubst du, es kümmert ihn, was aus dir wird? Natürlich glaubst du es nicht – nicht einmal ein Bauernjunge wie du wäre so dumm. Schon nach dem ersten Augenblick in der Gesellschaft dieses Alchimisten muß man erkennen, daß er nur einem einzigen treu ist, nämlich sich selbst. Und darum versteht er

mich auch nicht. Er dient mir nur, weil ich Macht besitze; könnte er selbst diese Macht ausüben, würde er mir mit Vergnügen die Kehle aufschlitzen.« Elias lachte. »Oder es doch wenigstens versuchen. Ich wünschte nur, er *würde* es versuchen. Aber ich schulde anderen größere Treue, nämlich meinem Vater und dem Reich, das er geschaffen hat, und dafür würde ich alles erdulden.« Jäh brach seine Stimme. Einen Augenblick war Simon überzeugt, der König würde in Tränen ausbrechen. »Ich habe gelitten. Gott weiß, wie sehr ich gelitten habe. Gelitten wie die verdammten Seelen, die in der Hölle braten. Ich habe nicht geschlafen … nicht geschlafen…«

Der König verstummte erneut. Von der letzten Pause gewarnt, rührte Simon sich nicht, trotz des dumpfen Schmerzes in seinen Knien auf dem harten Steinboden.

Als er weitersprach, hatte Elias' Stimme etwas von ihrer Rauheit verloren. Er klang fast wie ein gewöhnlicher Mann.

»Schau her, Junge – wieviel Jahre zählst du? Fünfzehn? Zwanzig? Wäre Hylissa am Leben, hätte sie mir vielleicht einen Sohn wie dich geboren. Sie war schön … scheu wie ein junges Fohlen, aber schön. Wir hatten nie einen Sohn. Das machte es so schwierig, weißt du. Er hätte jetzt in deinem Alter sein können. Dann wäre das alles nicht geschehen.« Er zog Simon näher heran und legte ihm zu dessen Entsetzen eine kalte Hand auf den Kopf, als erteile er ihm einen rituellen Segen. *Leids* Griff mit dem doppelten Stichblatt war nur wenige Zoll von Simons Arm entfernt. Es war etwas Grausiges an dem Schwert, und bei dem Gedanken, es könne sein Fleisch auch nur berühren, hätte Simon sich am liebsten schreiend losgerissen; aber noch größer war die Angst davor, was geschehen könnte, wenn er den König aus seinem merkwürdigen Sprechtraum weckte. Er hielt den Arm steif und rührte sich auch dann nicht, als Elias langsam sein Haar streichelte, obwohl es ihm dabei kalt über den Rücken lief.

»Ein Sohn. Ich brauchte einen Sohn. Einen, den ich erziehen konnte, wie mein Vater mich erzogen hat, einen, der verstand, um was es ging. Töchter…« Er stockte und atmete mehrmals rasselnd ein und aus. »Ich hatte eine Tochter. Früher. Aber eine Tochter ist nicht das gleiche. Man muß hoffen, daß der Mann, den sie heiratet, alles versteht, daß er das richtige Blut mitbringt, weil er es sein wird, der herrscht. Und welchem Mann, der nicht sein eigenes Fleisch und Blut ist, kann ein Vater die Welt als Erbe anvertrauen? Und doch, ich hätte es versucht. Ich hätte es versucht … aber sie wollte nicht. Verfluchtes, aufsässiges Kind!« Seine Stimme hob sich. »Ich gab ihr alles – ich gab ihr das Leben, verflucht soll sie sein! Aber sie

lief davon, und alles wurde zu Asche. Wo war mein Sohn? Wo war er?«

Die Hand des Königs krampfte sich in Simons Haar, bis es schien, als wollte er es von der Kopfhaut reißen. Simon biß sich auf die Lippen, um nicht zu schreien, von neuem erschrocken, in welche Richtung Elias' Wahn sich gewendet hatte. Die Stimme aus dem Schatten des Sessels wurde lauter. »Wo bist du gewesen? Ich habe gewartet, bis es nicht mehr ging. Dann mußte ich selbst Maßnahmen treffen. Ein König kann nicht warten, verstehst du? Wo warst du? Ein König kann nicht warten. Sonst fällt alles auseinander. Es zerfällt, und alles, was mein Vater mir gab, wäre verloren.« Seine Stimme steigerte sich zum Schrei. »*Verloren!*« Er beugte sich vor, bis sein Gesicht nur eine Hand breit von Simons Augen entfernt war. »Verloren!« zischte er mit stierem Blick. Seine Züge glänzten vor Schweiß. »Weil du nicht gekommen bist!«

Simon wartete wie ein Kaninchen im Fang des Fuchses. Sein Herz klopfte wild. Als die Hand des Königs in seinem Haar sich lockerte, duckte er sich und erwartete den Hieb.

»Aber Pryrates kam zu mir«, flüsterte Elias. »Beim ersten Mal hatte er versagt, nun aber kam er mit Worten, Worten wie Rauch. Es gäbe einen Weg, die Dinge ins Lot zu bringen.« Er schnaubte verächtlich. »Ich wußte, daß er nur nach Macht gierte. Denn weißt du, das ist die Kunst eines Königs: die zu benutzen, die ihn benutzen wollen. So stehen die Dinge. Das lehrte mich mein Vater, darum hör mir gut zu. Ich habe Pryrates benutzt, wie er mich benutzt hat. Jetzt aber geht sein kleiner Plan nicht auf, und er versucht es vor mir zu verbergen. Aber ich habe meine eigenen Wege, etwas zu erfahren, verstehst du? Dazu brauche ich keine Spione, keine herumschnüffelnden Bauernjungen. Selbst wenn ich die Stimmen nicht hörte, die durch die schlaflosen Nächte heulen, ist der König doch kein Narr. Was soll diese Reise nach Wentmund – was will Pryrates schon wieder dort, jetzt, wo der rote Stern emporsteigt? Was gibt es schon in Wentmund außer einem Berg und einem Leuchtfeuer am Hafen? Was ist dort zu tun, das nicht längst getan ist? Er sagt, es sei ein Teil des großen Plans, aber ich glaube ihm nicht. Ich glaube ihm nicht.« Elias keuchte, vornübergebeugt und mit zuckenden Schultern, als wolle er schlucken und könne nicht. Simon lehnte sich zurück, aber sein Arm wurde noch immer stahlhart festgehalten. Er überlegte, ob er sich losreißen könnte, wenn er sich mit aller Kraft nach hinten würfe. Aber der Gedanke an das, was geschehen könnte, wenn der Versuch mißlang und er nur die Aufmerksamkeit des Königs wieder darauf lenkte, wer er war und was er hier suchte, genügte, ihn zit-

ternd auf den Knien neben dem Sessel ausharren zu lassen. Die nächsten Worte des Königs verdrängten jeden Fluchtgedanken aus seinem Kopf.

»Ich hätte wissen sollen, daß etwas nicht stimmte, als er mir von den Schwertern erzählte«, sagte der König heiser.

»Ich bin kein Dummkopf, den man mit solchen Ammenmärchen erschrecken kann, aber dieses Schwert meines Vaters … es verbrannte mich. Als wäre es verflucht. Und dann bekam ich … das andere.« Obgleich es nur ein paar Zoll entfernt an seiner Hüfte hing, sah der König *Leid* nicht an, sondern richtete den gequälten Blick zur Decke. »Es hat mich … verändert. Pryrates sagt, es sei zu meinem Besten. Er sagt, ich würde nicht erhalten, was er mir versprochen hat, solange der Vertrag nicht erfüllt ist. Aber jetzt fließt es in mir wie mein eigenes Blut, das Hexending. Jede Nacht singt es zu mir. Sogar am Tag hockt es an meiner Seite wie ein Dämon. Verfluchte Klinge!«

Simon wartete darauf, daß der König weitersprach, aber Elias war wieder in Schweigen versunken. Er atmete schwer und hatte den Kopf noch immer in den Nacken gelegt, um nach oben zu starren. Endlich, als es aussah, als sei der König tatsächlich eingeschlafen oder hätte vergessen, was er sagen wollte, nahm Simon allen Mut zusammen und fragte: »Und d-das Schwert Eures V-Vaters? Wo ist es?«

Elias senkte den Blick. »In seinem Grab.« Eine Sekunde begegneten seine Augen Simons Augen. Dann spannten sich seine Kiefermuskeln, und er fletschte boshaft grinsend die Zähne. »Und was geht dich das an, Spion? Warum will Pryrates etwas über das Schwert wissen? Ich habe gehört, wie nachts darüber gesprochen wurde. Ich habe viel gehört.« Seine Hand griff nach oben, und die Finger schlossen sich um Simons Gesicht wie Stahlreifen. Er hustete rauh und schnaufte, aber sein Griff blieb fest. »Dein Herr wäre stolz auf dich, wenn du mir entkommen wärst, um es ihm zu erzählen. Das Schwert, wie? Das Schwert? Gehört das zu seinem Plan, das Schwert meines Vaters gegen mich zu verwenden?« Das Gesicht des Königs war jetzt überströmt von Schweiß. Seine Augen wirkten vollständig schwarz, Löcher in einem Schädel voll zwitschernder Dunkelheit. »Was plant dein Gebieter?« Ein mühsamer Atemzug. »S-s-sag es mir!«

»Ich weiß nichts!« rief Simon. »Ich schwöre es!«

Ein furchtbarer Hustenanfall schüttelte Elias. Er ließ das Gesicht seines Gefangenen los und sank in den Sessel zurück. Wo seine Finger ihn berührt hatten, fühlte Simon ein eisiges Brennen. Die Hand um Simons Gelenk schloß sich enger, als der König erneut hustete und nach Atem rang.

»Gottes Fluch über alles«, keuchte Elias. »Hol mir meinen Mundschenk!«

Simon erstarrte wie eine erschrockene Maus.

»Hast du nicht gehört?« Der König ließ Simons Hand los und gab ihm einen zornigen Wink. »Hol den Mönch. Sag ihm, er soll meinen Becher bringen.« Wieder schnappte er nach Luft. »Such ihn!«

Simon rutschte auf den Steinen nach hinten, bis er außer Reichweite des Königs war. Elias war wieder im Schatten verschwunden, aber seine kalte Gegenwart noch immer stark. Dort, wo der König ihn gequetscht hatte, schmerzte Simons Arm, aber der Schmerz war ein Nichts im Vergleich zu der Aussicht auf Flucht, die Simon fast das Herz stillstehen ließ. Er rappelte sich auf und warf dabei einen Stapel Bücher um. Als sie krachend zu Boden fielen, duckte sich Simon vor Angst, aber Elias rührte sich nicht.

»Hol ihn«, knurrte der König.

Simon schlich langsam zur Tür, fest überzeugt, daß er jeden Augenblick hören würde, wie sich hinter ihm der König schwankend aus dem Sessel erhob. Dann war er auf dem Treppenabsatz, außer Sichtweite des Sessels, und eine Sekunde später auf der Treppe. Er nahm nicht einmal seine Fackel mit, obwohl er sie mit der Hand hätte greifen können, sondern rannte im Dunkel die Stufen hinunter, so sicher, als laufe er im hellen Sonnenschein über eine Wiese. Er war frei! Er hatte keinerlei Hoffnung mehr darauf gehabt, aber er war frei. Frei!

Auf den Stufen gleich oberhalb des ersten Absatzes stand eine kleine, dunkelhaarige Frau. Einen kurzen Moment begegneten ihm ihre gelben Augen, bevor sie zur Seite trat. Stumm sah sie ihn vorbeispringen. Mit einem Satz war er an der Vordertür des Turms und draußen im nebligen, mondbeschienenen Inneren Zwinger. Ihm war zumute, als wüchsen ihm Flügel und er könnte hinaufsteigen in den Wolkenhimmel. Aber schon nach zwei Schritten waren die Gestalten in den schwarzen Mänteln über ihm, lautlos wie Katzen. Sie packten ihn mit dem gleichen festen Griff wie der König, nur daß sie *beide* Arme hielten. Die weißen Gesichter musterten ihn gleichmütig. Die Nornen schienen keineswegs überrascht, einen fremden Sterblichen auf den Stufen des Hjeldinturms ertappt zu haben.

Als Rachel erschrocken zurückfuhr, fiel das Bündel in ihrer Hand auf den rauhen Steinboden. Es schepperte so laut, daß sie zusammenzuckte.

Das Knirschen der Schritte wurde lauter, und ein Glühen wie Morgendämmerung kroch den Tunnel hinauf; sie mußten gleich bei ihr sein. Ra-

chel duckte sich in eine Nische der Mauer und suchte nach einem Versteck für ihre Lampe. Schließlich stellte sie das verräterisch helle Ding verzweifelt zwischen ihre Beine und bückte sich darüber, wobei sie ihren Mantel wie einen Vorhang um sich ausbreitete, so daß der Saum den Boden bedeckte. Sie hoffte nur, daß die Fackeln, die die Näherkommenden trugen, sie so blendeten, daß sie das Licht, das bestimmt unter dem Saum hervorsickerte, nicht bemerkten. Sie biß die Zähne zusammen und fing an, stumm zu beten. Vom Ölgeruch ihrer Lampe wurde ihr jetzt schon übel.

Die Männer schienen es nicht eilig zu haben. Sie bewegten sich viel zu gemächlich, um eine alte Frau zu übersehen, die sich in ihrem Mantel versteckte, davon war die verängstigte Rachel überzeugt. Sie dachte, wenn sie stehenblieben, würde sie sterben.

»… sie diese Weißhäute so lieben, sollen sie sie doch arbeiten lassen«, sagte eine Stimme, die man jetzt aus dem Geräusch der Schritte heraushörte. »Alles, was der Priester uns tun läßt, ist Steine und Erde wegschleppen und Botengänge machen. Das ist kein Dienst für Wachsoldaten.«

»Und was hast du dabei zu sagen?« fragte ein zweiter Mann.

»Nur weil der König dem Rotrock freie Hand läßt, heißt das noch lange nicht, daß wir – « begann der erste wieder, wurde aber unterbrochen.

»Und vermutlich willst *du* ihm sagen, was er zu tun hat?« spottete ein dritter. »Er frißt dich zum Abendessen und schmeißt deine Knochen weg!«

»Halt den Mund«, fuhr der erste ihn an, aber ohne viel Selbstvertrauen im Ton. Etwas ruhiger fuhr er fort: »Und trotzdem ist etwas hier unten verdammt faul, verdammt faul. Ich habe eine von diesen Leichenfratzen gesehen – stand im Dunkel und wartete auf ihn…« Das Scharren der Stiefel auf dem Stein wurde leiser. Bald darauf war der Gang wieder still.

Rachel schnappte nach Luft, riß ihren Mantel hoch und taumelte aus der Nische. Die Dünste der Lampe schienen ihr senkrecht in den Kopf gestiegen zu sein; sekundenlang kamen ihr die Wände entgegen. Sie streckte die Hand aus, um nicht zu fallen.

Gesegnete heilige Rhiap, hauchte sie lautlos, *ich danke dir, daß du deine demütige Dienerin vor den Ungerechten beschirmt hast. Ich danke dir, daß du ihre Augen blind gemacht hast.*

Noch mehr Soldaten! Neuerdings wimmelte es in den Tunneln unter der Burg von ihnen. Sie schwärmten in den Gängen wie Ameisen. Diese Gruppe war schon die dritte, die sie gesehen oder, in diesem Fall, gehört hatte, und Rachel zweifelte nicht daran, daß sie viele andere nicht einmal bemerkt hatte. Was konnten sie nur hier unten wollen? Sie wußte, daß die-

ser Teil der Burg seit Jahren nicht mehr untersucht worden war; das war es ja, was sie überhaupt dazu ermutigt hatte, ihre Suche hier aufzunehmen. Jetzt mußte etwas die Aufmerksamkeit der königlichen Soldaten erregt haben. Pryrates hatte sie anscheinend nach etwas graben lassen – aber wonach? Konnte es Guthwulf sein?

Rachel war ängstlich und zornig zugleich. Dieser arme, alte Mann! Hatte er nicht schon genug gelitten – das Augenlicht verloren, aus der Burg vertrieben? Was wollten sie nun noch von ihm? Natürlich war er vor seiner Flucht der vertraute Ratgeber des Hochkönigs gewesen; vielleicht kannte er ein paar Geheimnisse, die der König um jeden Preis bewahren wollte. Auf alle Fälle mußte es etwas sehr Wichtiges sein, damit so viele Soldaten in dieser öden Unterwelt danach suchten.

Es konnte nur um Guthwulf gehen. Wen sonst konnte man hier unten vermuten? Gewiß nicht Rachel selbst; sie wußte, daß sie im Spiel der Mächtigen ohne Bedeutung war. Aber Guthwulf – schließlich hatte er sich Pryrates zum Feind gemacht. Der arme Guthwulf. Sie hatte recht gehabt, nach ihm zu suchen. Er befand sich in furchtbarer Gefahr. Aber wie konnte sie ihre Nachforschungen fortsetzen, wenn die Männer des Königs in allen Gängen herumliefen – und nicht nur die Männer des Königs, sondern Wesen, die weit schlimmer waren, wenn die Wachen die Wahrheit gesagt hatten? Sie konnte sich glücklich preisen, wenn sie selbst unentdeckt zu ihrem Schlupfwinkel zurückkam.

So ist es. Diesmal hätten sie dich fast erwischt, Alte. Es ist die reine Anmaßung zu erwarten, daß die Heilige dich noch einmal rettet, wenn du dich weiterhin so unvernünftig aufführst. Erinnere dich an das, was Vater Dreosan immer gesagt hat: »Gott kann alles, aber er schützt die Hochmütigen nicht vor dem Unheil, das sie selbst heraufbeschwören.«

Sie blieb im Gang stehen und wartete, bis ihr Atem wieder ruhiger ging. Außer ihrem eigenen, heftig klopfenden Herzschlag war nichts zu hören.

»Richtig«, sagte sie zu sich selbst. »Nach Hause. Zum Überlegen.« Sie packte ihren Beutel und setzte sich in Marsch.

Die Treppen fielen ihr schwer. Mehrmals mußte sie stehenbleiben und sich ausruhen. Sie lehnte sich an die Wand und dachte wütend über ihre zunehmende Gebrechlichkeit nach. Sie wußte, daß in einer besseren, nicht derart mit Sünde behafteten Welt jene, die auf dem Pfad der Gerechtigkeit wandelten, keine solchen Schmerzen und Qualen erleiden mußten. Aber in dieser Welt waren alle Seelen zunächst verdächtig, und Mühsal und Pein,

so hatte Rachel der Drache es auf dem Schoß ihrer Mutter gelernt, waren die Prüfungen, denen Gott sie unterzog. Ganz sicher würden die Lasten, unter denen sie jetzt stöhnte, sie dereinst am Tag der Entscheidung auf der Großen Waage um vieles leichter machen.

Jedenfalls hoffe ich das, Ädon Erlöser, dachte sie ärgerlich. *Wenn meine irdische Bürde nämlich nur noch ein bißchen schwerer wird, werde ich am Tag des Abwägens in die Lüfte schweben wie Löwenzahnsamen.* Sie grinste spöttisch über ihre eigene Respektlosigkeit. *Rachel, du alte Närrin, hör dir nur zu. Du kannst deine Seele immer noch gefährden, auch jetzt noch!*

Der Gedanke hatte etwas merkwürdig Tröstliches. Gestärkt nahm sie von neuem die Stufen in Angriff.

Sie war schon an der Nische vorbei und eine Treppe höher, als ihr der Teller einfiel. Sicher würde er noch genauso aussehen wie morgens, als sie auf ihrem Weg nach unten einen Blick darauf geworfen hatte … aber dennoch war es falsch, sich jetzt zu drücken. Rachel, Oberste der Kammerfrauen, würde sich *nicht* drücken. Obwohl ihr die Füße weh taten und ihr Knie protestierte und sie nur den einen Wunsch hatte, in ihr Kämmerchen zurückzukehren und sich hinzulegen, zwang sie sich, umzukehren und die Stufen wieder hinunterzusteigen.

Der Teller war leer.

Rachel starrte ihn lange an. Erst nach und nach begriff sie, was diese Leere bedeutete. Guthwulf war zurückgekommen.

Zu ihrem eigenen Erstaunen preßte sie den Teller an sich und weinte. *Alte Tapergreisin,* schalt sie sich dabei. *Warum auf Gottes weiter Welt heulst du? Weil ein Mann, der nie ein Wort mit dir gesprochen oder deinen Namen gekannt hat – da war und ein bißchen Brot und eine Zwiebel von deinem Teller genommen hat?*

Doch noch während sie sich so ausschimpfte, fühlte sie die Löwenzahnsamen-Leichtigkeit, die sie sich vorhin nur vorgestellt hatte. Er war nicht tot! Sofern die Soldaten ihn suchten, hatten sie ihn jedenfalls noch nicht gefunden – und er war wiedergekommen. Fast war es, als hätte Graf Guthwulf gewußt, wie sehr sie sich Sorgen machte. Sie wußte, daß das ein unsinniger Gedanke war, aber trotzdem wurde sie das Gefühl nicht los, daß etwas sehr Wichtiges vorgefallen war.

Als sie sich erholt hatte, wischte sie mit dem Ärmel entschlossen die Tränen ab, holte Käse und Dörrobst aus ihrem Beutel und füllte den Teller neu. Sie prüfte die zugedeckte Schüssel. Auch sie war leer. Aus ihrem eigenen Wasserschlauch goß sie Wasser hinein. In den Tunneln war es trok-

ken und staubig; gewiß würde der arme Mann bald wieder Durst haben.

Nach dieser beglückenden Arbeit setzte Rachel ihren Aufstieg fort, aber die Treppen kamen ihr nicht mehr so steil vor. Sie hatte Guthwulf nicht gefunden, aber er lebte. Er wußte, wohin er gehen mußte und würde sich einstellen. Vielleicht würde er das nächste Mal ein Weilchen bleiben und ihr erlauben, mit ihm zu sprechen.

Aber was sollte sie sagen?

Ganz gleich, irgend etwas. Jemand, mit dem man reden kann. Jemand zum Reden.

Wortlos sang sie ein frommes Lied und schlich zurück in ihre verborgene Kammer.

Simons Kräfte schienen erschöpft. Als die beiden Nornen ihn über den Hof des Inneren Zwingers schleiften, gaben plötzlich seine Knie nach. Die beiden Unsterblichen zögerten keinen Moment, sondern hoben ihn bei den Armen hoch, bis nur noch die Zehen den Boden berührten.

Mit ihrem Schweigen und den starren Gesichtern hätten sie Statuen aus weißem Marmor sein können, durch Zauber beweglich geworden; nur ihre schwarzen Augen, die über den düsteren Hof huschten, schienen lebenden Wesen zu gehören. Als einer von ihnen in der zischenden, klickenden Mundart von Sturmspitze etwas sagte, kam es so überraschend, als hätten die Burgmauern gelacht.

Was immer das Ungeheuer sagte, sein Gefährte schien zuzustimmen. Sie vollführten eine kleine Schwenkung und trugen ihren Gefährten auf den großen inneren Burgbereich zu, in dem die Hauptgebäude des Hochhorsts lagen.

Simon fragte sich benommen, wohin sie ihn brachten. Sehr wichtig war es ihm nicht. Er hatte als Spion nicht gerade viel geleistet – zuerst war er in die Klauen des Königs geraten, dann diesen beiden Scheusälern mitten in die Arme gelaufen – und nun würde er für seine Unvorsichtigkeit bestraft werden.

Aber was werden sie tun? Müdigkeit kämpfte gegen Furcht. *Ich werde ihnen nichts erzählen. Ich werde meine Freunde nicht verraten. Niemals!* Aber selbst in seinem betäubten Zustand wußte Simon, daß er, sobald Pryrates wieder hier war, höchstwahrscheinlich nicht schweigen würde. Binabik hatte recht. Er hatte sich benommen wie ein elender, verfluchter Narr.

Notfalls werde ich einen Weg finden, mich umzubringen.

Wirklich? Das Buch Ädon nannte es eine Sünde, und er hatte Angst vor dem Sterben, Angst davor, aus eigener Entscheidung die dunkle Reise anzutreten. Zudem waren die Aussichten gering, daß sich ihm überhaupt ein solcher Ausweg bieten würde. Die Nornen hatten ihm sein Qanuc-Knochenmesser abgenommen und sahen im übrigen so aus, als könnten sie ihn mühelos an jedem Selbstmordversuch hindern.

Aus der Dunkelheit tauchten die Mauern der inneren Burg auf, bedeckt mit in Stein gehauenen Fabeltieren und kaum weniger fabelhaften Heiligen. Die Tür stand halb offen; dahinter lag tiefer Schatten. Simon wehrte sich kurz, wurde aber von unnachgiebigen Fingern so fest gehalten, daß er es aufgab. Verzweifelt reckte er den Hals, um einen letzten Blick auf den Himmel zu erhaschen.

In der trüben nördlichen Nacht stand zwischen Pryrates' Festung und dem Hochhorst ein flimmernder roter Lichtfleck – ein zorniger, blutroter Stern.

Die schlechtbeleuchteten Korridore wollten kein Ende nehmen. Der Hochhorst hatte schon immer als das größte Gebäude aller Zeiten gegolten, aber jetzt erst stellte Simon mit dumpfer Überraschung fest, wie riesig die Burg wirklich war. Fast hatte es den Anschein, als führten hinter jeder Tür auf einmal neue Gänge ins Weite. Obwohl die Nacht draußen windstill gewesen war, wehte in den Korridoren ständig ein kalter Luftzug, und obwohl Simon nur manchmal an den äußersten Enden der Gänge ein paar dahinhuschende Gestalten bemerkte, herrschte Leben in den Schatten, und er hörte Stimmen und eigentümliche Töne.

Die Nornen, die ihn immer noch fest gepackt hielten, schleppten ihn durch eine Tür, hinter der eine steile, enge Treppe lag. Nach einem langen Abstieg, bei dem er so eng zwischen den beiden Unsterblichen eingekeilt war, daß er zu fühlen glaubte, wie ihre kalte Haut seinem Körper die Wärme entzog, gelangten sie erneut in einen leeren Korridor und bogen von dort rasch zu einer weiteren Treppe ab.

Sie bringen mich nach unten in die Tunnel, dachte Simon verzweifelt. *Zurück in die Tunnel. O Gott, hinab in die Finsternis!*

Endlich blieben sie vor einer gewaltigen, eisenbeschlagenen Eichentür stehen. Einer der Nornen zog einen großen, ungefügen Schlüssel aus dem Gewand und schob ihn ins Schloß. Mit einer schnellen Drehung des weißen Handgelenks zog er die Tür nach außen. Ein Schwall heißer, rauchiger Luft wogte ihnen entgegen und biß in Simons Nase und Augen.

Unsicher verharrte Simon auf der Schwelle und wartete, was nun geschehen würde. Schließlich blickte er auf. Die flachen, ausdruckslosen Augen der Nornen waren auf ihn gerichtet. War das hier seine Gefängniszelle? Oder der Ort, an den sie die Leichen ihrer Opfer warfen?

Irgendwie fand er die Kraft zum Sprechen. »Wenn ihr wollt, daß ich da hineingehe, könnt ihr euch ruhig anstrengen.« Er straffte die Muskeln, um Widerstand zu leisten.

Einer der Nornen gab ihm einen Stoß. Simon griff nach der Tür, schwankte einen Augenblick auf der Schwelle, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Leere.

Es gab keinen Fußboden.

Gleich darauf merkte er, daß es doch einen gab, nur daß er mehrere Ellen unterhalb der Türschwelle lag. Er prallte auf geborstene Steine und taumelte mit einem Schreckens- und Schmerzensschrei vornüber. Keuchend blieb er liegen und starrte an die unerwartet hohe Decke, an der Licht und Schatten eines Feuers spielten. Die Luft war von merkwürdigen, zischenden Geräuschen erfüllt. Über ihm knarrte das Schloß, als der Schlüssel umgedreht wurde.

Simon wälzte sich auf die andere Seite und sah, daß er sich nicht allein an diesem Ort befand. Ganz in der Nähe hielten sich ein halbes Dutzend sonderbar gekleideter Männer auf, die ihn anglotzten – wenn es Männer waren; ihre Gesichter waren fast völlig mit schmutzigen Lumpen umwunden. Sie machten keine Anstalten, auf ihn zuzukommen. Wenn es Folterknechte waren, dachte Simon, hatten sie ihre Arbeit offenbar satt.

Hinter den Männern erstreckte sich eine große Höhle, deren Ausstattung mehr für Tiere als für Menschen bestimmt zu sein schien. An den Wänden waren wie leere Nester hier und da zerschlissene Decken aufgehäuft. Ein Wassertrog, in dem sich blutroter Schein spiegelte, wirkte wie mit geschmolzenem Metall gefüllt. Statt einer dicken Steinmauer, wie Simon sie als Rückwand einer Gefängniszelle erwartet hätte, gab es auf der anderen Seite der Höhle eine Öffnung, die in einen dahinterliegenden, größeren Raum führte, eine weite Halle voll flackernder, feuriger Lichter. Irgendwo schrie jemand vor Schmerz auf.

Verblüfft und mit großen Augen sah Simon sich um. Hatte man ihn in die tiefsten Tiefen geschleppt – in den feurigen Rachen der Hölle? Oder hatten die Nornen sich etwas Eigenes ausgedacht, um ihre ädonitischen Gefangenen zu quälen?

Plötzlich stoben die Gestalten vor ihm, die so stumpfsinnig dagestanden

hatten wie grasende Ochsen, auseinander und duckten sich hastig an die Höhlenwände. In dem Durchlaß zwischen den beiden Räumen erschien ein Umriß, der Simon erschreckend bekannt vorkam. Ohne nachzudenken, floh er zur Seite, drückte sich in eine dunkle Nische in der Wand und zog sich eine stinkende Decke bis an die Augen.

Pryrates kehrte der kleineren Höhle und Simon noch immer den Rücken zu und schrie auf jemanden ein, den man nicht sehen konnte; im Kahlkopf des Alchimisten spiegelte sich ein Feuerbogen. Noch ein paar Worte, dann drehte er sich um und kam näher. Im umherliegenden Geröll knirschten seine Stiefelabsätze. Er durchquerte die Höhle und stieg auf steinernen Stufen bis zu dem schmalen Sims an der Tür, drückte mit der flachen Hand dagegen. Sie schwang nach außen und fiel hinter ihm wieder ins Schloß.

Simon hatte gedacht, daß ihn nichts mehr entsetzen oder überraschen könnte, jetzt aber sackte ihm vor Verblüffung der Unterkiefer herunter. Was tat Pryrates hier unten, wenn er gesagt hatte, er wolle nach Wentmund reisen? Selbst der König glaubte, daß er dorthin geritten war. Warum betrog der Alchimist seinen Herrscher?

Und wo bin ich hier eigentlich?

Plötzlich hörte er ein Geräusch und sah auf. Eine der mit Lumpen vermummten Gestalten kam auf ihn zu. Sie bewegte sich mit der schmerzhaften Langsamkeit eines Greises. Der Mann, denn die Augen über den Lappen waren unzweifelhaft menschlich, blieb vor Simon stehen und betrachtete ihn. Er sagte etwas, aber es kam so undeutlich, daß Simon nichts verstand.

»Was?«

Der Mann hob die Hand und zog sich langsam den steifen Stoff vom Gesicht. Er war fast unglaublich mager. Die runzligen Züge überwucherte ein grauer Bart. Aber es war etwas an ihm, das ahnen ließ, er könne jünger sein, als er aussah.

»Noch Glück gehabt heute, wie?« sagte der Fremde.

»Glück?« Simon begriff nicht. Hatten die Nornen ihn zu den Verrückten gesperrt?

»Der Priester. Ein Glück, daß er heute was andres vorgehabt hat. Und daß es keine Aufgaben mehr gibt, für die er Gefangene braucht.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Simon erhob sich aus seiner geduckten Stellung und betastete die blauen Flecke von seinem letzten Sturz.

»Du … du bist keiner aus der Schmiede«, sagte der Fremde mit schma-

len Augen. »Dreckig, das bist du, aber kein Rauch an dir.«

»Die Nornen haben mich erwischt«, erklärte Simon nach kurzem Zögern. Er hatte keinen Grund, dem Mann zu vertrauen, aber auch keinen Grund zum Gegenteil. »Die Weißfüchse«, verbesserte er sich, als er im abgezehrten Gesicht des anderen Verständnislosigkeit sah.

»Ach, diese Teufel.« Er schlug verstohlen einen *Baum*. »Die sehen wir manchmal, aber nur von weit weg. Gottlose, unnatürliche Unholde.« Er musterte Simon von Kopf bis Füßen und rückte dann noch etwas näher. »Sag keinem andern, daß du nicht aus der Schmiede bist«, zischelte er. »Komm mit.«

Er führte Simon eine kleine Strecke beiseite. Die anderen Maskierten hoben die Köpfe, schienen aber wenig Interesse an dem Ankömmling zu haben. Ihre Augen waren leer wie die glotzender Fische an Land.

Der Mann griff in einen wirren Haufen von Decken und wühlte schließlich eine Rauchmaske und ein schmutziges, zerfetztes Hemd hervor. »Hier, nimm. Hat dem alten Krummbein gehört, aber wo der jetzt ist, wird er's nicht vermissen. Damit siehst du aus wie alle andern.«

»Ist das ein Vorteil?« Simon fiel es schwer, seinen überquellenden Kopf zum Denken anzuhalten. Anscheinend befand er sich in der Burgschmiede. Aber warum? Bestand die einzige Strafe für sein Spionieren darin, daß er in der Schmiedewerkstatt arbeiten mußte?

Das kam ihm erstaunlich glimpflich vor.

»Ja – wenn du dich nicht zu Tode schuften willst«, erklärte der Mann und fing an zu husten, lange, trockene Erschütterungen, die sich anhörten, als reichten sie von den Füßen bis hinauf zum Schädel. Es dauerte einige Zeit, bis er wieder sprechen konnte. »Wenn der Doktor sieht, daß du neu bist«, schnaufte er, »dann holt er aus dir raus, was er kann, keine Sorge. Und mehr als das. Ein böser Mensch, das ist er!« Es klang sehr überzeugend. »Besser, wenn du ihm nicht auffällst.«

Simon schaute auf die schmutzigen Stofffetzen hinunter.

»Ich danke dir. Wie ist dein Name?«

»Stanhelm.« Der Mann hustete wieder. »Und sag auch keinem von den andern, daß du neu bist, sonst rennen sie so schnell zum Doktor, daß dir die Augen rausfallen. Sag allen, du hättest mit den Erz-Eimern gearbeitet. Die Leute, die das machen, schlafen in einem Loch auf der andern Seite, aber die Weißfüchse und die Soldaten kippen einfach alle Flüchtlinge durch diese Tür, ganz gleich, von welcher Seite sie abgehauen sind.« Traurig fügte er hinzu: »Sind bloß noch paar Mann von uns übrig, und ein Hau-

fen Arbeit. Darum haben sie dich auch hierhergeschafft und dir nicht den Hals abgeschnitten. Wie heißt du, Junge?«

»Seoman.« Er blickte auf die anderen Schmiedeknechte, die wieder in teilnahmsloses Schweigen verfallen waren. Die meisten hatten sich auf ihren dünnen Decken zusammengerollt und die Augen geschlossen. »Wer ist dieser Doktor?« Für den Bruchteil eines Augenblicks hatte ihn der Klang des Namens mit wilder Hoffnung erfüllt. Aber Morgenes, selbst wenn er den furchtbaren Brand überlebt hätte, würde Männern wie diesen nie Grund zur Furcht geben.

»Wirst ihn schon kennenlernen«, antwortete Stanhelm. »Dräng dich bloß nicht danach.«

Simon wickelte sich den Stoffstreifen um den Kopf. Er roch nach Rauch und Schmutz und anderen Dingen, und man konnte nur schwer durch ihn atmen. Er sagte es Stanhelm.

»Mußt ihn feucht halten. Wirst noch deinem Erlöser dafür dankbar sein. Sonst kriecht dir das Feuer den Hals runter und versengt dir die Eingeweide.« Stanhelm strich mit dem geschwärzten Finger über das Hemd. »Zieh das auch an.« Er warf unruhige Blicke über die Schulter nach den anderen Schmiedeknechten.

Simon verstand. Sobald er das Hemd anzog, würde er sich nicht mehr von ihnen unterscheiden – nicht auffallen. Es waren bedrückte, beinah gebrochene Männer, das war offensichtlich. Sie wollten auf gar keinen Fall Aufmerksamkeit erregen.

Als er den Kopf durch die Halsöffnung gesteckt hatte und wieder sehen konnte, schwankte ein drohender Schatten auf ihn zu. Sekundenlang dachte Simon, einer der Schneeriesen hätte sich aus dem Norden hierher in den Hochhorst verirrt.

Der große Kopf drehte sich langsam von rechts nach links. Die Maske aus zerstörtem Fleisch legte sich in zornige Falten.

»Zuviel Schlaf, kleine Rattenmänner«, dröhnte das Ungeheuer. »Gibt Arbeit. Der Priester will alles gleich fertig haben.«

Simon dankte Usires für den zerschlissenen Lappen, der ihn in einen gesichtslosen Gefangenen verwandelte. Er wußte, daß dieses einäugige Scheusal neues Grauen für ihn bedeutete.

O Mutter der Barmherzigkeit. Sie haben mich an Inch ausgeliefert.

XIX

Tückisch wie die Zeit

»Glaubst du, Simon könnte hier unten sein?«

Binabik sah von dem getrockneten Hammelfleisch auf, das er gerade in kleine Stücke zerlegt hatte. Es war ihre Morgenmahlzeit, wenn man an einem so sonnen- und himmellosen Ort von einem Morgen sprechen konnte. »Wenn er es ist«, antwortete der Kleine, »so fürchte ich, daß die Möglichkeit, ihn aufzuspüren, gering sein wird. Mein Bedauern, Miriamel, aber die Tunnel sind viele Meilen lang.« Simon, der allein und im Dunkel umherirrte. Ein Gedanke, der unsagbar weh tat. Und sie hatte ihn so grausam behandelt!

Verzweifelt bemüht, an etwas anderes zu denken, fragte sie: »Haben die Sithi wirklich diese ganze Anlage gebaut?« Die Wände waren so hoch, daß das Licht der Fackel die Decke nicht erreichte. Über ihnen wölbte sich tiefste Schwärze; bis auf die Tatsache, daß es weder Sterne noch Wetter gab, hätten Miriamel und der Troll genausogut draußen unter freiem Nachthimmel sitzen können.

»Mit Hilfe errichteten sie alles. Den Sithi wurde die Unterstützung ihrer Verwandten zuteil, so habe ich gelesen, und das waren jene, die die Karten anfertigten, welche du kopiert hast. Auch sie waren unsterblich, Meister über Gestein und Erde. Eolair hat gesagt, noch immer lebten einige von ihnen unter dem Boden von Hernystir.«

»Aber wer könnte dort unten leben?« fragte Miriamel verwundert. »Niemals den Tag sehen…«

»Ah, du mißbegreifst«, lächelte der Troll. »Asu'a war erfüllt von Licht. Die Burg, in der du gewohnt hast, hatte ihre Erbauung oben über dem großen Haus der Sithi. Asu'a wurde begraben, damit der Hochhorst geboren werden konnte.«

»Aber es will nicht begraben *bleiben*«, versetzte Miriamel grimmig.

Binabik nickte. »Wir Qanuc haben einen Glauben, daß der Geist eines Ermordeten keine Ruhe findet und sich im Körper eines Tiers festsetzt.

Manchmal folgt er dann demjenigen, der ihn getötet hat, manchmal bleibt er auch an der Stätte, die er früher am meisten geliebt hat. So oder so gibt es kein Rasten für ihn, bis die Wahrheit an den Tag kommt und das Verbrechen bestraft ist.«

Miriamel dachte an die Geister der vielen ermordeten Sithi und schauderte. Sie hatte so manches seltsame Echo gehört, seitdem sie in die Tunnel unter Sankt Sutrin hinabgestiegen waren. »Die Sithi finden auch keine Ruhe.«

Binabik hob die Brauen. »Hier unten gibt es mehr als nur rastlose Geister, Miriamel.«

»Ja, aber ist nicht auch er einer von ihnen«, sie senkte die Stimme, »der Sturmkönig, nicht wahr? Die Seele eines Ermordeten auf der Suche nach Rache.«

Der Troll machte ein besorgtes Gesicht. »Unfroh bin ich, an diesem Ort über solche Dinge zu reden. Auch erinnere ich mich, daß er selbst an seinem Tod schuld war.«

»Weil die Rimmersmänner die Burg umstellt hatten und ihn sowieso umgebracht hätten.«

»Wahrheit liegt in deinen Worten«, gab Binabik zu. »Doch bitte, Miriamel, nichts mehr davon. Ich weiß nicht, was für Wesen hier weilen oder welche Ohren lauschen. Aber ich meine, je weniger wir solche Dinge erwähnen, desto glücklicher werden wir sein, in mehrfacher Hinsicht.«

Miriamel neigte zustimmend den Kopf. Sie wünschte sich sogar, nie davon angefangen zu haben. Wenn man länger als einen Tag durch diese verwirrenden Schatten gewandert war, saß einem der Gedanke an den untoten Feind ohnehin schon zu dicht im Nacken.

Am ersten Abend waren sie nicht mehr allzuweit in die Tunnel eingedrungen. Die Katakombengänge unter Sankt Sutrin hatten sich allmählich verbreitert und dann bald stetig abwärts ins Erdinnere geführt. Schon nach der ersten Stunde kam es Miriamel vor, als müßten sie unter dem Bett des viele Faden tiefen Kynslagh angelangt sein. Bald fanden sie auch einen einigermaßen bequemen Fleck, an dem sie rasten und etwas essen konnten. Sie saßen dort noch nicht lange, als sie merkten, wie müde sie eigentlich waren; und so hatten sie ihre Mäntel ausgebreitet und geschlafen. Beim Aufwachen hatte Binabik mit Hilfe seines Feuertopfes – eines winzigen irdenen Krügleins, in dem auf geheimnisvolle Weise ein stetiger Funke glühte – ihre Fackeln wieder angezündet, und nach ein paar Bissen Brot

und etwas Dörrobst, hinuntergespült mit warmem Wasser, waren sie erneut aufgebrochen.

Ihr Weg hatte sie auf vielen gewundenen Pfaden immer weiter nach unten gebracht. Sie hatten sich bemüht, den allgemeinen Angaben auf der Karte der Unterirdischen zu folgen, aber die Tunnel schlängelten sich nach allen Richtungen und verwirrten sie; sie konnten kaum noch darauf vertrauen, nicht vom Kurs abgewichen zu sein. Kein Zweifel bestand jedoch daran, daß sie, wo immer sie sich inzwischen auch befanden, das Reich der Menschen hinter sich gelassen hatten. Sie waren ins tiefe Asu'a hinuntergestiegen, in gewisser Weise eine Rückkehr in die Vergangenheit. Als Miriamel einzuschlafen versuchte, drehten sich in ihrem Kopf die Gedanken. Wer konnte ahnen, daß die Welt so viele Geheimnisse barg?

Auch der Morgen hatte ihr Staunen nicht verringert. Sie war selbst für eine Königstochter weit gereist und hatte viele der denkwürdigsten Stätten Osten Ards besucht, von der Sancellanischen Ädonitis bis zum Schwimmenden Schloß von Warinsten; aber im Vergleich zu den Köpfen, die diese fremdartige, verborgene Burg ersonnen hatten, wirkten selbst die erfinderischsten Baumeister der Menschen blaß.

Die Zeit und heruntergefallene Steinbrocken hatten einen großen Teil Asu'as zu Staub zermahlen, aber es blieb noch genug übrig, um zu zeigen, wie unvergleichlich es einst gewesen war. So beeindruckend auch die Ruinen von Da'ai Chikiza ausgesehen hatten, diese hier, das erkannte Miriamel sehr schnell, übertrafen sie bei weitem. Scheinbar freischwebend schwangen sich Treppen empor und kräuselten sich ins Dunkel wie Stoffbänder im Wind. Wände wölbten sich nach oben und entfalteten sich dort zu auffälligen, fächerförmigen Gebilden aus vielfarbig sich verjüngendem Gestein oder liefen in welligen Falten wieder nach unten. Jede Fläche war von gemeißelten Tieren oder Pflanzen belebt. Die Erbauer dieses Ortes schienen den Stein dehnen zu können wie heißen, geschmolzenen Zucker und ihn ätzen zu können wie Wachs.

Von Raum zu Raum liefen an den Rändern der geborstenen Steinböden entlang Rinnen, die unverkennbar Bachläufe gewesen waren, auch wenn sie jetzt nur pudrigen Staub enthielten. Kleine, verzierte Brücken überquerten sie. Von den aus Stein geschnitzten Ranken und Blüten, die wie Girlanden die Decke umkränzten, wuchsen gewaltige Leuchter herunter, die wie phantastische, unwirkliche Blumen geformt waren. Wie gern hätte Miriamel sie in hellem Licht erstrahlen sehen. Den Farbspuren nach, die

sich in Ritzen der Steine noch erhielten, war der Palast ein kaum vorstellbarer Garten voller Farben und Lichterglanz gewesen.

Doch obwohl ein zerstörter Raum nach dem anderen ihre Augen blendete, war auch etwas an diesen endlosen Hallen, das ihr Schauer über den Rücken jagte. Denn bei all ihrer Schönheit waren sie doch unzweifelhaft für Bewohner erbaut, die mit anderen Augen sahen als Sterbliche: die Winkel schienen fremdartig, die Aufteilung beunruhigend. Einige hochgewölbte Säle erschienen für ihre Einrichtung und Ausstattung viel zu riesig, während andere Räume fast furchterregend eng wirkten, so mit Zierat überwuchert und vollgestopft, daß man sich kaum vorstellen konnte, wie sich mehr als eine Person gleichzeitig darin aufhielt. Noch viel sonderbarer aber war, daß die Ruinen der Sithiburg nicht völlig ausgestorben zu sein schienen. Neben den leisen Tönen, die Stimmen sein konnten, und dem merkwürdigen Luftzug an einem Ort, an dem es eigentlich keinen Wind geben konnte, fiel Miriamel überall ein flüchtiger Schimmer auf, eine Andeutung unbestimmter Bewegungen im Augenwinkel, als sei alles um sie herum nicht ganz wirklich. Sie hatte das Gefühl, daß sie nur zu blinzeln brauchte und Asu'a würde wieder sein wie einst – daß sie vielleicht aber auch nur noch kahle Höhlenwände und Erde vorfinden würde.

»Gott ist nicht hier.«

»Was ist es, was du da sagst?« fragte Binabik.

Sie hatten ihre Mahlzeit beendet und waren weitergegangen. Sie trugen ihre Reisesäcke eine lange, hohe Galerie hinunter und überquerten dann eine schmale Brücke, die im Leeren verschwand wie der Flug eines Pfeils. Das Licht der Fackel erhellte den schwarzen Abgrund nicht.

Miriamel sah verlegen auf. »Ich weiß nicht genau. Ich sagte ›Gott ist nicht hier‹.«

»Diese Stätte mißfällt dir?« Binabik zeigte ein schmales, gelbes Lächeln. »Auch ich habe Furcht vor diesen Schatten.«

»Nein – ich meine, ja, ich habe Angst. Aber das wollte ich damit nicht sagen.« Sie hielt ihre Fackel hoch und beleuchtete einen gemeißelten Fries auf der Wand jenseits des Abgrunds. »Die Wesen, die hier lebten, hatten keinerlei Ähnlichkeit mit uns. Sie kannten uns gar nicht. Es ist schwer zu glauben, daß das dieselbe Welt ist wie meine. Man hat mir beigebracht, Gott sei überall und wache über alles.« Sie schüttelte den Kopf. »Es ist schwer zu erklären. Mir kommt es vor, als liege dieser Ort außerhalb von Gottes Reichweite. So, als ob er Gott nicht sieht und Gott ihn darum auch nicht sehen kann.«

»Und macht dich das noch furchtsamer?«

»Ich denke schon. Es kommt mir jedenfalls so vor, als hätte das, was hier vorgeht, nicht viel mit dem zu tun, was man mich gelehrt hat.« Binabik nickte ernst. Im gelben Schein der Fackel hatte er weniger Ähnlichkeit mit einem Kind, als es sonst manchmal der Fall war. Umrahmt von Schatten wirkte das runde Gesicht fast feierlich. »Und doch würden manche sagen, daß alles, was jetzt geschieht, genau dem entspricht, was eure Kirche verkündet – eine Schlacht zwischen den Heeren von Gut und Böse.«

»Ja, aber so einfach kann es nicht sein«, versetzte Miriamel eifrig. »Ineluki – war er gut? Böse? Er wollte nur das Rechte für sein Volk. Ich bin mir eben nicht mehr sicher.«

Binabik schwieg ein Weilchen und streckte dann eine kleine Hand nach ihrer aus. »Deine Fragen sind Fragen der Vernunft. Ich glaube nicht, daß wir … ihn … hassen sollten … unseren Feind. Dennoch, bitte, nenne ihn nicht beim Namen!« Er drückte ihre Finger, um seine Worte zu unterstreichen. »Und sei ganz sicher in einem: Was immer er einst gewesen sein mag, heute ist er eine Gefahr, viel, viel gefährlicher als alles, das du weißt oder dir ausdenken kannst. Vergiß das nie. Er wird uns und alle, die wir lieben, töten, wenn seine Wünsche sich erfüllen. Davon besitze ich Gewißheit.«

Und mein Vater? dachte Miriamel. *Ist er jetzt auch nur noch ein Feind? Was ist, wenn ich den Weg zu ihm finde und von dem, den ich geliebt habe, nichts mehr übrig ist? Das wird sein, als stürbe ich. Dann wird mir alles gleichgültig sein, was noch mit mir geschieht.*

In diesem Moment begriff sie. Es stimmte nicht, daß Gott sie nicht sah; aber es gab niemanden mehr, der ihr sagte, was richtig und was falsch war. Sie konnte sich nicht einmal mehr damit trösten, daß sie etwas gerade deshalb tat, weil man es ihr verboten hatte. Alle ihre Entscheidungen würde sie selbst treffen und sich dann daran halten müssen.

Sie hielt Binabiks Hand noch einen Augenblick fest, bevor sie weitergingen. Wenigstens war ein Freund bei ihr. Wie mußte es einem zumute sein, wenn man an einem solchen Ort allein war?

Nachdem sie dreimal in den Ruinen von Asu'a geschlafen hatten, fesselte selbst seine bröckelnde Pracht Miriamels Aufmerksamkeit nicht mehr. Die dunklen Hallen schienen Erinnerungen wachzurufen – unwichtige Bilder aus ihrer Kindheit in Meremund, den Tagen ihrer Gefangenschaft auf dem Hochhorst. Ihr war, als schwebte sie zwischen der Vergangenheit der

Sithi und ihrer eigenen.

Sie fanden eine breite Treppe, die aufwärts führte, mit vielen staubigen Stufen und einem Geländer in Form einer Rosenhecke. Als Binabiks Prüfung der Karte zu ergeben schien, daß die Treppe Bestandteil ihrer Route war, fühlte sich Miriamel geradezu glücklich. Nach so langer Zeit in der Tiefe endlich wieder nach oben!

Aber nachdem sie über eine Stunde die scheinbar endlosen Stufen hinaufgekeucht waren, legte sich ihre Begeisterung, und ihre Gedanken begannen von neuem abzuschweifen.

Simon ist fort, und ich habe es nie geschafft, wirklich mit ihm zu reden. Habe ich ihn geliebt? Es wäre ja doch nie etwas daraus geworden – wie konnte er mich noch mögen, nachdem ich ihm von Aspitis erzählt hatte? Aber vielleicht hätten wir Freunde sein können. Habe ich ihn geliebt?

Sie sah hinab auf ihre Stiefel, die kletterten und kletterten. Unter ihr rauschten die Stufen dahin wie ein behäbiger Wasserfall.

Sinnlos, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen … aber vermutlich habe ich ihn geliebt. Bei dem Gedanken fühlte sie, wie etwas Gewaltiges und Formloses in ihr kämpfte, ein Kummer, der in Irrsinn umzuschlagen drohte. Voller Angst vor seiner Gewalt zwang sie ihn nieder. *O Gott, ist das der ganze Sinn des Lebens? Etwas Kostbares zu besitzen und es erst dann zu begreifen, wenn es zu spät ist?*

Fast wäre sie über Binabik gestolpert, der zwei Stufen weiter oben plötzlich stehengeblieben war, den Kopf fast in gleicher Höhe mit ihrem. Der Troll legte den Finger auf den Mund und warnte sie zu schweigen.

Kurz vorher hatten sie einen Treppenabsatz passiert, von dem mehrere Bogengänge fortführten, und Miriamel dachte zuerst, das Geräusch müßte aus einem von ihnen kommen; aber Binabik deutete nach oben. Seine Mitteilung war klar: jemand befand sich auf der Treppe.

Miriamels nachdenkliche Stimmung verflog. Wer konnte in diesen ausgestorbenen Hallen herumlaufen? Simon? Das schien zuviel erhofft. Aber wer sonst durchstreifte die Schattenwelt? Die ruhelosen Toten?

Während sie sich wieder auf den Treppenabsatz zurückzogen, schraubte Binabik seinen Wanderstab auseinander und zog den Einsatz mit der Messerklinge heraus. Die Schritte wurden lauter, und auch Miriamel griff nach ihrem Messer. Binabik streifte den Reisesack von den Schultern und ließ ihn lautlos neben Miriamels Füßen zu Boden gleiten.

Eine Gestalt kam die düstere Treppe hinunter und trat langsam und ohne jedes Zögern in den Schein ihrer Fackel. Miriamels Herz hämmerte gegen

ihre Rippen. Es war ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte. Die hervorquellenden Augen in der Tiefe seiner Kapuze schienen Überraschung oder Furcht auszudrücken, aber er fletschte mit wunderlichem Grinsen die Zähne.

Eine Sekunde verging, bevor Binabik, der vor Verblüffung nach Luft schnappte, ihn erkannte. »Hängfisch!«

»Du kennst ihn?« Ihre Stimme klang ihr schrill in den Ohren, das unsichere Stammeln eines erschrockenen kleinen Mädchens.

Der Troll hielt das Messer vor sich wie ein Priester einen heiligen *Baum*. »Was willst du hier, Rimmersmann?« fragte er. »Hast du dich verirrt?«

Der lächelnde Ankömmling antwortete nicht, sondern breitete die Arme aus und stieg eine weitere Stufe hinunter. Irgend etwas Schreckliches, aber nicht genau Feststellbares war mit ihm nicht in Ordnung.

»Geh weg!« schrie Miriamel ihn an und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, auf einen der Türbögen zu. »Binabik! Wer ist das?«

»Ich weiß, wer er war«, erwiderte der Troll, noch immer mit gezücktem Messer. »Aber mich dünkt, er ist zu etwas anderem geworden…«

Noch ehe er ausgeredet hatte, setzte der Glotzäugige sich in Bewegung und lief mit erschreckender Schnelligkeit die restlichen Stufen hinunter. Einen Herzschlag später stand er vor dem Troll, packte die Hand mit dem Messer am Gelenk und umklammerte den kleinen Mann mit dem anderen Arm. Sie rangen miteinander, fielen hin und rollten vom Treppenabsatz auf die tieferliegenden Stufen. Binabiks Fackel wurde ihm aus der Hand gerissen und sprang vor ihnen die Treppe hinab. Der Troll keuchte und stöhnte vor Schmerz; der andere schwieg.

Miriamel blieb kaum eine Sekunde, mit aufgerissenen Augen auf dieses Schauspiel zu starren, als plötzlich viele lange Finger aus dem finsteren Bogengang hervorschossen und sie packten. Sie hielten ihre Hände fest und schlangen sich um ihre Mitte. Die Finger waren rauh, aber dort, wo sie ihre Haut berührten, eigentümlich behutsam. Auch ihre Fackel fiel zu Boden. Bevor sie noch Atem holen und einen Warnruf ausstoßen konnte, wurde ihr etwas über den Kopf gestülpt. Das Licht verschwand. Ein süßlicher Geruch drang ihr in die Nase, und sie merkte, wie sie ohnmächtig wurde. Die halbgeformten Fragen lösten sich wieder auf, und die Welt verschwamm.

»Warum willst du dich nicht zu mir setzen?« fragte Nessalanta. Sie hörte sich an wie ein verzogenes Kind, dem man eine Leckerei verweigert. »Ich habe seit Tagen kein Wort mit dir wechseln können.«

Benigaris, der am Geländer des Dachgartens stand, drehte sich um. Unter ihm in der Stadt zündete man die ersten Abendfeuer an. Groß-Nabban funkelte in lavendelblauer Dämmerung. »Ich war beschäftigt, Mutter. Vielleicht ist es Eurer Aufmerksamkeit entgangen, daß wir einen Krieg führen.«

»Wir haben schon andere Kriege geführt«, entgegnete Nessalanta sorglos. »Barmherziger Gott, diese Dinge ändern sich nie, Benigaris. Du wolltest doch unbedingt herrschen. Nun mußt du auch erwachsen werden und die Lasten auf dich nehmen, die damit verbunden sind.«

»Erwachsen, wie?« Benigaris ballte die Fäuste und trat vom Geländer zurück. »*Ihr* seid das Kind, Mutter. Merkt Ihr denn nicht, was vorgeht? Vor einer Woche haben wir den Onestrinischen Paß verloren. Heute wurde mir gemeldet, daß Aspitis Preves geflohen und die Provinz Eadne gefallen ist. Verdammt! Wir sind kurz davor, diesen Krieg zu verlieren! Wäre ich doch nur selbst ins Feld gezogen, statt diesen Schwachkopf auszuschicken … meinen lieben Bruder…«

»Kein Wort gegen Varellan!« fauchte Nessalanta. »Ist es seine Schuld, daß deine Legion aus abergläubischen Bauern bestand, die an Gespenster glauben?«

Benigaris sah sie lange an. Es lag nichts Liebevolles in seinem Blick. »Es ist Camaris«, erklärte er ruhig.

»Wie?«

»Unser Gegner ist Camaris, Mutter. Ihr könnt sagen, was Ihr wollt, aber ich habe die Berichte der Männer gehört, die an der Schlacht teilgenommen haben. Und wenn er es nicht ist, dann ist es einer der alten Kriegsgötter unserer Vorfahren, der auf die Erde zurückgekehrt ist.«

»Camaris ist tot«, schnüffelte Nessalanta.

»Vielleicht ist er einer Falle entgangen, die Ihr ihm gestellt habt.« Benigaris trat ein paar Schritte näher. »Wurde darum mein Vater überhaupt Herzog von Nabban – weil Ihr dafür sorgtet, daß Camaris beseitigt wurde? Falls ja, habt Ihr versagt. Vielleicht wähltet Ihr ausnahmsweise das falsche Werkzeug.«

»Es gibt kein Werkzeug in diesem Land, das für meinen Willen stark genug ist«, zischte die Herzoginwitwe mit wutverzerrtem Gesicht. »Als ob ich das nicht wüßte!« Sie musterte ihren Sohn. »Alle sind sie schwach und stumpf. Gesegneter Erlöser, wäre ich doch ein Mann! Dann wäre das alles nicht geschehen. Nie würden wir das Haupt vor einem Nordkönig beugen, der auf einem Knochenthron hockt.«

»Verschont mich mit Euren größenwahnsinnigen Träumen, Mutter. Was hattet Ihr für Camaris geplant? Was immer es war, er scheint es überlebt zu haben.«

»Ich habe Camaris nichts getan.« Die Herzoginwitwe ordnete ihre Röcke und fand etwas von ihrem Gleichmut wieder. »Ich gebe zu, daß ich nicht unglücklich war, als er ins Meer fiel – für einen starken Mann war er der Schwächste von allen. Völlig ungeeignet zum Regieren. Aber ich hatte nichts damit zu tun.«

»Ich könnte es Euch fast glauben, Mutter. Fast.« Benigaris lächelte dünn und sah nach der Tür. Dort war einer seiner Höflinge aufgetaucht, der ihn mit schlecht verhehlter Furcht anstarrte. »Ja? Was wollt Ihr?«

»Draußen … draußen fragen viele Leute nach Euch, Herr. Ihr habt gesagt, man solle es Euch melden.«

»Ja, ja. Wer wartet?«

»Zum einen der Niskie, Herr. Er sitzt immer noch im Audienzsaal.«

»Habe ich denn nicht genug zu tun? Warum versteht er die Andeutung nicht und geht wieder? Und was will der verdammte Seewächter überhaupt?«

Der Höfling schüttelte den Kopf. Die lange Feder an seiner Mütze, vom Abendwind bewegt, flatterte ihm vor dem Gesicht. »Er will mit niemandem als Euch sprechen, Herzog Benigaris.«

»Dann kann er dort bleiben, bis er vertrocknet und am Boden nach Luft schnappt. Ich habe keine Zeit für Niskiegeschwätz.« Er sah wieder hinaus auf die Lichter der Stadt. »Wer noch?«

»Ein weiterer Bote von Graf Streáwe, Herr.«

»Ah.« Benigaris zupfte an seinem Schnurrbart. »Wie erwartet. Nun, ich denke, wir lassen diesen Wein noch ein wenig im Faß lagern. Außerdem?«

»Der Sterndeuter Xannasavin, Herr.«

»Hat er sich endlich herbequemt? Sicher zutiefst betrübt, seinen Herzog warten zu lassen.« Er nickte langsam. »Schick ihn herauf.«

»Xannasavin ist hier?« Nessalanta lächelte entzückt. »Bestimmt hat er uns wieder wundervolle Dinge zu verkünden. Du wirst sehen, Benigaris, er bringt uns gute Nachrichten.«

»Ganz bestimmt.«

Wenige Augenblicke später erschien Xannasavin. Wie um von seiner eigenen schlanken Höhe abzulenken, ließ sich der Astrologe vorsichtig auf die Knie nieder.

»Herzog Benigaris, Herr, Herzogin Nessalanta, Herrin. Ich bitte tausendmal um Vergebung. Ich kam sofort, als ich Eure Aufforderung erhielt.«

»Setz dich zu mir, Xannasavin«, lud die Herzogin ihn ein. »Wir haben dich in letzter Zeit selten gesehen.«

Benigaris, ans Geländer gelehnt, sagte: »Meine Mutter hat recht – du warst häufig nicht im Palast.«

Der Sterndeuter stand auf und ging zu Nessalanta, um neben ihr Platz zu nehmen. »Bitte entschuldigt. Ich habe festgestellt, daß es manchmal das Beste ist, wenn man sich dem Glanz des Hoflebens ein wenig entzieht. In der Einsamkeit hört man leichter, was die Sterne einem sagen.«

»Aha.« Der Herzog nickte, als sei ein großes Rätsel gelöst. »Darum also hat man dich auf dem Marktplatz gesehen, wie du mit einem Pferdehändler feilschtest.«

Xannasavin zuckte fast unmerklich zusammen. »Ja, Herr. Tatsächlich dachte ich, daß ein Ritt unter dem Nachthimmel von Nutzen sein könnte. Euer Hof ist so reich an angenehmen Zerstreuungen, und wir leben in großen Zeiten. Ich fand, mein Kopf müsse klar sein, wenn ich Euch richtig dienen wollte.«

»Komm her«, befahl Benigaris.

Der Sterndeuter erhob sich, strich die Falten seines dunklen Gewandes glatt und trat neben den Herzog an das Geländer des Dachgartens. »Was siehst du am Himmel?«

Xannasavin kniff die Augen zusammen. »Oh, vielerlei, Herr. Doch wenn Ihr wünscht, daß ich Euch die Sterne ausführlich lese, müßte ich zuerst in mein Zimmer gehen und meine Karten holen.«

»Aber das letzte Mal, als du hier warst, stand der Himmel doch voller Glück, und du brauchtest deine Karten gar nicht.«

»Damals hatte ich sie, bevor ich zu Euch kam, Herr, viele Stunden studiert.«

Benigaris legte dem Astrologen den Arm um die Schulter. »Und wie steht es mit den großen Siegen des Eisvogelhauses?«

Xannasavin wand sich wie ein Aal. »Sie werden kommen, Herr. Seht nur hinauf in den Himmel!« Er wies nach Norden. »Ist es nicht so, wie ich vorhergesagt habe? Schaut dort – der Erobererstern.«

Benigaris folgte seinem Zeigefinger mit dem Blick. »Dieser kleine rote Fleck?«

»Bald wird er den ganzen Himmel in Brand setzen, Herzog Benigaris.«

»Er hat doch gesagt, der Stern würde aufgehen, Benigaris«, warf Nessalanta aus ihrem Sessel ein. Sie schien verärgert, nicht in das Gespräch einbezogen worden zu sein. »Bestimmt wird alles andere ebenfalls eintreten.«

»Davon bin ich überzeugt.« Benigaris starrte auf den blutroten Stecknadelkopf am Abendhimmel. »Der Untergang von Reichen. Heldentaten des benidrivinischen Hauses.«

»Ihr habt ein gutes Gedächtnis, Herr!« lächelte Xannasavin. »Was Euch jetzt Sorgen bereitet, ist nur ein vorübergehender Zustand – unter dem großen Rad des Himmels nichts als ein Windhauch im Gras.«

»Vielleicht.« Der Arm des Herzogs lag noch immer kameradschaftlich auf den Schultern des Astrologen. »Aber ich sorge mich um dich, Xannasavin.«

»Mein Herr ist zu gütig, in dieser Zeit der Prüfung einen Gedanken an mich zu verschwenden. Was ist es, das Euch Sorge bereitet, Herzog?«

»Ich fürchte, du hast zuviel Zeit damit verbracht, in den Himmel zu schauen. Du solltest deinen Horizont erweitern und auch auf die Erde hinuntersehen.« Er deutete auf die Laternen, die unten in den Straßen brannten. »Wenn man zu lange auf einen bestimmten Punkt schaut, verliert man andere Dinge aus den Augen, die ebenso wichtig sind. Zum Beispiel, Xannasavin, haben dir die Sterne verraten, daß dem benidrivinischen Haus großer Ruhm zuteil werden wird – aber du hast darüber das Marktgeschwätz außer acht gelassen, daß Herr Camaris selbst, der Bruder meines Vaters, die Heere gegen Nabban führt. Oder hast du vielleicht doch darauf gehört und dich darum so plötzlich entschlossen, das Reiten anzufangen, hm?«

»M-mein Herr t-tut m-mir unrecht.«

»Denn natürlich ist Camaris der älteste Erbe des benidrivinischen Hauses, und der Ruhm, von dem du sprachst, könnte ebenso gut *seinen* Sieg bedeuten, nicht wahr?«

»Ach nein, Herr, das glaube ich gewiß nicht.«

»Hör auf, Benigaris«, fuhr jetzt Nessalanta dazwischen. »Hör auf, den armen Xannasavin zu quälen. Setzt euch beide zu mir, wir trinken ein Glas Wein.«

»Ich will ihm ja nur helfen, Mutter.« Benigaris wandte sich wieder dem Sterndeuter zu. Der Herzog lächelte, aber sein Gesicht war gerötet, und auf den Wangen standen dunkle Flecke. »Wie gesagt – ich finde, du hast zu-

viel Zeit damit vergeudet, in den Himmel zu glotzen und dich zu wenig um irdische Dinge gekümmert.«

»Herr…«

»Aber das läßt sich ändern.« Er bückte sich rasch, ließ seinen Arm bis auf Xannasavins Hüften hinabgleiten und umschlang ihn mit dem anderen Arm. Stöhnend vor Anstrengung richtete er sich auf. Der Astrologe hing in der Luft, die Füße eine Elle über dem Boden.

»Nein, Herzog Benigaris, nicht!«

»Hör auf«, kreischte Nessalanta.

»Geh zur Hölle.« Der Herzog gab dem Sterndeuter einen Stoß. Xannasavin kippte über das Geländer, griff mit den Armen ins Leere und stürzte ins Dunkel. Einen langen Augenblick später vernahm man vom Hof her ein feuchtes Aufklatschen.

»Wie kannst du … wie kannst du es wagen …?« stotterte Nessalanta mit schreckgeweiteten Augen. Benigaris stapfte drohend auf sie zu, das Gesicht entstellt vor Zorn. Ein dünner Blutstrom tröpfelte von seiner Stirn; der Sterndeuter hatte ihm einige Büschel Haare ausgerissen.

»Halt den Mund!« fuhr er seine Mutter an. »Ich sollte dich gleich hinterherwerfen, alte Wölfin! Wir sind dabei, diesen Krieg zu verlieren – verlieren, hörst du? Mag sein, daß dir das im Augenblick gleich ist, aber du lebst hier nicht so sicher, wie du glaubst. Ich bezweifle zwar, daß dieser bläßliche Josua seinem Heer gestatten wird, Frauen zu schänden und Gefangene abzuschlachten, aber die Leute, die auf dem Markt darüber klatschen, wie mein Vater umgekommen ist, wissen sehr gut, daß du daran genausoviel Schuld trägst wie ich.« Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Nein, ich brauche dich nicht selber umzubringen. Wahrscheinlich wetzt schon ein Haufen Bauern die Messer und wartet nur darauf, daß Camaris und seine Männer vor den Toren stehen, um mit dem Fest anzufangen.«

Er lachte boshaft. »Meinst du, die Palastwache wirft ihr Leben weg, um dich zu retten, wenn feststeht, daß alles verloren ist? Sie sind nicht anders als die Bauern, Mutter. Sie führen ihr eigenes Leben, und wer hier auf dem Thron sitzt, ist ihnen gänzlich gleich. Alte Närrin!« Er starrte sie mit bebenden Lippen und zuckenden Fäusten an.

Die Herzoginwitwe duckte sich im Sessel. »Was hast du vor?« stöhnte sie.

Benigaris warf die Arme in die Luft. »Ich? Kämpfen, verdammte Hexe! Ich mag ein Mörder sein, aber was ich einmal habe, das behalte ich auch – bis sie es mir aus der toten Hand nehmen.« Er stampfte zur Tür. Dort dreh-

te er sich noch einmal um.

»Und dich, Mutter, will ich nie wiedersehen. Es kümmert mich nicht, wohin du gehst oder was du tust – nur komm mir nicht mehr unter die Augen.«

Er stieß die Tür auf und verschwand.

»Benigaris!« Nessalantas Stimme steigerte sich zum Kreischen. »Benigaris! Komm zurück!«

Der schweigende Mönch hielt Binabik mit der einen Hand die Kehle zu und drückte. Gleichzeitig zwang er mit der anderen Hand die Finger des Trolls, die das Messer hielten, nach oben. Die Klinge kam Binabiks schwitzendem Gesicht immer näher.

»Warum … tust … du…« Die Klaue des Mönchs schloß sich noch fester und schnitt dem kleinen Mann Luft und Wort ab. Hengfisks bleiche, schweißnasse Züge waren keinen Zoll von ihm entfernt; sie strahlten fiebrige Hitze aus.

Binabik krümmte den Rücken und versuchte den anderen abzuwerfen. Sekundenlang lockerte sich der Griff. Binabik nutzte den Hauch von Freiheit, um sich vom Rand der Stufe abzustoßen, so daß sie alle beide hinfielen und sich überschlugen. Binabik lag oben, als sie zum Halten kamen; er beugte sich vor und drückte mit seinem ganzen Gewicht gegen das Messer. Aber Hengfisk hielt es mit ausgestreckter Hand von ihm weg. Der Mönch war zwar dürr, aber fast doppelt so groß wie der Troll, und nur das seltsam Ruckartige seiner Bewegungen schien ihn an einem schnellen Sieg zu hindern.

Wieder schlüpften Hengfisks Finger um den Hals des Trolls.

Mit aller Macht versuchte Binabik, die Hand mit dem Kinn wegzuschieben, aber der Griff des Mönchs war zu stark.

»Miriamel!« keuchte Binabik. »Miriamel!« Aber kein Ruf antwortete. Der Troll begann zu ersticken. Er rang nach Luft. Weder konnte er sein Messer näher an Hengfisks erbarmungslos grinsende Züge zwingen noch dessen Hand vom Hals streifen. Der Mönch hob die Knie und quetschte Binabiks Rippen zusammen, so daß der kleine Mann ihm nicht entwischen konnte.

Plötzlich drehte Binabik den Kopf und biß Hengfisk ins Handgelenk. Sekundenlang umklammerten die Finger des anderen seinen Hals noch fester, dann teilten sich unter seinen Zähnen Haut und Muskeln. Heißes

Blut quoll ihm in den Mund und lief über sein Kinn.

Hengfisk schrie nicht auf – nicht einmal das Grinsen wurde schwächer –, aber er fuhr jäh herum und versuchte Binabik mit den Beinen zur Seite zu schleudern. Das Messer des Trolls glitt ihm aus der Hand und rutschte klappernd über den Boden, aber Binabik war viel zu sehr darauf konzentriert, nicht über den Rand der Stufen ins dunkle Bodenlose zu fallen, um darauf zu achten. Als er, die Hände flach auf den Steinen, liegenblieb, hingen seine Füße auf der anderen Seite des Geländers über dem Abgrund. Mit Händen und Knien zog er sich hoch und versuchte verzweifelt, sich sein Messer zu angeln. Es lag ganz dicht neben Hengfisk, der an der Wand hockte und den Troll mit seinen vorquellenden Augen anstierte. Von seiner Hand tropfte es rot auf die Treppe.

Aber er grinste nicht mehr.

»*Vad …?*« Hengfisks Stimme war ein hohles Krächzen. Er schaute von rechts nach links und von oben nach unten, als wisse er auf einmal nicht mehr, wo er sei. Als er endlich den Blick auf Binabik richtete, lag darin Verwirrung und Grauen.

»Warum greifst du mich an?« ächzte der Troll. Blut verschmierte sein Kinn und die Wangen. Er konnte kaum sprechen. »Wir hatten keine Freundschaft … aber…« Ein Hustenanfall erstickte die Worte.

»Troll?« Hengfisks Gesicht, vor kurzem noch schadenfroh verzerrt, war schlaff geworden. »Was …? O schrecklich, so schrecklich!«

Voller Staunen über die Veränderung starrte Binabik ihn an.

»Ich kann nicht…« Der Mönch schien vor Kummer ganz außer sich; er wirkte völlig verstört. »Ich kann nicht … o barmherziger Gott, Troll, es ist so *kalt*!«

»Was ist dir zugestoßen?« Binabik schob sich ein Stückchen näher, ein wachsames Auge auf seinen Dolch gerichtet, der noch immer gleich bei Hengfisks Hand lag. Der Mönch schien die Waffe gar nicht zu bemerken.

»Ich kann es nicht erzählen. Ich kann nicht davon sprechen.« Er brach in Tränen aus. »Sie haben mich … besetzt … mich verdrängt … wie konnte mein Gott so grausam sein?«

»Sag mir, ob es etwas Helfendes gibt, das ich tun kann?«

Der Mönch glotzte ihn an, und für eine kurze Sekunde flackerte etwas wie Hoffnung in den hervortretenden, rotgeränderten Augen auf. Dann wurde sein Rücken steif, und der Kopf ruckte nach hinten. Er schrie vor Schmerz.

»Hengfisk!« Binabik riß die Hände hoch, als wollte er abwehren, was den Mönch überfallen hatte.

Hengfisk begann zu zucken, die Arme gerade von sich gestreckt, die Glieder wie im Schüttelfrost.

»Nicht!« schrie er. »Nein!«

Für einen Augenblick sah es aus, als könnte er sich bezwingen, aber als er Binabik wieder ansah, begann sein abgemagertes Gesicht zu wogen und die Form zu ändern, als ringelten sich Schlangen unter dem Fleisch. »Sie sind falsch, Troll.«

Die Worte kamen mit furchtbarer, tödlicher Schwere. »Falscher als du jemals glauben kannst. Und tückisch wie die Zeit selbst.«

Unbeholfen richtete er sich auf und stolperte ein paar Schritte die Treppe hinunter, so dicht an Binabik vorbei, daß der Troll ihn hätte anfassen können.

»Flieh«, murmelte Hengfisk.

Noch mehr erschüttert als von dem Angriff, kroch Binabik vor und griff nach seinem Messer. Ein Geräusch hinter ihm ließ ihn herumfahren. Hengfisk, die Zähne aufs neue zum Grinsen gefletscht, kam die Stufen wieder hinaufgeschwankt. Der Troll hatte eben noch Zeit, die Arme hochzureißen, bevor der Mönch über ihn herfiel. Hengfisks stinkende Kutte bedeckte sie beide wie ein Leichentuch. Ein kurzer Kampf, dann war alles still.

Binabik kroch unter dem Körper des Mönchs hervor. Nachdem er sich ein wenig verschnauft hatte, rollte er den anderen auf den Rücken. Aus dem linken Auge ragte der Griff seines Knochendolchs. Schaudernd zog der Troll ihn heraus und wischte ihn an der schwarzen Kutte ab. Hengfisks letztes Grinsen war auf seinem Gesicht erstarrt.

Binabik holte die heruntergefallene, noch brennende Fackel und stolperte die Stufen zum Treppenabsatz hinauf. Miriamel war verschwunden und mit ihr die Reisesäcke voller Nahrung, Wasser und anderer wichtiger Dinge. Binabik besaß nichts mehr als Fackel, Messer und Wanderstab.

»Miriamel!« rief er. Das Echo versank in der Leere neben den Stufen. »Prinzessin!«

Abgesehen vom Leichnam des Mönchs war er allein.

»Er muß den Verstand verloren haben. Seid Ihr sicher, daß er es so haben will?«

»Ja, Prinz Josua, ganz sicher. Ich habe selbst mit ihm gesprochen.« Ba-

ron Seriddan ließ sich auf einem Hocker nieder und verscheuchte mit einem Wink seinen Knappen, der ihm den Mantel abnehmen wollte. »Wißt Ihr, wenn es keine Kriegslist ist, könnten wir uns ein besseres Angebot kaum wünschen. Sonst werden viele Männer sterben, bevor wir die Mauern der Stadt bezwungen haben. Aber seltsam ist es trotzdem.«

»Vor allem gar nicht das, was ich von Benigaris erwartet hätte«, gab Josua zu. »Und er bestand darauf, daß es Camaris sein müßte? Ist er so lebensmüde?« Baron Seriddan zuckte die Achseln und griff nach dem Becher, den ihm sein Knappe reichte.

Isgrimnur, der wortlos zugehört hatte, brummte. Er verstand, weshalb der Baron und Josua verblüfft waren. Zwar gab es keinen Zweifel, daß Benigaris dabei war, den Krieg zu verlieren. Im letzten Monat hatte das vereinigte Heer Josuas und der Nabbanai-Barone die Truppen des Herzogs so weit zurückgedrängt, daß nur noch die Stadt selbst von Benigaris kontrolliert wurde. Aber Nabban war die größte Stadt in ganz Osten Ard, und ihr Seehafen machte eine umfassende Belagerung äußerst schwierig. Einige von Josuas Verbündeten verfügten zwar über eigene Flotten, aber sie genügten nicht, die Stadt abzuschneiden und so lange auszuhungern, bis sie sich ergab. Warum also schlug der regierende Herzog einen so merkwürdigen Handel vor? Andererseits, fand Isgrimnur, stellte sich Josua schon wieder so an, als sollte er selbst gegen Camaris antreten.

Isgrimnur, dessen ganzer Körper immer noch wehtat, versuchte sich bequemer hinzusetzen. »Es klingt verrückt, Josua, aber was haben wir zu verlieren? Es ist Benigaris, der auf unsere Vertragstreue vertraut, nicht umgekehrt.«

»Aber es ist Wahnsinn!« erklärte Josua bekümmert. »Und alles, was er im Fall eines Sieges haben will, ist freies Geleit für sich, seine Familie und Dienerschaft? Das sind Bedingungen für eine Kapitulation, warum sollte er dafür noch kämpfen? Es ergibt keinen Sinn. Er muß einen Hintergedanken haben.«

Er schien zu hoffen, daß jemand ihm zustimmte. »So einen Zweikampf hat es seit hundert Jahren nicht mehr gegeben!«

Isgrimnur lächelte. »Nur bei dir, erst vor wenigen kurzen Monaten im Grasland. Jeder kennt die Geschichte, Josua. Sie wird an den Lagerfeuern noch lange erzählt werden.«

Der Prinz erwiderte das Lächeln nicht. »Aber ich habe Fikolmij damals durch eine List dazu gezwungen, und er wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß sein Kämpe verlieren könnte. Doch selbst wenn Benigaris

nicht glaubt, daß Camaris wirklich sein Onkel ist, muß er gehört haben, daß ihm kein anderer Krieger gleichkommt. Das alles ist ganz und gar unsinnig!«

Er wandte sich an den alten Ritter, der still wie ein Steinbild in der Ecke gesessen hatte. »Was meint Ihr, Herr Camaris?«

Camaris spreizte die breiten Handflächen. »Es muß ein Ende haben. Wenn wir es auf diese Art erreichen, werde ich meine Rolle spielen. Und Baron Seriddan hat recht: Wir wären Narren, wenn wir aus Mißtrauen auf diese Möglichkeit verzichteten. Vielleicht retten wir damit vielen das Leben. Allein dafür würde ich tun, was getan werden muß.«

Josua nickte. »Es wird wohl so sein. Ich verstehe seine Gründe immer noch nicht, aber ich denke, ich muß einwilligen. Das Volk von Nabban soll nicht darunter leiden, daß sein Herrscher ein Vatermörder ist. Und wenn wir diese Aufgabe gelöst haben, erwartet uns eine größere, und für sie brauchen wir ein Heer, das gesund und stark ist.«

Natürlich ist Josua niedergeschlagen, begriff Isgrimnur. *Er weiß, daß Schrecken vor uns liegen, gegen die das Gemetzel vom Onestrinischen Paß so lächerlich ist, daß wir daran zurückdenken werden wie an einen Tag fröhlicher Wettkämpfe. Von allen hier im Zimmer hat allein Josua die Belagerung von Naglimund überlebt. Er hat gegen die Weißfüchse gekämpft. Natürlich ist er grimmig.*

Laut sagte er: »Dann ist es also entschieden. Ich hoffe nur, daß mir jemand dabei hilft, einen Hocker für meinen dicken, alten Hintern zu finden, damit ich zuschauen kann.«

Josua musterte ihn ein wenig ungehalten. »Es handelt sich nicht um ein Turnier, Isgrimnur. Aber Ihr werdet dort sein – wie wir alle. Benigaris scheint es so haben zu wollen.«

Rituale, dachte Tiamak. *Die Rituale meines Volkes müssen den Trockenländern so merkwürdig vorkommen wie diese mir.*

Er stand auf dem windigen Hang und beobachtete, wie die großen Tore der Stadt Nabban weit aufschwangen. Ein kleiner Reiterzug kam heraus, der Anführer in einer versilberten Rüstung, die selbst unter dem bewölkten Nachmittagshimmel hell glänzte. Einer der anderen Reiter trug das riesige, blaugoldene Banner des Eisvogelhauses. Kein Horn erscholl.

Tiamak sah Benigaris und seine Schar nach der Stelle reiten, wo er selbst unter Josuas Gefolge stand. Während sie warteten, frischte der Wind auf. Tiamak spürte, wie er durch sein Gewand fuhr und zitterte.

Bitterkalt ist es hier. Zu kalt für diese Jahreszeit, sogar nah am Meer.

Die Reiter kamen ein paar Schritte vor dem Prinzen und seinen Männern zum Stehen. Josuas Soldaten hatten sich in ungeordneten Reihen über den Fuß des Hügels verteilt. Sie waren sich der Bedeutung des Augenblicks bewußt und verfolgten die Vorgänge mit gespannter Aufmerksamkeit. Auch aus den Fenstern und von den Dächern am Stadtrand gelegener Häuser von Nabban und von den Stadtmauern spähten Gesichter. Ein Krieg war plötzlich angehalten worden, damit dieses Ereignis stattfinden konnte. Nun standen die Teilnehmer da und harrten wie Spielzeug, das man aufgestellt und dann vergessen hat.

Josua trat vor. »Ihr seid gekommen, Benigaris.«

Der Anführer der Reiter schob das Visier seines Helms nach oben. »Ja, Josua. Ich bin auf meine Art ein Mann von Ehre. Ganz so wie Ihr.«

»Und Ihr wollt bei den Bedingungen bleiben, die Ihr Baron Seriddan angegeben habt? Ein Zweikampf? Und Ihr verlangt freies Geleit für Eure Familie und Gefolgsleute?«

Benigaris straffte ungeduldig die Schultern. »Ihr habt mein Wort. Ich habe das Eure. Fangen wir also an. Wo ist … der große Mann?« Josua musterte ihn nicht ohne Mißtrauen. »Hier.«

Bei seinen Worten teilte sich der Kreis der hinter ihm Stehenden, und Camaris erschien. Der alte Ritter trug einen Kettenpanzer. Sein Wappenrock war ohne Abzeichen, und er hielt den alten Meerdrachenhelm unter dem Arm. Tiamak fand, er sehe noch trauriger aus als sonst.

Benigaris starrte den alten Mann an, und ein bitteres Lächeln kräuselte die Enden seines Schnurrbarts. »Ah. Ich hatte recht. Ich habe es ihr gesagt.« Er nickte dem Ritter zu. »Seid gegrüßt, Oheim.«

Camaris antwortete nicht.

Josua, den das Schauspiel immer stärker anzuwidern schien, hob die Hand. »Nun gut. Bringen wir es hinter uns.« Er sah den Herzog von Nabban an. »Varellan ist bei uns. Wir haben ihn gut behandelt. Ich verspreche Euch, daß wir auch Eurer Mutter und Schwester freundlich und mit Ehren entgegenkommen werden, ganz gleich, was geschieht.«

Benigaris starrte ihn ein paar lange Sekunden an, und seine Augen waren kalt wie Eidechsenaugen. »Meine Mutter ist tot.« Er ließ das Visier zuschnappen, wendete sein Pferd und ritt ein Stück zurück den Hang hinauf.

Josua winkte Camaris müde zu. »Versucht, ihn nicht zu töten.«

»Ihr wißt, daß ich nichts versprechen kann«, entgegnete der Alte. »Aber

ich will ihn verschonen, wenn er darum bittet.«

Der Wind wurde stärker. Tiamak wünschte sich, er hätte noch mehr von der Kleidung der Trockenländer übernommen; Hosen und Stiefel wären eine entschiedene Verbesserung gegenüber den nackten Beinen in Sandalen, die das lange Gewand kaum vor der Kälte schützte. Fröstelnd schaute er zu, wie die beiden Reiter einander gegenüber Stellung bezogen.

Er-der-die-Bäume-biegt muß zornig aufgewacht sein, dachte er und wiederholte damit etwas, das sein Vater oft gesagt hatte. Bei dem Gedanken wurde ihm kälter als vom Wind. *Aber ich glaube nicht, daß es der Wettergott des Wran ist, der diese Kälte schickt. Wir haben einen anderen Feind, der sich schon lange nicht mehr gerührt hat – und er befiehlt ganz sicher über Wind und Stürme.*

Er sah zum Hang hinüber, wo Camaris und Benigaris einander in einer Entfernung, die ein Mann in wenigen Sekunden zurücklegen konnte, gegenüberstanden. Nur dieser kleine Abstand trennte und enge Blutsbande vereinten sie, und doch konnte niemand übersehen, wie tief der Abgrund war, der zwischen ihnen gähnte.

Und inzwischen weht der Wind des Sturmkönigs, dachte Tiamak. *Und diese beiden, Onkel und Neffe, tanzen ihr verrücktes Trockenländer-Ritual … genau wie Josua und Elias…*

Unvermittelt sprengten die beiden Reiter aufeinander zu. Aber für Tiamak waren sie nicht mehr als ein verschwommener Fleck, denn in derselben Sekunde war ein Gedanke in seinen Kopf gedrungen, bei dem ihm schwindlig wurde, ein Gedanke, so schwarz und furchterregend wie eine Gewitterwolke.

Wir haben die ganze Zeit angenommen, König Elias sei das Werkzeug von Inelukis Rache. Von Naglimund bis zum Sesuad'ra haben die beiden Brüder aufeinander eingeprügelt, gebissen und gekratzt, so daß weder Prinz Josua noch wir übrigen irgend etwas anderes tun konnten, als um unser Überleben zu kämpfen. Aber was ist, wenn Elias über die Pläne des Sturmkönigs genauso im unklaren ist wie wir? Was, wenn er in irgendeinem gigantischen Plan nur die Aufgabe hat, uns zu beschäftigen, während das finstere, untote Wesen seine ganz eigenen Ziele verfolgt?

Trotz der kalten Bergluft standen ihm Schweißperlen auf der Stirn. Wenn es sich wirklich so verhielt – was konnte Ineluki vorhaben? Zwar schwor Aditu, er könne aus der Leere, in die sein Todeszauber ihn geworfen habe, niemals zurückkehren.

Aber vielleicht plante er eine noch viel schrecklichere Rache, als nur

durch Elias und die Nornen die Menschheit zu beherrschen. Was konnte es sein?

Nur allzugern hätte Tiamak seine Sorgen einem Bruder vom Bund der Schriftrolle anvertraut. Er sah sich nach Strangyeard um, aber die wimmelnde Menge hatte den Priester verschluckt. Die Umstehenden stießen erregte Rufe aus. Der zerstreute Tiamak brauchte einen Moment, um zu begreifen, daß einer der Reiter den anderen aus dem Sattel geworfen hatte. Eine kurze Schrecksekunde, dann sah er, daß es sich bei dem Gestürzten um Benigaris in seiner glänzenden Rüstung handelte.

Nun stieg auch Camaris ab. Ein Raunen ging durch die Zuschauer. Zwei Knaben liefen herbei, um die Pferde fortzuführen.

Tiamak verschob seinen Verdacht hinsichtlich des Sturmkönigs auf später und drängte sich zwischen Hotvig und Sludig, die unmittelbar hinter dem Prinzen standen. Der Rimmersmann sah verärgert nach unten, grinste aber, als er Tiamak erkannte. »Hat ihn sauber erwischt – Hintern über Helmbusch ist er gefallen! Ja, der alte Mann zeigt ihm, wie man's machen muß!«

Tiamak verzog das Gesicht. Das Vergnügen seiner Gefährten an derartigen Dingen hatte er noch nie verstanden. Dieses »Zeigen« konnte für einen der beiden Männer, die einander jetzt mit erhobenen Schilden und gezückten Langschwertern umkreisten, den Tod bedeuten. Das Schwert *Dorn* war ein Streifen leerster Nacht.

Zuerst hatte es den Anschein, als würde der Kampf nicht lange dauern. Benigaris war ein tüchtiger Streiter, zwar kleiner als Camaris, aber kräftig und breitschultrig; er schwang die schwere Klinge so leicht, wie ein kleinerer Mann Josuas Naidel geführt hätte, und war wohlgeübt im Gebrauch des Schildes. Doch Camaris erschien Tiamak wie ein anderes Wesen, verwandelt, verjüngt, geschmeidig wie ein Otter, schnell wie eine zustoßende Schlange. *Dorn* in seiner Hand war schwarz, kompliziert, schneller als das Auge, ein Netz aus glitzernder Finsternis. Obwohl er nur Schlechtes von Benigaris wußte, tat der Herzog Tiamak leid. Bestimmt würde dieses lächerliche Gefecht in wenigen Minuten vorüber sein.

Je eher Benigaris aufgibt, desto rascher kommen wir aus diesem Wind heraus.

Aber sehr schnell wurde deutlich, daß Benigaris andere Pläne verfolgte. Nachdem er bei den ersten zwanzig Hieben fast hilflos gewirkt hatte, ging der Herzog von Nabban plötzlich zum Angriff über. Schlag um Schlag krachte auf den Schild des alten Ritters, seine Gegenschläge wurden abge-

wehrt. Camaris mußte zurückweichen, und Tiamak spürte die Sorge, die durch Josuas Männer lief wie ein Flüstern.

Schließlich ist er ein alter Mann, älter als meines Vaters Vater, als er starb. Und vielleicht hat er zu diesem Kampf noch weniger Lust als zu allen anderen Kämpfen.

Benigaris hämmerte auf Camaris' Schild ein und versuchte, seinen Vorteil zu nutzen, als der alte Ritter zurückwich. Dabei keuchte der Herzog so laut, daß man ihn durch das Klirren des Eisens auf dem ganzen Hang hören konnte. Selbst Tiamak, der fast gar nichts von der Fechtkunst der Trockenländer verstand, fragte sich, wie lange er einen solchen Angriff fortsetzen konnte.

Aber er braucht vielleicht gar nicht mehr lange durchzuhalten. Nur bis er Camaris' Verteidigung durchbricht und eine Öffnung findet. Darauf setzt er.

Und wirklich schien es einen Augenblick, als habe Benigaris' Spiel sich gelohnt. Einer seiner Hammerschläge traf Camaris mit zu niedrig gehaltenem Schild, prallte am oberen Schildrand ab und streifte den alten Ritter seitlich am Helm, daß er taumelte. Aus der Menge kam ein hungriges Brüllen. Camaris fand wieder Halt und hob mühsam den Schild, als sei er auf einmal zentnerschwer. Benigaris drang auf ihn ein.

Tiamak war nicht ganz sicher, was dann geschehen war. Eben noch stand der alte Ritter geduckt da, den Schild wie hilflos gegen den Hagel von Benigaris' Hieben vorgestreckt. Im nächsten Augenblick hatte er Benigaris' Schild mit seinem eigenen erfaßt und in die Höhe geschleudert. Sekundenlang hing der Schild in der Luft wie eine blaugoldene Münze. Dann fiel er herunter, und *Dorns* schwarze Spitze saß an der Halsberge des Herzogs.

»Ergebt Ihr Euch, Benigaris?« Camaris sprach mit klarer Stimme, aber in ihr lag die Ahnung eines müden Zitterns.

Als Antwort schlug Benigaris *Dorn* mit der gepanzerten Faust zur Seite und wollte Camaris die eigene Klinge in den ungeschützten Bauch stoßen. Der alte Mann schien sich zu krümmen, als das Schwert in Gürtelhöhe sein Panzerhemd berührte. Tiamak dachte schon, er sei aufgespießt, aber statt dessen drehte Camaris sich einmal um die eigene Achse. Benigaris' Schwert glitt an ihm vorbei, und als der alte Ritter die Kreisbewegung beendet hatte, folgte ihm *Dorn* in einem flachen, tödlichen Bogen. Gerade unter den Rippen zerschnitt es krachend Benigaris' Rüstung. Der Herzog brach in die Knie, wankte und fiel. Camaris zog *Dorn* aus dem Riß in der

Brustplatte. Ein Blutstrom quoll hervor.

Neben Tiamak stießen Sludig und Hotvig heisere Jubelschreie aus. Josua machte einen weniger glücklichen Eindruck.

»Barmherziger Ädon.« Fast zornig schaute er auf seine beiden Hauptleute und bemerkte dabei den Wranna. »Wenigstens können wir Gott danken, daß Camaris am Leben ist. Kommt, wir wollen zu ihm gehen und auch sehen, was wir für Benigaris tun können. Habt Ihr Eure Kräuter bei Euch, Tiamak?«

Der Marschmann nickte. Er und der Prinz begannen sich durch die dichte Menge zu drängen, die die beiden Kämpfer bereits umringte.

Als sie sich den Weg in die Mitte gebahnt hatten, legte Josua Camaris die Hand auf die Schulter. »Geht es Euch gut?«

Der alte Ritter nickte. Er machte einen erschöpften Eindruck. Das Haar hing ihm in verschwitzten Strähnen in die Stirn.

Josua trat zu dem am Boden liegenden Benigaris. Jemand hatte dem Herzog den Helm abgenommen. Er war bleich wie ein Norne. Auf seinen Lippen stand blutiger Schaum. »Liegt still, Benigaris. Laßt diesen Mann nach Euren Wunden sehen.«

Der Herzog richtete die trüben Augen auf Tiamak. »Ein Marschmann!« keuchte er. »Ihr seid ein wunderlicher Mensch, Josua.«

Der Wranna kniete neben ihm nieder und suchte nach den Befestigungsschnallen des Brustharnischs, aber Benigaris schlug seine Hände fort. »Laß mich in Ruhe, verdammter Kerl. Kann ich nicht sterben, ohne daß mich auch noch ein Wilder mit seinen schmutzigen Pfoten anfaßt?«

Josua biß sich auf die Lippen, aber er gab Tiamak einen Wink, zurückzutreten. »Wie Ihr wünscht. Vielleicht kann man sonst etwas für Euch tun?«

Benigaris lachte bellend. Eine blutige Schaumblase rollte in seinen Schnurrbart. »Laßt mich sterben, Josua. Das ist das, was mir übrigbleibt. Ihr könnt…«, wieder hustete er roten Schaum, »… Ihr könnt alles andere haben.«

»Warum habt Ihr es getan?« fragte Josua. »Ihr müßt gewußt haben, daß Ihr nicht gewinnen konntet.«

Benigaris grinste mühsam. »Aber ich habe Euch allen einen Schrecken eingejagt, nicht wahr?« Sein Gesicht verzerrte sich, aber er beherrschte sich. »Jedenfalls wählte ich den letzten Ausweg … gerade wie meine Mutter.«

»Wie meint Ihr das?« Josua starrte den sterbenden Herzog an, als ob er etwas wie ihn noch nie gesehen hätte.

»Meine Mutter begriff – mit einiger Hilfe von mir –, daß ihr Spiel aus war. Ihr wäre nur die Schande geblieben. Also nahm sie Gift. Ich entschied mich für meine eigene Lösung.«

»Aber Ihr hättet doch fliehen können. Ihr beherrscht noch immer das Meer.«

»Fliehen? Wohin?« Benigaris spuckte einen tiefroten Klumpen aus. »In die liebevollen Arme Eures Bruders und seines Hauszauberers? Außerdem gehören die verdammten Docks längst Streáwe – ich glaubte, er sei mein Gefangener, in Wirklichkeit unterwühlte er meine Macht von innen. Der Graf spielt uns alle gegeneinander aus – zu seinem eigenen Gewinn.« Sein Atem ging schwer. »Nein, ich war *am Ende* – ich wußte es, sobald der Onestrinische Paß fiel. Darum wählte ich meinen eigenen Tod. Ich war weniger als ein Jahr Herzog, Josua. Niemand würde sich je anders an mich erinnern als an einen Vatermörder. Jetzt aber, sofern jemand überlebt, werde ich der Mann sein, der mit Camaris um den Thron von Nabban kämpfte – und verdammt knapp verlor.«

Josua betrachtete ihn mit einem Ausdruck, der nicht recht zu deuten war. Er schwieg, aber Tiamak konnte die Frage nicht unterdrücken. »Was meint Ihr – ›sofern jemand überlebt‹?«

Benigaris warf ihm einen verächtlichen Blick zu. »Sieh da, es spricht.« Langsam drehte er seinen Kopf dem Prinzen zu.

»Ach ja«, seufzte er, und der mühsame Atem verbarg seine Schadenfreude nicht, »ich vergaß es Euch zu sagen: Ihr habt den Preis gewonnen, aber vielleicht werdet Ihr nicht viel Freude daran haben, Josua.«

»Fast tatet Ihr mir leid, Benigaris«, versetzte der Prinz. »Aber dieses Gefühl ist vorbei.« Er stand auf.

»Wartet!« Benigaris hob die blutige Hand. »Ihr solltet diese Dinge wirklich wissen. Bleibt nur noch einen Augenblick. Ich werde Euch nicht lange belästigen.«

»Sprecht.«

»Die Ghants kriechen aus den Sümpfen. Aus den Seenländern und den Küstenstädten in der Bucht von Firannos sind Reiter gekommen und haben es uns gemeldet. Die Ghants schwärmen, und sie sind zahlreicher, als Ihr es Euch vorstellen könnt.« Er lachte, und ein neuer Blutstrom schoß aus der Wunde. »Und das ist noch nicht alles«, fuhr er fast heiter fort. »Es gibt noch einen anderen Grund, weshalb ich keine Lust hatte, mit einem Boot

aus Nabban zu fliehen. Auch die Kilpa scheinen toll geworden zu sein. Die Niskies sind außer sich vor Furcht. Ihr seht, ich habe nicht nur mir einen sauberen, ehrenvollen Tod verschafft … auch Ihr und die Euren werdet mich vielleicht – schon bald darum beneiden.«

»Und Euer Volk?« fragte Josua empört. »Denkt Ihr denn gar nicht daran? Wenn Ihr die Wahrheit sagt, leidet es schon jetzt.«

»Mein Volk?« schnaufte Benigaris. »Nicht mehr. Ich bin tot, und Tote kennen keine Treue. Außerdem ist es jetzt Euer Volk – Eures und das meines Oheims.«

Josua sah ihn noch einmal lange an, drehte sich dann um und ging. Camaris wollte ihm folgen, fand sich aber schnell von einer Meute neugieriger Soldaten und Bürgern von Nabban umringt, denen er sich nicht entziehen konnte.

Nur Tiamak blieb zurück, um neben dem gefallenen Herzog zu knien und seinem Sterben zuzusehen. Die Sonne berührte schon fast den Horizont, und kalte Schatten wanderten über den Hang, als Benigaris endlich zu atmen aufhörte.

XX

Gefangener des Rades

Simon hatte anfangs nur den Eindruck gehabt, die große unterirdische Schmiede sei ein Versuch, die Hölle nachzuahmen. Als er ungefähr zwei Wochen als Gefangener dort gelebt hatte, war er sich der Tatsache sicher.

Kaum schienen er und die anderen Männer am Ende eines kräftezehrenden Tages in ihre Lumpennester gefallen zu sein, als auch schon einer von Inchs Helfern – einer Hand voll Männer, die nicht ganz so schrecklich anzusehen, aber keinen Deut menschlicher waren als ihr Meister – sie barsch anblökte, aufzustehen und den nächsten Tag zu beginnen. Schon halb schwindlig vor Müdigkeit, ehe sie noch eine Hand gerührt hatten, schlangen Simon und seine Mithäftlinge eine Tasse dünnen Haferbrei hinunter, der nach Rost schmeckte, und stolperten in die Schmiedehalle hinaus.

War schon die Höhle, in der die Knechte schliefen, unangenehm heiß, so glich die eigentliche Schmiede einem Inferno. Die erstickende Hitze preßte sich auf Simons Gesicht, bis seine Augäpfel trocken wie Walnußschalen schienen und die Haut Blasen schlagen und sich abschälen wollte. Jeder Tag brachte eine neue, eintönige Schicht zermürbender Knochenarbeit, erträglich nur durch den Mann, der mit der Wasserkelle herumging. Zwischen den einzelnen Schlucken schienen Ewigkeiten zu liegen.

Simons einziges Glück war, daß er sich mit Stanhelm angefreundet hatte, der sich allein unter den Unseligen, die in der Schmiede schufteten, seine Menschlichkeit weitgehend bewahrt zu haben schien. Stanhelm zeigte dem neuen Gefangenen die Stellen mit kühlerer Luft, an denen man sich einen Augenblick verschnaufen konnte, erklärte ihm, welchen von Inchs Speichelleckern er am sorgfältigsten aus dem Weg gehen mußte, und lehrte ihn vor allem, wie er sich zu benehmen hatte, damit es aussah, als gehöre er wirklich hierher. Der Ältere wußte zwar nicht, daß Simon einen ganz besonderen Grund hatte, namenlos und unbemerkt zu bleiben, aber er war der vernünftigen Ansicht, daß man es überhaupt am besten vermied, Inchs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Darum brachte er dem Neuen bei, was

von allen Knechten erwartet wurde – hauptsächlich das unterwürfige Dukken. Simon lernte, die Augen gesenkt zu halten und flink und hart zu arbeiten, wenn Inch sich in seiner Nähe aufhielt. Außerdem wickelte er sich einen Lappen um den Finger, damit man den goldenen Ring nicht sah. Zwar wollte er den kostbaren Gegenstand nicht aus den Augen lassen, aber er wußte, daß es ein großer Fehler sein würde, wenn andere ihn bemerkten.

Stanhelms Arbeit bestand darin, Metallreste für die Schmelztiegel zu sortieren. Er nahm Simon dazu mit und zeigte seinem neuen Lehrling, wie man Kupfer von Bronze und Zinn von Blei unterschied, indem man mit dem Metallstück auf Steine klopfte oder mit einer gezackten Eisenstange die Oberfläche aufrauhte.

Dabei ging eine wunderliche Mischung für die Schmelztiegel bestimmter Gegenstände durch ihre Hände – Ketten, Töpfe, zerquetschte Metallplatten, deren ursprünglicher Zweck rätselhaft blieb, Wagenradbeschläge, Faßbänder, Säcke mit verbogenen Nägeln, Schürhaken und Türangeln. Einmal hob Simon ein zierlich geschmiedetes Flaschengestell auf und erkannte es wieder. Es hatte in Doktor Morgenes' Wohnung an der Wand gehangen. Aber während er noch darauf starrte, sekundenlang in die Erinnerung an glücklichere Zeiten versunken, gab Stanhelm ihm einen warnenden Stoß: Inch kam auf sie zu. Hastig warf Simon das Gestell auf den Haufen.

Die sortierten Metallabfälle wurden zu der Reihe von Schmelztiegeln geschleppt, die im Schmiedefeuer hingen, einer lodernden Flamme von der Größe eines Hauses, genährt von einem scheinbar unerschöpflichen Kohlevorrat und angefacht von Blasebälgen, die ihrerseits durch die Bewegung des riesigen Wasserrades der Schmiede aufgepumpt wurden. Das Rad war von dreifacher Mannshöhe und drehte sich Tag und Nacht ohne Unterlaß. Gefächelt von den Blasebälgen brannte das Schmiedefeuer mit unfaßlicher Wildheit; es kam Simon wie ein Wunder vor, daß die Steine der Höhle noch nicht geschmolzen waren. Die Schmelztiegel, von denen jeder eine andere Sorte Metall enthielt, wurden von einer Anzahl rußgeschwärzter Ketten und Flaschenzüge bewegt, die ebenfalls mit dem Rad verbunden waren. Wieder andere Ketten, soviel größer und dicker als die Glieder, die die Schmelztiegel antrieben, daß sie den Eindruck von Fesseln für Riesen machten, führten von der Nabe des Rades nach oben und verschwanden in einer dunklen Spalte im Dach der Schmiedehöhle. Nicht einmal Stanhelm wollte darüber reden, wo sie endeten, aber Simon entnahm aus Andeutungen, daß es etwas mit Pryrates zu tun hatte.

In gelegentlichen heimlichen Minuten zeigte Stanhelm Simon das ganze Verfahren, wie der Metallschrott zu einer glühenden Flüssigkeit eingeschmolzen, dann aus den Tiegeln gekippt und zu sogenannten *Masseln* geformt wurde, langen, röhrenförmigen Rohmetallklumpen, die nach dem Erkalten von schwitzenden Männern in einen anderen Bereich der gewaltigen Höhle befördert wurden. Dort würde man sie zu dem verarbeiten, was Inch für seinen König herstellte – was immer das war. Simon vermutete, daß es sich um Rüstungen und Waffen handelte, denn unter den großen Mengen von Schrott hatte er so gut wie nie Kriegsgerät gefunden, das nicht irreparabel beschädigt war. Es leuchtete ihm ein, daß Elias jedes unnötige Stück Metall in Pfeilspitzen und Schwertklingen verwandelt sehen wollte.

Im Lauf der Zeit wurde Simon immer klarer, daß es kaum eine Aussicht gab, aus der Schmiede zu entkommen. Von Stanhelm wußte er, daß im Lauf des letzten Jahres nur wenige Gefangene geflohen waren und man alle bis auf einen ganz schnell zurückgeschleift hatte. Keiner der Wiedereingefangenen hatte danach noch lange gelebt.

Und der eine, dem die Flucht gelungen ist, war Jeremias, dachte Simon. *Er hat es nur geschafft, weil Inch so dumm war, ihn mit einem Auftrag nach oben zu schicken. Diese Möglichkeit wird sich mir wohl kaum bieten.* Das Gefühl, in der Falle zu sitzen, war so stark, der Drang zur Flucht so mächtig, daß Simon es manchmal fast nicht aushalten konnte. Er war besessen von dem Gedanken, sich von den riesigen Ketten des Wasserrades hinauftragen zu lassen bis zu dem dunklen Ort, an dem sie mündeten, ganz gleich, was ihn dort erwartete. Er träumte davon, einen Tunnel zu entdekken, der aus der großen Höhle hinausführte, wie damals bei seiner ersten Flucht aus dem Hochhorst; aber diese Tunnel hatte man inzwischen alle zugeschüttet, bis auf einige, die nur zu anderen Teilen der Schmiede führten. Alle Vorräte, die von außen kamen, wurden von Thrithing-Söldnern bewacht, die Speere und Äxte trugen, jedes Eintreffen von Inch oder einem seiner Hauptleute streng beaufsichtigt. Die einzigen Schlüssel rasselten an Inchs breitem Gürtel.

Die Zeit für seine Freunde und Josuas Sache lief ab, und Simon konnte nichts tun.

Und Pryrates ist immer noch in der Burg. Irgendwann wird er bestimmt wieder hier herunter kommen. Was ist, wenn er es das nächste Mal nicht so eilig hat? Wenn er mich erkennt?

Immer, wenn er sich allein und unbeobachtet fühlte, suchte Simon nach etwas, das ihm zur Flucht verhelfen könnte, fand aber wenig Hoffnungs-

volles. Er steckte ein Stückchen Eisenschrott ein und wetzte es an den Steinen, wenn die anderen ihn schlafend glaubten. Falls Pryrates ihn doch entdeckte, würde er noch soviel Schaden anrichten wie möglich.

Simon und Stanhelm standen keuchend vor dem Haufen Abfallmetall. Der ältere Mann hatte sich an einer scharfen Kante geschnitten. Seine Hand blutete stark.

»Halt still.« Simon riß einen Streifen von seiner zerlumpten Hose und wickelte ihn als Verband um Stanhelms verletzte Hand. Vor Erschöpfung schwankte der andere hin und her wie ein Schiff im Sturm. »Ädon!« fluchte Simon betroffen. »Das geht tief.«

»Kann nicht mehr«, murmelte Stanhelm. Zum ersten Mal zeigten die Augen über der Gesichtsmaske den leblosen, glasigen Blick der anderen Schmiedeknechte. »Kann nicht mehr.«

»Bleib einfach so stehen«, riet Simon und zog den Knoten zu. »Ruh dich ein bißchen aus.«

Stanhelm schüttelte hoffnungslos den Kopf. »Kann nicht.«

»Dann laß es. Setz dich hin. Ich hole den Kellenmann und bringe dir Wasser.«

Etwas Großes und Dunkles ging an den Flammen vorbei und verdeckte das Licht, wie ein Berg einen Sonnenuntergang verfinstert. »Ausruhen?« Inch senkte den Kopf und musterte erst Stanhelm, dann Simon. »Ihr arbeitet nicht.«

»Er hat sich an der Hand v-verletzt.« Simon wich dem Blick des Aufsehers aus und starrte statt dessen auf Inchs breite Schuhe. Mit dumpfer Verwunderung bemerkte er, daß aus jedem ein platter, stumpfer Zeh herausschaute. »Er blutet.«

»Kleine Männer bluten immer«, erwiderte Inch sachlich. »Zeit zum Ausruhen später. Jetzt gibt es Arbeit.«

Stanhelm schwankte wieder leicht, sackte dann plötzlich zusammen und setzte sich auf den Boden. Inch betrachtete ihn kurz und trat dann auf ihn zu.

»Steh auf. Zeit zum Arbeiten.«

Stanhelm stöhnte nur leise und wiegte die verwundete Hand.

»Steh auf.« Inchs Stimme war ein tiefes Grollen. »Sofort.«

Der Sitzende sah ihn nicht an. Inch bückte sich und versetzte ihm einen so harten Schlag auf das Ohr, daß der Kopf des Schmiedeknechts ruckartig

zur Seite knickte und der Körper zu schaukeln anfing. Stanhelm fing an zu weinen.

»Steh auf.«

Als sich der Mann trotzdem nicht rührte, gab ihm Inch mit der dicken Faust einen weiteren Schlag. Stanhelm kippte um und lag mit ausgestreckten Gliedern auf der Erde.

Mehrere andere Arbeiter waren stehengeblieben und glotzten. Sie verfolgten Stanhelms Bestrafung mit der mutlosen Ruhe einer Schafherde, die zusieht, wie ein Wolf eines der Ihren raubt und weiß, daß sie nun zumindest vorübergehend sicher ist.

Stanhelm lag stumm und fast reglos da. Inch hob den Stiefel und hielt ihn über seinem Kopf. »Steh auf, Schwein.«

Simons Herz raste. Es ging alles viel zu schnell. Er wußte, daß es unklug war, sich einzumischen – Stanhelm war offensichtlich am Ende, so gut wie tot. Warum sollte Simon alles für ihn aufs Spiel setzen?

Andere Leute gern zu haben, ist ein Fehler, dachte er grimmig.

»Hör auf.« Er wußte, daß es seine eigene Stimme war, aber sie klang unwirklich. »Laß ihn in Ruhe.«

Inch drehte ihm langsam das breite, narbige Gesicht zu. Sein einziges Auge blinzelte aus dem versengten Fleisch. »Du schweigst«, knurrte er und gab Stanhelm einen achtlosen Tritt.

»Ich habe gesagt, laß ihn in Ruhe.«

Inch wandte sich von seinem Opfer ab, und Simon wich einen Schritt zurück und sah sich nach einem Fluchtweg um. Nun gab es kein Zurück mehr. Er konnte die Auseinandersetzung nicht länger vermeiden. In ihm kämpften Entsetzen und lange zurückgehaltene Wut. Sehnsüchtig dachte er an sein Qanucmesser, das ihm die Nornen abgenommen hatten.

»Komm her.«

Simon trat noch einen Schritt zurück. »Komm du doch und hol mich, du aufgeblasener Darmsack.«

Inchs zerstörtes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse der Wut. Er holte aus. Mit einem Satz war Simon außer Reichweite, machte kehrt und rannte in die Höhle hinaus. Staunend sahen die anderen Schmiedeknechte zu, wie ihr Meister schwerfällig hinter ihm herlief.

Simon hatte gehofft, er könnte den Riesen ermüden, dabei aber nicht an seine eigene Erschöpfung und die Wochen voller Wunden und Entbehrungen gedacht. Schon nach den ersten hundert Schritten merkte er, wie seine

Kräfte nachließen, obwohl Inch immer noch in einigem Abstand hinter ihm herstampfte. Es gab kein Versteck und keinen Fluchtweg; besser, sich zu stellen und dort zu kämpfen, wo ein freier Platz war und er jeden Geschwindigkeitsvorteil, der ihm noch blieb, ausnutzen konnte.

Er bückte sich und hob einen großen Steinbrocken auf. Inch, überzeugt, daß Simon ihm nicht entgehen konnte, aber vorsichtig wegen des Steins, kam langsam, aber stetig näher.

»Doktor Inch ist Meister hier«, brummte er. »Es gibt viel Arbeit. Du … du hast…« Er knurrte, weil er für die Ungeheuerlichkeit von Simons Verbrechen keine Worte fand. Wieder tat er einen Schritt auf ihn zu.

Simon schleuderte ihm den Stein an den Kopf. Inch duckte sich zur Seite, so daß der Stein mit voller Wucht seine Schulter traf. Simon merkte, wie eine finstere Erheiterung in ihm aufzusteigen begann, eine wachsende Wut, die ihn fast wie Freude durchbrauste. Das war das Vieh, das Pryrates in Morgenes' Wohnung geführt hatte! Dieses Scheusal war an der Ermordung von Simons Meister beteiligt gewesen!

»Doktor Inch!« schrie Simon wild auflachend und bückte sich nach einem neuen Stein. »Doktor! Der einzige Titel, der dir zusteht, ist Faulpelz oder Dreck oder Schwachkopf! Doktor! Ha!« Er warf den zweiten Stein, aber Inch wich aus, und der Stein polterte über den Höhlenboden. Mit überraschender Behendigkeit sprang der große Mann vor und versetzte Simon einen seitlichen Hieb, der ihn fast umwarf. Bevor er noch das Gleichgewicht wiederfand, schloß sich eine breite Hand um seinen Arm. Er wurde hochgerissen und mit dem Kopf voran in die Steine geschleudert. Simon taumelte, stieß sich den Schädel und blieb einen Augenblick betäubt liegen. Wieder packte ihn Inchs fleischige Hand. Er wurde aufgehoben, dann fuhr ihm ein so harter Schlag ins Gesicht, daß er Donner hörte und Blitze sah. Seine Stoffmaske wurde heruntergerissen.

Ein neuer Hieb ließ ihn wanken, dann wurde er losgelassen und fiel längelang hin. Wo er gefallen war, blieb er liegen und versuchte sich darüber klarzuwerden, wo er war und was überhaupt vorgefallen war. »Du machst mich zornig«, verkündete eine tiefe Stimme. Simon wartete hilflos auf den nächsten Schlag und hoffte nur, er würde stark genug sein, ihn für immer von den Kopfschmerzen und der Übelkeit in seinen Eingeweiden zu befreien. Aber lange Augenblicke geschah gar nichts.

»Der kleine Küchenjunge«, sagte Inch endlich. »Ich erkenne dich. Du bist der Küchenjunge. Aber du hast Haare im Gesicht!« Es gab ein Geräusch wie zwei aneinandergeriebene Steine. Simon begriff erst nach eini-

ger Zeit, daß Inch lachte. »Du bist wieder da!« Er klang so vergnügt, als wäre Simon ein alter Freund. »Wieder bei Inch – aber ich bin jetzt Doktor Inch. Du hast mich ausgelacht. Aber jetzt wirst du nicht mehr lachen.«

Dicke Finger zerquetschten ihn und rissen ihn vom Boden hoch. Von der jähen Bewegung wurde es ihm schwarz im Kopf.

Simon zappelte, konnte sich aber nicht befreien. Etwas hielt ihn mit gespreizten und bis zum Äußersten gestreckten Armen und Beinen fest.

Er schlug die Augen auf und blickte in Inchs zerfetztes Mondgesicht. »Kleiner Küchenjunge. Du bist wieder da.« Der Riese beugte sich näher. Mit einer Hand drückte er Simons rechten Arm gegen seine Unterlage und hob dann die andere Hand, die einen schweren Vorschlaghammer festhielt. Simon sah den Nagel, der an sein Handgelenk gehalten wurde, und konnte einen Schreckensschrei nicht unterdrücken.

»Hast du Angst, Küchenjunge? Du hast mir meinen Platz weggenommen, den Platz, der mir zustand. Hast mir den alten Mann abspenstig gemacht. Das habe ich nicht vergessen.« Inch hob den Hammer und schlug hart auf den Nagelkopf. Simon schnappte nach Luft und wand sich verzweifelt, aber er fühlte keinen Schmerz. Nur der Druck auf seine Handgelenke verstärkte sich. Inch hämmerte den Nagel noch tiefer hinein und lehnte sich dann zurück, um sein Werk zu betrachten. Erst jetzt erkannte Simon, daß sie sich hoch über dem Höhlenboden befanden. Inch stand auf einer Leiter, die kurz unter Simons Arm an der Wand lehnte.

Aber gleich darauf merkte er, daß es nicht die Wand war. Der Strick um sein Handgelenk war an das riesige Wasserrad der Schmiede genagelt. Auch das andere Handgelenk und beide Fesseln waren schon so befestigt. Er hing mit ausgestreckten Gliedern ein paar Ellen unter der Oberkante des Rades und zehn Ellen über der Erde. Das Rad stand still, und die Rinne mit dem schwarzen Wasser kam ihm weiter entfernt vor, als sie eigentlich hätte sein müssen.

»Mach, was du willst.« Simon biß die Zähne zusammen, um den Schrei zu unterdrücken, der aus ihm herausbrechen wollte.

»Es ist mir gleich. Mach alles.«

Wieder zog Inch prüfend an Simons Handgelenken. Simon konnte fühlen, wie sein Gewicht ihn in den Fesseln nach unten zog und seine Armgelenke allmählich warm wurden, eine Wärme, die nur Vorläuferin ernstlicher Schmerzen war.

»Machen? Ich mache nichts.« Inch legte Simon die breite Hand auf die Brust und drückte, so daß Simons Atem mit überraschtem Zischen aus ihm

herausgezwungen wurde. »Ich habe gewartet. Du hast meinen Platz eingenommen. Ich habe gewartet und gewartet, bis ich Doktor Inch wurde. Jetzt kannst *du* warten.«

»W-warten? W-worauf?«

Inch lächelte, ein träges Lächeln, das abgebrochene Zähne freigab. »Aufs Sterben. Kein Essen. Vielleicht gebe ich dir Wasser – dann dauert es länger. Vielleicht fällt mir auch … etwas anderes ein. Du wirst warten.« Er nickte mit dem Kopf. »Warten.« Er steckte den Hammergriff in den Gürtel und kletterte die Leiter hinunter.

Simon verrenkte sich den Hals und sah ihm verdutzt und wie gebannt nach. Als der Aufseher den Boden erreicht hatte, winkte er zweien seiner Schergen, die Leiter wegzunehmen.

Traurig sah Simon sie entschwinden. Selbst wenn es ihm gelang, sich aus den Fesseln zu befreien, würde er sicherlich abstürzen und sich das Genick brechen.

Aber Inch war noch nicht fertig. Er ging weiter, bis ihn das große Rad Simons Blick fast völlig entzog, und betätigte einen dicken Holzhebel. Simon vernahm ein Knirschen und spürte, wie das Rad sich ruckend in Bewegung setzte. Er spürte die jähe Erschütterung in allen Knochen. Das Rad rollte bebend abwärts, die Wasserrinne spritzte auf, und Simon wurde von neuem durchgerüttelt.

Langsam … ganz langsam … begann das Rad sich zu drehen.

Zuerst war es beinah eine Erleichterung, dem Boden zuzukreisen. Das Gewicht verlagerte sich von den Oberarmen auf Handgelenke und Knöchel und dann, während die Höhle auf dem Kopf stand, nach und nach in die Beine. Als es noch weiter abwärts ging, stieg ihm das Blut zu Kopf, bis er das Gefühl hatte, es müßte ihm aus den Ohren brechen. Am tiefsten Punkt der Drehung spritzte fast unmittelbar neben ihm Wasser auf und benetzte fast seine Fingerspitzen.

Oben über dem Rad entrollten sich die riesigen Ketten wieder ins Dunkel.

»Konnte es nicht lange anhalten«, brummte ein verkehrt sichtbarer Inch. »Bälge arbeiten nicht, Eimer laufen nicht – und der Turm vom roten Rattenzauberer dreht sich nicht.« Einen Augenblick blieb er noch stehen und glotzte Simon nach, der langsam zur Höhlendecke aufstieg. »Tut viele Dinge, dieses Rad.« Sein verbleibendes Auge funkelte im Schein des Schmiedefeuers. »Tötet kleine Küchenjungen.«

Er wandte sich ab und stampfte schwerfällig in die Höhle hinaus.

Zunächst tat es gar nicht so weh. Simons Handgelenke waren so fest gebunden und sein Körper so eng an den breiten Radkranz geschnürt, daß er nur wenig Spielraum hatte. Er war hungrig, was ihn bei klarem Kopf hielt; sein Verstand drehte sich weit schneller als das Rad, das ihn gefangenhielt, kreiste durch die Ereignisse, die ihn hierhergebracht hatten, und erwog Dutzende der unwahrscheinlichsten Fluchtmöglichkeiten.

Vielleicht würde während der Schlafenszeit Stanhelm kommen und ihn losschneiden. Inch hatte irgendwo in der Schmiede seine eigene Höhle; mit etwas Glück konnte man Simon befreien, ohne daß der riesige Aufseher es überhaupt merkte. Aber wohin sollte er gehen? Und wie kam er darauf, daß Stanhelm überhaupt noch lebte, oder wenn doch, daß er sein Leben wagen würde, um jemanden zu retten, den er kaum kannte?

Und ein anderer? Aber wer? Keiner der übrigen Schmiedeknechte scherte sich darum, ob Simon tot oder lebendig war – er konnte es ihnen nicht einmal vorwerfen. Wie konnte man sich Sorgen um einen anderen machen, wenn man selbst pausenlos kämpfen mußte, um die Luft zu atmen, die Hitze zu überstehen und nach den Launen eines viehischen Meisters schwerste Knochenarbeit zu verrichten?

Diesmal gab es auch keine Freunde, die ihn retten konnten. Selbst wenn es Binabik und Miriamel gelang, auf irgendeinem Weg in die Burg einzudringen, würden sie bestimmt nicht hierherkommen. Sie suchten den König und konnten nicht einmal annehmen, daß Simon noch lebte. Andere, die ihm früher aus Gefahren geholfen hatten – Jiriki, Josua, Aditu –, waren weit entfernt, draußen im Grasland oder auf dem Marsch nach Nabban. Alle Freunde, die er einst in der Burg gehabt hatte, waren fort. Selbst wenn er es schaffte, sich von dem Rad zu befreien, wußte er nicht, wohin er fliehen und was er anfangen sollte. Inch würde ihn nur wieder ergreifen, und das nächste Mal würde sich der Schmiedemeister vielleicht nicht mit einer so gemächlichen Art von Folter begnügen.

Wieder zerrte Simon an seinen Fesseln, aber sie bestanden aus dicken Tauen, hergestellt, um die Belastungen einer Schmiede auszuhalten; sie gaben kein Stückchen nach. Er konnte tagelang an ihnen arbeiten und würde sich doch nur die Haut von den Gelenken scheuern. Selbst die Nägel, die die verknoteten Stricke an den Radbalken hielten, waren keine Hilfe; Inch hatte sie so sorgfältig zwischen den einzelnen Strängen eingeschlagen, daß sich nichts aufdröselte.

Allmählich verschlimmerte sich das Brennen in Armen und Beinen. Si-

mon fühlte, daß echte Angst in ihm zu hämmern begann. Er konnte sich nicht rühren. Ganz gleich, was geschah, ganz gleich, wie schlimm es noch wurde – so laut er auch schrie, so heftig er sich freizustrampeln versuchte – , er war machtlos.

Es würde fast eine Erleichterung bedeuten, dachte er, wenn Pryrates kam und entdeckte, daß er Inchs Gefangener war. Der rote Priester würde ihm schreckliche Dinge antun, aber wenigstens würden es *verschiedene* schreckliche Dinge sein – scharfe Schmerzen, lange Schmerzen, kleine und große Schmerzen. Hier dagegen, das war ihm klar, würde es nur nach und nach immer unerträglicher werden. Bald würde ihn auch der Hunger quälen. Er hatte schon fast einen ganzen Tag nichts mehr gegessen und dachte mit einer Sehnsucht, die etwas Wahnhaftes hatte, an seine letzte Schüssel mit schaumfleckiger Suppe.

Als er wieder kopfüber hing, drehte sich mit einem Ruck sein Magen um und befreite ihn vorübergehend vom Hunger. Wenig genug, um dafür dankbar zu sein, aber Simon erwartete auch nicht mehr viel vom Leben.

Der Schmerz, der seinen Körper verbrannte, war mit einer Wut gepaart, die seine Leiden in ihm wachsen ließen, einer hilflosen Wut, die sich nicht austoben konnte und statt dessen an den Grundfesten seines Verstandes zu rütteln anfing. Wie ein erboster Mann, dem er einmal in Erchester zugesehen hatte, wie er den gesamten Inhalt seines Hauses Stück für Stück aus dem Fenster warf, hatte er seinen Feinden nichts anderes entgegenzuschleudern, als was ihm noch geblieben war: seine Überzeugungen, seine Liebe, seine kostbarsten Erinnerungen.

Er fand, daß Morgenes, Josua, Binabik und alle anderen ihn ausgenutzt hatten. Sie hatten einen Jungen genommen, der nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, und ihn zu ihrem Werkzeug gemacht. Von ihnen manipuliert und zu ihrem Vorteil war er aus seiner Heimat vertrieben und zum Verbannten geworden. Er hatte viele sterben sehen, die ihm lieb gewesen waren, und die Zerstörung von viel Unschuld und Schönheit erlebt. Ohne Mitspracherecht an seinem eigenen Schicksal hatte man ihn hierhin und dorthin geschickt und ihm gerade so viele Halbwahrheiten erzählt, daß er nicht die Lust verlor. Um Josuas willen hatte er gegen einen Drachen gekämpft und gesiegt – und dann hatte man ihm das Große Schwert abgenommen und einem anderen gegeben. Wegen Binabik war er in Yiqanuc geblieben – vielleicht hätte Haestan nicht sterben müssen, wenn sie früher von dort aufgebrochen wären? Er war mit Miriamel gegangen, um sie un-

terwegs zu beschützen und hatte dafür leiden müssen, zuerst in den Tunneln und jetzt auf diesem Rad, auf dem er wahrscheinlich sterben würde. Sie hatten ihm alles weggenommen, was er je besessen hatte. Sie hatten ihn mißbraucht.

Überhaupt Miriamel – sie hatte noch andere Verbrechen auf dem Gewissen. Sie hatte ihn an sich gelockt, ihn wie ihresgleichen behandelt, obwohl sie doch eine Königstochter war. Sie war seine Freundin gewesen oder hatte zumindest so getan, aber als er von seiner Suche in den Bergen des Nordens zurückkam, hatte sie nicht auf ihn gewartet. Nein, sie war auf eigene Faust losgezogen, ohne ihm auch nur eine Nachricht zu hinterlassen, so als hätte es ihre Freundschaft nie gegeben. Und sie hatte sich einem anderen Mann geschenkt – sich von jemandem entjungfern lassen, den sie nicht einmal gern hatte! Sie hatte Simon geküßt und ihn glauben lassen, daß seine hoffnungslose Liebe doch einen Sinn hatte … aber dann hatte sie ihm ihre Missetaten ins Gesicht geschleudert, so grausam es nur ging.

Sogar seine Eltern hatten ihn im Stich gelassen, waren gestorben, bevor er sie auch nur kennenlernen konnte, hatten ihn ohne Leben und ohne Geschichte zurückgelassen, angewiesen auf das, was die Kammerfrauen ihm geben konnten. Wie hatten sie das über sich gebracht? Warum hatte Gott es zugelassen? Aber der hatte ihn auch verraten, denn Gott war einfach nicht dagewesen. Angeblich sollte er über alle Geschöpfe seiner Welt wachen, aber offenbar hielt er nicht viel von Simon, dem geringsten seiner Kinder. Wie konnte Gott jemanden lieben und ihn dann leiden lassen wie Simon – nur deshalb, weil er versucht hatte, das Rechte zu tun?

Doch bei all seiner Wut auf die sogenannten Freunde, die sein Vertrauen so schnöde mißbraucht hatten, empfand er doch weit größeren Haß auf seine Feinde: Inch, von viehischer Roheit – nein, schlimmer als ein Vieh, denn Tiere folterten nicht; König Elias, der die Welt in Kriege gestürzt und die Erde mit einem Pesthauch von Entsetzen, Hungersnot und Tod überzogen hatte; Utuk'ku mit der Silbermaske, die ihren Jäger auf Simon und seine Freunde gehetzt und die weise Amerasu getötet hatte; der Priester Pryrates, Morgenes' Mörder, in dessen schwarzer Seele nichts anderes schlummerte als selbstsüchtige Bosheit.

Aber am meisten schuld an Simons Qualen war doch er, dessen gieriger Haß so groß war, daß nicht einmal das Grab ihn halten konnte. Wenn es jemand verdiente, daß man ihm Leid mit Leid vergalt, dann war es der Sturmkönig, Ineluki, der Verderben über eine Welt voller Unschuldiger gebracht hatte. Er hatte Simons Leben und Glück zerstört.

Manchmal dachte Simon, daß es nur sein Haß war, der ihn am Leben erhielt. Wenn die Schmerzen zu schrecklich waren, wenn ihm das Leben zu entgleiten begann oder er zumindest keinen Einfluß darauf hatte, war der Trieb zu überleben und sich zu rächen etwas, an das er sich klammern konnte. Ja, er wollte so lange am Leben bleiben, wie es nur ging, und sei es auch nur, um alle, die ihn gepeinigt hatten, einen kleinen Teil seines eigenen Leides spüren zu lassen. Jede unglückliche, einsame Nacht würde vergolten werden, jede Wunde, jede Angst, jede Träne.

So kreiste er durch die Dunkelheit, manchmal bei Sinnen, manchmal nicht, und schwor tausend Eide, Schmerz mit Schmerzen heimzuzahlen.

Anfangs hielt er es für ein Glühwürmchen, das am Rande seines Gesichtsfelds schwebte, etwas Kleines, das ohne Licht leuchtete, ein nichtschwarzer Punkt in einer Welt der Schwärze. Simon, dessen Gedanken in einem Strom von Schmerzen und Hunger trieben, wußte nicht, ob es eine Bedeutung hatte.

»*Komm*«, flüsterte eine Stimme ihm zu. Simon hatte diesen ganzen zweiten Tag auf dem Rad – oder war es bereits der dritte? – Stimmen gehört. Was war ihm eine weitere Stimme, was ein neuer Fleck aus tanzendem Licht?

»*Komm.*«

Unvermittelt war er frei, frei vom Rad, frei von den Stricken, die an seinen Gelenken brannten. Etwas zog ihn auf den Funken zu, und er konnte nicht begreifen, weshalb die Flucht so leicht gewesen war … bis er sich umdrehte.

Ein Körper hing am langsam kreisenden Radkranz, eine nackte weiße Gestalt, zusammengesackt in den Seilen. Flammendrotes Haar klebte schweißnaß auf der Stirn. Das Kinn war auf die Brust gesunken.

Wer ist das? fragte Simon sich einen Moment … aber er wußte die Antwort. Gleichmütig betrachtete er seine eigene Gestalt. *So habe ich also ausgesehen? Aber es ist ja nichts mehr darin … wie ein leerer Krug…*

Urplötzlich fiel ihm ein: *Ich bin tot.*

Aber wenn das stimmte, warum fühlte er dann immer noch undeutlich die Stricke, die überdehnten, fast aus den Gelenken gerissenen Arme? Warum schien er gleichzeitig in seinem Körper und außerhalb zu sein?

Wieder tanzte das Licht vor ihm, auffordernd, einladend. Simon folgte willenlos. Wie Wind in einem hohen, finsteren Schornstein wehten sie

durch ein Gewirr von Schatten; Fast-Wesen streiften ihn und glitten durch ihn hindurch. Seine Verbindung mit dem Körper auf dem Rad wurde schwächer. Er fühlte, wie die Kerze seines Ichs flackerte.

»*Ich will mich nicht verlieren! Laß mich zurückgehen!*«

Aber der Funke, der ihn führte, flog weiter.

Wirbelnde Dunkelheit erblühte zu Licht und Farben und nahm allmählich die Form wirklicher Dinge an, Simon stand an der Mündung der großen Rinne, die das Wasserrad trieb und sah, wie das schwarze Wasser in die Tiefe unter der Burg stürzte und in die Schmiede strömte. Als nächstes erkannte er den stillen Teich in den verlassenen Hallen von Asu'a. Durch Risse in der Decke tropfte Wasser herunter. Die Nebel, die über dem großen Becken schwebten, schienen zu atmen, als sei dieses Wasser auf geheimnisvolle Weise im Begriff, etwas wiederzubeleben, das lange Zeit fast tot gewesen war. War es das, was das flackernde Licht ihm zeigen wollte? Daß Wasser aus der Schmiede den Teich der Sithi wieder gefüllt hatte? Daß er zu neuem Leben erwachte?

Andere Bilder zogen vorbei. Er sah den dunklen Umriß, der am Fuß der großen Treppe von Asu'a emporwuchs, das Baumwesen, das er fast berührt, dessen fremdartige Gedanken er gespürt hatte. Das Treppenhaus selbst war ein vielfach gewundenes Rohr, das von den Wurzeln des atmenden Baums bis hinauf zum Grünengelturm führte. Kaum dachte er an den Turm, als er auch schon dessen Zinne vor sich sah, gefletscht wie ein riesiger weißer Zahn. Schnee fiel, und dicke Wolken standen am Himmel, aber irgendwie konnte Simon durch sie hindurchsehen und das nächtliche Firmament darüber erkennen. Tief in der nördlichen Dunkelheit schwebte ein feuriges Stückchen Glut mit einem winzigen Schwanzstreifen – der Erobererstern.

»*Warum hast du mich ausgerechnet hierher gebracht?*« fragte Simon. Der Lichtfleck tanzte vor ihm, als lausche er. »*Was bedeutet das alles?*«

Keine Antwort. Statt dessen spritzte ihm etwas Kaltes ins Gesicht.

Simon schlug die Augen auf und befand sich ganz entschieden wieder im Inneren seines schmerzenden Fleisches. Eine verzerrte Gestalt hing verkehrt herum von der Decke und quiekte wie eine Fledermaus.

Nein. Es war einer von Inchs Männern, und Simon selbst hing kopfüber am tiefsten Punkt der Umdrehung und hörte das Quietschen der Achse. Der Mann kippte eine neue Kelle Wasser über Simons Gesicht, aber so, daß nur wenig Wasser in seinen Mund floß. Simon keuchte und würgte, versuchte

zu schlucken, leckte sich Kinn und Lippen. Als die Aufwärtsdrehung einsetzte, ging der Mann wortlos fort. Kleine Tropfen rannen von Simons Kopf und Haaren, und eine Weile war er viel zu eifrig damit beschäftigt, sie aufzufangen und hinunterzuschlucken, bevor sie unerreichbar wurden, um sich über seine seltsamen Visionen zu wundern. Erst als das Rad ihn wieder nach unten führte, kam er zum Nachdenken.

Was sollte das bedeuten? Bei dem Feuer, das in seinen Gelenken brannte, fiel es ihm schwer, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. *Was war dieses glühende Ding, und was wollte es mir zeigen? Oder war es nur eine andere Form von Wahnsinn?*

Simon hatte viele seltsame Träume gehabt, seit Inch ihn dort auf dem Rad allein gelassen hatte – Erscheinungen voller Verzweiflung und Jubel, Szenen unglaublicher Siege über seine Feinde und schrecklicher Schicksale seiner Freunde –, aber er hatte auch von ganz unbedeutenden Dingen geträumt. Die Stimmen, die er in den Tunneln gehört hatte, waren wiedergekommen, manchmal als leises Geplapper, im Spritzen und Ächzen des Rades kaum zu hören, manchmal so klar, als flüsterten sie ihm ins Ohr, Gesprächsfetzen, immer quälend nah daran, von ihm verstanden zu werden. Phantasien aller Art stürmten auf ihn ein und machten ihn schwindlig wie einen sturmgeschüttelten Vogel. Warum sollte ausgerechnet diese Vision wirklicher sein?

Weil sie anders war. Wie der Unterschied zwischen Wind auf der Haut und einer körperlichen Berührung.

Er klammerte sich an diese Erinnerung. Immerhin war sie etwas, über das man nachdenken konnte, etwas anderes als das gräßliche Knurren in seinem Magen und das Feuer in seinen Gliedern.

Was habe ich gesehen? Daß der Teich unter der Burg wieder lebt, neu gefüllt von dem Wasser, das unter diesem Rad plätschert? Der Teich! Warum habe ich nicht schon früher daran gedacht? Jiriki – nein, Aditu – sagte, es gäbe etwas in Asu'a, das »Teich der Drei Tiefen« heißt, einen Meisterzeugen. *Das muß das Wasser gewesen sein, das ich dort unten gesehen habe. Gesehen? Ich habe daraus getrunken! Aber was bedeutet das alles, selbst wenn es sich so verhält? Er versuchte sich zu konzentrieren. Der Grünengelturm, dieser Baum, der Teich – gibt es eine Verbindung zwischen ihnen?*

Er erinnerte sich an seine Träume von einem weißen Baum, Träume, die ihn lange Zeit heimgesucht hatten. Zuerst hatte er angenommen, es handele sich um den Udunbaum auf dem froststarrenden Berg Yijarjuk, jenen ge-

waltigen Wasserfall aus purem Eis, dessen phantastische Pracht ihn betäubt hatte. Aber nach und nach war er zu dem Schluß gekommen, daß der Traum noch einen anderen Sinn haben mußte.

Ein weißer Baum ohne Blätter. Der Grünengelturm. Wird sich dort etwas ereignen? Aber was? Er lachte heiser und überraschte sich selbst durch sein Krächzen – viele, viele Stunden hatte er keinen Ton von sich gegeben. *Und was kann ich überhaupt noch tun? Es Inch erzählen?* Aber irgend etwas ging vor. Der Teich lebte, und der Grünengelturm wartete … und das Wasserrad drehte sich und drehte sich und drehte sich.

Ich habe auch immer von einem Rad geträumt – von einem großen Rad, das sich mitten durch die Zeit drehte, das die Vergangenheit ans Licht zog und alles Lebendige nach unten in die Erde drückte – nicht nur so ein großes Stück Holz, das schmutziges Wasser bewegt, wie dieses hier.

Wieder brachte ihn das Rad nach unten und kippte ihn um, so daß das Blut ihm in den Kopf brauste und seine Schläfen dröhnten.

Was hat der Engel mir in dem anderen Traum gesagt? Simon verzog das Gesicht und erstickte einen Schrei. Der Schmerz sank in seine Beine, ein Gefühl, als steche man ihn mit langen Nadeln. »Geh tiefer«, hatte der Engel gesagt. »Geh tiefer.«

Rings um Simon bröckelten die Mauern der Zeit, als rolle das Rad, das ihn trug, so wie das Rad, das ihn in seinen Träumen verfolgt hatte, mitten durch das Gewebe des lebendigen Augenblicks und dränge es tief in die Vergangenheit, während es zugleich alte Geschichten ausgrub, um sie über die Gegenwart auszuschütten. Die Burg unter ihm, das große Asu'a, seit fünf Jahrhunderten ausgestorben, war wieder so wirklich geworden wie der Hochhorst über ihm. Die Taten der Verstorbenen – oder solcher wie Ineluki, die tot waren und sich dennoch nicht trennen wollten – waren so lebendig wie die der Männer und Frauen seiner eigenen Zeit. Und zwischen ihnen drehte sich Simon, ein paar Fetzen Haut und Knochen, gefangen am Radkranz der Ewigkeit, unfreiwillig durch spukhafte Gegenwart und eine Vergangenheit, die nicht sterben konnte, geschleift.

Etwas berührte sein Gesicht. Simon tauchte aus dem Delirium auf und spürte Finger, die über seine Wange strichen. Sekundenlang hingen sie in seinem Haar und glitten ab, als das Rad ihn fortzog. Er öffnete die Augen, aber entweder war er blind oder man hatte alle Fackeln in der Höhle gelöscht.

»Was bist du?« fragte eine brüchige Stimme. Sie war gleich neben ihm, aber er entfernte sich bereits von ihr. »Ich höre dich rufen. Deine Stimme ist nicht wie die anderen. Und ich kann dich fühlen. Was bist du?«

Simons Mund war so zugeschwollen, daß er kaum atmen konnte. Er versuchte zu sprechen, aber es kam nur ein schwacher, gurgelnder Laut.

»Was bist du?«

Simon strengte sich an, Antwort zu geben, und fragte sich im selben Moment, ob er schon wieder träumte. Doch bei all ihrer hastigen Aufdringlichkeit hatte ihn keiner seiner Träume mit Fingern aus festem Fleisch berührt.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, während er zum Scheitelpunkt des Rades aufstieg, wo die großen Ketten ächzend in die Höhe ruckten, und dann wieder in die Tiefe kreiste. Als er unten ankam, hatte er soviel Speichel gesammelt, daß es fast zum Sprechen reichte, obwohl die Anstrengung ihm die schmerzende Kehle zerriß.

»Hilf … mir…«

Aber wenn jemand dort war, sagte er nichts mehr und berührte ihn auch nicht wieder. Simons Kreislauf setzte sich ohne Unterbrechung fort. Allein im Dunkeln weinte er ohne Tränen.

Das Rad drehte sich, Simon mit ihm.

Manchmal spritzte Wasser über sein Gesicht und tropfte ihm in den Mund. Wie der Teich der Drei Tiefen nahm er es durstig auf, um den Funken in seinem Inneren am Leben zu halten. Durch seinen Verstand huschten Schatten. Im Vorhof seines Ohrs zischten Stimmen. Seine Gedanken schienen keine Grenzen zu kennen, aber gleichzeitig war er in der Hülle seines geschundenen, sterbenden Körpers gefangen. Er begann sich nach Erlösung zu sehnen.

Das Rad drehte sich, Simon mit ihm.

Er starrte hinaus in formloses Grau, eine unendliche Weite, die dennoch fast greifbar schien. Darin schwebte eine Gestalt, mattschimmernd, graugrün wie sterbende Blätter – der Engel von der Turmspitze.

»*Simon*«, sagte der Engel, »*ich will dir etwas zeigen.*«

Selbst im Kopf konnte Simon keine Frage mehr formen.

»*Komm. Wir haben nicht viel Zeit.*«

Gemeinsam gingen sie durch feste Mauern, gelangten ungehindert an

andere Orte. Wie ein Nebel, der unter heißer Sonne verdampft, schwankte und schmolz das Grau. Simon blickte auf eine Szene, die er schon einmal gesehen hatte, ohne daß er noch wußte, wo das gewesen war. Ein junger Mann mit goldenem Haar stieg vorsichtig einen Tunnel hinunter. In einer Hand trug er eine Fackel, in der anderen einen Speer.

Simon schaute sich nach dem Engel um, aber da war nur der Mann mit dem Speer, in einer Haltung furchtsam gespannter Erwartung. Aber wer war er? Warum sollte Simon ihn sehen? War er Vergangenheit? Gegenwart? Jemand, der ihn retten wollte?

Auf leisen Sohlen bewegte der Mann sich vorwärts. Der Tunnel erweiterte sich, und der Schein der Fackel fiel auf die steinernen Ranken und Blumen, deren verschlungene Muster die Wände bedeckten. Ganz gleich, in welcher Zeit er sich befand – Vergangenheit, Zukunft oder Gegenwart –, zumindest wußte Simon jetzt genau, wo sich alles abspielte: in Asu'a, in den Tiefen unter dem Hochhorst.

Plötzlich blieb der Mann stehen, trat einen Schritt zurück, hob den Speer. Das Licht schien auf etwas Gewaltiges, das in der Halle vor ihm aufragte. Grell glitzerte Fackelschein auf tausend roten Schuppen. Ein ungeheurer Klauenfuß lag nur wenige Schritte vor dem Bogengang, in dem der Speerträger stand, und die Krallen waren wie Messer aus gelbem Gebein.

»*Schau nun. Es ist ein Teil deiner eigenen Geschichte…*«

Doch noch während der Engel sprach, verblaßte plötzlich das Bild.

Wieder erwachte Simon. Er fühlte eine Hand auf seinem Gesicht und Wasser, das zwischen seine Lippen floß. Er hustete und spuckte, tat aber sein Bestes, um jeden lebenserhaltenden Tropfen zu schlucken.

»Du bist ein Mensch«, sagte eine Stimme. »Du bist wirklich.«

Wieder wurde ihm Wasser über das Gesicht und in den Mund gegossen. Es war schwer, mit dem Kopf nach unten zu schlucken, aber Simon hatte in seinen Stunden auf dem Rad dazugelernt.

»Wer…« flüsterte er mühsam durch rissige Lippen. Die Hand strich über seine Züge, zart wie eine neugierige Spinne.

»Wer ich bin?« fragte die Stimme. »Ich bin der, der hier ist. An diesem Ort, meine ich.«

Simons Augen wurden groß. Irgendwo in einer anderen Höhle brannte noch eine Fackel, und er konnte den Umriß des anderen sehen – den Umriß eines wirklichen Menschen, eines Mannes, keines murmelnden Schatten.

Doch noch während er ihn so ansah, zog das Rad ihn wieder in die Höhe. Wenn er zurückkam, würde dieses lebende Geschöpf bestimmt nicht mehr dasein, ihn wieder allein lassen.

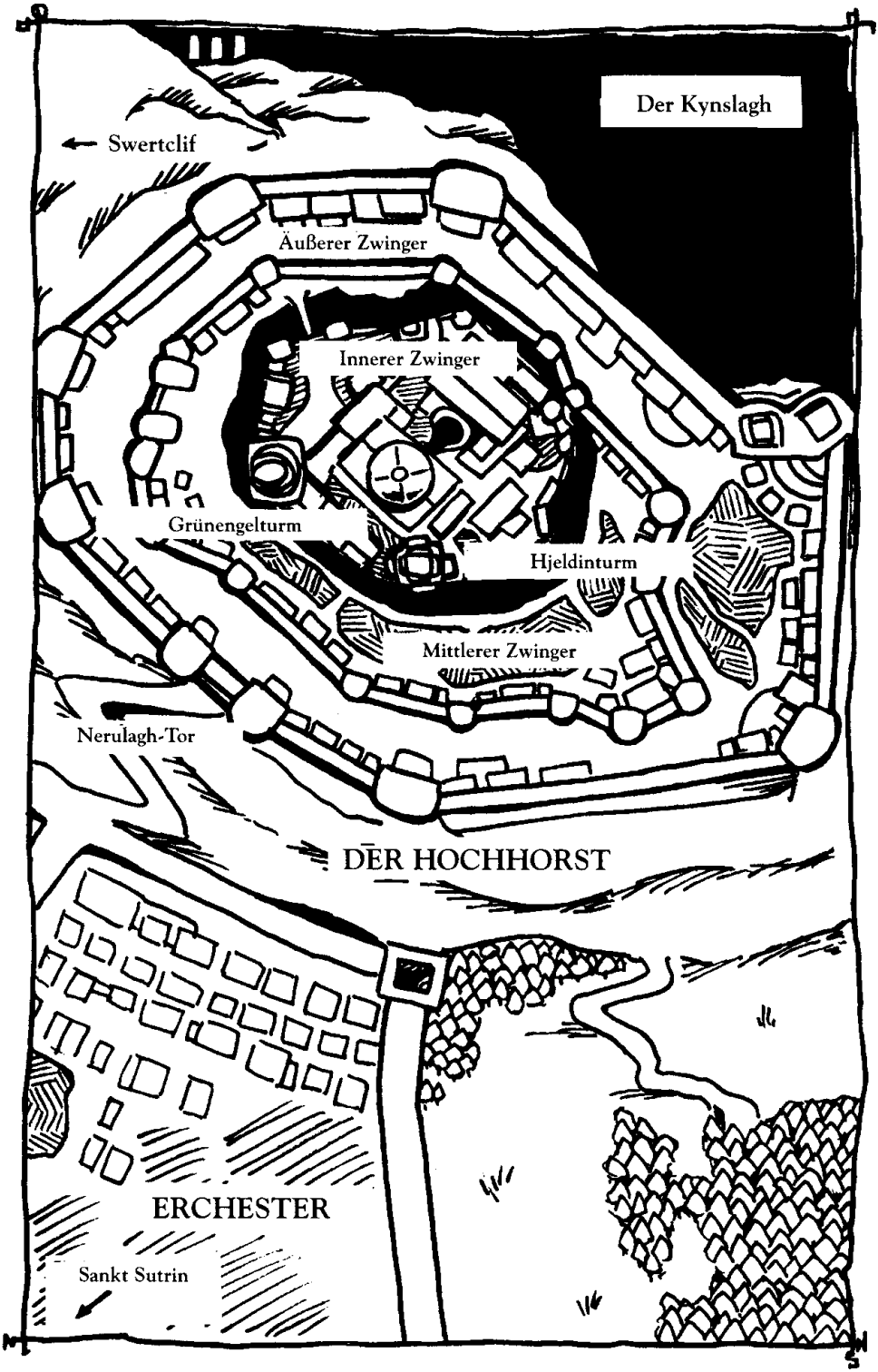
»Wer ich bin?« überlegte der Mann. »Ich hatte einmal einen Namen – aber das war nicht hier. Als ich noch lebte.«

Simon konnte solche Reden nicht ertragen. Alles, was er wollte, war ein Mensch, ein richtiger Mensch, mit dem er sprechen konnte. Er stieß ein ersticktes Schluchzen aus.

»Ich hatte einen Namen«, fuhr der Mann fort. Seine Stimme wurde leiser, als Simon sich von ihm fortdrehte. »Damals, an jenem anderen Ort, bevor alles geschah. Sie nannten mich Guthwulf.«

ZWEITER TEIL

Der lodernde Turm


Der Kynslagh
Swertclif
Äußerer Zwinger
Innerer Zwinger
Grünengelturm
Hjeldinturm
Mittlerer Zwinger
Nerulagh-Tor
DĒR HOCHHORST
ERCHESTER
Sankt Sutrin

XXI

Die Furchtsamen

Langsam wurde Miriamel wieder wach. Es war stockdunkel. Sie bewegte sich, allerdings nicht aus eigener Kraft, sondern von etwas oder jemandem getragen wie ein Bündel Kleider. Noch immer füllte der widerwärtig süßliche Geruch ihre Nüstern. Ihre Gedanken kamen langsam und zähflüssig.

Was war denn nur … Binabik hat mit diesem Mann gekämpft, der so grausig grinste…

Verschwommen erinnerte sie sich, daß man sie gepackt und ins Dunkel gezerrt hatte. Sie war eine Gefangene … aber wessen? Ihres Vaters? Oder schlimmer … viel schlimmer … Pryrates' Gefangene? Miriamel versuchte einen kleinen Tritt, aber ihre Beine waren fest zusammengebunden. Was sie festhielt, war weniger schmerzhaft als Stricke oder Ketten, aber genauso unnachgiebig. Auch ihre Arme waren gefesselt. Sie war hilflos wie ein kleines Kind.

»Laßt mich los!« rief sie und wußte, daß es keinen Sinn hatte; aber sie konnte ihre ohnmächtige Wut einfach nicht zurückhalten. Ihre Stimme kam nur gedämpft; der Sack, oder was es sonst war, bedeckte weiterhin ihr Gesicht.

Wer immer sie trug, gab keine Antwort. Der holprige Gang wurde nicht langsamer. Miriamel zappelte noch ein bißchen und gab dann auf.

Sie war in eine Art Halbschlaf verfallen, als ihr Träger anhielt. Man setzte sie mit erstaunlicher Behutsamkeit nieder und nahm ihr vorsichtig den Sack vom Kopf.

Zuerst tat das Licht, obwohl es nicht sehr hell war, ihren Augen weh. Sie war umringt von dunklen Gestalten, von denen eine so nah bei ihr stand, daß sie den Umriß nicht gleich als Kopf erkannte. Als ihre Augen sich an die Dämmerung gewöhnten, schnappte sie nach Luft und wich hastig zurück, bis harter Stein sie zum Stehen brachte. Sie war von Ungeheuern

umzingelt!

Das vorderste Wesen zuckte vor Schreck über ihre plötzliche Bewegung zusammen. Wie die anderen war es in gewisser Weise menschenähnlich, besaß aber riesige dunkle Augen ohne Weiß und ein mageres, viereckiges Gesicht, das am Ende eines langen, dünnen Halses wackelte. Es streckte ihr eine langfingrige Hand entgegen und zog sie gleich wieder zurück, als hätte es Angst, gebissen zu werden. Dann sagte es ein paar Worte in einer Sprache, die ähnlich wie Hernystiri klang. Miriamel starrte es entsetzt und verständnislos an. Das Wesen versuchte es noch einmal, jetzt in zögerndem, merkwürdig betontem Westerling.

»Haben wir dir Schaden zugefügt?« Das spindeldürre Geschöpf schien ernstlich besorgt. »Bitte, geht es dir gut? Gibt es etwas, das wir dir geben können?«

Miriamel riß Mund und Nase auf und versuchte sich aus der Reichweite des Sprechers zu schlängeln. Er schien ihr nichts tun zu wollen, zumindest vorläufig. »Einen Schluck Wasser«, bat sie. »Wer seid ihr?«

»Yis-fidri bin ich«, erwiderte das Wesen. »Diese anderen sind von meinem Volk, und das hier ist meine Gefährtin Yis-hadra.«

»Aber was seid ihr?« Miriamel fragte sich, ob die anscheinende Freundlichkeit dieser Wesen vielleicht eine List war.

Sie versuchte sich heimlich nach ihrem Messer umzusehen, dessen Scheide nicht mehr an ihrem Gürtel hing, und achtete dabei zum ersten Mal auf ihre Umgebung. Sie befand sich in einer Höhle, unauffällig bis auf die rauhe Oberfläche des Felsens. Ein mattes, rosiges Glühen erhellte den Raum, ohne daß Miriamel eine Lichtquelle sehen konnte. Ein paar Schritte entfernt lagen ihre und Binabiks Gepäckstücke an der Wand. Es waren Dinge darin, die man notfalls als Waffe gebrauchen konnte.

»Was wir sind?« Das Wesen namens Yis-fidri nickte feierlich. »Wir sind die letzten unseres Volkes oder wenigstens die letzten, die diesen Weg gewählt haben, den *Weg von Stein und Erde*.« Die anderen Wesen gaben einen melodischen Laut des Bedauerns von sich, als sei die beiläufige Bemerkung von großer Bedeutung. »Dein Volk kannte uns als Unterirdische.«

»Unterirdische!« Miriamel hätte nicht überraschter sein können, wenn Yis-fidri verkündet hätte, sie seien Engel. Unterirdische, das waren Gestalten aus den Volkssagen, Kobolde, die im Inneren der Erde hausten. Und doch, so unglaublich es ihr auch vorkommen mochte, hier standen sie vor ihr. Mehr noch, es lag etwas in Yis-fidris Art, das ihr sonderbar vertraut

schien, als hätte sie ihn oder seinesgleichen schon früher gekannt. »Unterirdische«, wiederholte sie und spürte, wie ein erschrockenes kleines Lachen in ihr aufstieg. »Wieder ein Märchen, das wahr wird!« Sie setzte sich gerader hin, damit man ihre Angst nicht sah. »Wenn ihr mir keinen Schaden zufügen wollt, dann bringt mich zu meinem Freund zurück. Er ist in Gefahr.«

Das Geschöpf mit den Untertassenaugen blickte traurig. Es stieß einen wohlklingenden Ton aus, und einer der anderen Unterirdischen trat mit einer steinernen Schale vor. »Nimm und trink. Es ist Wasser, wie du gewünscht hast.«

Miriamel schnüffelte mißtrauisch, begriff dann aber, daß die Unterirdischen, die sie so mühelos entführt hatten, es nicht nötig hatten, sie zu vergiften. Sie trank und genoß das Gefühl des klaren, kalten Wassers in ihrer trockenen Kehle.

»Werdet ihr mich zurückbringen?« fragte sie dann.

Die Unterirdischen tauschten unruhige Blicke, und ihre Köpfe schwankten wie Mohnblumen auf einem windigen Feld. »Bitte, sterbliche Frau, fordere das nicht von uns«, antwortete Yis-fidri endlich. »Du befandest dich an einem gefährlichen Ort – gefährlicher, als du wissen kannst –, und du brachtest etwas dorthin, das du nicht hättest haben dürfen. Das Gleichgewicht ist äußerst empfindlich.« Die Worte klangen gestelzt und fast lächerlich, aber der Unwille darin war nicht zu verkennen.

»Gefährlich?« Ein Funke von Empörung flammte auf. »Welches Recht habt ihr, mich von der Seite meines Freundes zu reißen? Ich entscheide selbst, was gefährlich für mich ist.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht für dich – oder nicht allein für dich. Schreckliche Dinge hängen davon ab, und dieser Ort … ist kein guter Ort.« Er schien sich sehr unbehaglich zu fühlen. Ein Stückchen hinter ihm wiegten sich die anderen Unterirdischen und summten nervös vor sich hin. So unglücklich sie auch war, hätte Miriamel über den sonderbaren Anblick fast gelacht. »Wir können dich nicht dorthin gehen lassen. Es tut uns außerordentlich leid. Ein paar von uns werden zurückkehren und deinen Freund suchen.«

»Warum habt ihr ihm nicht geholfen? Warum habt ihr ihn nicht auch mitgenommen, wenn es so wichtig war, daß wir von dort wegkamen?«

»Wir hatten große Angst. Er kämpfte mit einem Nichtlebenden, oder so schien es. Und das Gleichgewicht ist dort sehr empfindlich.«

»Was heißt das?« Miriamel stand auf, im Augenblick mehr zornig als

ängstlich. »Das könnt ihr nicht tun!« Sie wollte auf eine dunkle Stelle der Höhlenwand zugehen, die ihr wie ein Tunneleingang vorkam. Yis-fidri streckte den Arm aus und nahm ihr Handgelenk. Seine dünnen Finger waren schwielig und steinhart. Es lag eine täuschende Kraft, gewaltige Kraft, in dem schmalen Unterirdischen.

»Bitte, sterbliche Frau. Wir wollen dir alles sagen, was wir können. Begnüge dich für jetzt damit, bei uns zu bleiben. Wir werden deinen Freund suchen.«

Sie wehrte sich, aber es war aussichtslos. Ebenso hätte sie sich gegen die Erdanziehung stemmen können.

»Nun gut«, meinte sie endlich. Ihre Furcht wurde zur Hoffnungslosigkeit. »Mir bleibt keine Wahl. Dann erzählt mir wenigstens, was ihr wißt. Aber wenn Binabik durch eure Schuld etwas zustößt, dann werde ich … dann werde ich einen Weg finden, um euch zu bestrafen, ganz gleich, wer ihr seid. Verlaßt euch darauf.«

Yis-fidri ließ den großen Kopf hängen wie ein gescholtener Hund. »Es ist nicht unsere Gewohnheit, andere gegen ihren Willen zu zwingen. Wir haben selbst allzuviel unter bösen Herren gelitten.«

»Und noch etwas – wenn ich schon eure Gefangene sein soll, dann nennt mich wenigstens bei meinem Namen. Ich heiße Miriamel.«

»Ja, Miriamel.« Yis-fidri ließ ihren Arm los. »Verzeih uns, Miriamel, oder verurteile uns wenigstens nicht, bevor du uns angehört hast.«

Sie hob die Schale und trank wieder. »Dann erzählt.«

Der Unterirdische sah seine Gefährten an, den Kreis riesengroßer, dunkler Augen, und begann zu sprechen.

»Und wie geht es Maegwin?« fragte Isorn. Sein Verband gab ihm ein merkwürdig schwellköpfiges Aussehen. Eisige Luft kroch durch die Zeltklappe und brachte die Flammen des kleinen Feuers zum Flackern.

»Ich hatte gedacht, sie würde zu uns zurückkehren«, seufzte Eolair. »Gestern nacht hat sie sich etwas bewegt und tiefer geatmet. Sie hat sogar ein paar Worte gesagt, aber sie waren geflüstert, und ich konnte sie nicht verstehen.«

»Aber das ist doch eine gute Nachricht. Warum machst du ein so langes Gesicht?«

»Die Sitha kam, um nach ihr zu sehen. Sie sagte, es sei wie ein Fieber – manchmal tauche der Kranke an die Oberfläche wie ein Ertrinkender, der

zum letzten Mal nach Luft schnappt, aber das wolle nicht heißen, daß…« Seine Stimme bebte, und er mußte sich anstrengen, um nicht die Fassung zu verlieren.

»Die Heilerin sagt, sie sei dem Tod noch ebenso nah wie vorher, wenn nicht näher.«

»Und du glaubst ihr?«

»Es ist keine Krankheit des Fleisches, Isorn«, antwortete der Graf ruhig. »Es ist eine Wunde in ihrer Seele, die vorher schon Schaden genommen hatte. Du hast sie in den letzten Wochen erlebt.« Er verschlang die Finger und löste sie wieder. »Die Sithi verstehen mehr von diesen Dingen als wir. Was immer Maegwin zugestoßen ist, es sind keine Spuren zurückgeblieben, weder gebrochene Knochen noch blutende Wunden. Sei dankbar, daß deine Verletzung heilbar ist.«

»Oh, das bin ich, bei meinem Glauben.« Der junge Rimmersmann machte ein betrübtes Gesicht. »Ach, barmherziger Usires, Eolair, das sind ja bittere Neuigkeiten. Und man kann wirklich nichts tun?« Der Graf zuckte die Achseln. »Die Heilerin sagt, es stehe nicht in ihrer Macht. Sie kann nur dafür sorgen, daß es Maegwin sonst gutgeht.«

»Ein verfluchtes Schicksal für eine so gute Frau. Es scheint ein Fluch auf Lluths Familie zu liegen.«

»Das hätte letztes Jahr noch keiner gesagt.« Eolair biß sich auf die Lippen, bevor er fortfuhr. Sein eigenes Leid wurde immer größer, bis es schien, als müsse er es herausschreien oder daran ersticken. »Aber bei Murhaghs Schild, Isorn, ist es denn ein Wunder, daß Maegwin die Götter suchen ging? Ihr Vater wurde erschlagen, der Bruder gefoltert und in Stükke gehackt, ihr Volk in die Verbannung getrieben!« Er rang nach Luft. »*Mein* Volk! Und jetzt die arme Maegwin – wahnsinnig geworden, im Schnee von Naglimund zum Sterben liegengelassen. Es ist nicht allein, daß die Götter uns nicht mehr antworten – mir kommt es vor, als seien sie entschlossen, uns zu bestrafen.«

Isorn schlug das Zeichen des *Baumes*. »Wir können nicht wissen, was der Himmel plant, Eolair. Vielleicht hat er Größeres mit Maegwin vor, als wir begreifen.«

»Vielleicht.« Eolair bezwang seinen Zorn. Es war schließlich nicht Isorns Schuld, daß Maegwin immer weniger wurde; alle seine Worte waren freundlich und vernünftig. Aber der Graf von Nad Mullach wollte jetzt weder Freundlichkeit noch Vernunft. Er wollte heulen wie ein Wolf in der Frostmark. »Ach, Isorn, bei Cuamhs Biß, du solltest sie sehen! Wenn sie

nicht daliegt wie tot, verzerren sich ihre Züge vor Grauen, und ihre Hände umklammern die Luft«, er hob die eigenen Hände mit klauenartig gekrümmten Fingern, »so … als suchte sie nach etwas, um sich damit zu retten.« Er schlug sich in ohnmächtigem Grimm auf die Knie. »Sie braucht etwas, und ich kann es ihr nicht geben. Sie hat sich verirrt, und ich kann sie nicht finden und nach Hause bringen!« Sein Atem kam in keuchenden Stößen.

Isorn sah seinen Freund an, und ein verständnisvoller Schimmer trat in seine Augen. »Ach, Eolair. Liebst du sie?«

»Ich weiß es nicht!« Der Graf schlug einen Augenblick die Hände vor das Gesicht und sprach dann weiter. »Ich habe einmal geglaubt, es würde soweit kommen, aber dann wurde sie hart und kalt zu mir und stieß mich bei jeder Gelegenheit zurück. Erst als der Wahnsinn sich ihrer bemächtigt hatte, gestand sie mir, daß sie mich seit ihrer Kindheit geliebt hatte. Aber weil sie überzeugt war, ich würde sie verschmähen, und sich nicht bemitleiden lassen wollte, wahrte sie stets Abstand, damit ich die Wahrheit nicht entdeckte.«

»Mutter der Barmherzigkeit«, flüsterte Isorn. Er streckte den sommersprossigen Arm aus und nahm Eolairs Hand. Der Graf fühlte die breite Kraft der Berührung und hielt Isorns Finger fest.

»Auch ohne Kriege zwischen Unsterblichen und ähnliche Dinge ist das Leben schon verwirrend genug. Götter, Isorn, werden wir denn nie Frieden haben?«

»Doch – eines Tages«, erwiderte der Rimmersmann. »Eines Tages wird es soweit sein.«

Eolair drückte die Hand seines Freundes noch einmal fest und ließ sie los. »Jiriki hat gesagt, die Sithi wollten in zwei Tagen aufbrechen. Willst du sie begleiten oder mit mir nach Hernystir zurückgehen?«

»Ich weiß es noch nicht genau. So, wie mein Kopf sich anfühlt, kann ich jedenfalls nur ganz langsam reiten.«

»Dann komm mit mir«, bat der Graf und stand auf. »Wir haben jetzt keine Eile mehr.«

»Alles Gute, Eolair.«

»Für dich auch. Wenn du willst, komme ich nachher wieder und bringe einen Schluck von dem Sithiwein mit. Er würde dir außerordentlich guttun, weil er das Brennen in der Wunde wegnimmt.«

»Und bestimmt noch einiges andere«, lachte Isorn, »zum Beispiel mei-

nen Verstand. Aber das kümmert mich nicht. Ich gehe nirgendwohin, und niemand erwartet etwas von mir. Bring den Wein mit, wenn du kannst.«

Eolair klopfte dem Jüngeren auf die Schulter und trat dann durch die Zeltklappe in den beißenden Wind.

Als er zu Maegwin kam, staunte er wieder einmal über die große Kunstfertigkeit der Sithi. Isorns kleines Zelt war von guter Qualität und standfest, aber es zog darin an allen Ecken und Enden, und unten an den Rändern sickerte der schmelzende Schnee herein. Maegwins Zelt war ein Werk der Sithi, weil Jiriki sie so bequem unterbringen wollte wie nur irgend möglich, und obgleich der glänzende Stoff fast durchscheinend dünn war, hatte man beim Überschreiten der Schwelle das Gefühl, ein festes und wohlgebautes Haus zu betreten. Der Sturm, der über Naglimund tobte, hätte meilenweit entfernt sein können.

Eolair fragte sich, warum das so war, obwohl die Sithi selbst Kälte oder Feuchtigkeit kaum zu empfinden schienen.

Kira'athu sah auf, als er eintrat. Maegwin, die unter einer dünnen Decke auf ihrem Strohsack lag, warf sich ruhelos hin und her, aber ihre Augen waren noch immer geschlossen, und die Totenblässe war nicht von ihrem Gesicht gewichen.

»Irgendeine Veränderung?« fragte Eolair, der die Antwort schon wußte.

Die Sitha zuckte leicht und geschmeidig die Achseln. »Sie kämpft, aber ich fürchte, sie ist nicht stark genug, um den Griff zu brechen, der sie hält.« Sie schien ohne Gefühle, die goldenen Augen undurchsichtig wie Katzenaugen, aber der Graf wußte, wieviel Zeit sie an Maegwins Seite verbracht hatte. Sie waren eben anders, diese Unsterblichen; sinnlos, sie nach ihren Gesichtern und selbst ihren Stimmen zu beurteilen. »Hat sie Worte zu Euch gesprochen?« fragte Kira'athu plötzlich.

Eolair beobachtete Maegwins Finger, die sich in die Decke krallten und nach etwas tasteten, das nicht da war. »Ja, sie hat gesprochen, aber ich konnte sie nicht richtig hören. Und was ich vernahm, waren nur unzusammenhängende Laute. Ich fand keine Worte darin.«

Die Sitha hob eine silbrige Braue. »Ich dachte, ich hätte gehört…« Sie sah wieder auf ihren Pflegling, dessen Mund sich jetzt tonlos bewegte.

»Was gehört?«

»Die Sprache des Gartens.« Kira'athu breitete die Hände aus und bog die Finger, bis sie die Daumen berührten. »Was Ihr Sithisprache nennen wür-

det.«

»Vielleicht hat sie in der Zeit, in der wir mit Euch zusammen ritten und kämpften, etwas davon gelernt?« Eolair trat näher an Maegwins Lager. Der Anblick ihrer rastlos suchenden Hände griff ihm ans Herz.

»Es ist möglich«, stimmte die Heilerin zu. »Aber es schien mir gesprochen, wie die Zida'ya sprechen würden … fast.«

»Was bedeutet das?« fragte Eolair verwirrt und ein wenig gereizt.

Kira'athu stand auf. »Verzeiht mir. Ich sollte mit Jiriki darüber sprechen und nicht Euch behelligen. Außerdem ist es wohl nicht so wichtig. Graf Eolair, es tut mir leid. Ich hätte gern bessere Neuigkeiten für Euch gehabt.«

Er setzte sich neben Maegwin auf den Boden. »Es ist nicht Eure Schuld. Ihr seid sehr gütig gewesen.« Er streckte die Hand aus, damit Maegwin sie ergreifen konnte, aber ihre kalten Finger zuckten unwillig zurück. »Bagba beiß mich, was kann sie wollen?«

»Gibt es etwas, das sie sonst gewöhnlich bei sich hat oder um den Hals trägt?« fragte Kira'athu. »Ein Amulett oder etwas anderes, das ihr Trost bringt?«

»Nicht, daß ich wüßte. Vielleicht will sie Wasser?«

Die Sitha schüttelte den Kopf. »Ich habe ihr gerade zu trinken gegeben.«

Eolair bückte sich und fing an, geistesabwesend die Satteltaschen zu durchforsten, die Maegwins verstreute Habseligkeiten enthielten. Er nahm einen Schal aus warmer Wolle heraus und drückte ihn ihr in die Hand. Aber Maegwin hielt ihn nur einen Moment fest und schob ihn dann fort. Wieder tasteten ihre Hände, während sie wortlos und tief in der Kehle vor sich hinmurmelte.

Eolair, verzweifelt bemüht, ihr etwas Gutes zu tun, begann andere Gegenstände aus den Taschen zu nehmen und sie ihr nach und nach in die Finger zu geben – eine Schale, einen Holzvogel, der offenbar aus der Halle der Schnitzereien im Taig stammte, sogar den Griff eines in der Scheide steckenden Messers. Über diesen letzteren Fund war er wenig erfreut, denn er hatte ihr aus Furcht, daß sie sich in ihrem umnachteten Zustand selbst damit verletzen könnte, verboten, es aus Hernysadharc mitzunehmen. Offenbar hatte sie sich um seine Anweisungen nicht gekümmert. Doch nichts von diesen Stücken und auch keines der anderen kleinen Dinge, die er ihr anbot, wollte sie beruhigen. Mit Handbewegungen, so zornig und jäh wie die eines kleinen Kindes, stieß sie alles fort, obwohl ihr Gesicht dabei unverändert leer blieb.

Eolairs Finger schlossen sich um etwas Schweres. Er hob es heraus und starrte auf den wolkigen Steinbrocken.

»Was ist das?« Kira'athus Stimme klang unerwartet scharf.

»Es war ein Geschenk der Unterirdischen.« Er hielt ihr den Stein hin, so daß sie die Vorderseite sehen konnte. »Seht, Yis-fidri hat Maegwins Namen hineingeschnitten – zumindest hat er das gesagt.« Kira'athu nahm ihm den Stein ab und drehte ihn in den schlanken Fingern. »Es ist wirklich ihr Name. Das ist die Runenkunst der Tinukeda'ya. Unterirdische, sagt Ihr?«

Eolair nickte. »Ich habe Jiriki zu ihrer Stadt unter der Erde geführt – Mezutu'a.« Sie gab ihm den Stein zurück. Er hielt ihn in der Hand, wog ihn und schaute zu, wie sich das Licht des Feuers in seinen Tiefen verirrte. »Ich wußte gar nicht, daß sie ihn mitgenommen hat.«

Maegwin stöhnte plötzlich auf, ein tiefer Laut, der den Grafen zusammenzucken ließ. Hastig wandte er sich dem Lager zu. Wieder gab sie einen Laut von sich, und es klang, als habe er eine Bedeutung.

»Verloren«, murmelte Kira'athu und kam näher.

Eolairs Herz krampfte sich zusammen. »Was heißt das?«

»Das ist es, was sie gesagt hat. Sie spricht die Gartensprache.«

Der Graf blickte auf Maegwins gefurchte Stirn. Wieder bewegte sich ihr Mund, aber nur ein wortloses Zischen war zu hören. Ihr Kopf auf dem Kissen peitschte hin und her. Plötzlich schossen ihre Hände vor und kratzten an Eolairs Händen. Als er sofort den Stein zur Seite legen wollte, um nach ihren Fingern zu greifen, entriß sie ihm den Kristall und preßte ihn an ihre Brüste. Die fiebrigen Zuckungen ließen nach, und sie wurde ruhig. Ihre Augen waren noch immer geschlossen, aber sie schien nun wieder friedlicher zu schlummern.

Eolair betrachtete sie bestürzt. Kira'athu beugte sich über sie, berührte ihre Stirn und roch ihren Atem.

»Geht es ihr besser?« fragte der Graf endlich.

»Sie ist uns nicht nähergekommen. Aber sie hat für eine Weile Ruhe gefunden. Ich glaube, es war der Stein, den sie gesucht hat.«

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht. Ich werde mit Likimeya und ihrem Sohn und allen anderen, die vielleicht etwas darüber wissen, sprechen. Aber es ändert nichts, Eolair – sie ist, wie sie war. Aber vielleicht hat sie dort, wo sie umherwandert, auf der Traumstraße oder wo immer auch sonst, jetzt weniger Angst. Das ist viel wert.«

Sie zog die Decke über Maegwins Hände, die den Stein der Unterirdischen umklammerten, als sei er ein Teil ihres Körpers.

»Ihr solltet Euch ausruhen, Graf Eolair.« Die Sitha näherte sich dem Ausgang. »Ihr werdet ihr nichts nützen, wenn Ihr selbst erkrankt.«

Die Klappe öffnete und schloß sich wieder. Ein kalter Luftzug wehte durch das Zelt.

Isgrimnur sah zu, wie Lektor Velligis den Thronsaal verließ. Die Sänfte des gewichtigen Mannes wurde von acht Wachen mit vor Anstrengung verzerrten Gesichtern getragen und beim Abschied wie vorher bei der Ankunft von einer Prozession von Priestern angeführt, die heilige Gegenstände und qualmende Weihrauchfäßchen vor sich hertrugen. Isgrimnur kamen sie vor wie ein fahrender Jahrmarkt auf dem Weg zum nächsten Dorf.

Wegen seiner Verletzungen hatte der Herzog nicht zu knien brauchen und darum den Auftritt des neuen Lektors von einem Sessel an der Wand verfolgt.

Camaris, so würdig er auch aussah, schien sich auf dem hohen Herzogsthron nicht sonderlich wohl zu fühlen. Josua, der neben ihm gekniet hatte, während Lektor Velligis den Segen sprach, stand jetzt auf.

»So.« Er klopfte sich den Staub von den Knien. »Mutter Kirche geruht unseren Sieg anzuerkennen.«

»Und was bleibt Mutter Kirche anderes übrig?« knurrte Isgrimnur. »Wir *haben* gesiegt. Velligis gehört zu den Leuten, die ihr Geld immer auf den Favoriten setzen – auf jeden Favoriten.«

»Er ist der Lektor, Herzog Isgrimnur«, bemerkte Camaris streng. »Er ist Gottes Statthalter auf Erden.«

»Camaris hat recht. Was immer er vorher war, man hat ihn zum Sitz des Höchsten erhoben. Er verdient unsere Achtung.«

Isgrimnur gab einen angewiderten Laut von sich. »Ich bin alt, ich habe Schmerzen, und ich weiß, was ich weiß. Ich kann den Heiligen Sitz achten, ohne den Mann zu mögen. Hat denn der Raub des Drachenbeinthrons Euren Bruder in einen guten König verwandelt?«

»Es hat ja auch noch nie jemand behauptet, daß die Königswürde ihren Träger unfehlbar macht.«

»Versucht nur, das den meisten Königen zu erklären«, schnaubte Isgrimnur.

»Bitte.« Camaris hob die Hand. »Nichts mehr davon. Es war ein an-

strengender Tag, und er ist noch nicht beendet.«

Isgrimnur warf dem alten Ritter einen Blick zu. Er sah tatsächlich müde aus, auf eine Art, die dem Herzog noch nie an ihm aufgefallen war. Man hätte eigentlich denken müssen, daß Camaris sich freuen würde, Nabban vom Mörder seines Bruders befreit zu haben, aber statt dessen schien seine Tat ihm alle Lebenskraft entzogen zu haben.

Es ist, als wüßte er, daß er eines der Dinge getan hat, die er tun soll – aber nur eines. Er sehnt sich nach Ruhe, aber noch ist sie ihm nicht beschieden. Der Herzog glaubte endlich zu verstehen. *Kein Wunder, daß er so fremd, so fern ist. Er will nicht leben. Er ist nur hier, weil er glaubt, Gott will, daß er zuerst die Aufgaben erfüllt, die vor ihm liegen.* Offensichtlich war jedes Infragestellen des göttlichen Willens, selbst wenn es um die Unfehlbarkeit des Lektors ging, schwierig für Camaris. *Er hält sich für einen toten Mann.* Isgrimnur unterdrückte ein Schaudern. Sich nach Ruhe und Erlösung zu sehnen, war eine Sache, sich bereits als Toter zu fühlen, eine andere. Der Herzog fragte sich flüchtig, ob Camaris vielleicht auch den Sturmkönig besser verstand als alle anderen.

»Nun gut«, erklärte Josua gerade. »Es gibt noch einen Mann, den wir empfangen müssen. Wenn es Euch genehm ist, Camaris, möchte ich gern selbst mit ihm sprechen. Ich habe schon eine ganze Weile darüber nachgedacht.«

Der alte Ritter stimmte mit achtloser Gebärde zu. Seine Augen unter den dichten Brauen waren wie Eissplitter.

Josua gab einem Pagen ein Zeichen, und wieder rauschten die Türflügel auf. Während man Graf Streáwes Sänfte hereintrug, lehnte sich Isgrimnur zurück und griff nach dem Bierhumpen, den er hinter seinem Sessel versteckt hatte. Er nahm einen tiefen Zug. Draußen war es Nachmittag, aber die deckenhohen Fenster des Saals waren mit Läden gegen den Sturm gesichert, der das Meer unter dem Palast aufpeitschte. In den Wandleuchtern brannten Fackeln. Isgrimnur wußte, daß der Raum in den zarten Farben von See, Sand und Himmel ausgemalt war, aber im Fackelschein sah alles graubraun und verschwommen aus.

Streáwe wurde aus der Sänfte gehoben und sein Sessel am Fuß des Throns niedergesetzt. Der Graf lächelte und verneigte sich. »Herzog Camaris! Willkommen in Eurem rechtmäßig angestammten Heim. Man hat Euch vermißt, Herr.« Er drehte den weißen Kopf. »Und Prinz Josua und Herzog Isgrimnur. Eure Einladung ehrt mich. Eine edle Gesellschaft, fürwahr.«

»Ich bin kein Herzog, Graf Streáwe«, erwiderte Camaris. »Ich habe kei-

nen Titel angenommen, sondern nur den Tod meines Bruders gerächt.«

Josua trat vor. »Mißdeutet seine Bescheidenheit nicht, Graf. Er ist es, der hier regiert.«

Streáwes Lächeln wurde noch breiter, die Fältchen um seine Augen vertieften sich. Isgrimnur fand, er sehe aus wie der großväterlichste Großvater, den Gott je erschuf, und er fragte sich, ob der Graf wohl vor einem Spiegel übte. »Ich bin froh, daß Ihr meinen Rat befolgt habt, Prinz Josua. Wie Ihr seht, waren wirklich viele Leute unglücklich unter Benigaris' Herrschaft. Jetzt herrscht Jubel in Nabban. Als ich von den Docks heraufkam, tanzte das Volk auf den öffentlichen Plätzen.«

Josua zuckte die Achseln. »Das liegt wohl mehr daran, daß Baron Seriddan und die anderen ihren Truppen den Sold ausgezahlt und sie in die Stadt geschickt haben. Nabban hat nicht besonders unter Benigaris gelitten, trotz der schweren Zeiten. Vatermörder oder nicht, er scheint nicht schlecht regiert zu haben.«

Der Graf musterte ihn einen Augenblick und schien zu dem Schluß zu kommen, daß er es auf andere Weise versuchen müßte. Isgrimnur sah zu und amüsierte sich. »Nein«, sagte Streáwe langsam, »damit habt Ihr recht. Aber das Volk weiß Bescheid, meint Ihr nicht? Es gab ein Gefühl, daß nicht alles so war, wie es sein sollte, und viele Gerüchte, daß Benigaris seinen Vater – Euren lieben Bruder, Herr Camaris – getötet hatte, um selbst den Thron zu besteigen. Sicher war Benigaris nicht an allen Schwierigkeiten schuld, aber es gab große Unruhen.«

»Unruhen, die Ihr und Pryrates alle beide noch angeheizt habt, um dann kräftig Öl ins Feuer zu gießen.«

Der Herrscher von Perdruin starrte ihn mit aufrichtigem Entsetzen an. »Ihr nennt mich in einem Atemzug mit Pryrates?«

Für einen kurzen Augenblick fiel seine höfische Maske von ihm ab, und der zornige Mann mit dem eisernen Willen, der sich darunter verbarg, wurde sichtbar. »Mit diesem Abschaum im roten Mantel? Wenn ich gehen könnte, Josua, würden wir dafür die Klingen kreuzen.«

Der Prinz betrachtete ihn mit kalten Augen. Dann wurde seine Miene milder. »Ich sage nicht, daß Ihr und Pryrates zusammengearbeitet habt, Streáwe, aber Ihr habt beide die Situation für Eure eigenen Zwecke genutzt. Sehr unterschiedliche Zwecke, davon bin ich überzeugt.«

»Wenn es das ist, was Ihr gemeint habt, bekenne ich mich schuldig und unterwerfe mich der Gnade des Throns.« Der Graf schien besänftigt. »Ja, natürlich bemühe ich mich nach Kräften, die Interessen meiner Insel zu

schützen. Ich verfüge über keine nennenswerten Streitkräfte, Josua, und bin stets ein Spielball der Launen meiner Nachbarn. ›Wenn Nabban sich im Schlaf umdreht‹, sagt man in Ansis Pelippé, ›fällt Perdruin aus dem Bett‹.«

»Eine gute Begründung, Graf«, lachte Josua, »und, soweit es um diesen Punkt geht, durchaus wahr. Aber es heißt auch, Ihr wärt vielleicht der reichste Mann in Osten Ard. Ist auch das allein die Folge der Wachsamkeit, mit der Ihr auf Perdruins Nutzen bedacht seid?«

Streáwe richtete sich auf. »Was ich besitze, ist meine Angelegenheit. Ich dachte, Ihr wolltet mich als Verbündeten gewinnen, nicht aber mich beleidigen.«

»Erspart mir Eure geheuchelte Empörung, teurer Graf. Es fällt mir schwer zu glauben, daß es eine Beleidigung ist, wenn man Euch reich nennt. Aber in einer Sache habt Ihr recht: es ist unser Wunsch, mit Euch über gewisse Dinge zum beiderseitigen Vorteil zu sprechen.«

Der Graf beugte feierlich das Haupt. »Das hört sich besser an, Prinz Josua. Ihr wißt, daß ich auf Eurer Seite bin – erinnert Euch an die Botschaft, die ich Euch mit meinem Diener Lenti sandte! –, und ich bin begierig zu erfahren, wie ich Euch helfen kann.«

»Wie wir einander helfen können, meint Ihr.« Josua hob die Hand, um Streáwes Protest im Keim zu ersticken. »Bitte, Graf, laßt uns das übliche Feilschen vermeiden. Ich bin in allergrößter Eile. Seht, ich verzichte bereits auf einen Vorteil beim Handel, indem ich Euch das mitteile. Nun vergeudet auch Ihr unsere Zeit nicht mit falschen Beteuerungen über dieses und jenes.«

Der alte Mann biß sich auf die Lippen, und seine Augen verengten sich zu Schlitzen. »Wie Ihr wollt, Josua. Ich muß gestehen, Ihr fesselt mich. Was ist Euer Begehr?«

»Schiffe. Besatzungen. Genug, um unsere Heere nach Erkynland zu schaffen.«

Streáwe war so überrascht, daß er erst einmal schwieg. Dann meinte er: »Ihr wollt *jetzt* zu Schiff nach Erkynland? Nachdem Ihr wochenlang verbissen um Nabban gekämpft habt und wir in diesem Augenblick, jetzt, während wir miteinander sprechen, vom schlimmsten Sturm bedroht werden, der uns seit Jahren vom Norden her heimgesucht hat?« Er deutete auf die verbarrikadierten Fenster. Draußen heulte der Wind über den Sancellanischen Hügel. »Letzte Nacht war es so kalt, daß in der Quellenhalle das Wasser einfror. Die Claves-Glocke war kaum im Hause Gottes zu hören,

so vereist war sie. Und da wollt Ihr aufs Meer hinaus?«

Als der Graf die Glocke erwähnte, zuckte Isgrimnur zusammen. Sofort warf ihm Josua einen warnenden Blick zu, damit er still blieb. Offenbar war auch ihm Nisses' prophetisches Gedicht eingefallen.

»Ja, Streáwe«, sagte der Prinz. »Es gibt verschiedene Arten von Stürmen. Manche müssen wir in Kauf nehmen, um andere zu überleben. Ich möchte in See stechen, so schnell es geht.«

Der Graf hob die Hände und zeigte die offenen, leeren Handflächen. »Nun gut – Ihr werdet wissen, was Ihr wollt. Aber was kann ich dabei tun? Die Schiffe von Perdruin sind keine Kriegsschiffe und befinden sich zudem alle auf dem Meer. Sicher braucht Ihr doch die große Flotte von Nabban und keine kleinen Kauffahrer.« Eine Geste zum Thron. »Camaris ist jetzt das Oberhaupt des Eisvogelhauses.«

»Aber Ihr seid das Oberhaupt der Docks«, gab Josua zurück.

»Benigaris hat mir gesagt, er habe Euch für seinen Gefangenen gehalten, während Ihr in Wirklichkeit seine Macht von innen aushöhltet. Habt Ihr dafür etwas von dem Gold eingesetzt, das die Katakomben unter Eurem Haus auf dem Sta Mirore füllen soll? Oder etwas feiner Gesponnenes – Gerüchte, Geschichten?« Er schüttelte den Kopf. »Gleichviel. Die Wahrheit ist, Streáwe, daß Ihr uns helfen oder uns hindern könnt. Ich möchte über Euren Preis mit Euch sprechen, ob Ihr Macht begehrt oder Gold. Wir brauchen auch Proviant. Ich möchte, daß die Schiffe in sieben Tagen oder weniger ausgerüstet und auf dem Wasser sind.«

»Sieben Tage?« Der Graf verriet zum zweiten Mal Überraschung. »Das wird nicht leicht sein. Ihr habt doch gewiß auch von den Kilpa gehört? Neuerdings schwärmen sie wie die Quinisfische – nur daß Quinisfische keine Seeleute über die Reling reißen und dann auffressen. Die Männer wagen sich zur Zeit nur ungern hinaus.«

»Haben wir also angefangen zu verhandeln?« fragte Josua. »Alles, was Ihr sagt, ist richtig. Es sind schwierige Zeiten. Was wollt Ihr – Gold oder Macht?«

Unvermittelt fing Streáwe an zu lachen. »Ja, wir haben angefangen zu verhandeln. Aber Ihr unterschätzt mich, Josua, oder Ihr unterschätzt Eure eigenen Schätze. Ihr habt etwas, das mir nützlicher sein könnte als Gold oder Macht und das zudem diese beiden Dinge ohnehin im Gefolge hat.«

»Und was ist das?«

Der Graf beugte sich vor. »Wissen.« Er setzte sich gerade hin, und ein langsames Lächeln breitete sich über sein Gesicht. »Damit habe ich mei-

nerseits auf einen Vorteil beim Feilschen verzichtet, als Gegengabe für Euer Entgegenkommen vorhin.«

Er rieb sich mit kaum verhehltem Vergnügen die Hände. »Laßt uns nun ernsthaft miteinander reden.«

Isgrimnur stöhnte leise, als Josua neben dem Herrn von Perdruin Platz nahm. Trotz der eingestandenen Eile des Prinzen würde sich ein kompliziertes Ritual entfalten. Offensichtlich hatte Streáwe viel zu viel Spaß daran, als daß er es abgekürzt hätte, während Josua die ganze Sache zu ernst nahm, um sich hetzen zu lassen. Isgrimnur sah auf Camaris, der während der ganzen Unterredung geschwiegen hatte. Der alte Ritter starrte die versperrten Fenster an wie ein kunstvoll gemaltes, fesselndes Bild. Er hatte das Kinn in die Hand gestützt. Isgrimnur gab ein neuerliches, schmerzliches Grunzen von sich und griff zum Bier. Er ahnte, daß ihm ein langer Abend bevorstand.

Miriamels Furcht vor den Unterirdischen nahm allmählich ab. Sie erinnerte sich wieder an das, was sie von Simon und anderen über Graf Eolairs Besuch auf dem Sesuad'ra gehört hatte. Der Graf war in den Minen unter den Bergen von Hernystir auf Unterirdische gestoßen. Er nannte sie *Domhaini* und schilderte sie als freundlich und friedfertig. Das schien auch zu stimmen, denn sie hatten sie zwar von der Treppe entführt, ihr sonst aber nichts Böses getan. Nur gehen lassen wollten sie sie auch jetzt noch nicht.

»Hier.« Sie wies auf die Reisesäcke. »Wenn ihr so sicher seid, daß ich etwas Schädliches oder Gefährliches bei mir habe, dann sucht selbst danach.«

Während die Unterirdischen mit besorgten, glockenhellen Stimmen berieten, erwog Miriamel Fluchtpläne. Sie fragte sich, ob die Unterirdischen jemals schliefen. Wohin hatten sie sie gebracht? Wie konnte sie einen Weg hier heraus finden? Und wohin sollte sie dann gehen? Wenigstens waren ihr die Karten geblieben, obwohl sie bezweifelte, sie so gut lesen zu können wie Binabik.

Wo war Binabik? Lebte er noch? Sie wurde fast krank, wenn sie an den grinsenden Unhold dachte, der den Troll überfallen hatte. Wieder ein Freund, der den Schatten zum Opfer gefallen war! Der kleine Mann hatte recht gehabt – es war ein törichtes Unterfangen. Ihr Starrsinn hatte vielleicht ihren beiden besten Freunden den Tod gebracht. Wie konnte sie mit diesem Wissen weiterleben?

Als die Unterirdischen endlich einen Beschluß gefaßt hatten, war Mi-

riamel das Ergebnis ziemlich gleichgültig. Eine düstere Stimmung hatte sie befallen und raubte ihr alle Kraft.

»Wenn du erlaubst, werden wir uns deine Besitztümer ansehen«, erklärte Yis-fidri. »Um eure Sitten zu achten, wird nur meine Frau Yis-hadra sie berühren.«

Miriamel hätte über diese zarte Rücksicht am liebsten laut gelacht. Was glaubten die Unterirdischen denn, hier unter der Erde bei ihr zu finden – die zierliche Unterkleidung einer Schloßprinzessin? Winzige, zerbrechliche Andenken? Parfümierte Verehrerbriefe?

Yis-hadra kam schüchtern herbei und fing an, den Inhalt der Säcke zu untersuchen. Ihr Gatte kniete neben Miriamel nieder. »Wir sind sehr betrübt, daß wir das tun müssen. Es ist wirklich nicht unsere Art – nie haben wir anderen gewaltsam unseren Willen aufgezwungen. Niemals.« Er schien verzweifelt bemüht, sie zu überzeugen.

»Ich verstehe immer noch nicht, vor welcher Gefahr ihr euch so fürchtet.«

»Es ist der Ort, an dem wir dich und deine beiden Begleiter entdeckt haben. Es ist … es ist … ich kenne keine Worte in den Sprachen der Sterblichen, die es erklären könnten.«

Er öffnete und schloß die langen Finger. »Es gibt … Mächte, Wesen, die lange geschlafen haben. Jetzt erwachen sie. Die Turmtreppe, die ihr hinaufgestiegen seid, ist ein Ort, an dem diese Kräfte stark sind. Jeden Tag werden sie stärker. Wir wissen noch nicht, worauf alles hinausläuft, aber bis wir es verstehen, darf nichts geschehen, das das Gleichgewicht erschüttern könnte…«

Miriamel winkte ihm, einzuhalten. »Warte, Yis-fidri. Ich versuche dir zu folgen. Zuerst möchte ich aber sagen, daß dieses … dieses Wesen, das uns auf der Treppe angegriffen hat, nicht zu uns gehörte. Binabik schien es zu kennen, aber ich hatte es noch nie gesehen.«

Yis-fidri schüttelte aufgeregt den Kopf. »Nein, nein, Miriamel. Sei nicht gekränkt. Wir wissen, daß das, womit dein Freund kämpfte, keiner eurer Gefährten war – es war eine wandelnde Leere, ausgefüllt von Nichtsein. Vielleicht ist es einmal ein Sterblicher gewesen. Nein, ich meine den Gefährten, der ein kleines Stück hinter euch kam.«

»Hinter uns? Wir waren nur zu zweit. Es sei denn…« Ihr Herz wollte plötzlich aussetzen. Konnte es Simon gewesen sein, der seine Freunde suchte? War er ganz in der Nähe gewesen, als man sie entführte? Nein, das wäre zu grausam.

»Dann ist man euch gefolgt«, sagte Yis-fidri fest. »Ob in guter oder böser Absicht, wissen wir nicht. Wir können nur sagen, daß *drei* Sterbliche sich auf der Treppe befanden.«

Miriamel schüttelte den Kopf; sie konnte den Gedanken nicht fassen. Nach soviel Kummer nun auch noch diese Verwirrung!

Von Yis-hadra kam ein Vogeltrillern. Ihr Gatte drehte sich um. Die Unterirdische hielt Simons Weißen Pfeil hoch.

»Natürlich«, hauchte Yis-fidri. Die anderen Unterirdischen kamen näher und starrten den Pfeil hingerissen an. »Wir fühlten ihn, aber wir erkannten ihn nicht. Er ist nicht unser Werk, Miriamel, sonst würden wir ihn so genau kennen, wie du die Hand am Ende deines Arms kennst. Aber er ist von Vindaomeyo gemacht, einem der Zida'ya, den wir unsere Fertigkeiten und Künste lehrten. Und schau«, er streckte den Arm aus und nahm seiner Gattin den Pfeil ab, »das ist ein Stück von einem der *Meisterzeugen*.« Er deutete auf die wolkig blaugraue Pfeilspitze. »Kein Wunder, daß wir ihn spüren.«

»Und daß wir ihn auf der Treppe bei uns hatten, stellt eine Gefahr dar?« Miriamel wollte wirklich gern verstehen, aber sie war nun schon so lange jeder Art von Schrecken ausgesetzt gewesen, daß die Müdigkeit sie fortzureißen drohte wie eine Unterströmung im Fluß. »Wie ist das möglich?«

»Wir wollen versuchen, es zu erklären. Im Augenblick ändert sich alles. Gleichgewichte sind ins Wanken geraten. Der rote Stein am Himmel spricht zu den Steinen in der Erde, und wir Tinukeda'ya hören die Stimmen dieser Steine.«

»Und die Steine sagen euch, daß ihr Leute von der Treppe entführen sollt?« Sie war so erschöpft, daß es sie Mühe kostete, nicht grob zu werden.

»Wir sind nicht freiwillig hierhergekommen«, versetzte Yis-fidri ernst. »Ereignisse in unserer Heimat und anderswo haben uns immer weiter nach Süden getrieben. Aber als uns die alten Tunnel an diesen Ort führten, merkten wir, daß die Bedrohung hier noch viel größer ist. Wir können weder vorwärts noch zurück. Darum müssen wir herausfinden, was vorgeht, um entscheiden zu können, wie wir am besten davor fliehen.«

»Ihr wollt fliehen? Darum tut ihr das alles? Nur damit ihr noch ausreißen könnt?«

»Wir sind keine Krieger. Wir sind nicht wie unsere einstigen Herren, die Zida'ya. Stets ist es die Art der Kinder des Meeres gewesen, sich anzupassen und zu überleben.«

Miriamel schüttelte in ohnmächtigem Zorn den Kopf. Sie hatten sie gefangen und von ihrem Freund getrennt, nur um vor etwas zu fliehen, das sie nicht begriff. »Laßt mich frei.«

»Das können wir nicht, Miriamel. Es tut uns leid.«

»Dann laßt mich schlafen.« Sie kroch an die Wand der Höhle und rollte sich in ihren Mantel. Die Unterirdischen hinderten sie nicht daran, sondern begannen von neuem untereinander zu reden. Der Klang ihrer Stimmen, melodisch und unverständlich wie Grillenrufe, folgte ihr in den Schlaf.

XXII

Ein schlafender Drache

O bitte, Gott, mach, daß er noch da ist!

Das Rad trug Simon nach oben. Wenn Guthwulf unten im Dunkel noch etwas sagte, konnte Simon ihn im Knarren des Rades und dem Klirren der schweren Ketten nicht hören.

Guthwulf! Konnte es derselbe Mann sein, den Simon so oft von weitem gesehen hatte – die *Hand des Hochkönigs* mit dem grimmigen Gesicht? Aber der hatte doch die Belagerung von Naglimund angeführt, war einer von Elias' mächtigsten Freunden? Was hätte er hier unten zu suchen? Nein, es mußte ein anderer sein. Doch wer immer es war, wenigstens besaß er eine menschliche Stimme.

»Kannst du mich hören?« krächzte Simon, als er mit dem Rad wieder nach unten fiel. Regelmäßig wie die Flut am Abend rauschte ihm das Blut in den Kopf.

»Ja«, zischte Guthwulf. »Aber sprich nicht so laut. Ich habe andere hier gehört, und ich glaube, sie würden mir wehtun. Sie würden mir alles nehmen, was ich noch habe.«

Simon konnte ihn sehen, eine undeutliche, gebückte Gestalt – aber groß, wie die *Königliche Hand* es gewesen war, mit so breiten Schultern, daß auch der krumme Rücken sie nicht verbergen konnte. Er hatte eine eigentümliche Kopfhaltung, als leide er Schmerzen.

»Kann ich … noch Wasser haben?«

Guthwulf tauchte die Hand in die Rinne unter dem Rad. Als Simon in Reichweite kam, goß er ihm das Wasser über das Gesicht. Simon keuchte und bat um mehr. Noch dreimal füllte Guthwulf die hohlen Hände, bevor Simon wieder nach oben entschwand.

»Du bist auf einem Rad?« fragte er dann, als könne er es kaum glauben.

Simon, dessen Durst seit vielen Tagen zum ersten Mal gestillt war, wunderte sich. War Guthwulf einfältig? Wie konnte jemand, der nicht blind

war, ein Rad nicht erkennen?

Urplötzlich begriff er, warum der andere den Kopf so merkwürdig hielt. Blind. Natürlich! Darum hatte er auch Simons Gesicht betastet.

»Seid Ihr … Graf Guthwulf?« fragte Simon, als das Rad sich wieder senkte. »Der Graf von Utanyeat?« Wie sein Wohltäter geraten hatte, sprach er nur leise. Er mußte die Frage beim Näherkommen wiederholen.

»Ich … ich glaube, ich war es.« Die Hände des Grafen hingen schlaff und tropfend herab. »In einem anderen Leben. Bevor ich meine Augen verlor. Bevor ich dem Schwert erlag.«

Dem Schwert? War er in einer Schlacht blind geworden? Im Zweikampf? Simon verschob die Frage, er hatte über Wichtigeres nachzudenken. Sein Bauch war voller Wasser, sonst aber gänzlich leer. »Habt Ihr etwas zu essen für mich? Nein … könnt Ihr mich befreien? Ich flehe Euch an – sie quälen und foltern mich.« Die vielen Worte zerkratzten seine entzündete Kehle, und er bekam einen Hustenanfall.

»Dich befreien?« Guthwulf klang hörbar betroffen. »Aber … bist du denn nicht freiwillig hier? Es tut mir leid, es ist alles so … anders. Es fällt mir schwer, mich zu erinnern.«

Er ist verrückt. Der einzige, der mir helfen kann: ein Verrückter.

Laut sagte er: »Ich bitte Euch. Ich leide Qualen. Wenn Ihr mir nicht helft, werde ich hier sterben.« Ein Schluchzen würgte ihn. Davon zu sprechen, machte es auf einmal zur Wirklichkeit. »Ich will nicht sterben!«

Das Rad begann ihn hinaufzuheben.

»Ich … ich kann nicht. Die Stimmen erlauben es nicht«, flüsterte Guthwulf. »Sie sagen mir, daß ich mich verstecken muß, damit man mir nicht alles wegnimmt.« Seine Stimme bekam etwas grauenvoll Sehnsüchtiges. »Aber ich habe dich gehört, dein Stöhnen, dein Atmen. Ich wußte, daß du wirklich warst, und ich wollte deine Stimme hören. Ich habe so lange mit niemand mehr gesprochen.« Die Worte wurden leise, als das Rad Simon forttrug. »Hast du mir das Essen hingestellt?«

Simon hatte keine Ahnung, wovon der Blinde redete, aber er hörte, daß der andere zögerte und Simons Qual ihn rührte.

»Ja!« Er versuchte das Knarren des Rades zu übertönen, ohne zu schreien. War der Mann noch in Hörweite? »Ja! Ich habe Euch Essen gebracht!«

Bitte laß ihn noch da sein, wenn ich wiederkomme, betete Simon. *Bitte laß ihn da sein. Bitte.*

Das nächste Mal, als er unten hing, streckte Guthwulf wieder die Hand

aus und strich über Simons Gesicht. »Du hast mir zu essen gegeben. Ich weiß nicht. Ich fürchte mich. Sie werden mir alles wegnehmen. Die Stimmen sind so laut!« Er schüttelte den struppigen Kopf. »Ich kann jetzt nicht denken. Die Stimmen sind zu laut.« Er drehte sich unvermittelt um und schlurfte in die Höhle hinein, wo er im Dunkel verschwand.

»Guthwulf!« rief Simon ihm nach. »Verlaßt mich nicht!«

Aber der Blinde war fort.

Die Berührung einer menschlichen Hand, der Laut einer Stimme hatten Simon seine furchtbaren Schmerzen erneut ins Bewußtsein gerufen. Die Stunden, Tage oder Wochen, die vergangen waren – er hatte den Versuch, sich die Zeit zu merken, längst aufgegeben –, waren zu einer allmählich wachsenden Leere verschmolzen; er war wie im Nebel dahingeschwebt und hatte sich ganz langsam immer mehr von den Lichtern seiner Heimat entfernt. Jetzt war er wieder da, und es ging ihm schlecht.

Das Rad drehte sich. Manchmal, wenn in der Schmiedehalle sämtliche Fackeln brannten, sah er maskierte, rußgeschwärzte Männer vorbeieilen, aber nie sprach einer ein Wort mit ihm. Inchs Helfer brachten ihm mit zermürbender Unregelmäßigkeit Wasser und verschwendeten dabei auch keine Zeit damit, ihn anzureden. Ab und zu sah er sogar den Aufseher selbst, der schweigend beobachtete, wie Simon auf dem Rad kreiste. Seltsamerweise schien Inch sich nicht gierig an dem Anblick zu weiden; wie ein Hausbesitzer, der, unterwegs zu ganz anderen Dingen, einen Augenblick stehenbleibt, um die Fortschritte seines Gemüsegartens zu prüfen, inspizierte er nüchtern Simons Elend und ging weiter.

Der Schmerz in Simons Bauch und Gliedern war so stetig, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, wie es ohne ihn gewesen war. Er rollte durch ihn hindurch, als wäre Simons Körper nur ein Sack zu seiner Aufbewahrung – ein Sack, den unbekümmerte Knechte von Hand zu Hand warfen. Bei jeder Umdrehung des Rades flutete der Schmerz in Simons Kopf, bis der Schädel zu bersten schien, und drängte sich dann durch die leeren, brennenden Eingeweide nach unten in die Füße, bis es Simon vorkam, als stünde er auf glühenden Kohlen.

Auch der Hunger wollte ihn nicht verlassen. Er war ein milderer Gefährte als die Qualen seiner Glieder, aber doch ein dumpfer, unaufhörlicher Schmerz. Simon konnte fühlen, wie er mit jeder Umdrehung weniger wurde – weniger menschlich, weniger lebendig, weniger dazu bereit, sich an das zu klammern, was ihn zu Simon machte. Nur eine kleine Flamme der

Rachsucht und ein noch winzigerer Funke von Hoffnung, daß er eines Tages doch wieder zu seinen Freunden heimkehren dürfte, ließen ihn am spärlichen Rest seines Lebens festhalten.

Ich *bin* Simon, hämmerte er sich ein, bis er kaum noch wußte, was das eigentlich bedeutete. *Das lasse ich mir nicht wegnehmen. Ich bin Simon.*

Das Rad drehte sich, Simon mit ihm.

Guthwulf kam nicht wieder, um mit ihm zu sprechen. Einmal, in einem Nebel von Unglück, fühlte Simon, wie jemand, der ihm Wasser gab, sein Gesicht berührte, aber er brachte vor Schwäche kein Wort über die Lippen. Wenn es der Blinde war, blieb er nicht bei ihm.

Im gleichen Maß, wie er selbst das Gefühl hatte, auf ein Nichts zusammenzuschrumpfen, schien ihm die Schmiedehalle immer größer zu werden. Wie in der Vision, die ihm der glühende Fleck gezeigt hatte, öffnete sie sich in die ganze Welt, oder vielmehr hatte es den Anschein, als sei die Welt eingestürzt und in die Schmiede gefallen, so daß es Simon häufig vorkam, als befinde er sich gleichzeitig an vielen verschiedenen Orten.

Er war gefangen auf den kahlen, schneekalten Höhen, verbrannt vom Drachenblut. Die Narbe in seinem Gesicht war sengende Qual. Etwas hatte ihn dort berührt und verändert. Er würde nie mehr derselbe sein.

Unter der Schmiede, aber auch in Simons Innerem, regte sich Asu'a. Der bröckelnde Stein bebte und blühte wieder neu, schimmernd wie die Mauern des Himmels. Wispernde Schatten wurden zu goldäugigen, lachenden Geistern, Geister zu Sithi, heiß vom Leben. Musik von der zarten Schönheit betauter Spinnennetze wob durch die auferstandenen Hallen.

Am Firmament über dem Grünengelturm stieg ein breiter roter Streifen empor. Um ihn herum dehnte sich der Himmel, aber die anderen Sterne schienen nur bange Zeugen.

Und vom Norden herunter zog ein gewaltiger Sturm, wirbelnde Schwärze, die Wind und Blitze spie und alles unter sich zu Eis erstarren ließ, im Kielwasser nur totes, stummes Weiß.

Wie ein vom Mahlstrom Erfaßter fühlte Simon sich im Mittelpunkt mächtiger Strömungen, ohne die Kraft, sie zu ändern. Er war ein Gefangener des Rades. Die Welt drehte sich einem ungeheuren und verhängnisvollen Wandel zu, und Simon konnte nicht einmal die Hand an sein brennendes Gesicht heben.

»*Simon.*«

Der Nebel war so dick, daß er nichts sehen konnte. Graue Leere umgab ihn. Wer rief ihn? Sah er denn nicht, daß Simon schlafen mußte? Aber wenn er wartete, würde die Stimme weggehen. Jeder ging weg, wenn man nur lange genug wartete.

»*Simon.*«

Die Stimme war hartnäckig.

Simon wollte keine Stimmen mehr. Er wollte nur wieder schlafen, traumlos, endlos schlafen.

»*Simon. Schau mich an.*«

Im Grau bewegte sich etwas. Es kümmerte ihn nicht. Warum konnte die Stimme ihn nicht in Frieden lassen? »*Geh weg.*«

»*Schau mich an, Simon. Sieh mich. Du mußt mir entgegenkommen.*« Er versuchte die störende Erscheinung zu verdrängen, aber die Stimme hatte irgend etwas in ihm aufgeweckt. Er schaute in die Leere.

»*Kannst du mich sehen?*«

»*Nein. Ich will schlafen.*«

»*Noch nicht, Simon. Es gibt noch Dinge, die du tun mußt. Irgendwann wirst du dich ausruhen können, aber nicht heute. Bitte, Simon, sieh hin!*« Das, was sich bewegte, wurde deutlicher. Ein Gesicht, traurig und schön, doch ohne Leben, tauchte vor ihm auf. Etwas wie Flügel oder wogende Gewänder umwallte es, vom Grau fast nicht zu unterscheiden.

»*Siehst du mich?*«

»*Ja.*«

»*Wer bin ich?*«

»*Du bist der Engel. Vom Turm.*«

»*Nein. Aber es kommt nicht darauf an.*« Der Engel kam näher. Simon konnte die Verfärbungen auf der verwitterten Bronzehaut sehen. »*Vermutlich ist es schon gut, daß du mich überhaupt sehen kannst. Ich habe darauf gewartet, daß du mir nah genug kamst. Hoffentlich kannst du auch wieder zurück.*«

»*Ich verstehe dich nicht.*« Die Worte waren zu mühsam für ihn. Er wollte nur loslassen, zurück in die Sorglosigkeit, in den Schlaf treiben…

»*Aber du mußt verstehen, Simon. Du mußt. Es gibt vieles, das ich dir zeigen muß, und mir bleibt nur noch wenig Zeit.*«

»*Zeigen?*«

»*Es ist anders hier. Ich kann es dir nicht mehr einfach erzählen. Dieser*

Ort ist nicht wie die Welt.«

»*Dieser Ort?*« Er strengte sich an zu begreifen. »*Welcher Ort?*«

»*Es ist … das Jenseits. Es gibt kein anderes Wort dafür.*«

Eine vage Erinnerung stieg in ihm auf. »*Die Straße der Träume?*«

»*Nicht ganz; die Straße berührt nur den Rand dieser Gefilde und führt an die Grenzen des Ortes, an den ich bald gehen werde. Doch genug davon. Die Zeit ist knapp.*« Der Engel schien von ihm fortzuschweben. »*Folge mir.*«

»*Ich … ich kann nicht.*«

»*Du hast es früher auch gekonnt. Folge mir.*«

Der Engel entfernte sich. Simon wollte nicht, daß er ging. Er war so einsam. Plötzlich war er bei dem Engel.

»*Siehst du*«, sagte der. »*Ach, Simon, ich habe mich so lange nach diesem Ort gesehnt. Daß ich nun endlich für immer hierbleiben darf, ist wundervoll. Ich bin frei!*«

Simon wußte nicht, was der Engel meinte, aber er hatte nicht die Kraft zu weiteren Rätseln. »*Wohin gehen wir?*«

»*Nicht wohin, sondern in welche Zeit. Du weißt das doch.*«

Freude schien von dem Engel auszustrahlen; wäre er eine Blume, dachte Simon, würde er in einem Fleck Sonnenlicht stehen, umsummt von Bienen. »*Es war immer so furchtbar, wenn ich zurückgehen mußte. Nur hier war ich glücklich. Einmal habe ich versucht, es dir zu sagen, aber du konntest mich nicht hören.*«

»*Ich verstehe dich nicht.*«

»*Natürlich. Du hast noch nie meine Stimme gehört – das heißt, meine eigene Stimme. Es war immer ihre.*«

Auf einmal wurde Simon klar, daß sie gar keine Worte miteinander wechselten. Er und der Engel unterhielten sich nicht wie Menschen. Vielmehr schien der Engel Simon seine Gedanken zu schicken, die sich dann in Simons Kopf niederließen. Als der Engel von »ihr« sprach, jener anderen, deren Stimme Simon gehört haben sollte, nahm Simon das nicht als Wort wahr, sondern hatte das Gefühl einer beschützenden, haltenden, liebevollen, zugleich aber unbestimmt gefährlichen Weiblichkeit. »*Wer ist sie?*«

»*Sie ist vorausgegangen*«, erklärte der Engel, als hätte Simon eine ganz andere Frage gestellt. »*Bald werde ich bei ihr sein. Aber ich mußte auf dich warten, Simon. Nicht, daß ich etwas dagegen einzuwenden hätte. Ich bin glücklich hier, und vor allem froh, daß ich nicht zurück mußte.*« Simon

empfand »zurück« als einen Ort, der den Engel gefangenhielt und ihm wehtat. »*Sogar damals, als ich zum ersten Mal hierherkam, wollte ich nie zurück … aber sie hat mich immer gezwungen.*«

Bevor er weiterfragen oder auch nur entscheiden konnte, ob er in diesem seltsamen Traum überhaupt weiterfragen wollte, fand Simon sich in die Tunnel von Asu'a versetzt. Vor ihm zeigte sich ein vertrautes Bild – der blonde Mann, die Fackel, der Speer, das große, glänzende *Etwas* gleich hinter dem Torbogen.

»*Was ist das?*«

»*Schau hin. Es ist deine Geschichte – oder ein Teil davon.*«

Der Mann mit dem Speer ging weiter. Sein ganzer Körper zitterte vor angstvoller Erwartung. Das gewaltige Untier regte sich nicht. Seine rote Klaue lag nur wenige Schritte vor den Füßen des Mannes gekrümmt am Boden.

Simon fragte sich, ob das Tier schlief. Seine Narbe, oder die Erinnerung daran, brannte.

Lauf weg, Mann, dachte er. *Ein Drache ist mehr, als du ahnst. Lauf weg!*

Der Speerträger tat einen vorsichtigen Schritt nach vorn und blieb stehen. Simon war plötzlich ganz nah bei ihm. Er sah in die große Halle, als blicke er durch die Augen des Goldhaarigen. Zuerst konnte er den Anblick kaum fassen.

Die Halle war riesig, mit einer Decke, die hoch über die Grenzen des Fackelscheins hinaufreichte. Gewaltige Feuer hatten die Wände verkohlt und geschmolzen.

Das ist ja die Schmiede! Jedenfalls jetzt ist es die Schmiede. Dies hier muß die Vergangenheit sein.

Der Drachen lag ausgestreckt auf dem Boden der Höhle. In seinen rotgoldenen Schuppen spiegelte sich das Licht der Fackel. Er war größer als ein Haus, sein Schwanz eine schier endlose Reihe fleischiger Windungen. Große Schwingen erstreckten sich von den Flanken bis zu den verlängerten Sporen hinter den Vorderklauen. Er war noch prachtvoller und schrecklicher als der Eisdrache Igjarjuk. Und er war gänzlich und unwiderruflich tot.

Der Mann mit dem Speer riß die Augen auf. Simon schwebte in seinem Traum und starrte ebenfalls.

»*Siehst du?*« fragte der Engel. »*Der Drache war tot.*«

Der Blonde kam näher und gab der leblosen Klaue einen Stoß mit dem

Speer. Als sich nichts rührte, trat er zuversichtlich in die Halle aus geschmolzenem Stein.

Unter der Brust des Drachen lag etwas Helles.

»*Es ist ein Skelett*«, flüsterte Simon. »*Ein menschliches Skelett.*«

»*Schweig*«, mahnte der Engel an seinem Ohr. »*Schau hin. Es ist deine Geschichte.*«

»*Was meinst du?*«

Der Speerträger bewegte sich auf den Haufen bleicher Knochen zu. Seine Finger zeichneten einen *Baum* in die Luft. Der Schatten seiner Hand sprang über die Wände. Noch immer langsam und verstohlen, als könne der Drache jeden Moment brüllend zum Leben erwachen, beugte er sich über den Leichnam – und sah, wie Simon, die zerfetzten Höhlen, in denen die Augen des Drachen gelegen hatten, die verdorrte, schwarzverfärbte Zunge, die aus dem klaffenden Maul hing.

Der Mann griff nach unten und strich ehrfürchtig über den Totenkopf, der unter dem Brustbein des Drachen lag wie eine Perle aus einer zerrissenen Kette. Der Rest der Knochen war in unmittelbarer Nähe verstreut. Bei ihrem Anblick fiel Simon auf einmal Igjarjuks kochendes Blut ein, und er empfand Trauer um den Unseligen, der das Ungeheuer erschlagen und dabei selbst den Tod gefunden hatte. Denn erschlagen hatte er es unzweifelhaft; die einzigen Knochen, die noch zusammenhingen, waren sein Unterarm und die Hand, deren Finger den Griff eines Schwertes umschlossen. Es steckte bis ans Heft im Bauch des Drachen.

Der Speerträger starrte das seltsame Bild lange an. Endlich hob er den Kopf und sah sich mit wilden Blicken in der Höhle um. Es war, als fürchte er, beobachtet zu werden. Seine Miene war finster, die Augen glänzten wie im Fieber. In diesem Moment kam er Simon bekannt vor, aber das Grau in seinen Gedanken war noch nicht völlig gewichen; als der blonde Mann sich wieder dem Skelett zuwandte, wußte Simon nicht mehr, wer er war.

Der Mann ließ den Speer fallen und löste mit bebender Vorsicht die Knochenhand vom Schwertgriff. Einer der Finger brach ab.

Der Mann hielt ihn einen Augenblick in der Hand. Sein Gesichtsausdruck war nicht zu deuten. Dann küßte er den Knochen und versteckte ihn in seinem Hemd. Endlich hatte er den Schwertgriff freigelegt. Er legte die Fackel hin und faßte ihn mit fester Hand, stemmte den Stiefel gegen das vorspringende Brustbein des Drachen und zog. Die Muskeln an seinen Armen traten hervor, und die Sehnen am Hals spannten sich, aber das Schwert rührte sich nicht. Der Blonde ruhte sich einen Augenblick aus,

spuckte in die Hände und griff nochmals zu. Endlich glitt das Schwert aus der Wunde. Es hinterließ ein enges Loch zwischen den gleißenden roten Schuppen.

Mit weitgeöffneten Augen hielt der Mann das Schwert hoch. Zuerst kam Simon die Klinge wie eine schlichte, fast rohe Arbeit vor, aber unter dem Ruß des Drachenbluts waren die Linien klar und anmutig. Der Mann starrte sie mit unverkennbarer, fast gieriger Bewunderung an. Plötzlich senkte er die Spitze des Schwertes und warf von neuem Blicke in die Halle, als fürchte er Spione. Er hob seine Fackel auf und wollte auf den Torbogen zugehen, der aus der Höhle führte. Unterwegs blieb er stehen und betrachtete das Bein des Drachen und die Vorderklaue. Er überlegte eine Weile, kniete dann nieder und machte sich daran, die schmälste Stelle des Beins, gerade über dem Flügelsporn, mit dem Schwert durchzusägen.

Die Arbeit war schwer, aber der Mann jung und kräftig gebaut. Während er sägte, blickte er ab und zu scheu auf und starrte in die Schatten der großen Halle, als beobachteten ihn von dort tausend verächtliche Augen. Schweiß rann ihm von Gesicht und Gliedern. Es war, als sei er besessen, wie von einem wilden Geist heimgesucht; denn als er das Bein halb durchgesägt hatte, sprang er plötzlich auf und fing an, mit dem Schwert darauf einzuhacken, Schlag auf Schlag, bis die Gewebestückchen nach allen Seiten spritzten. Simon, noch immer ein machtloser, aber gebannter Zuschauer, bemerkte, daß die Augen des Mannes voller Tränen standen und sein jugendliches Gesicht zu einer Grimasse von Schmerz und Grauen verzerrt war.

Endlich teilte sich das letzte Fleisch, und die Klaue fiel herunter. Zitternd wie ein verängstigtes Kind steckte der Mann das Schwert in den Gürtel und lud sich dann die mächtige Klaue auf die Schulter wie eine Rinderhälfte. Noch immer mit todunglücklicher Miene stolperte er aus der Höhle und verschwand im Tunnel.

»*Er hat die Geister der Sithi gespürt*«, flüsterte der Engel Simon zu, der die Qualen des Mannes so mitempfunden hatte, daß die Stimme ihn heftig erschreckte. »*Er fühlte, daß sie ihn für seine Lüge verachteten.*«

»*Ich verstehe nicht.*« Etwas kitzelte sein Gedächtnis, aber er schwebte schon so lange im Grau … »*Wer war das? Und wer war der andere … das Skelett, der Mann, der den Drachen wirklich getötet hat?*«

»*Das ist ein Teil deiner Geschichte, Simon.*« Plötzlich war die Höhle verschwunden, und sie waren wieder vom Nichts umgeben. »*Ich muß dir noch viel zeigen … und habe so wenig Zeit.*«

»*Aber ich verstehe das alles nicht!*«

»*Dann müssen wir noch tiefer gehen.*«

Das Grau wogte und löste sich in eine andere der Visionen auf, die Simon während seines Schlafs auf der Tan'ja-Treppe erschienen waren.

Vor ihm öffnete sich ein großes Zimmer. Nur wenige Kerzen spendeten Licht, und die Ecken waren voller Schatten. Der einzige Bewohner saß in einem hochlehnigen Sessel mitten im Raum, umgeben von überall verstreuten Büchern und Schriftrollen. Simon hatte diesen Mann in seinem Traum auf der Treppe schon einmal gesehen. Wie damals saß er in seinem Sessel und hatte ein aufgeschlagenes Buch auf dem Schoß. Er mochte die mittleren Jahre bereits überschritten haben, aber in den ruhigen, nachdenklichen Zügen waren noch immer Spuren des Kindes zu bemerken, das er einst gewesen war, eine unschuldige Güte, von der ein langes, hartes Leben ihm nur wenig genommen zu haben schien. Sein Haar war weitgehend ergraut, zeigte aber noch immer ein paar dunklere Strähnen; der kurze Bart war überwiegend hellbraun geblieben. Auf seiner Stirn saß ein Reif. Die Kleidung, wenn auch einfach geschnitten, war sorgfältig genäht und von gutem Stoff.

Wie bei dem Mann in der Drachenhöhle durchzuckte Simon eine jähe Erinnerung. Vor seinem Traum hatte er den anderen nie gesehen, und doch kannte er ihn, woher, das wußte er nicht.

Als zwei neue Personen den Raum betraten, blickte der Mann von seiner Lektüre auf. Die eine der beiden war eine alte Frau, das weiße Haar in ein schäbiges Tuch gebunden. Sie kniete vor dem Mann nieder. Er legte das Buch beiseite, erhob sich und reichte ihr die Hand, um ihr aufzuhelfen. Nach einigen Worten, die Simon nicht hören konnte – wie schon in dem Drachentraum erschienen ihm die Gestalten, die er sah, stumm und fern –, durchquerte er das Zimmer und hockte sich neben der Begleiterin der alten Frau nieder, einem kleinen Mädchen von sieben oder acht Jahren. Sie hatte geweint. Ihre Augen waren geschwollen, und ihre Lippen zitterten vor Zorn oder Furcht. Sie wich dem Blick des Mannes aus und zupfte unruhig an ihrem rötlichen Haar herum. Auch sie war schlicht gekleidet – ein schmuckloses, dunkles Gewand –, machte aber trotz ihres aufgelösten Zustandes einen gepflegten Eindruck. Ihre Füße waren bloß.

Endlich streckte der Mann die Arme nach ihr aus. Sie zögerte, warf sich dann hinein und barg weinend das Gesicht an seiner Brust. Auch dem Mann kamen die Tränen. Er hielt die Kleine lange an sich gedrückt und streichelte ihren Rücken. Schließlich gab er sie sichtlich ungern frei und

stand auf. Das Mädchen rannte aus dem Zimmer. Der Mann sah ihr nach und winkte dann der alten Frau. Ohne ein weiteres Wort streifte er einen dünnen Goldring vom Finger und gab ihn ihr. Sie nickte und umschloß ihn mit den Fingern, während er sich herunterbeugte und ihre Stirn küßte. Sie verneigte sich vor ihm, drehte sich um, als drohte auch sie die Fassung zu verlieren, und eilte hinaus.

Eine lange Minute verging. Der Mann ging zu einer mit Büchern bedeckten Truhe an der Wand, öffnete sie und holte ein in der Scheide steckendes Schwert hervor. Simon erkannte es sofort wieder; er hatte den sparsam verzierten Griff gerade eben noch aus der Brust des Drachen ragen sehen. Der Mann hielt das Schwert vorsichtig in der Hand, ohne mehr als einen kurzen Blick darauf zu werfen; dabei legte er den Kopf zur Seite, als lausche er auf etwas. Langsam und bedächtig schlug er einen *Baum* und bewegte die Lippen wie im Gebet; dann setzte er sich wieder hin. Das Schwert legte er quer über seine Knie, nahm dann sein Buch und schlug es über dem Schwert auf. Bis auf die starren Kiefer und das winzige Beben der Finger beim Umblättern der Seiten hätte man glauben können, er denke lediglich an einen guten Nachtschlaf. Aber Simon wußte, daß ihm etwas ganz anderes vor Augen stand.

Das Bild verschwamm und löste sich auf wie Rauch.

»*Hast du gesehen? Verstehst du jetzt?*« fragte der Engel, ungeduldig wie ein Kind.

Simon kam sich vor, als betaste er einen großen Sack. Etwas war darin, und er konnte merkwürdige Ecken und verräterische Wölbungen fühlen, aber immer wenn er zu begreifen glaubte, was der Sack enthielt, versagte seine Einbildungskraft. Allzulange war er im grauen Nebel umhergeirrt. Das Denken fiel ihm schwer, und eigentlich war ihm alles gleichgültig.

»*Ich weiß nicht. Warum kannst du es mir nicht einfach sagen, Engel?*«

»*Weil es nicht der Weg ist. Diese Wahrheiten sind zu stark, die Mythen und Lügen, die sie umgeben, zu mächtig. Sie sind auf allen Seiten von Mauern umgürtet, die ich nicht erklären kann, Simon. Du mußt sie sehen und selbst verstehen. Aber es war deine Geschichte.*«

Seine Geschichte? Wieder grübelte Simon über die Bilder nach, aber ihr Sinn schien ihm immer mehr zu entgleiten. Wenn er sich doch erinnern könnte, wie es früher gewesen war, wenn er doch die Namen und Geschichten noch wüßte, die er gekannt hatte, bevor das Grau ihn erstickte!

»*Halte an ihnen fest*«, flüsterte der Engel. »*Wenn du es schaffst zurückzukehren, werden dir diese Wahrheiten nützlich sein. Und nun gibt es noch*

ein Bild, das ich dir zeigen muß.«

»*Ich bin müde. Ich will nichts mehr sehen.*« Der Drang nach Ruhe und Vergessen war wieder da und riß ihn mit wie eine starke Strömung. Alles, was der Engel ihm gebracht hatte, war Verwirrung. Zurückkehren? In diese Welt der Schmerzen? Warum sollte er es überhaupt versuchen? Es war leichter zu schlafen, sich träge und leer über nichts Gedanken zu machen. Er konnte doch einfach aufgeben, dann wäre alles ganz leicht…

»*Simon!*« Die Stimme des Engels hatte einen Unterton von Furcht. »*Nicht! Du darfst nicht aufgeben!«*

Langsam tauchten die mit grüner Patina bedeckten Züge des Engels wieder vor ihm auf. Simon hätte ihn am liebsten gar nicht beachtet, aber obwohl das Gesicht nur eine Maske aus lebloser Bronze war, lag etwas in dieser Stimme, ein Aufschrei wirklicher Not, den Simon nicht überhören konnte.

»*Warum darf ich nicht ruhen?*«

»*Ich kann nur noch kurze Zeit bei dir bleiben, Simon. Früher konnte ich dir nie nah genug kommen. Bald muß ich dich fortstoßen, um dich zurückzuschicken, sonst wirst du hier auf ewig umherwandern müssen.*«

»*Und was kümmert dich das?*«

»*Weil ich dich liebe, Simon.*« Der Engel sprach mit einer sanften Schlichtheit, die weder Verpflichtung noch Vorwurf enthielt. »*Du hast mich gerettet oder es doch versucht. Und andere, die ich liebe, brauchen dich. Es besteht nur eine sehr geringe Aussicht, daß der Sturm abgewendet werden kann, aber sie ist die einzige Hoffnung, die noch bleibt.*« Gerettet? Den Engel auf der Turmspitze gerettet? Wieder fühlte Simon, wie Erschöpfung und Verwirrung über ihm zusammenschlugen. Aber ihm blieb keine Zeit zum Grübeln.

»*Dann zeig es mir, wenn du mußt.*«

Diesmal schien die Verwandlung des grauen Nichts in eine lebendige Erscheinung schwieriger, als sei der neue Schauplatz mühsamer zu erreichen, oder als ließen die Kräfte des Engels nach. Das erste, was Simon sah, war ein großer, runder Schatten, und lange Zeit erkannte er sonst nichts. Dann löste sich der Schatten an einer Stelle des Randes auf. Spuren von Licht zeigten sich und formten sich zu einer Gestalt.

Selbst in der unwirklichen Unterwelt seiner Vision erfaßte Simon jähe Angst. Die Gestalt, die am Rand des dunklen Kreises saß, trug eine Geweihkrone. Vor ihr stand mit der Spitze nach unten ein langes, graues Schwert, dessen Griff mit dem doppelten Stichblatt sie fest in den Händen

hielt.

Der Feind! Simons Kopf war leer von Namen, aber der Gedanke kam klar und kalt. Der Unhold mit dem schwarzen Herzen, das eiskalte und zugleich brennende Gespenst, das an allem Leid der Welt schuld war. In Simon loderten Furcht und Haß so heftig auf, daß die Vision sekundenlang flackerte und zu verschwinden drohte.

»Schau hin!« Die Stimme des Engels war ganz schwach. »Du mußt hinschauen!«

Aber Simon wollte nicht hinschauen. Dieses Ungeheuer, dieser Dämon des äußersten Bösen hatte sein ganzes Leben zerstört. Warum sollte er ihn auch noch betrachten?

Um herauszufinden, wie man ihn vernichtet, machte er sich widerwillig klar. *Um meinen Zorn stark zu halten. Um einen Grund zu finden, meine Qualen wieder auf mich zu nehmen.*

»*Zeig ihn mir. Ich werde ihn ansehen.*«

Das Bild wurde schärfer. Simon brauchte einen Moment, um zu erkennen, daß die Schwärze, die den Feind umgab, der Teich der Drei Tiefen war. Er glänzte unter seinem Schattenmantel, die Steinbilder unzerstört, das Becken selbst hell und schillernd, als sei sogar das Wasser lebendig. Vom fließenden, wechselnden Licht umspielt, saß die Gestalt auf einem Sockel, der auf einer kleinen steinernen Halbinsel mitten im Teich stand.

Simon faßte sich ein Herz und schaute genauer hin. Was immer er auch sonst sein mochte, diese Verkörperung des Feindes war ein lebendes Wesen aus Haut, Knochen und Blut. Die langfingrigen Hände strichen rastlos über den Knauf des grauen Schwertes. Sein Gesicht lag im Schatten, aber der gebeugte Nacken und die hängenden Schultern sprachen von einer furchtbaren Last.

Fasziniert und überrascht erkannte Simon, daß das Geweih auf dem Haupt des Feindes nicht aus Hörnern, sondern aus schlanken Zweigen bestand. Seine Krone war aus einem einzigen Reif silbrig-dunklen Holzes geschnitzt. An manchen Zweigen waren noch Blätter.

Der Feind hob den Kopf. Sein Gesicht war sehr fremd, wie die Gesichter aller Unsterblichen, die Simon gesehen hatte – mit hohen Wangenknochen, spitzem Kinn, blaß im wechselnden Licht und umrahmt von glattem, schwarzem Haar, das größtenteils in gedrehten Zöpfen herunterhing. Seine Augen waren weit geöffnet, und er starrte über das Wasser, als suchte er verzweifelt nach etwas. Wenn er es dort sah, konnte Simon es nicht erkennen. Aber es war vor allem der Ausdruck in den Zügen des anderen, der

ihn bestürzte. Zorn lag darin, was Simon nicht überraschte, und eine unversöhnliche Entschlossenheit in den angespannten Kiefern, aber die Augen waren voller Qual. Simon hatte noch nie einen so traurigen Blick gesehen. Hinter der strengen Maske lauerte Verwüstung, eine Landschaft der Seele, in der nichts als nackte Felsen übriggeblieben waren, ein Gram, der hart geworden war wie die harte Erde selbst. Wenn dieses Wesen jemals wieder weinte, würden es Tränen aus Feuer und Staub sein.

Leid. Simon erinnerte sich an den Namen des grauen Schwertes. *Jingizu. Soviel Leid.* Eine krampfhafte, grimmige Verzweiflung packte ihn. Nie hatte er etwas so Furchtbares, so Erschütterndes gesehen wie das gequälte Gesicht des Feindes.

Das Bild trübte sich.

»*Simon…*« Die Stimme des Engels war lautlos wie ein Blatt, das über das Gras weht. »*Ich muß dich zurückschicken.*«

Er war allein im nebelgrauen Nichts. »*Warum hast du mir das gezeigt? Was soll es bedeuten?*«

»*Geh zurück, Simon. Ich verliere dich, und du bist weit entfernt von dort, wo du sein solltest.*«

»*Aber ich muß mehr wissen. Ich habe so viele Fragen.*«

»*Ich habe so lange auf dich gewartet, Simon, jetzt ruft man mich fort.*«

Er fühlte, wie der Engel ihm entglitt. Eine ganz neue Art von Furcht befiel ihn. »*Engel! Wo bist du?*«

»*Ich bin jetzt frei…*« Ein Hauch, als streife Feder gegen Feder. »*Ich habe so lange gewartet*…«

Und plötzlich, bei der letzten Berührung ihrer Stimme, erkannte er sie.

»*Leleth!*« rief er. »*Leleth! Verlaß mich nicht!*«

Ein Gefühl, als lächelte sie, ein Bild einer Leleth, die endlich frei war und davonflog – sie berührten ihn und vergingen. Nichts anderes folgte.

Simon hing im Leeren, ohne Richtung, ohne Sinn. Er versuchte zu schweben, wie er es mit Leleth getan hatte, aber er bewegte sich nicht. Er war verirrt im Nichts, verlorener, als er je gewesen war. Er war nur ein Fetzen Stoff, der durch Finsternis flatterte. Er war unendlich allein.

»*Hilf mir!*« schrie er.

Nichts.

»*Hilf mir*«, murmelte er. »*Wer immer du bist.*«

Nichts. Es würde auf ewig so bleiben.

XXIII

Die zerstörte Rose

Wieder stampfte das Schiff. Die Balken der Kajüte knarrten, und Isgrimnur fiel der leere Becher aus der Hand und schepperte zu Boden. »Ädon bewahr uns! Das ist ja grauenhaft!«

Josua lächelte dünn. »Stimmt. Nur Verrückte fahren in diesem Sturm zur See.«

»Macht keine Scherze«, grollte Isgrimnur besorgt. »Nicht über Schiffe. Oder Stürme.«

»Das war kein Scherz.« Der Prinz hielt sich mit der Hand am Stuhl fest, als die Kajüte erneut zu schwanken anfing. »Sind wir denn nicht verrückt, uns von der Furcht vor einem Stern am Himmel zu diesem Angriff treiben zu lassen?«

Der Herzog betrachtete ihn finster. »Jetzt sind wir hier. Weiß der Himmel, es ist nicht freiwillig, aber wir sind hier.«

»Ja, wir sind hier«, bestätigte Josua. »Also danken wir Gott, daß wenigstens Vara, die Kinder und Eure Gutrun halbwegs sicher in Nabban sitzen.«

»So lange, bis die Ghants dort auftauchen.« Isgrimnur verzog das Gesicht und dachte an das schreckliche Nest. »So lange, bis die Kilpa auf den Gedanken kommen, sich einmal an Land umzuschauen.«

»Und wer ist jetzt der Schwarzseher?« fragte Josua milde. »Wir haben doch festgestellt, daß Varellan sich zu einem tüchtigen jungen Mann entwickelt hat, und ein großer Teil der Truppen von Nabban ist bei ihm geblieben. Unsere Frauen sind weit sicherer als wir.«

Das Schiff bebte und schlingerte. Isgrimnur hatte das Bedürfnis zu reden, unbedingt irgend etwas anderes zu tun als nur dazusitzen und darauf zu horchen, wie die Balken des Schiffsrumpfs platzten – denn so klang es für ihn. »Ich frage mich schon die ganze Zeit etwas: Wenn die Niskies Verwandte der Unsterblichen sind, wie Miriamel erzählt hat, wie können wir ihnen dann vertrauen? Warum sollte ihnen an unserem Feenvolk – Adi-

tus Leuten – mehr liegen als an den Nornen?«

Wie als Antwort auf seine Worte übertönte von neuem ein Niskielied, fremdartig und machtvoll, den heulenden Wind.

»Aber es ist so«, sagte Josua mit lauter Stimme. »Eine der Seewächterinnen opferte ihr Leben, damit Miriamel entkommen konnte. Braucht Ihr einen stärkeren Beweis?«

»Sie haben die Kilpa nicht so ferngehalten, wie es mir lieb gewesen wäre.« Er schlug das Zeichen des *Baumes*. »Josua, wir sind bereits dreimal angegriffen worden!«

»Und ich zweifle keine Sekunde daran, daß es ohne Nin Reisu und ihre Schwestern und Brüder noch viel öfter gewesen wäre. Ihr wart doch selbst an Deck und habt die verfluchten Teufel überall herumschwimmen sehen. Das ganze Meer ist voll von ihnen.«

Isgrimnur nickte düster. Er hatte tatsächlich gesehen, wie die Kilpa – viel zu viele – die Flotte umschwärmten, gierig wie Aale im Faß. Mehrfach hatten sie das Flaggschiff geentert, einmal sogar am hellen Tag. Trotz der quälenden Schmerzen in seinen Rippen hatte der Herzog zwei der heulenden Scheusale selbst getötet und dann Stunden damit zugebracht, sich das ölige, stinkende Blut von Händen und Gesicht zu waschen. »Ich weiß. Es ist, als hätte unser Feind sie geschickt, um uns aufzuhalten.«

»Vielleicht hat er das.« Josua goß ein wenig Wein in seinen Becher. »Ich finde es nämlich merkwürdig, daß die Kilpa gerade zu der Zeit aus dem Meer steigen, wenn die Ghants ihre Sümpfe verlassen. Unser Feind, Isgrimnur, hat einen langen Arm.«

»Der kleine Tiamak glaubt, daß sich so etwas in dem Ghantnest abspielte, als wir ihn dort herausholten – daß Sturmspitze ihn und die anderen Wranna auf irgendeine Weise dazu benutzte, mit diesem Ungeziefer zu reden.« Beim Gedanken an Tiamaks Landsleute, von den Ghants mißbraucht, wie Kerzen abgebrannt und dann fortgeworfen, und an die Hunderte von Nabbanai-Seeleuten, von den Kilpa hinabgezogen in einen grausigen Tod, ballte der Herzog die Faust und hätte am liebsten etwas zum Draufschlagen gehabt. »Was für ein Dämon ist zu solchen Dingen fähig, Josua? Was ist das für ein Feind, den wir nicht sehen und nicht mit dem Schwert treffen können?«

»Unser allergrößter Feind.« Der Prinz nippte an seinem Wein und schwankte mit den Bewegungen des Schiffs. »Ein Feind, den wir um jeden Preis besiegen müssen.«

Die Kajütentür schwang auf. Camaris hielt sich am Rahmen fest und trat

dann ein. Seine Schwertscheide scharrte am Holz. Vom Mantel des alten Ritters tropfte das Wasser.

»Camaris?« Josua kam ihm entgegen. »Was hat Nin Reisu gesagt?« Er goß ihm Wein ein. »Wird die *Juwel von Emettin* noch eine Nacht halten?«

Der alte Mann leerte den Becher und starrte auf die Neige.

»Camaris?« wiederholte Josua. »Was hat Nin Reisu gesagt?«

Der Ritter hob langsam den Kopf. »Ich kann nicht schlafen.«

Der Prinz und Isgrimnur tauschten einen besorgten Blick.

»Ich verstehe Euch nicht«, meinte Josua.

»Ich war an Deck.«

Isgrimnur dachte, daß das nach der Wasserpfütze am Boden offensichtlich war. Der alte Ritter schien heute noch zerstreuter als sonst. »Ist etwas nicht in Ordnung, Camaris?«

»Ich kann nicht schlafen. Das Schwert verfolgt mich in meinen Träumen.« Er betastete krampfhaft *Dorns* Griff. »Ich höre, wie es zu mir singt.« Er zog es ein kleines Stück aus der Scheide, einen Streifen reiner Schwärze. »Ich habe dieses Schwert viele Jahre getragen.« Er suchte nach Worten. »Ich … ich habe es schon früher manchmal gefühlt … vor allem in der Schlacht. Aber nie so stark. Ich glaube … ich glaube, es ist lebendig.«

Josua musterte die Klinge nicht ohne Mißtrauen. »Vielleicht solltet Ihr es nicht immer bei Euch tragen, Camaris. Ihr werdet schon bald gezwungen sein, es wieder aufzunehmen. Legt es doch bis dahin an einen sicheren Ort.«

»Nein.« Der Alte schüttelte den Kopf. In seiner Stimme lag Schwermut. »Nein, das wage ich nicht. Wir müssen noch mehr erfahren. Wir wissen immer noch nicht, wie man die drei Großen Schwerter gegen unseren Feind einsetzen kann. Und wie Ihr sagt, wird der Zeitpunkt bald kommen. Vielleicht kann ich das Lied, das *Dorn* singt, bis dahin doch noch verstehen. Vielleicht…«

Der Prinz hob die Hand, wie um ihm zu widersprechen, ließ sie dann aber sinken. »Ihr müßt tun, was Ihr für richtig haltet. Ihr seid *Dorns* Meister.«

Camaris sah ihn mit ernsten Augen an. »Bin ich das? Ich habe es einmal geglaubt.«

»Hier, trinkt noch einen Schluck Wein«, drängte Isgrimnur.

Er wollte von seinem Hocker aufstehen, ließ es aber dann doch lieber bleiben. Der Kampf mit den Kilpa hatte ihn in seiner Genesung zurückge-

worfen. Mit schmerzverzerrtem Gesicht bat er Josua, dem alten Ritter nachzuschenken. »Es ist schwer, sich nicht von Geistern verfolgt zu fühlen, wenn der Wind heult und die See uns schüttelt wie Würfel in einem Becher.«

»Isgrimnur hat recht«, lächelte Josua. »Kommt, trinkt aus.«

Wieder hob und senkte sich die Kajüte, und Wein spritzte auf sein Handgelenk. »Rasch, solange mehr im Becher als auf dem Boden ist.«

Camaris schwieg eine lange Weile. »Ich muß mit Euch sprechen, Josua«, erklärte er dann plötzlich. »Es lastet etwas auf meiner Seele.« Der Prinz wartete verwundert.

Das Gesicht des Ritters war fast grau, als er jetzt den Herzog ansah. »Bitte, Isgrimnur … ich muß mit Josua allein sein.«

»Ich bin Euer Freund, Camaris«, sagte der Herzog. »Wenn jemanden Schuld daran trifft, daß Ihr hier seid, bin ich es. Wenn Euch etwas quält, möchte ich helfen.«

»Es geht um Schande, die mich verbrennt. Ich würde Josua nichts davon erzählen, wenn er es nicht erfahren müßte. Selbst wenn ich aus Angst vor dem, was das Schwert anrichten kann, schlaflos daliege, straft mich Gott für meine verborgene Sünde. Ich bete darum, daß er mir die Kraft schenkt, *Dorn* und seine Schwesterklingen zu verstehen, wenn ich mein Unrecht wieder gutgemacht habe. Aber bitte zwingt mich nicht, meine Schmach auch vor Euch aufzudecken.« Camaris sah jetzt uralt aus, die Züge schlaff, der Blick unstet. »Bitte. Ich flehe Euch an.«

Isgrimnur nickte verwirrt und erschrocken. »Selbstverständlich, Camaris. Wie Ihr wünscht.«

Isgrimnur überlegte noch, ob er weiter in dem engen Gang draußen warten sollte, als die Kajütentür sich öffnete und Camaris heraustrat. Der alte Ritter, der sich unter der niedrigen Decke ducken mußte, schob sich an ihm vorbei. Bevor jedoch Isgrimnur die Hälfte seiner Frage herausgebracht hatte, war Camaris den Gang hinuntergegangen, und man hörte, wie er an die Wände stieß, wenn die *Juwel von Emettin* im Sturm schaukelte.

Isgrimnur klopfte an die Tür. Als der Prinz nicht antwortete, schob er sie leise auf. Der Prinz starrte in die Lampe, und sein Gesicht war so verstört wie das eines Mannes, der gerade seinen eigenen Tod gesehen hat.

»Josua?«

Die Hand des Prinzen hob sich, als zöge jemand an einer Schnur. Er

schien vollkommen ausgelaugt. Seine Stimme klang ausdruckslos und zum Fürchten. »Geht weg, Isgrimnur. Laßt mich allein.«

Der Herzog zögerte, aber ein Blick in Josuas Züge nahm ihm die Entscheidung ab. Was immer in der Kajüte vorgefallen war, er konnte jetzt nur eines für den Prinzen tun: ihn zufrieden lassen.

»Schickt nach mir, wenn Ihr mich braucht.« Er entfernte sich leise. Josua sah nicht auf und antwortete nicht, sondern fuhr fort, die Lampe anzustarren, als sei sie das einzige, das ihn aus der endgültigen Finsternis herausführen könnte.

»Ich versuche ja zu verstehen.« Miriamel brummte der Kopf.

»Erzähl mir noch einmal von den Schwertern.«

Soweit sie wußte, befand sie sich mittlerweile mehrere Tage bei den Unterirdischen; in der Felsenfeste unter dem Hochhorst ließ sich die Zeit schwer genau bestimmen. Die scheuen Erdbewohner hatten sie weiterhin gut behandelt, lehnten es jedoch nach wie vor ab, sie gehen zu lassen. Miriamel hatte argumentiert, gebettelt, sogar eine ganze Stunde lang getobt, ihre Freiheit verlangt, gedroht und geflucht. Als ihr Zorn erschöpft war, hatten die Unterirdischen traurig miteinander getuschelt. Sie schienen über ihre Wut so entsetzt und verstört, daß sie sich fast schämte, aber ihre Verlegenheit verflog so schnell wie ihr Zorn.

Schließlich habe ich nicht darum gebeten, hierhergebracht zu werden. Sie sagen, sie hätten gute Gründe – dann sollen ihre Gründe auch dafür sorgen, daß sie sich wohlfühlen. Meine Aufgabe ist es nicht.

Sie glaubte sogar, daß es solche Gründe für ihre Gefangenschaft gab, auch wenn sie sich damit noch nicht abgefunden hatte. Die Unterirdischen schliefen offenbar, wenn überhaupt, nur selten, und immer nur ein paar von ihnen verließen gleichzeitig die Höhle. Aber ob sie ihr nun die ganze Wahrheit sagten oder nicht, sie zweifelte nicht daran, daß es dort draußen etwas gab, vor dem die schmalen, großäugigen Wesen entsetzliche Angst hatten.

»Die Schwerter«, sagte Yis-fidri. »Nun gut. Ich will versuchen, es besser zu erklären. Du hast gesehen, daß wir den Pfeil erkannten, obwohl er nicht von uns gemacht ist?«

»Ja.« Sie hatten jedenfalls gewußt, daß irgend etwas Wichtiges in den

Reisesäcken steckte, auch wenn sie sich natürlich diese Geschichte erst in dem Augenblick ausgedacht haben konnten, als ihnen der Pfeil auffiel.

»Wir haben diesen Pfeil nicht hergestellt, aber der, der ihn schuf, hat von uns gelernt. Die drei Großen Schwerter dagegen sind unser Werk, und zwischen ihnen und uns besteht ein Band.«

»Ihr habt die drei Schwerter geschmiedet?« Das war es, was sie verwirrt hatte. Es paßte nicht zu dem, was man ihr früher erzählt hatte. »Ich weiß, daß euer Volk für König Elvrit von Rimmersgard *Minneyar* fertigte – nicht aber, daß auch die beiden anderen von euch stammen. Jarnauga hat gesagt, Ineluki selbst habe das Schwert *Leid* geschmiedet.«

»Sprich seinen Namen nicht aus!« Mehrere von den anderen Unterirdischen hatten aufgeblickt und unruhig gemurmelt. Yis-fidri gab ihnen erst Antwort und wandte sich dann wieder an Miriamel. »Sprich seinen Namen nicht aus. Seit Jahrhunderten war er uns nicht mehr so nah. Errege seine Aufmerksamkeit nicht!«

Es ist wie in einer ganzen Höhle voller Strangyeards, dachte Miriamel.

Sie scheinen vor allem Angst zu haben. Allerdings hatte Binabik fast dasselbe gesagt. »In Ordnung. Ich werde … seinen Namen … nicht mehr nennen. Aber eure Geschichte ist nicht die, die ich kenne. Ein gelehrter Mann hat gesagt, er … der, den ihr meint … hätte es in den Schmieden von Asu'a selbst geschaffen.«

Der Unterirdische seufzte. »So war es auch. Aber wir waren die Schmiede von Asu'a, zumindest einige der Unseren waren es … solche, die nicht vor unseren Zida'ya-Herren geflohen waren. Aber auch sie blieben Kinder des Seefahrers, uns ähnlich, wie zwei Erzklumpen aus derselben Ader einander ähnlich sind. Als die Burg unterging, starben sie alle.« Yis-fidri sang ein kurzes Klagelied in der Unterirdischen-Sprache, und seine Frau Yishadra fiel ein. »Er benutzte den Hammer-der-formt dazu – *unseren* Hammer – und die *Worte der Erschaffung,* die wir ihn lehrten. Genausogut hätte es die Hand unseres eigenen Meisterschmieds sein können, die das Schwert schuf. In jenem furchtbaren Augenblick fühlten wir, wo immer wir auch waren, verstreut auf der ganzen Welt, das Werden von *Leid*. Dieser Schmerz hat uns nie wieder verlassen.« Er verstummte und blieb lange Zeit still. »Daß die Zida'ya das zuließen«, sagte er dann, »ist einer der Gründe, weshalb wir uns von ihnen abgewandt haben. Diese eine Tat hat uns soviel Schaden zugefügt, daß wir danach nie wieder die Alten geworden sind.«

»Und *Dorn*?«

Yis-fidri nickte mit dem schweren Kopf. »Die Menschenschmiede von Nabban versuchten, den Sternstein zu bearbeiten. Es gelang ihnen nicht. Einige der Unseren wurden ausgewählt und im geheimen in den Palast des Imperators gebracht. Die meisten Menschen hielten sie nur für die seltsamen Leute, die die Meere beobachten und die Schiffe beschützen, aber einige wenige wußten, daß das alte Wissen vom Erschaffen und Gestalten auch ihnen im Blut lag wie allen Tinukeda'ya, selbst denen, die es vorzogen, mit dem Meer zu leben.«

»Tinukeda'ya?« Es dauerte einen Augenblick, bis sie das Wort erkannte. »Aber das ist doch das, was Gan Itai … das sind die Niskies!«

»Wir alle sind Kinder des Ozeans«, sagte der Unterirdische feierlich.

»Manche entschieden sich dafür, am Meer zu bleiben, das uns für immer vom Garten unserer Geburt trennt. Andere wählten heimlichere und verborgenere Wege, wie die dunklen Tiefen der Erde und die Aufgabe, den Stein zu formen. Denn anders als unsere Verwandten, die Zida'ya und Hikeda'ya, können wir Kinder des Seefahrers auch uns selbst gestalten wie andere Dinge.«

Miriamel war zutiefst betroffen. »Ihr … ihr und die Niskies seid ein Volk?« Jetzt verstand sie, warum ihr Yis-fidri im ersten Augenblick so eigentümlich bekannt vorgekommen war. Es lag etwas in seinem Knochenbau, seiner Art sich zu bewegen, das sie an Gan Itai erinnert hatte. Aber sie sahen so unterschiedlich aus!

»Wir sind nicht mehr *ein* Volk. Der Vorgang des Wandels erstreckt sich über Generationen, und es verändert sich mehr als nur unsere äußere Erscheinung. Vieles aber bleibt, wie es ist. Die Kinder der Morgendämmerung und die Wolkenkinder sind unsere Vettern, doch die Seewächter sind unsere Geschwister.«

Miriamel lehnte sich zurück und versuchte, das Gehörte zu verdauen. »Das heißt, ihr und die Niskies gehört zusammen. Und Niskies schmiedeten *Dorn*.« Sie schüttelte den Kopf. »Dann soll das also heißen, daß ihr alle die Großen Schwerter fühlen könnt, und zwar noch stärker als den Weißen Pfeil?« Plötzlich fiel ihr etwas ein. »Dann müßt ihr doch auch wissen, wo Hellnagel ist, das Schwert, das früher *Minneyar* hieß?«

Yis-fidri lächelte traurig. »Ja, obwohl euer König Johan es mit vielen Gebeten und Reliquien und Menschenzauberei behängte, als wollte er damit seine wahre Beschaffenheit verbergen. Aber man kennt seine eigenen Arme und Hände, Miriamel, nicht wahr? Würdest du sie weniger gut kennen, wenn sie noch immer mit dir verbunden wären, aber Jacke und Hand-

schuhe eines anderen Sterblichen trügen?« Eine sonderbare Vorstellung, daß ihr ruhmreicher Großvater sich so angestrengt hatte, Hellnagels Herkunft zu verschleiern. Schämte er sich, eine solche Waffe zu besitzen? Warum? »Wenn ihr die Schwerter so gut kennt, könnt ihr mir dann sagen, wo sich Hellnagel im Augenblick befindet?«

»Ich kann nicht sagen ›dort oder dort‹, nein. Aber es ist nicht weit von hier. Irgendwo im Umkreis von ein paar tausend Schritten.«

Also entweder in der oberen oder der unteren Burg, dachte Miriamel. Keine große Hilfe, aber wenigstens hatte ihr Vater es nicht ins Meer werfen oder nach Nascadu schaffen lassen. »Seid ihr hierhergekommen, weil ihr wußtet, daß die Schwerter hier sind?«

»Nein. Wir sind vor anderen Ereignissen geflohen, vertrieben aus unserer Stadt im Norden. Wir wußten zwar, daß sich zwei der Schwerter hier befanden, aber es hatte damals keine große Bedeutung für uns. Wir flohen durch unsere Tunnel und gelangten so hierher. Erst als wir schon fast in Asu'a waren, erkannten wir, daß sich auch hier Kräfte regten.«

»Und jetzt seid ihr zwischen eurer Heimat und hier gefangen und wißt nicht, wohin ihr fliehen sollt.« Sie sagte es mit einer gewissen Mißbilligung, wußte aber dabei, daß die Lage der Unterirdischen sehr viel Ähnlichkeit mit ihrer eigenen aufwies. Auch sie stand unter einem Zwang, der stärker war als sie selbst. Einst war sie vor ihrem Vater geflohen und hatte die ganze Welt zwischen ihn und sich legen wollen. Nun hatte sie ihr Leben und das ihrer Freunde aufs Spiel gesetzt, um zurückzukehren und ihn wiederzufinden, und doch fürchtete sie sich vor den möglichen Folgen einer solchen Begegnung. Sie schob die nutzlosen Gedanken beiseite. »Entschuldige, Yis-fidri. Ich bin nur müde vom langen Herumsitzen.«

Am ersten Tag hatte es ihr bei aller Empörung über ihre Gefangenschaft gutgetan, sich einmal richtig auszuruhen. Jetzt aber sehnte sie sich danach, von hier fortzukommen, sich zu bewegen, etwas zu *tun*, ganz gleich, was. Hier war sie mit ihren Gedanken eingeschlossen, und die waren keine angenehme Gesellschaft.

»Es tut uns aufrichtig leid, Miriamel. Du kannst in der Höhle herumlaufen, soviel dir beliebt. Wir haben versucht, dir alles zu geben, was du brauchst.«

Ein Glück für die Unterirdischen, dachte Miriamel, daß sie ihr Gepäck mit den Vorräten mitgenommen hatten. Hätte sie sich von den Speisen der Tinukeda'ya ernähren müssen – Pilzen und kleinen, ekligen Wühltieren –, wäre sie eine weit weniger umgängliche Gefangene gewesen. »Ihr könnt

mir nicht geben, was ich brauche, solange ihr mich gefangenhaltet. Ganz gleich, was ihr sagt, es kann nichts daran ändern.«

»Die Gefahr ist zu groß.«

Miriamel unterdrückte eine erboste Antwort. Mit dieser Methode hatte sie es bereits versucht. Sie mußte nachdenken.

Yis-hadra kratzte mit einem gebogenen, oben abgeflachten Werkzeug an einer Stelle der Höhlenwand herum. Miriamel wußte nicht genau, was Yis-fidris Gattin damit vorhatte, aber es schien ihr Freude zu machen, denn sie sang leise vor sich hin. Je aufmerksamer Miriamel zuhörte, desto mehr zog das Lied sie in seinen Bann. Es war kaum lauter als ein Flüstern, hatte aber trotzdem etwas von der kunstvollen Macht von Gan Itais Kilpagesängen. Yis-hadra sang im Rhythmus der Bewegungen ihrer langen, anmutigen Hände. Aus Musik und Bewegung entstand etwas Neues und Einzigartiges. Miriamel saß neben ihr und lauschte gefesselt. »Baust du etwas?« fragte sie schließlich, als Yis-hadra eine Pause beim Singen machte.

Die Unterirdische sah auf. Ein Lächeln erhellte ihr fremdartiges Gesicht. »Dieses *S'h'rosa* hier – dieser Streifen Stein, der durch anderen Stein läuft – «, sie deutete auf eine dunklere, im Glühen ihres Rosenkristalls kaum sichtbare Ader, »– es will … herauskommen. Gesehen werden.«

Miriamel staunte. »Es will gesehen werden?«

Yis-hadra spitzte nachdenklich den breiten Mund. »Ich kenne deine Sprache nicht so gut. Es … braucht? Braucht herauszukommen?«

Wie Gärtner, dachte Miriamel verwundert. *Sie pflegen den Stein.*

Laut sagte sie: »Meißelt ihr Bilder in den Fels? Überall in den Ruinen von Asu'a sind die Wände mit wunderschönen Steinschnitzereien bedeckt. Stammen sie von den Unterirdischen?«

Yis-hadra krümmte die Finger zu einer unverständlichen Gebärde. »Wir haben einen Teil der Wände vorbereitet, damit die Zida'ya ihre Bilder darauf einmeißeln konnten. Aber an anderen Stellen sorgten wir selbst für den Stein und halfen ihm … zu werden. Als man Asu'a baute, arbeiteten Zida'ya und Tinukeda'ya noch Seite an Seite.« Ihre Stimme hatte einen klagenden Ton. »Gemeinsam schufen wir die schönsten Dinge.«

»Ja. Ich habe einige davon gesehen.« Miriamel sah sich um. »Wo ist Yis-fidri? Ich muß mit ihm sprechen.«

Yis-hadra schien verlegen. »Habe ich etwas Schlechtes gesagt? Ich kann deine Sprache nicht so gut sprechen wie die der Sterblichen von Hernystir.

Yis-fidri spricht besser als ich.«

»Nein.« Miriamel lächelte. »Es war alles gut. Aber er und ich haben uns über etwas unterhalten, von dem ich gern mehr wüßte.«

»Ah. Er wird in kurzer Zeit zurückkehren. Er ist nicht hier.«

»Dann würde ich dir gern weiter bei der Arbeit zuschauen, wenn es dich nicht stört.«

Yis-hadra erwiderte ihr Lächeln. »Nein, es stört mich nicht. Wenn du willst, erzähle ich dir etwas über den Stein. Steine haben Geschichten, und wir kennen sie. Manchmal glaube ich, wir kennen ihre Geschichten besser als unsere eigenen.«

Miriamel saß da, den Rücken an die Wand gelehnt, und Yis-hadra setzte ihre Tätigkeit fort und erzählte dabei. Miriamel hatte sich über Felsen und Steine nie viele Gedanken gemacht, aber während sie der leisen, melodischen Stimme der Unterirdischen lauschte, begriff sie zum erstenmal, daß auch sie in gewisser Hinsicht Lebewesen wie Tiere und Pflanzen waren, wenigstens für Yis-hadras Volk. Die Steine standen nicht still, aber jede Bewegung dauerte Jahrtausende. Sie veränderten sich, aber nichts Lebendes, nicht einmal die Sithi, wandelte lange genug unter dem Himmel, um diese Veränderungen zu bemerken. Die Unterirdischen erforschten und hegten die Gebeine der Erde und liebten sie in gewisser Weise sogar. Sie bewunderten die Schönheit glitzernder Edelsteine und glänzender Metalle, schätzten aber auch die geduldige Vielschichtigkeit des Sandsteins und die Kühnheit vulkanischen Glases. Jedes Gestein erzählte seine eigene Geschichte, aber man brauchte eine ganz bestimmte Sehergabe und Weisheit, um diese langsamen Geschichten zu verstehen. Yis-fidris Gattin mit den riesigen Augen und den behutsamen Fingern kannte sie gut. Miriamel fühlte sich von dem seltsamen Geschöpf eigenartig berührt und vergaß, während sie Yis-hadras langsamen, freudigen Worten lauschte, für eine Weile ihren Kummer.

Eine Hand schloß sich um Tiamaks Arm.

»Seid Ihr das?« Vater Strangyeards Stimme klang verdrießlich.

»Ja.«

»Wir sollten eigentlich beide nicht hier oben sein«, meinte der Archivar. »Sludig wird toben.«

»Sludig hätte recht«, erwiderte Tiamak. »Überall sind Kilpa.« Trotzdem blieb er, wo er war. In der engen Kajüte war ihm das Denken schwergefal-

len, und die Gedanken, die ihm undeutlich durch den Kopf gingen, kamen ihm zu wichtig vor, um sie aus Furcht vor ein paar Seeungeheuern wieder fahren zu lassen, auch wenn diese Furcht sehr berechtigt war. »Ich sehe schlecht«, erklärte Strangyeard und spähte besorgt ins Dunkel. Er hielt die Hand an das gesunde Auge, um es vor dem starken Wind zu schützen. »Wahrscheinlich sollte ich mich nicht nachts an Deck herumtreiben. Aber ich … ich machte mir Sorgen um Euch. Ihr wart so lange weg.«

»Ich weiß.« Tiamak klopfte dem Älteren freundschaftlich auf die Hand, die auf der verwitterten Reling lag. »Ich denke über das nach, was ich Euch vorhin erzählt habe – was mir eingefallen ist, als Camaris gegen Benigaris kämpfte.« Im selben Moment bemerkte er zum ersten Mal die ungewohnten Bewegungen des Schiffs. »Liegen wir denn vor Anker?« fragte er.

»Ja. Das Hayefur in Wentmund brennt nicht, und Josua hatte Angst, im Dunkeln den Felsen zu nah zu kommen. Er hat eine Botschaft mit der Signallampe geschickt.« Der Archivar schauderte. »Aber das Warten macht es noch schlimmer. Diese widerlichen grauen Unholde…«

»Dann wollen wir doch lieber nach unten gehen. Ich glaube, es wird sowieso bald wieder regnen.« Tiamak trat von der Reling zurück. »Wir werden etwas von Eurem Wein wärmen – ein Trockenländerbrauch, den ich schätzen gelernt habe – und weiter über die Schwerter nachdenken.« Er nahm den Priester beim Ellenbogen und führte ihn nach dem Niedergang und zur Kajütentür.

»So ist es doch besser«, stellte Strangyeard fest. Er hielt sich an der Wand fest, während das Schiff in ein Wellental tauchte, und reichte dann dem Wranna den überschwappenden Becher. »Ich sollte wohl besser die Kohlen abdecken. Es wäre schrecklich, wenn das Becken umkippte. Meine Güte! Ich hoffe nur, daß die anderen auch so vorsichtig sind.«

»Ich glaube nicht, daß Sludig vielen anderen an Bord Kohlenbecken oder auch nur Laternen gestattet, außer an Deck.« Tiamak nahm einen Schluck Wein und schmatzte mit den Lippen.

»Ah! Gut. Nein, wir werden bevorzugt, denn wir müssen lesen, und die Zeit ist kurz.«

Der Archivar ließ sich am Boden auf seinem Strohsack nieder und schaukelte sanft mit den Bewegungen des Schiffs. »Das heißt, wir sollten weiterarbeiten.« Er trank aus seinem Becher. »Verzeiht mir, Tiamak, aber kommt Euch nicht auch manchmal alles sinnlos vor? Alle unsere Hoffnungen an drei Schwerter zu hängen, von denen sich zwei nicht einmal in un-

serem Besitz befinden?« Er starrte in seinen Wein.

»Ich bin in gewisser Weise spät zu diesen Dingen gekommen.«

Tiamak machte es sich bequem. Das Schwanken des Schiffs war zwar heftig, unterschied sich dabei aber gar nicht so wesentlich von der Art, wie der Wind sein Häuschen im Banyanbaum rüttelte.

»Wenn Ihr mich vor einem Jahr gefragt hättet, ob ich mir vorstellen könnte, einmal auf einem Schiff zu sitzen, das nach Erkynland segelt, um den Hochkönig vom Thron zu stürzen – ein Träger der Schriftrolle zu sein, Camaris' Wiedergeburt zu erleben, Gefangener der Ghants und vom Herzog von Elvritshalla und der Tochter des Hochkönigs gerettet zu werden…« Er spreizte die Hände. »Ihr versteht, was ich meine. Alles, was uns widerfahren ist, scheint Wahnsinn, aber wenn wir genauer hinschauen, sieht es doch nach einer logischen Entwicklung aus. Vielleicht wird uns einmal ebenso klar sein, wie man die Schwerter erringt und einsetzt.«

»Ein schöner Gedanke.« Strangyeard seufzte und schob die leicht verrutschte Augenklappe zurecht. »Mir ist es immer lieber, wenn schon alles vorbei ist. Zwar können auch Bücher verschiedene Meinungen haben, aber wenigstens behauptet jedes Buch, die Wahrheit zu kennen und sie klar und deutlich zu schildern.«

»Vielleicht stehen wir eines Tages auch in einem Buch«, meinte Tiamak, »und der, der es schreibt, wird fest überzeugt sein, für alles eine Erklärung zu haben. Aber im Augenblick müssen wir auf diesen Luxus verzichten.« Er beugte sich vor. »Wo ist die Stelle in Morgenes' Schrift, die vom Schmieden des Schwertes *Leid* berichtet?«

»Hier, glaube ich.« Strangyeard raschelte in einem der vielen Pergamentstapel herum, die über die Kajüte verstreut lagen. »Ja, hier.« Er hielt es mit zugekniffenem Auge ans Licht. »Soll ich Euch etwas daraus vorlesen?«

Tiamak streckte die Hand aus. Er empfand große Zuneigung zu dem Archivar, eine Verbundenheit, wie er sie bisher nur bei dem alten Doktor Morgenes gefühlt hatte. »Nein«, antwortete er sanft. »Laßt mich lesen. Wir wollen Euer armes Auge heute nicht noch mehr anstrengen.«

Strangyeard murmelte etwas und reichte ihm die Blätter.

»Es ist der Absatz über diese *Worte der Erschaffung*, der mir nicht aus dem Kopf will«, erklärte Tiamak. »Kann es sein, daß dieselben Worte der Macht bei der Entstehung aller drei Schwerter angewendet wurden?«

»Aber wie kommt Ihr darauf?« Strangyeards Gesicht bekam einen gespannten Ausdruck. »Nisses' Buch scheint, wenigstens wie Morgenes es

zitiert, nichts darüber auszusagen. Die Schwerter sind alle verschiedenen Ursprungs, und eines davon wurde von Menschen gemacht.«

»Aber es *muß* etwas geben, das sie miteinander verbindet«, entgegnete Tiamak, »und etwas anderes fällt mir nicht ein. Warum sollte es sonst so große Macht verleihen, wenn man sie alle drei zusammen hat?« Er blätterte in den Pergamenten.

»Zu ihrer Erschaffung war große Zauberkunst erforderlich. Es muß diese Zauberkunst sein, die uns Macht über den Sturmkönig geben kann.«

Draußen erhob sich ein Niskielied und durchbohrte den klagenden Ton des Windes. Die Melodie vibrierte von wilder Macht, ein fremdartiger Klang, unheimlicher noch als das Donnergrollen, das man in der Ferne hörte.

»Wenn es doch nur jemanden gäbe, der genau wüßte, wie die Schwerter damals geschmiedet wurden«, murmelte Tiamak in ohnmächtigem Grimm. Seine Augen starrten auf Morgenes' sorgfältige, zierliche Buchstaben, ohne sie wirklich zu sehen. Höher stieg das Niskielied, bebte und erstarb in einem klagenden Trauerton. »Könnten wir doch mit den Unterirdischen sprechen, die *Minneyar* schufen! Aber Eolair hat gesagt, daß sie weit im Norden leben, viele Meilen vom Hochhorst entfernt. Und die Nabbanai-Schmiede, von denen *Dorn* stammt, sind seit Jahrhunderten tot.« Er zog die Stirn in Falten. »Wir haben so viele Fragen und immer noch so wenige Antworten. Es ist ermüdend, Strangyeard. Offenbar bringt uns jeder Schritt nach vorn gleichzeitig zwei Schritte zurück und mitten in das größte Durcheinander.«

Der Archivar schwieg. Tiamak suchte nach den zerlesenen Seiten, in denen beschrieben stand, wie Ineluki in den Schmieden unter Asu'a *Leid* schuf. »Hier steht es«, sagte er endlich. »Ich werde es vorlesen.«

»Einen Augenblick«, unterbrach Strangyeard. »Tiamak … vielleicht ist die Antwort auf eine Frage zugleich die Antwort auf beide.«

Tiamak sah auf. »Wie bitte?« Mühsam riß er den Blick von der Seite los, die er gerade studiert hatte.

»Euer zweiter Gedanke war, daß man uns vielleicht absichtlich in die Irre geführt hat – daß der Sturmkönig Elias und Josua gegeneinander ausspielt und inzwischen seine eigenen Ziele verfolgt.«

»Und?«

»Vielleicht ist es nicht nur irgendein heimliches Ziel, das er verbergen möchte. Vielleicht will er auch das Geheimnis der drei Schwerter vor uns bewahren.«

In Tiamak dämmerte Verständnis. »Aber wenn der ganze Streit zwischen Josua und dem Hochkönig nur deshalb eingefädelt wurde, damit niemand erfährt, wie man sich die Schwerter zunutze machen kann, dann gibt es vielleicht eine ganz einfache Lösung – etwas, das uns sofort auffallen würde, wenn wir nicht abgelenkt wären.«

»Genau so ist es!« Strangyeard, auf der Jagd nach einer Idee, hatte seine sonstige Scheu ganz verloren. »Genau so. Entweder ist es etwas so Einfaches, daß wir es sehen müßten, wenn uns die täglichen Kämpfe nicht derart in Anspruch nähmen, oder es gibt eine Person oder einen Ort von größter Wichtigkeit, die wir aber nicht erreichen können, solange der Bruderkrieg andauert.«

Ihr-die-wacht-und-gestaltet, dachte Tiamak staunend, *wie wunderbar ist es doch, jemanden zu haben, mit dem man Gedanken austauschen kann, jemanden, der versteht, der Fragen stellt und nach Bedeutungen* sucht! Für einen Augenblick vermißte er nicht einmal seine Heimat im Sumpf. Laut sagte er: »Hervorragend, Strangyeard. Es lohnt sich, darüber nachzudenken.«

Der Archivar errötete, sprach aber mutig weiter. »Ich erinnere mich daran, als wir aus Naglimund flohen. Damals sagte Deornoth, es sähe so aus, als wollten die Nornen uns nicht in bestimmte Richtungen gehen lassen – zum Beispiel nicht weiter in den Aldheorte hinein. Anstatt zu versuchen, uns zu töten oder gefangenzunehmen, hatte man den Eindruck, sie wollten uns … treiben, wie Vieh.« Der Priester rieb sich geistesabwesend die kältegeröteten Nasenlöcher, die sich von ihrem Aufenthalt an Deck noch nicht erholt hatten. »Jetzt glaube ich, sie wollten uns vielleicht von den Sithi fernhalten.«

Tiamak legte die Blätter hin, die er in der Hand gehalten hatte; dafür würde später noch Zeit sein. »Also könnte es etwas geben, das die Sithi wissen – ohne daß es ihnen vielleicht selbst bewußt ist. O Du-der-stets-auf-Sand-tritt, hätten wir doch nur den jungen Simon genauer über seine Zeit bei den Sithi ausgefragt!« Er stand auf und wollte zur Kajütentür.

»Ich werde zu Sludig gehen und ihm sagen, daß wir mit Aditu sprechen möchten.« Er blieb stehen. »Aber ich weiß nicht, wie sie von einem Schiff zum andern kommen soll. Die See ist im Augenblick voller Gefahren.«

Strangyeard zuckte die Achseln. »Fragen kann man jedenfalls.«

Tiamak stand da und schwankte im Takt mit den Bewegungen des Schiffs. Dann setzte er sich plötzlich wieder hin. »Es hat Zeit bis morgen früh, wenn der Weg sicher ist. Aber wir können vorher noch viel tun.« Er

griff wieder nach den Pergamenten. »Es könnte alles sein, Strangyeard, einfach alles! Wir müssen alle Orte durchgehen, an denen wir gewesen sind, jede Person, die uns begegnet ist. Bisher haben wir uns nur mit dem beschäftigt, das vor unserer Nase lag. Jetzt ist es an Euch und mir herauszufinden, was wir übersehen haben, während wir so eifrig auf das Schauspiel von Verfolgung und Krieg achteten.«

»Wir sollten auch mit anderen reden. Sludig hat viel miterlebt, und natürlich müßte man Isgrimnur und Josua fragen. Wenn wir nur wüßten, wonach!« Der Priester seufzte und schüttelte bekümmert den Kopf. »Barmherziger Ädon, wie außerordentlich schade ist es doch, daß wir Geloë nicht bei uns haben. Sie würde wissen, an welcher Stelle man anfangen muß.«

»Aber sie ist nun einmal nicht hier und Binabik auch nicht. Wir müssen allein handeln. Es ist die bittere Pflicht, die uns auferlegt ist, so wie Camaris sein Schwert schwingen und Josua die Last des Anführers tragen muß.« Tiamak blickte auf den unordentlichen Stoß Handschriften in seinem Schoß. »Aber Ihr habt recht, der Anfang ist das Schwerste. Wenn uns doch nur jemand mehr über die Entstehung der Schwerter erzählen könnte! Wäre doch nur dieses Wissen nicht verlorengegangen!«

So saßen die beiden da, für eine Weile in düsteres Schweigen versunken. Von neuem erklang die Stimme der Niskie und schnitt durch das Toben des Sturms wie eine scharfe Klinge.

Zuerst hinderte die schiere Größe des Gebildes Miriamel daran, es zu erkennen. Es hatte den rosigen Glanz der Morgenröte und fleischige, samtige Blütenblätter, auf denen die Tautropfen wie Glaskügelchen funkelten. Selbst die Dornen, jeder einzelne ein großer, gebogener Spieß aus dunklem Holz, wirkten, als müsse man sie einzeln wahrnehmen und darüber nachsinnen. Erst nach einer ganzen Weile – jedenfalls kam es ihr so vor – begriff sie, daß das Ungeheure, das sich da langsam vor ihren Augen drehte, eine … Rose war. Sie drehte sich, als zwirbelten riesige, aber unsichtbare Finger ihren Stiel. Ihr Duft war so überwältigend, daß das ganze Weltall in Parfüm zu ersticken drohte, und doch flößte der Duft, während er ihr den Atem raubte, zugleich Leben ein.

Die weite, ununterbrochene Grasebene, auf der die Rose sich drehte, begann zu schwanken. Unter der Riesenblüte brach der Boden auf; graue Steine, hoch und eckig, wuchsen empor und drängten sich wie Maulwürfe, die zum Sonnenlicht streben, aus dem Erdreich. Als sie hervorbrachen und Miriamel bemerkte, daß sie an der Unterseite zusammenhingen, wurde ihr

plötzlich klar, daß sie eine gewaltige Hand sah, die sich unter der Erdoberfläche ausstreckte. Die Hand hob sich und warf Gras und Erdklumpen ab; weit spreizten sich die Steinfinger und umfingen die Rose. Gleich darauf schloß sich die Hand und drückte zu. Die ungeheure Rose hörte auf, sich zu drehen und verschwand allmählich in dem Griff, der sie zerquetschte. Ein einziges, breites Blütenblatt flatterte langsam hin und her und glitt dann zu Boden. Die Rose war tot…

Blinzelnd fuhr Miriamel in die Höhe. Das Herz klopfte ihr wild in der Brust. Die Höhle war dunkel bis auf den matten Rosaschimmer einiger Kristalle der Unterirdischen, ganz wie vorher, als Miriamel eingeschlafen war. Trotzdem spürte sie, daß sich etwas verändert hatte.

»Yis-fidri?« rief sie. In der Nähe löste sich eine Gestalt von der Wand und kam kopfnickend auf sie zu.

»Er ist noch nicht wieder zurück«, sagte Yis-hadra.

»Was ist geschehen?« Miriamels Kopf schmerzte wie nach einem Schlag. »Irgend etwas muß sich gerade ereignet haben.«

»Diesmal war es sehr stark.« Yis-hadra war sichtlich beunruhigt; ihre riesigen Augen waren noch größer als sonst, und die langen Finger zuckten krampfhaft. »Eine … Veränderung geht vor … ein Wandel im Gebein der Erde und im Herzen von Asu'a.« Sie suchte nach Worten. »Es hat schon vor einer ganzen Weile angefangen. Jetzt wird es stärker.«

»Was für ein Wandel? Was wollen wir tun?«

»Das wissen wir nicht. Aber wir werden nichts unternehmen, bevor Yis-fidri und die anderen zurück sind.«

»Die ganze Höhle stürzt über unserem Kopf ein, und du willst nichts unternehmen? Nicht einmal weglaufen?«

»Nichts wird … einstürzen. Es ist eine andere Art von Wandel.« Yis-hadra legte Miriamel die zitternde Hand auf den Arm. »Bitte. Mein Volk fürchtet sich. Du machst es schlimmer.«

Bevor Miriamel noch antworten konnte, ging ein seltsames, lautloses Grollen durch ihren Körper, ein Ton, der so tief war, daß sie ihn nicht hören konnte. Die ganze Felskammer schien sich zu verschieben – Yis-hadras fremdartiges, unschönes Gesicht wirkte für einen kurzen Augenblick wie leblos, und das rosige Licht von den Stäben der Unterirdischen wurde dunkler und gefror dann zu grellem Weiß und Azurblau. Alles schien schiefzustehen. Miriamel merkte, wie sie zur Seite rutschte, als hätte sie

keinen Halt mehr auf der sich drehenden Welt.

Gleich darauf wurden die Kristallichter wieder warm, und die Höhle sah aus wie zuvor.

Miriamel holte ein paarmal unsicher Luft, ehe sie Worte fand. »Da geht etwas … etwas *sehr* Schlimmes vor.«

Yis-hadra, die geduckt dagestanden hatte, richtete sich schwankend auf. »Ich muß mich um die anderen kümmern. Yis-fidri und ich geben uns große Mühe, ihre Furcht zu mildern. Ohne den *Scherben* und die Halle der Muster haben wir nicht mehr viel, das uns zusammenhält.«

Fröstelnd blickte Miriamel ihr nach. Die Steinmassen um sie herum kamen ihr vor wie die engen Wände einer Grabkammer.

Was Josua, der alte Jarnauga und die anderen gefürchtet hatten, trat nun ein. Irgendeine ungebändigte Macht strömte durch die Steine unter dem Hochhorst wie Blut durch ihre Adern. Offensichtlich hatten sie nur noch sehr wenig Zeit.

Werde ich hier mein Ende finden? Hier unten im Dunklen, ohne je zu wissen, warum?

Sie merkte nicht, wie sie wieder einschlief, aber sie erwachte, diesmal sanfter, aufrecht an der Höhlenwand sitzend und mit ihrer Kapuze als Kopfkissen. Sie rieb sich den steifen Nacken und sah dabei plötzlich eine Gestalt, die vor ihrem Gepäck hockte, einen undeutlichen Umriß im rosigmatten Licht der Unterirdischen-Kristalle.

»He, du! Was tust du da?«

Die Gestalt drehte sich mit großen Augen um. »Du bist wach«, sagte der Troll.

»Binabik?« Sie starrte ihn einen Moment sprachlos an, sprang dann auf und rannte zu ihm hin. Sie umarmte ihn so heftig, daß sie ein atemloses Lachen aus ihm herausquetschte. »Mutter der Barmherzigkeit! Binabik! Wie geht es dir? Wie kommst du hierher?«

»Die Unterirdischen fanden mich auf der Treppe«, erklärte er, als sie ihn wieder hingestellt hatte. »Ich bin schon ein Weilchen hier. Ich wollte dich nicht wecken, aber ich bin voller Hunger, darum habe ich in unseren Säken geforscht.«

»Ich glaube, es ist noch etwas Wegbrot übrig und vielleicht ein wenig Dörrobst.« Sie wühlte eifrig in ihren Sachen. »Ich bin ja so glücklich, dich zu sehen! Ich wußte doch nicht, was dir zugestoßen war. Dieses … Wesen

… der Mönch … was ist aus ihm geworden?«

»Ich habe ihn getötet … vielleicht erlöst.« Binabik schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht sagen. Kurze Zeit war er bei sich und warnte mich vor den Nornen … sie wären – was hat er gesagt – ›falscher als falsch‹.« Er nahm das harte Stück Brot, das Miriamel ihm anbot. »Ich kannte ihn, als er noch ein Mann war. Simon und ich begegneten ihm in den Ruinen von Sankt Hoderund. Keine Freunde waren wir, Hengfisk und ich. Aber in seine Augen zu sehen … etwas so Grausames sollte niemandem angetan werden. Unsere Feinde haben viel auf ihrem Gewissen.«

»Und was hältst du von den Unterirdischen? Haben sie dir gesagt, warum sie mich mitgenommen haben?« Ihr kam ein Gedanke.

»Oder bist du jetzt auch ihr Gefangener?«

»Ich weiß nicht, ob Gefangener das zutreffende Wort ist«, erwiderte Binabik nachdenklich. »Ja, als sie mich fanden und wir zu diesem Ort hier gingen, hat Yis-fidri mir viel erzählt. Wenigstens eine Zeit lang erzählte er.«

»Was soll das heißen?«

»Es sind Soldaten in den Tunneln«, erläuterte der Troll. »Und auch andere – Nornen, glaube ich –, obwohl wir sie im Gegensatz zu den Soldaten nicht erblickt haben. Aber die Unterirdischen spürten sie deutlich, und ich glaube nicht, daß sie nur so taten, um mir etwas vorzuspiegeln. Voller Entsetzen waren sie.«

»Nornen? Hier? Aber ich dachte immer, sie könnten die Burg nicht betreten!«

Binabik zuckte die Achseln. »Wer weiß? Es ist ihr untoter Herr, dem dieser Ort versperrt ist. Doch nie hätte ich angenommen, daß die lebendigen Nornen den Wunsch hegen würden, hier einzudringen. Allerdings würde ich es auch nicht mehr für ein verwunderliches Ding halten, wenn man mir bewiese, daß alles, was ich bislang als Wahrheit angesehen habe, falsch ist.«

Yis-fidri kam, bückte sich und hockte sich zu ihnen. Das gepolsterte Leder seiner Kleidung knarrte. Trotz seines freundlichen, traurigen Gesichts erinnerten seine langen Glieder Miriamel ein wenig an eine Spinne, die vorsichtig über ihr Netz krabbelt.

»Da ist dein Gefährte, Miriamel, heil und gesund.«

»Ich bin froh, daß ihr ihn gefunden habt.«

»Und keinen Augenblick zu früh.« Yis-fidri war unverkennbar besorgt.

»Die Tunnel wimmeln von Sterblichen und Hikeda'ya. Nur weil wir den Eingang zu dieser Höhle so geschickt verstecken, sind wir hier noch sicher.«

»Wollt ihr denn immer dort bleiben? Das wird keinem nützen.« Die Begeisterung über Binabiks Rückkehr hatte sich etwas gelegt, und Miriamel merkte, wie ihre Verzweiflung zurückkehrte. Hier saßen sie alle in einer abgelegenen Höhle gefangen, und draußen schien die Welt auf eine entsetzliche Katastrophe zuzutreiben. »Fühlst du denn nicht, daß etwas vorgeht? Alle anderen hier unten haben es gespürt.«

»Natürlich fühle ich es.« Einen Moment lang klang Yis-fidri fast zornig. »Wir alle fühlen stärker als du. Wir kennen diese Veränderungen aus alter Zeit. Wir wissen, was die *Worte der Erschaffung* für Folgen haben können, und auch die Steine sprechen zu uns. Aber wir besitzen nicht die Kraft, diese Vorgänge aufzuhalten, und wenn wir die Aufmerksamkeit anderer auf uns lenken, bedeutet es unser Ende. Unsere Freiheit hat für niemanden einen Vorteil außer für uns.«

»*Worte der Erschaffung?*« begann Binabik, aber bevor er seine Frage beenden konnte, erschien Yis-hadra und flüsterte ihrem Gatten in der Sprache der Unterirdischen hastig etwas zu. Miriamel sah an ihr vorbei zur anderen Höhlenwand, wo sich der Rest der Gruppe zusammendrängte. Die Unterirdischen waren sichtlich verstört. Die Augen weit aufgerissen im matten Licht, tuschelten sie leise untereinander, wobei sie ständig mit den großen Köpfen nickten und wackelten.

Yis-fidris hagere Züge sahen erschrocken aus. »Es ist jemand draußen«, erklärte er.

»Draußen?« Miriamel schnürte ihren Reisesack zu. »Was heißt draußen? Und wer?«

»Das wissen wir nicht. Jemand steht vor der verborgenen Tür dieser Kammer und versucht hineinzugelangen.« Er wedelte ängstlich mit den Händen. »Es sind keine Soldaten der Menschen, denn wer immer es ist, er muß über eine gewisse Macht verfügen – wir haben die Tür abgeschirmt, soweit die *Kunst* der Tinukeda'ya es nur vermag.«

»Nornen?« wisperte Miriamel.

»Wir wissen es nicht!« Yis-fidri stand auf und schlang den dünnen Arm um Yis-hadra. »Wir können nur hoffen, daß sie die Tür, selbst wenn sie sie entdeckt haben, nicht sprengen können. Sonst können wir nichts mehr tun.«

»Aber es gibt doch sicher noch einen anderen Ausgang.«

Yis-fidri ließ den Kopf hängen. »Wir gingen ein Wagnis ein. Zwei Türen zu verbergen, schwächt beide, und wir fürchteten uns davor, zuviel von unserer *Kunst* einzusetzen, wenn das allgemeine Gleichgewicht so ins Wanken geraten ist…«

»Mutter der Barmherzigkeit!« rief Miriamel, in der Zorn mit hoffnungslosem Entsetzen kämpfte. »Das heißt, daß wir in der Falle sitzen.« Sie sah auf Binabik. »Möge Gott uns beistehen. Welche Wahl bleibt uns?«

Der Troll wirkte müde. »Fragst du, ob wir kämpfen werden? Natürlich. Die Qanuc verschenken ihr Leben nicht. *›Mindunob inik yat‹* sagen wir, ›mein Haus wird dein Grab sein‹.« Er lachte bitter. »Doch mit Gewißheit möchte auch der grimmigste Troll lieber einen Weg finden, seine Höhle *und* sein Leben zu behalten.«

»Ich habe mein Messer wiedergefunden.« Miriamel trommelte erregt mit den Fingern auf ihrem Bein und gab sich Mühe, mit ruhiger Stimme zu sprechen. In der Falle! Sie saßen in der Falle, es gab keinen Fluchtweg, und die Nornen standen vor der Tür! »Barmherzige Elysia, hätte ich doch nur einen Bogen! Ich besitze zwar nur Simons Weißen Pfeil, aber er wäre bestimmt einverstanden, wenn ich damit einen Nornen durchbohrte. Vielleicht kann ich jemanden damit erstechen.«

Yis-fidri betrachtete die beiden ungläubig. »Auch ein Bogen mit einem Köcher voll Vindaomeyos bester Pfeile würde euch nicht vor den Hike-da'ya retten, ganz zu schweigen von einem armseligen Messer.«

»Niemand redet davon, daß wir uns *retten* könnten«, fauchte Miriamel ihn an. »Aber wir sind schon zu weit gekommen, um uns von ihnen einschüchtern zu lassen wie verängstigte Kinder.« Sie atmete tief ein, um gelassener zu werden. »Du bist stark, Yis-fidri, das habe ich gemerkt, als du mich forttrugst. Du wirst dich doch nicht einfach von ihnen umbringen lassen?«

»Kampf ist nicht unser Weg«, fiel ihr Yis-hadra ins Wort. »Wir waren nie die Starken – nicht auf diese Art.«

»Dann haltet euch im Hintergrund.« Miriamel kam sich vor wie eine ganz besonders widerliche Sorte Prahlhans und Wirtshausschläger, aber der Gedanke an das, was ihnen vielleicht bevorstand, fiel ihr schon schwer genug; sie konnte nicht noch auf vornehme Zurückhaltung achten. Der bloße Anblick der zitternden, furchtsamen Unterirdischen erschütterte ihre Entschlußkraft, unter der die Angst gähnte wie ein Abgrund, in den sie jederzeit fallen konnte, um dann ins Bodenlose zu stürzen. »Zeigt uns die Tür. Binabik, wir sollten uns wenigstens ein paar Steine hinlegen. Der gute

Gott weiß, daß es hier genug davon gibt.«

Die aneinandergedrängten Unterirdischen beobachteten sie so mißtrauisch, als mache die bloße Vorbereitung eines Widerstands sie zu einem fast ebenso gefährlichen Feind wie dem vor der Tür. Rasch sammelten die beiden einen Haufen Steine. Binabik zerlegte seinen Wanderstab und steckte das Stück mit dem Messer in den Gürtel. Das Blasrohr nahm er in die Hand.

»Lieber erst das hier.« Er schob einen Dorn in die Röhre. »Vielleicht macht sie ein Tod, den sie nicht sehen können, etwas langsamer beim Hereinkommen.«

Die Tür unterschied sich in keiner Weise vom Rest der von Felsfurchen durchzogenen Höhlenwand, aber als Miriamel und der Troll sich davor aufstellten, begann sich im Stein eine dünne silbrige Linie abzuzeichnen.

»Ruyan geleite uns!« sagte Yis-fidri traurig. »Sie haben den Schutzzauber durchbrochen.« Von seinen Gefährten kam ein Chor angstvoller Töne.

Der Silberglanz stieg die Felswand hinauf, bog dann eine Männerarmlänge im rechten Winkel ab und senkte sich wieder nach unten. Als das ganze Stück von einem Lichtfaden eingefaßt war, begann der Stein im Inneren des glühenden Strichs sich langsam nach innen zu drehen. Scharrend bewegte er sich über den Höhlenboden. Miriamel sah dem schwerfälligen Vorgang angstvoll und wie gebannt zu. Sie zitterte am ganzen Körper.

»Tritt nicht vor mich«, warnte Binabik ganz leise. »Ich werde dir sagen, wann es sicher ist.«

Knirschend kam die Tür zum Stehen. Als eine Gestalt in der schmalen Öffnung erschien, hob Binabik das Blasrohr an den Mund. Die dunkle Gestalt taumelte und stürzte vornüber. Die Unterirdischen gaben ein furchtsames Stöhnen von sich.

»Du hast ihn getroffen!« jubelte Miriamel. Sie nahm einen Stein in die Hand, um ihn auf den nächsten Eindringling zu werfen, während Binabik sein Blasrohr nachlud … aber niemand trat in die Tür.

»Sie warten ab«, flüsterte Miriamel dem Troll zu. »Sie haben gesehen, was mit dem ersten geschehen ist.«

»Aber ich habe ja gar nichts getan!« sagte Binabik. »Noch ist mein Dorn nicht geflogen.«

Der Gestürzte hob den Kopf. »*Schließt … die … Tür.*« Jedes Wort war qualvoll und mühsam. »*Sie … sind … hinter mir.*«

Miriamel riß Mund und Ohren auf. »Es ist Cadrach!« rief sie verblüfft.

Binabik schaute erst sie, dann den Mönch an, der erneut zusammengebrochen war. Er warf seinen Wanderstab hin und rannte auf ihn zu.

»Cadrach?« Miriamel schüttelte verstört den Kopf. »Hier?«

An ihr vorbei hasteten die Unterirdischen, um die Tür wieder zu versperren.

XXIV

Das graue Land

Der farblose Nebel war überall, ohne Boden, Decke oder sonstige erkennbare Grenze. Simon schwamm mitten im Nichts. Es gab keine Bewegung, kein Geräusch.

»Hilfe!« schrie er, oder versuchte es wenigstens, aber seine Stimme schien seinen Kopf gar nicht zu verlassen. Leleth war fort, ihre letzte Berührung seiner Gedanken schon kühl und fern. »Hilfe!«

Doch wenn jemand den leeren, grauen Raum mit ihm teilte, dann antwortete er nicht.

Und was ist, wenn es hier wirklich jemanden – oder etwas – gibt? dachte Simon plötzlich und erinnerte sich an das, was man ihm über die Straße der Träume erzählt hatte. *Vielleicht möchte ich ihm lieber gar nicht begegnen.* Vielleicht war das hier ja nicht die Straße der Träume, aber Leleth hatte gesagt, sie sei nicht weit entfernt. Binabiks Meister Ookequk war dort auf etwas Entsetzliches gestoßen – und es hatte ihn getötet.

Aber wäre das schlimmer, als auf ewig hier herumzuschweben wie ein Geist? Bald wird kaum noch etwas von mir übrig sein, das sich zu retten lohnt.

Stunden vergingen, ohne daß sich etwas änderte. Es konnten auch Tage sein oder Wochen. Hier gab es keine Zeit. Das Nichts war allumfassend.

Nach einer langen Leere fügten sich seine schwachen und zerstreuten Gedanken wieder zusammen.

Leleth sollte mich in meinen Körper zurückstoßen, wieder zurück ins Leben. Vielleicht kann ich das auch selber.

Er versuchte sich zu erinnern, was für ein Gefühl es gewesen war, in einem lebenden Körper zu wohnen, aber zunächst fielen ihm nur unzusammenhängende, verwirrende Bilder der letzten Tage ein – erdaufwühlende, im Fackelschein grinsende *Gräber*, flüsternde Nornen auf dem Berggipfel über dem Hasutal.

Nach und nach rief er sich ein Bild des großen Rades vor sein geistiges Auge, eines Rades, auf dem ein nackter, gefesselter Körper hing. *Ich!* jubelte er. *Ich, Simon! Ich lebe noch!*

Die Gestalt auf dem Radkranz war undeutlich und eher formlos; sie ähnelte einer grobgeschnitzten Darstellung des Usires am Baum. Aber Simon spürte den unsichtbaren Strang, der ihn mit ihr verband. Er wollte ihr ein Gesicht geben, konnte sich aber nicht mehr an seine eigenen Züge erinnern.

Ich habe mich verloren. Die Erkenntnis legte sich über ihn wie eine tödliche Eisdecke. *Ich weiß nicht mehr, wie ich aussehe. Ich habe kein Gesicht mehr!*

Die Gestalt auf dem Rad und sogar das Rad selbst schillerten und lösten sich auf.

Nein! Er klammerte sich daran fest und zwang den kreisförmigen Schatten zum Stehenbleiben. *Nein! Ich bin wirklich, ich lebe. Mein Name ist Simon!*

Mit aller Macht versuchte er sich zu erinnern, wie er in Jirikis Spiegel ausgesehen hatte. Zuerst freilich mußte er sich den Spiegel selbst ins Gedächtnis zurückrufen, wie kühl er sich unter seinen Fingern angefühlt hatte, wie fein und glatt die Schnitzereien des Rahmens gewesen waren. Bei Simons Berührung hatte er sich erwärmt, als lebte er.

Plötzlich fiel ihm auch sein eigenes, im Glas der Sithi gefangenes Gesicht wieder ein. Das rote Haar war dicht und zerzaust, durchzogen von einem weißen Streifen; vom Auge bis zum Kiefer lief das Mal des Drachenblutes. Die Augen enthüllten nicht alles, was hinter ihnen vorging. Es war kein Junge mehr, der ihm aus Jirikis Spiegel entgegenblickte, sondern ein hagerer junger Mann. Er begriff, daß es sein eigenes Gesicht war, das er wiedergefunden hatte.

Er sammelte seinen Willen und strengte sich an, der Schattengestalt auf dem Rad die eigenen Züge aufzuzwingen. Als die Maske seines Gesichtes auf dem vagen Kopf immer deutlicher hervortrat, war auch alles andere schärfer zu sehen. Aus dem nebelhaften grauen Nichts wuchs die Schmiedehöhle, trübe und geisterhaft, aber doch fraglos ein wirklicher Ort, nur durch eine geringe, nicht meßbare Entfernung von Simon getrennt. Hoffnung strömte in sein Herz zurück.

Doch so sehr er sich anstrengte, er kam nicht weiter. Verzweifelt sehnte er sich nach Rückkehr – sogar auf das Rad –, aber es blieb quälend unerreichbar. Je mehr er strampelte, desto größer schien der Abstand zwischen

dem Simon, der in der Traumwelt schwebte, und seinem leeren, schlummernden Körper.

Ich komme nicht hin. Er begriff, daß er besiegt war. *Es geht nicht.*

Mit dieser Erkenntnis verblaßte zugleich die Erscheinung des Rades und verschwand. Auch die Geisterschmiede löste sich auf, und Simon trieb von neuem durch farblose Leere.

Er nahm alle Kraft zusammen und wiederholte seinen Versuch, aber diesmal gelang ihm nur ein ganz schwacher Schimmer der Welt, die er verlassen hatte. Sie verging sofort. Wütend, verzweifelt probierte er es wieder und wieder, aber der Durchbruch wollte nicht gelingen. Endlich versagte sein Wille. Er hatte verloren. Er gehörte der Leere.

Ich bin verloren.

Eine Weile gab es für ihn nur noch ein hohles Gefühl hoffnungsloser Qual.

Er wußte nicht, ob er geschlafen hatte oder in ein anderes graues Reich versetzt worden war. Aber als er merkte, daß er wieder dachte, war er nicht mehr allein. Endlich teilte etwas die Leere mit ihm. Ein einzelner, winziger Lichtfleck leuchtete vor ihm auf wie eine Kerzenflamme im dichten Nebel.

»Leleth? Leleth, bist du das?«

Der Funke bewegte sich nicht. Simon zwang seinen Willen darauf zu.

Anfangs konnte er nicht feststellen, ob er dem Funken näher kam oder ob dieser, wie ein Stern am Horizont, fern und unerreichbar blieb, so weit man auch wandern mochte. Aber obwohl Simon nicht sicher sein konnte, daß der Abstand sich verringerte, begann die Umgebung sich zu verändern. Wo vorher nur luftiges Nichts gewesen war, gewahrte er jetzt schwache Linien und Formen, die allmählich fester und deutlicher wurden, bis er Bäume und Steine unterscheiden konnte, wenn auch durchsichtig wie Wasser. Er schwebte über einen Hang, aber die Erde unter ihm und die Pflanzen, die darauf wuchsen, schienen kaum greifbarer als die Leere, die sich anstelle eines Himmels über ihm wölbte. Es war, als bewege er sich durch eine Landschaft aus klarem Glas, aber als er sekundenlang vom Weg abkam und gegen einen Felsen stieß, glitt er mühelos hindurch.

Bin ich der Geist, oder ist es dieser Ort?

Doch, das Licht kam näher. Simon konnte sehen, wie sich sein warmer Glanz ganz leicht im Nebel der Baumgestalten spiegelte, die es umringten.

Er schwebte darauf zu.

Der Glanz strahlte vom Rand eines geisterhaften Tals aus, von der Spitze eines durchscheinenden Steinbrockens, der im Arm einer undeutlichen, rauchigen Gestalt ruhte. Als Simon sich näherte, wandte sie den Kopf. Geist, Engel oder Dämon – sie hatte das Gesicht einer Frau. Ihre Augen wurden groß, obgleich sie ihn nicht richtig zu sehen schien.

»Wer ist dort?« Die Züge der Schattenfrau bewegten sich nicht, aber Simon war vollkommen klar, daß die Worte von ihr kamen. Ihre Stimme klang beruhigend menschlich.

»Ich. Ich habe mich verirrt.« Simon dachte, wie ihm wohl zumute sein würde, wenn in dieser tödlichen Leere plötzlich ein Fremder vor ihm auftauchte. »Ich will Euch nichts Böses.«

Kleine Wellen schienen über die Gestalt der Frau zu wandern, und das Licht an ihrer Brust leuchtete heller. Simon spürte seine Wärme, die sich in ihm ausbreitete, und fühlte sich seltsam getröstet.

»Ich kenne Euch«, sagte die Frau langsam. »Ihr wart schon einmal bei mir.«

Simon verstand nicht. »Ich heiße Simon. Wer seid Ihr? Und wo sind wir?«

»Mein Name ist Maegwin.« Es klang unsicher. »Und dies ist das Land der Götter. Aber das müßt Ihr doch wissen? Ihr wart ihr Bote.« Simon hatte keine Ahnung, was sie meinte, aber er sehnte sich verzweifelt nach der Gesellschaft eines anderen Wesens, sogar dieser Geisterfrau. »Ich habe mich verirrt«, wiederholte er. »Darf ich hierbleiben und mit Euch sprechen?« Irgendwie kam es ihm wichtig vor, ihre Erlaubnis dazu zu erhalten.

»Natürlich«, antwortete sie, aber die Unsicherheit war nicht aus ihrer Stimme gewichen. »Bitte – Ihr seid willkommen.«

Vorübergehend sah er sie deutlicher; ihr trauriges Gesicht wurde von dichtem Haar und der Kapuze eines langen Mantels umrahmt. »Ihr seid sehr schön«, sagte er staunend.

Maegwin lachte; Simon fühlte es mehr, als daß er es hörte.

»Falls ich es vergessen hätte, habt Ihr mich jetzt daran erinnert, daß ich von meinem früheren Leben weit entfernt bin.« Eine Pause. Das glänzende Licht pulsierte. »Ihr sagt, Ihr hättet Euch verirrt?«

»Ja. Es ist schwer zu erklären, aber eigentlich bin ich gar nicht hier – das heißt, das übrige von mir nicht.« Er überlegte, ob er ihr mehr erzählen sollte, zögerte aber, selbst diesem melancholischen, harmlos erscheinenden

Geist mehr von sich preiszugeben. »Warum seid Ihr hier?«

»Ich warte.« Maegwins Stimme klang bedauernd. »Ich weiß nicht, auf wen oder worauf ich warte, aber ich weiß, daß es so ist.«

Eine Weile schwiegen sie. Unter ihnen schimmerte das Tal, durchsichtig wie Dunst.

»Es kommt mir alles so weit weg vor«, meinte Simon endlich.

»Alles, was mir früher so wichtig schien.«

»Wenn Ihr hinhört«, sagte Maegwin, »könnt Ihr die Musik vernehmen.«

Simon lauschte, aber er hörte nicht einen einzigen Ton. Das war an sich schon erstaunlich, und einen Augenblick war er ganz bestürzt. Da war gar nichts – kein Wind, kein Vogelgezwitscher, kein leises Stimmengemurmel, nicht einmal das gedämpfte Pochen seines eigenen Herzens. Nie hätte er sich eine so vollständige Ruhe, einen so tiefen Frieden vorstellen können. Nach allem Irrsinn und Aufruhr seines Lebens schien er am stillen Mittelpunkt der Dinge angekommen zu sein.

»Ich habe ein wenig Angst vor diesem Ort«, gestand er. »Ich fürchte, wenn ich zu lange hierbleibe, werde ich gar nicht mehr in mein altes Leben zurück wollen.«

Er konnte Maegwins Überraschung fühlen. »Euer Leben? Seid Ihr denn nicht längst tot? Als Ihr das erste Mal zu mir kamt, hielt ich Euch für einen Helden aus alter Zeit.« Sie gab ein schmerzliches Stöhnen von sich. »Was habe ich getan! Kann es sein, daß Ihr gar nicht wußtet, daß Ihr tot seid?«

»Tot?« Schreck und Zorn und nicht geringes Entsetzen stürmten auf ihn ein. »Ich bin nicht tot! Ich lebe noch, ich kann nur nicht in meinen Körper zurück. Aber ich lebe.«

»Aber was tut Ihr dann hier bei mir?« Die Stimme hatte einen ganz eigentümlichen Unterton.

»Das weiß ich nicht, aber jedenfalls bin ich am Leben.« Und obwohl er das zum Teil sagte, um sich gegen die eigene, jähe Furcht zu wehren, wußte er doch zugleich, daß es wahr war; Bande, die zwar locker geworden, aber nach wie vor vollkommen wirklich waren, knüpften ihn an die wachende Welt und seinen verlorenen Körper. »Aber hierher kommen doch nur die Toten? Die Toten, wie ich?«

»Nein. Die Toten bleiben nicht hier.« Er dachte daran, wie Leleth davongeflogen war und wußte, daß er recht hatte. »Dies ist ein Ort des Wartens – ein Dazwischen. Die Toten gehen noch weiter.«

»Aber wie ist das möglich, wenn ich doch…« Maegwin verstummte

plötzlich.

Simon empfand noch immer Furcht und Zorn, aber auch, daß die Flamme seines Lebens noch in ihm brannte, eine Flamme, die zwar ermattet, aber nicht erloschen war. Das tröstete ihn. Er wußte, daß er lebte. Es war das einzige, woran er sich klammern konnte, aber es war zugleich alles.

Neben ihm ging etwas Seltsames vor. Maegwin weinte, nicht mit Tönen, sondern mit heftigen, krampfhaften Bewegungen, die ihr ganzes Wesen erschütterten, bis es sich aufzulösen drohte wie Rauch im Wind.

»Was ist mit Euch?« So sonderbar und beunruhigend das alles war, wollte er sie doch nicht verlieren, aber sie war erschreckend durchsichtig geworden. Selbst das Licht in ihrer Hand schimmerte schwächer. »Maegwin? Warum weint Ihr?«

»Weil ich eine Närrin gewesen bin«, klagte sie. »Oh, was für eine Närrin!«

»Was meint Ihr?« Er wollte sie berühren, ihre Hand nehmen, aber er konnte nicht zu ihr kommen. Ein Blick nach unten zeigte ihm dort, wo sein Körper hätte sein müssen, nur Leere. Merkwürdigerweise kam ihm das an diesem Traumort nicht so schrecklich vor, wie es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Er fragte sich, wie Maegwin ihn sah. »Warum seid Ihr eine Närrin gewesen?«

»Weil ich dachte, ich wüßte alles. Weil ich glaubte, selbst die Götter warteten auf meine Taten.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

Lange gab sie keine Antwort, und er fühlte, wie ihr Kummer in großen Wellen durch ihn hindurchflutete, manchmal wütend, manchmal klagend. »Ich will es Euch erklären, aber erst sagt mir, wer Ihr seid und wie Ihr hierherkommt. Ach! Die Götter, die Götter!« Ihr Leid drohte sie von neuem zu überwältigen. »Ich habe mir zuviel angemaßt. Unendlich viel zuviel.«

Simon erfüllte ihren Wunsch, zuerst langsam und zögernd, dann immer lebhafter, als ihm seine Vergangenheit Stück für Stück wieder einfiel. Überrascht stellte er fest, daß er Namen wieder wußte, die eben noch neblige Löcher in seinem Gedächtnis gewesen waren.

Maegwin unterbrach ihn nicht, wurde aber im Lauf seiner Erzählung wieder etwas deutlicher sichtbar. Er konnte sie gut erkennen, die hellen, waidwunden Augen, die fest aufeinandergepreßten Lippen, die nicht zittern sollten. Er fragte sich, wer sie wohl geliebt hatte, denn sie war ohne Zweifel eine Frau, die man lieben konnte. Wer trauerte um sie?

Als er den Sesuad'ra und den Auftrag erwähnte, der Graf Eolair von Hernystir dorthin geführt hatte, brach sie zum ersten Mal ihr Schweigen und bat ihn, ihr mehr von dem Grafen und seinem Besuch zu erzählen.

Simon beschrieb Aditu und das, was die Sitha von den Kindern der Morgendämmerung und ihrem Ritt nach Hernystir berichtet hatte. Da brach Maegwin von neuem in Tränen aus.

»Mircha im Regenkleid! Es ist, wie ich befürchtet habe. Ich habe durch meinen Wahn um ein Haar mein ganzes Volk ausgerottet. Ich bin gar nicht gestorben!«

»Erklärt Euch näher.« Simon beugte sich zu ihr und wärmte sich an ihrem Glühen. Es machte die seltsame, gespenstische Landschaft ein wenig freundlicher. »Ihr seid nicht gestorben?«

Nun begann die Schattenfrau ihm ihrerseits ihr Leben zu erzählen. Mit wachsender Verwunderung stellte Simon fest, daß er sie tatsächlich kannte, auch wenn er ihr nie begegnet war. Sie war Lluths Tochter, die Schwester Gwythinns von Hernystir, den Simon in Josuas Rat in Naglimund gesehen hatte.

Ihre Lebensgeschichte und das, was sie ihm sonst noch über ihre Träume, Mißverständnisse und Unfälle erzählte, dazu das, was sie gemeinsam aus Bruchstücken und Vermutungen zusammenfügten, waren in der Tat erschütternd. Simon, der einen großen Teil seiner Zeit auf dem Rad mit Anfällen von wütendem Selbstmitleid verbracht hatte, fühlte sich von Maegwins Verlusten zutiefst betroffen – ihr Vater, ihr Bruder, selbst Heimat und Vaterland waren ihr auf eine Weise entrissen worden, wie nicht einmal er sie erlebt hatte, so übel es ihm auch ergangen war. Und die grausamen Streiche, die ihr das Schicksal – mit Simons ahnungsloser Hilfe – gespielt hatte! Kein Wunder, daß sie den Verstand verloren und sich für tot gehalten hatte. Sie tat ihm unendlich leid.

Als Maegwin geendet hatte, versank das Geistertal von neuem in tiefem Schweigen.

»Aber was tut Ihr dann hier?« fragte Simon endlich.

»Ich weiß nicht. Ich wurde nicht hierhergeführt wie Ihr. Aber nachdem ich den Geist dieses Wesens in – wie ich glaubte – Scadach berührt hatte – in Naglimund, wenn es dort war –, befand ich mich eine Zeit lang überhaupt an keinem Ort. Dann erwachte ich hier, in diesem Land, und wußte, daß ich wartete.« Sie stockte. »Vielleicht sollte ich ja auf Euch warten.«

»Aber warum?«

»Das weiß ich nicht. Doch scheint es, als kämpften wir den gleichen

Kampf, oder vielmehr, als hätten wir ihn gekämpft, denn es sieht nicht so aus, als ob einer von uns je wieder von hier wegkäme.«

Simon dachte nach. »Dieses Wesen … dieses Wesen in Naglimund. Wie war es? Was hattet Ihr … für ein Gefühl, als Ihr seine Gedanken gestreift habt?«

Maegwin suchte nach einer Erklärung. »Es … es brannte. Ihm so nahezukommen, war, als steckte ich mein Gesicht in die Tür eines Brennofens – ich hatte Angst, es würde mein innerstes Herz versengen. Ich fühlte keine Worte wie von Euch, sondern … Empfindungen. Vor allem Haß – ein Haß auf die Lebenden. Und Sehnsucht nach dem Tod, nach Erlösung, fast ebenso stark wie die Gier nach Rache.« Sie seufzte traurig, und ihr Licht wurde einen Augenblick trübe. »Da machte ich mir auch zum ersten Mal Sorgen um meine eigenen Gedanken, denn ich empfand die gleiche Todessehnsucht; und wenn ich schon tot war, wie konnte ich mir dann so inbrünstig wünschen, vom Leben erlöst zu werden?« Sie lachte, ein bittersüßer Hauch, der Simon bis ins Mark drang. »Mircha behüte mich! Wenn man uns zuhörte! Selbst nach allem, was geschehen ist, lieber Fremder, ist dies ein Wahnsinn, den keiner begreifen kann. Daß Ihr und ich uns an diesem Ort begegnen, diesem *Moiheneg*«, sie benutzte einen Hernystiri-Ausdruck oder Gedanken, den Simon nicht kannte, »und über unser Leben sprechen, obwohl wir gar nicht wissen, ob wir überhaupt noch am Leben sind!«

»Wir sind aus der Welt hinausgetreten«, antwortete Simon, und auf einmal kam ihm alles ganz anders vor. Er spürte, wie sich eine gewisse Ruhe über ihn senkte. »Vielleicht hat man uns damit ein Geschenk gemacht. Man hat uns gestattet, die Welt für eine Weile hinter uns zu lassen. Wir dürfen uns ausruhen.« Tatsächlich fühlte er sich auf einmal sich selbst näher als in der ganzen Zeit, seit er durch das Erdloch in Johans Grabhügel gefallen war. Die Begegnung mit Maegwin hatte viel dazu beigetragen, daß er sich wieder als Mensch empfand.

»Ausruhen? Ihr vielleicht, Simon – und es würde mich für Euch freuen. Aber ich sehe nur, wie ich mein Leben zum Narrenstreich gemacht habe, und bin traurig darüber.«

»Habt Ihr noch etwas anderes von dem … dem brennenden Wesen erfahren?« Er gab sich große Mühe, sie abzulenken. Ihr Schmerz über das, was sie im Leben falsch gemacht hatte, schien ihm nur mühsam beherrscht, und er fürchtete, daß er wieder allein wäre, wenn ihr Kummer sie überwältigte.

Maegwin schillerte ganz leicht, und ein Wind, den man nicht spüren

konnte, zerzauste ihr Wolkenhaar. »Es hatte Gedanken, die ich nicht in Worte kleiden kann. Bilder, für die ich keine Erklärung weiß. Sehr stark, sehr hell, als wären sie dem Herzen der Flamme nah, die diesem Geist Leben verleiht.«

»Was für Bilder?« Wenn das Feuerwesen, das Maegwin schilderte, das war, was er vermutete, konnte jeder Hinweis auf seine Pläne – und davon ausgehend auf die Pläne seines untoten Gebieters – dazu beitragen, ein unendliches Zeitalter der Finsternis abzuwenden. *Vorausgesetzt, daß ich überhaupt zurückkehren kann,* erinnerte er sich selbst. *Daß ich von hier wegkomme.* Er verdrängte den beunruhigenden Gedanken. Von Binabik hatte er gelernt, immer zuerst das Nächstliegende zu tun. »Du kannst nicht mit zwei Händen drei Fische fangen«, hatte der kleine Mann oft gesagt.

Maegwin zögerte. Dann wurde das Glühen stärker und breitete sich aus. »Ich will versuchen, es Euch zu zeigen.«

In dem Tal aus Glas und Schatten vor ihnen bewegte sich etwas. Es war ein neues Licht. Aber während das Leuchten, das Maegwin an ihrer Brust hielt, weich und warm war, brannte das andere grell und wild. Simon sah, wie ringsum vier weitere strahlende Punkte aufsprangen. Gleich darauf wurde das mittlere Licht zur lodernden Flamme, die immer höher emporstieg. Doch noch im Wachsen änderte sie ihre Farbe und wurde heller und immer heller, bis sie weiß wie Reif war. Die flackernden Feuerzungen erstarrten, noch während sie hinaus- und nach oben griffen, mitten in der Bewegung. Simon blickte mit großen Augen auf die Verwandlung. Aus dem viereckigen Flammenwall ragte ein großer, weißer Baum auf, schön und unirdisch. Es war das Bild, das ihn schon so lange verfolgte. Der weiße Baum. *Der lodernde Turm.*

»Es ist der Grünengelturm«, murmelte er.

»Auf ihn richten sich alle Gedanken des Geistes in Naglimund.« Maegwins Stimme klang plötzlich müde, als hätte es ihre ganze Kraft erfordert, Simon den Baum zu zeigen. »Sein Sehnen brennt in ihm, wie die Flammen um den Baum brennen.« Die Erscheinung schwankte und löste sich auf. Nur die verschwommene, körperlose Landschaft blieb zurück.

Der Grünengelturm, dachte Simon. *Dort wird etwas geschehen.*

»Noch etwas.« Maegwins Stimme war merklich schwächer. »Irgendwie dachte das Wesen an Naglimund als das … *Vierte Haus.* Bedeutet das etwas?«

Simon erinnerte sich undeutlich, etwas Ähnliches von den Feuertänzern auf dem Berggipfel im Hasutal gehört zu haben, aber er konnte im Moment

wenig damit anfangen. Der Gedanke an den Grünengelturm nahm ihn völlig in Anspruch. Seit fast einem Jahr verfolgten ihn bereits der Turm und sein Doppelgänger, der Weiße Baum. Der Turm war das letzte von den Sithi errichtete Bauwerk auf dem Hochhorst. Dort hatte Ineluki die furchtbaren Worte gesprochen, die tausend sterbliche Krieger getötet und ihn selbst für immer aus der Welt der Lebendigen von Osten Ard verbannt hatten. Wenn der Sturmkönig nach einer letzten, furchtbaren Rache strebte, vielleicht dadurch, daß er seinem menschlichen Verbündeten Elias irgendeine grausige Macht verlieh – welcher Ort wäre passender dafür als der Turm?

Ohnmächtige Wut überkam Simon. Das alles zu wissen, endlich eine Vorstellung vom endgültigen Plan des Feindes zu haben und dann nicht das Geringste tun zu können – darüber konnte man wirklich den Verstand verlieren. Er wurde dringender gebraucht als je zuvor, aber statt handeln zu können, war er dazu verdammt, als heimatloser Geist umherzuirren, während sein Körper nutzlos und unbewohnt am Rad hing.

»Maegwin, ich muß einen Weg finden, von hier fortzukommen.

Ich muß zurück, ganz gleich, wie. Alles, wofür wir beide gekämpft haben, befindet sich dort. Der weiße Baum ist der Grünengelturm auf dem Hochhorst. Ich *muß* zurück!«

Es dauerte lange, bis die Schattengestalt neben ihm antwortete. »Ihr wollt zurück – zu diesen Schmerzen? Zu dieser Marter?«

Simon dachte an alles, was schon geschehen war und noch geschehen konnte, an seinen gefolterten Leib auf dem Rad und die unerträgliche Pein, vor der er hierher geflohen war, aber er blieb bei seinem Entschluß. »Möge Ädon mich bewahren – es muß sein. Möchtet Ihr nicht auch zurückkehren?«

»Nein.« Maegwins trüber Umriß schauderte. »Nein. Ich bin zu schwach, Simon. Wenn mich nicht etwas hier festhielte, hätte ich längst losgelassen.« Es schien, als hole sie tief Atem; als sie fortfuhr, bebte ihre Stimme, als sei sie kurz davor, in Tränen auszubrechen. »Es gibt Menschen, die ich geliebt habe, und ich weiß jetzt, daß viele von ihnen noch unter den Lebenden weilen. Vor allem einer.« Sie nahm sich zusammen. »Ich habe ihn geliebt, so geliebt, daß ich krank davon wurde. Und vielleicht hatte auch er mich ein wenig gern, und mein törichter Stolz hinderte mich daran, es zu sehen … aber das ist jetzt nicht mehr wichtig.« Ihre Stimme wurde immer brüchiger. »Nein, das ist nicht wahr. Nichts auf der weiten Welt ist wichtiger für mich als Liebe – aber es soll nicht sein. Selbst wenn ich es könnte,

würde ich nicht zurückgehen und noch einmal von vorn anfangen.«

Ihr Schmerz war so groß, daß Simon keine Worte fand. Er begriff, daß es Wunden gab, die man nicht heilen konnte, Leid, das sich nicht trösten ließ.

»Aber ich glaube, daß Ihr zurückkehren müßt, Simon. Mit Euch ist es etwas anderes. Und ich bin froh darüber, daß ich das weiß und daß es noch Menschen gibt, die in dieser Welt leben möchten. Ich wünsche keinem, daß ihm zumute ist wie mir. Geht zurück, Simon. Rettet die, die Ihr liebt – und auch die, die ich liebe.«

»Aber ich kann nicht.« Endlich wich sein ohnmächtiger Zorn der Verzweiflung. Es gab keinen Weg. Er und Maegwin würden hier bis in alle Ewigkeit die Einzelheiten ihres Lebens erörtern. »Ich weiß nicht, warum ich es überhaupt gesagt habe, aber es geht nicht. Ich habe es versucht. Ich bin nicht stark genug, in meinen Körper zurückzukehren.«

»Versucht es. Versucht es noch einmal.«

»Glaubt Ihr nicht, das hätte ich schon? Glaubt Ihr nicht, ich hätte mir die größte Mühe gegeben? Ich komme nicht an ihn heran!«

»Wenn das so ist, haben wir noch die ganze Ewigkeit vor uns. Es kann also nichts schaden, wenn Ihr es weiter versucht.« Simon, der wußte, daß er sich schon bis zum Äußersten angestrengt und keinen Erfolg gehabt hatte, schluckte ein paar bittere Worte hinunter. Aber sie hatte recht. Wenn er seinen Freunden helfen wollte, wenn es auch nur eine winzige Hoffnung gab, Vergeltung für das zu üben, was man ihm und Maegwin und Tausenden anderer angetan hatte, dann mußte er es weiter versuchen, so aussichtslos es auch scheinen mochte.

Er bemühte sich, seinen Kopf von allen Ängsten und Ablenkungen leer zu machen. Als er sich bis zu einem gewissen Grade beruhigt hatte, stellte er sich das Wasserrad vor. Er zwang es zum Erscheinen, und wirklich begann es, sich als riesiger, dunstiger Kreis über dem Geistertal zu drehen. Dann rief er das Bild seines eigenen Gesichtes herbei, seines ganz persönlichen, einzigen Gesichtes, und achtete diesmal auch besonders auf das, was *hinter* den Zügen lag: die Träume, Gedanken und Erinnerungen, die ihn zu Simon machten. Er versuchte, der ans Rad gefesselten Schattengestalt Leben einzuflößen, Simon-Leben. Doch schon jetzt merkte er, daß seine Kräfte nachließen.

»Könnt Ihr mir helfen, Maegwin?« Während das Rad deutlicher geworden war, verblaßte ihre Gestalt; sie war kaum mehr als ein unbestimmtes Glühen. »Ich schaffe es nicht.«

»Strengt Euch an.«

Simon kämpfte darum, das Rad vor seinem geistigen Auge festzuhalten und versuchte, den Schmerz, das Entsetzen und die unendliche Einsamkeit, die dazugehörten, herbeizurufen. Sekundenlang spürte er fast das rauhe Holz, das ihm den Rücken aufschürfte, hörte das Plätschern des Wassers und das Ächzen und Klirren der großen Ketten. Dann fing es an, ihm wieder zu entgleiten. Das Rad verblaßte und schlug Wellen wie ein Spiegelbild im Teich. Es war schon ganz nah gewesen, doch jetzt entfernte es sich wieder…

»Hier, Simon.«

Und plötzlich umgab ihn auf allen Seiten Maegwins Gegenwart. Sie durchdrang sein Inneres. Das Glühen, das sie während ihres Gesprächs im Arm gehalten hatte, ging auf ihn über und wärmte ihn wie die Sonne. »Ich glaube, darum wurde ich hierhergebracht, darauf habe ich gewartet. Für mich ist die Zeit zum Weitergehen gekommen – aber Ihr sollt zurück.«

Ihre Stärke erfüllte ihn. Das Rad, die Schmiedehalle, der bohrende Schmerz in seinem lebendigen Körper, alles, was für ihn Leben bedeutete, waren auf einmal greifbar nah.

Nur Maegwin war weit fort. Ihre nächsten Worte schienen aus großer Ferne zu kommen, leise und rasch verhallend.

»Ich gehe weiter, Simon. Nehmt, was ich Euch gebe, und nutzt es gut. Ich brauche mein Leben nicht mehr. Tut, was Ihr müßt. Ich bete, daß es genug sein wird. Wenn Ihr Eolair begegnet … nein, ich will es ihm selbst sagen. Eines Tages … an einem anderen Ort.«

Die tapferen Worte konnten ihre Furcht nicht verhehlen. Simon fühlte ihr ganzes Entsetzen, als sie losließ und sich ins dunkle Unbekannte gleiten ließ.

»Maegwin! Tut es nicht!«

Aber sie war schon fort. Das Glühen, das sie umgeben hatte, war jetzt ein Teil von Simon. Sie hatte ihm das einzige gegeben, das sie noch besaß – die tapferste, schrecklichste Gabe von allen.

Simon kämpfte wie niemals zuvor. Maegwins Opfer *durfte* nicht vergebens sein. Obwohl die lebende Welt so nah war, daß er sie spüren konnte, trennte ihn noch immer eine unerklärliche Wand von dem Körper, den er zurückgelassen hatte. Aber er durfte jetzt nicht versagen. Mit Hilfe der Kraft, die Maegwin ihm geschenkt hatte, zwang er sich näher, öffnete sich der Qual, der Angst, sogar der Hilflosigkeit, die ihn erwarteten, wenn er zurückkehrte. Er konnte nur dann etwas tun, wenn er die Wirklichkeit auf

sich nahm. Er stieß vor und fühlte, wie die Wand zersplitterte. Wieder stieß er vor.

Aus trübem Grau wurde Schwarz, dann Rot. Als er aus den Reichen der Unterwelt wieder in die wachende Welt trat, schrie Simon laut auf. Es tat weh. Alles tat weh. Er wurde in einer Welt der Qual wiedergeboren.

Der Schrei, der sich seiner verdorrten Kehle und den rissigen Lippen entrang, wollte kein Ende nehmen. Seine Hand brannte in sengender Pein.

»*Still!*« Die furchtsame Stimme klang ganz nah. »Ich versuche es…«

Simon hing am Rad. Sein Kopf hämmerte, Holzsplitter zerkratzten seine Haut. Aber was war mit seiner Hand? Sie fühlte sich an, als wollte man sie ihm mit glühenden Zangen aus dem Gelenk reißen. Sie bewegte sich! Er konnte den Arm bewegen!

Wieder ein zittriges Flüstern. »Die Stimmen sagen, ich muß mich beeilen. Sie werden bald kommen.«

Simons linker Arm war frei. Als er ihn beugen wollte, traf ein feuriger Blitz aus purer Qual seine Schulter. Aber der Arm bewegte sich. Simon öffnete die Augen und schaute benommen um sich.

Vor ihm hing kopfüber eine Gestalt. Auch die Schmiedehalle dahinter stand auf dem Kopf. Die dunkle Gestalt sägte mit etwas, in dem sich das Licht einer Fackel auf der anderen Seite der Höhle spiegelte, an seinem rechten Arm. Wer war das? Was wollte er? Simon konnte seine verstümmelten Gedanken nicht zur Ordnung zwingen.

Jetzt kroch auch in seine rechte Hand pochender, stechender Schmerz. Was geschah mit ihm?

»Du hast mir Essen gebracht. Ich … ich konnte dich nicht im Stich lassen. Aber die Stimmen sagen, ich muß mich beeilen!«

Mit zwei Armen im Feuer fiel ihm das Denken schwer, aber nach und nach verstand Simon. Er hing kopfüber am Rad. Jemand schnitt ihn los. Jemand…

»Guthwulf?«

»Bald werden die anderen es merken. Sie werden kommen. Rühr dich nicht – ich kann nicht sehen und habe Angst, dich zu schneiden.« Der blinde Graf sägte aus Leibeskräften.

Simon biß die Zähne zusammen, als das Blut in seine Adern zurückströmte. Er wollte nicht wieder schreien. Nie hätte er solche Pein für möglich gehalten.

Frei. Es lohnt sich. Ich werde frei sein … Er schloß die Augen und preßte die Kiefer aufeinander. Sein zweiter Arm war losgeschnitten, beide baumelten neben dem Kopf herunter. Die veränderte Haltung war eine einzige Marter.

Undeutlich hörte er, wie Guthwulf ein paar Schritte im Wasser watete, dann fühlte er das rhythmische Sägen an seinem Knöchel.

Nur noch wenige Augenblicke, versprach sich Simon und bemühte sich verzweifelt, keinen Laut von sich zu geben. Er dachte an das, was die Kammerfrauen zu ihm gesagt hatten, wenn er als Kind über eine kleine Verletzung weinte: »Morgen ist alles wieder gut, dann bist du glücklich.«

Ein Knöchel war frei, und die Qual der Entfesselung allenfalls mit der Last vergleichbar, die jetzt auf dem anderen ruhte. Simon drehte den Kopf zur Seite und schlug die Zähne in seine eigene Schulter.

Alles, nur kein Geräusch, das Inch oder seine Schergen herbeirufen könnte.

»Fast…«, sagte Guthwulf heiser. Eine letzte, langsame Bewegung, ein Gefühl des Gleitens, dann ein jäher Sturz. Der betäubte Simon drohte im kalten Wasser zu ertrinken. Hilflos schlug er um sich; er konnte seine Glieder nicht fühlen und wußte nicht einmal, wo oben war.

Etwas packte ihn beim Haar und riß ihn hoch. Gleich darauf legte sich eine zweite Hand unter dem Kinn um seinen Hals, als wollte sie ihn würgen. Simons Mund tauchte aus dem Wasser, und er holte tief und keuchend Atem. Einen Augenblick wurde sein Gesicht gegen Guthwulfs mageren Bauch gepreßt, während sein Retter sich bemühte, ihn besser zu fassen zu bekommen. Dann wurde er hinaufgezogen und am Rand der Rinne fallengelassen. Noch immer arbeiteten seine Hände nicht richtig. Er hielt sich mit den Ellenbogen fest und achtete kaum auf den brüllenden Schmerz in den Gelenken. Er wollte nie wieder in dieses Wasser.

»Wir müssen…«, hörte er Guthwulf sagen, dann schnappte der Blinde nach Luft, und etwas wurde gegen Simon geschleudert, der vor Schreck abrutschte und sich mit knapper Not an den Rand der Rinne klammern konnte.

»Was geht hier vor?« Inchs Stimme war ein grausiges, grollendes Brummen. »Hände weg von meinem Küchenjungen!«

Simons Hoffnung sank. Vor Entsetzen drehte sich sein Magen um. Wie war das möglich? Es war alles falsch! Sollte er wirklich vom Tod, aus dem Nichts, zurückgekehrt sein, nur damit Inch ein paar Minuten zu früh hier erschien – konnte das Schicksal ihm einen so ungeheuerlichen Streich spie-

len?

Guthwulf stieß einen erstickten Schrei aus, dann hörte Simon nur noch heftiges Platschen. Ganz langsam ließ er sich wieder ins Wasser gleiten, bis seine Füße den glitschigen Boden der Rinne berührten. Die Verlagerung seines Gewichts auf die wunden Beine jagte ihm eine blendende Wolke aus schwarzem Feuer durch Rücken und Kopf, aber er stand. Er wußte, daß er nach seinen Folterqualen eigentlich zu schwach sein mußte, überhaupt ein Glied zu rühren, aber ihm war ein Rest der Kraft geblieben, die er Maegwins Opfer verdankte; er fühlte sie in sich glühen wie ein schon heruntergebranntes Feuer. Er zwang sich, im trägen Wasser stehen zu bleiben, bis er wieder sehen konnte.

Inch war in die Rinne hineingewatet und stand nun mitten darin, bis zum Gürtel im Wasser. Er sah aus wie ein Ungeheuer aus den Sümpfen. Im trüben Fackelschein erkannte Simon Guthwulf, der plötzlich nach oben schoß und wild zappelnd versuchte, sich aus dem Griff des Aufsehers zu befreien. Inch packte den Kopf des Blinden und drückte ihn wieder nach unten.

»Nein!« Simons erstickte Stimme war kaum mehr als ein Wispern. Wenn er sie trotz der kurzen Entfernung überhaupt hörte, achtete Inch nicht darauf. Trotzdem kam Simon die tiefe Stille sonderbar vor. War er taub? Nein, er hatte sowohl Guthwulf als auch Inch gehört. Warum erschien ihm die Höhle so stumm?

Guthwulfs Arme fuhren ruckartig in die Höhe, aber der Rest seines Körpers blieb unter dem schwarzen Wasser.

Simon stolperte auf ihn zu und ruderte mit den Armen gegen die langsame Strömung. Das große Rad hing bewegungslos über dem Wasserlauf. Als er es sah, begriff Simon auch, warum man in der Höhle keinen Laut hörte: Guthwulf hatte es irgendwie geschafft, das Rad anzuheben, um Simon abzuschneiden.

Als er sich Inch näherte, begann es in der Höhle heller zu werden, als hätte das Morgenrot einen geheimen Weg durch die Felsen gefunden. Schattenhafte Gestalten kamen heran, von denen einige Fackeln trugen. Simon hielt sie zunächst für Soldaten oder die Schergen Inchs, aber als sie besser zu sehen waren, erkannte er ihre großen, angstvollen Augen. Die Schmiedeknechte waren erwacht und wagten sich zögernd hervor, um festzustellen, was den Aufruhr verursachte.

»Hilfe!« krächzte Simon. »Helft uns! Er kann euch nicht alle aufhalten!«

Die zerlumpten Männer blieben stehen, als genügten bereits Simons Worte, sie zu Verrätern zu machen, die Inchs Strafe verdienten. Zu einge-

schüchtert, selbst untereinander zu tuscheln, starrten sie auf die Rinne.

Inch kümmerte sich weder um Simon noch um seine Arbeitssklaven. Er hatte Guthwulf kurz auftauchen lassen – keuchend und spuckend – und drückte ihn jetzt wieder unter Wasser. Simon hob die Hände, noch taub von der langen Zeit in Fesseln, und schlug auf Inch ein, so hart er konnte. Ebensogut hätte er einen Berg treten können. Inch drehte sich um und betrachtete ihn. Das narbige Gesicht des Aufsehers war merkwürdig leer, als fordere der Gewaltakt, mit dem er gerade beschäftigt war, seine ganze Aufmerksamkeit.

»Küchenjunge«, dröhnte Inch. »Du läufst nicht fort. Du bist der nächste.« Er streckte die riesige Pranke aus und riß Simon nach vorn. Dabei ließ er den ertrinkenden Guthwulf so lange los, daß er Simon mit beiden Händen hochheben und ihn aus der Rinne heraus- und auf den harten Steinboden schleudern konnte. Simon blieb die Luft weg. Der Schmerz war so unbeschreiblich, daß selbst die vorher schon in Simons Gliedern siedende Qual davon übertroffen wurde. Einen Augenblick konnte er seinen zerschundenen Körper zu keiner Bewegung mehr zwingen.

Er fühlte, wie jemand sich über ihn beugte. Es mußte Inch sein, der sein Werk zum Abschluß bringen wollte. Simon rollte sich zur Kugel zusammen.

»Komm, Junge«, flüsterte eine Stimme. Jemand versuchte ihm zu helfen, damit er sitzen konnte. Neben ihm kauerte Stanhelm, sein Freund aus der Schmiede. Er schien sich selbst kaum regen zu können; ein Arm baumelte nutzlos und verkrümmt vor der Brust, und sein Hals stand merkwürdig schief.

»Hilf uns.« Simon gab sich alle Mühe aufzustehen. Jeder Atemzug war ein Dolchstoß in seiner Brust.

»Nichts mehr übrig von mir.« Selbst Stanhelms Sprache war verwaschen. »Aber schau auf das Rad, Junge.«

Während Simon sich anstrengte, den Sinn dieser Aufforderung zu begreifen, näherte sich einer von Inchs Vertrauten.

»Faß ihn nicht an«, bellte er, »der gehört dem Doktor.«

»Halt's Maul«, versetzte Stanhelm kurz. Der Scherge hob die Hand, als wollte er ihn schlagen, aber plötzlich standen mehrere Männer um ihn herum. Ein paar trugen Eisenstücke, schwer und scharfkantig.

»Du hast's gehört«, knurrte einer von ihnen Inchs Speichellecker an. »Halt's Maul.«

Der Mann sah sich um und erwog die Möglichkeiten. »Wenn der Doktor davon hört, wird er's euch schon heimzahlen. Den da drüben hat er schnell genug erledigt.«

»Dann geh doch und sieh zu«, zischte ein anderer Knecht. Die Männer schienen Angst zu haben, aber doch Grenzen zu ziehen: Auch wenn sie noch nicht bereit waren, gegen den riesenhaften Aufseher vorzugehen, wollten sie doch nicht länger tatenlos zusehen, wie Inchs Kumpan Stanhelm oder Simon zusammenschlug. Der Scherge wich fluchend zurück und beeilte sich, den sicheren Dunstkreis seines Meisters aufzusuchen.

»So, Junge«, flüsterte Stanhelm wieder. »Schau auf das Rad.«

Halb betäubt von den Ereignissen starrte Simon den Schmiedeknecht an und versuchte krampfhaft zu verstehen, was der andere meinte. Schließlich drehte er sich langsam um und begriff.

Das große hölzerne Schaufelrad war so angehoben worden, daß es fast zweimal so hoch wie ein Mann über der Wasserrinne hing. Inch, der dem jetzt hilflos dahintreibenden Guthwulf ein Stück gefolgt war, stand direkt darunter.

Stanhelm streckte den verkrümmten, zitternden Arm aus. »Da. Das ist das Getriebe.«

Simon stand mühsam auf und machte ein paar wacklige Schritte auf das gewaltige Gerüst zu. Der Hebel, den Inch damals vor seinen Augen betätigt hatte, war hochgestellt und mit einem Seil gesichert. Langsam, mit brennenden Muskeln und verkrampften Händen, lockerte Simon das Seil und entfernte es. Dann packte er mit schlüpfrigen, tauben Fingern den Hebel. Inch hatte Guthwulf gerade wieder untergetaucht und beäugte die Qualen seines Opfers mit gelassener Aufmerksamkeit. Der Blinde schwamm hilflos in der Strömung, von seinem Quälgeist fort und auf Simon zu. Jetzt schien er außer Reichweite des Rades zu sein.

Simon flüsterte die wenigen Worte des Elysiagebetes, die er noch wußte, und zog an dem Holzhebel. Der Hebel bewegte sich nur ein ganz kleines Stück, aber der Rahmen, der das Rad festhielt, knarrte. Inch schaute auf und in die Runde, bis sein einäugiger Blick auf Simon fiel.

»Küchenjunge! Du…«

Wieder drückte Simon auf den Hebel und sprang dabei mit beiden Füßen in die Luft, so daß sein ganzes Gewicht daran hing. Das Festhalten tat ihm so weh, daß er vor Schmerz laut aufschrie. Wieder knarrte der Rahmen, dann ein Ächzen und Quietschen, und der Hebel schlug krachend nach unten. Das Rad erbebte und stürzte mit donnerndem Aufklatschen in die

Rinne. Inch versuchte, einen Satz nach vorn zu machen, verschwand aber unter den gewaltigen Schaufeln.

Einen Augenblick war es in der Höhle totenstill. Nur das Rad begann sich langsam zu drehen. Dann, als gebäre der schäumende Wasserlauf ein Ungeheuer, brach Inch aus den Fluten. Er brüllte vor Wut. Aus dem aufgerissenen Mund rann Wasser.

»Doktor!« kreischte er und schwang die Faust. »Mich könnt ihr nicht töten! Nicht Doktor Inch!«

Simon brach zusammen. Er hatte getan, was er konnte.

Inch tat einen gurgelnden Schritt und fing plötzlich an zu fliegen. Simon quollen die Augen aus dem Kopf. Die ganze Welt war verrückt geworden.

Inchs Körper hob sich aus dem Wasser. Erst als er vollständig sichtbar war, erkannte Simon, daß sich der breite Gürtel des Schmiedemeisters an der Befestigung eines Schaufelblatts verfangen hatte.

Das Wasserrad trug ihn nach oben. Der Riese war jetzt wie von Sinnen. Laut tobend mußte er erleben, wie ihn etwas grob behandelte, das noch größer war als er. Er wand sich am Rand des Schaufelblattes wie ein Aal, um sich zu befreien. Vergeblich langte er hinter sich und schlug mit der Faust auf die hölzerne Schaufel ein. Das Rad trug ihn hinauf zum Scheitelpunkt seiner Umdrehung. Dort griff Inch nach den großen Ketten, die sich um die Achse schlangen und oben im Dunkel der Höhlendecke verschwanden. Seine breiten Hände packten die glitschigen Glieder und klammerten sich daran fest. Als sie ihn vom Rad weg und nach oben zogen, dehnten sie ihn einen Augenblick bis fast zum Zerreißen. Dann platzte seine Gürtelschnalle, und er rutschte von der Schaufel. Mit Armen und Beinen hing er an der dicken Kette.

Noch immer brachte er vor Grimm keine zusammenhängenden Worte heraus, aber sein lautes Wüten verwandelte sich in triumphierendes Gebrüll, als die Ketten ihn langsam aufwärts beförderten. Er schwang sich weit über das Rad hinaus, um abzuspringen und seitlich davon im Wasser zu landen. Dann ließ er los. Aber er war erst ein kleines Stück gefallen, als er plötzlich umkippte. Er krachte gegen die Kette und baumelte kopfüber nach unten. Sein Fuß war durch eines der breiten, öligen Kettenglieder gerutscht und steckte darin fest.

Der Aufseher schlug um sich und versuchte, sich an der Kette hochzuziehen, um seinen Fuß zu befreien. Heulend und schreiend riß er sich das Bein blutig, konnte aber seinen schweren Körper nicht weit genug nach oben bringen. Die Kette trug ihn hinauf in unsichtbare Höhen.

Als er dort in den Schatten verschwand, wurden die Schreie leiser. Dann hallte ein entsetzliches, qualvolles Aufbrüllen herunter, ein heiseres Gurgeln, an dem nichts Menschliches mehr war. Das Rad wankte mitten in der Umdrehung, stockte und schlingerte einen Augenblick hin und her, als die Strömung gegen die festgefahrenen Schaufelblätter drückte. Dann drehte es sich weiter und preßte damit das Hindernis durch die riesigen, knirschenden Zahnräder, die Pryrates' Turmspitze drehten. Eine dunkle Flüssigkeit rieselte herunter wie Regen. Festere Brocken fielen klatschend in und neben die Rinne.

Wenig später senkte sich das, was von Inch noch übrig war, langsam ins Licht, auf die gewaltige Kette gewickelt wie Fleisch um einen Bratspieß.

Simon stierte es stumpfsinnig an, krümmte sich und würgte, aber sein leerer Magen konnte nichts von sich geben.

Jemand strich ihm über den Kopf. »Lauf jetzt weg, Junge, wenn du weißt, wohin. Der rote Priester wird bald hier sein. Sein Turm hat ziemlich lange stillgestanden, als das Rad oben war.«

Simon schielte in die schwarzen Flecke, die ihm vor Augen tanzten, und strengte sich an, alles zu begreifen. »Stanhelm«, keuchte er, »komm mit.«

»Kann nicht. Nichts mehr übrig von mir.« Er deutete mit dem Kinn auf seine verkrüppelten, schlecht verheilten Beine. »Ich und die andern kümmern uns drum, daß alle das Maul halten. Wir sagen, daß Inch einen kleinen Unfall hatte. Die Soldaten des Königs tun uns schon nichts, die brauchen uns. Aber du mußt laufen. Hast nie hierher gehört.«

»Niemand gehört hierher«, schnaufte Simon. »Eines Tages komme ich dich holen.«

»Werd nicht mehr dasein.« Stanhelm wandte sich ab. »Schnell jetzt.«

Simon rappelte sich auf und stolperte auf die Wasserrinne zu. Bei jedem Schritt durchbohrten ihn Schmerzen wie spitze Pfeile. Zwei Schmiedeknechte hatten Guthwulf aus dem Wasser geholt; er lag auf dem Boden und rang nach Luft. Seine Retter starrten ihn an, kümmerten sich aber nicht weiter um ihn. Sie wirkten sonderbar träge und langsam, wie Fische in einem winterlichen Teich.

Simon bückte sich und zog Guthwulf am Arm. Der letzte Rest von Maegwins geopferter Kraft war fast verbraucht.

»Guthwulf! Könnt Ihr aufstehen?«

Der Graf fuchtelte mit den Händen. »Wo ist es? Gott steh mir bei, wo ist es?«

»Wo ist was? Inch ist tot. Steht auf, schnell! Wohin sollen wir gehen?«

Der blinde Mann würgte und spie Wasser. »Kann nicht fort! Nicht ohne…« Er rollte sich auf die Seite und kam mühsam auf Hände und Knie, um dann in der Erde neben der Wasserrinne herumzuwühlen und zu kratzen, als wolle er ein Loch für sich graben.

»Was tut Ihr?«

»Kann es nicht hierlassen. Muß sonst sterben. Kann es nicht hierlassen.« Plötzlich stieß er einen tierischen Freudenschrei aus. »Da!«

»Guthwulf! Bei Ädons Barmherzigkeit, Pryrates kann jeden Augenblick hier sein!«

Guthwulf wankte ein paar Schritte und hielt dabei etwas hoch, in dem sich ein gelber Streifen Fackelschein spiegelte. »Ich hätte es nie herbringen sollen«, plapperte er. »Aber ich brauchte es, um die Stricke durchzuschneiden.« Er schnappte nach Luft. »Alle wollen sie es mir wegnehmen.«

Simon sah auf die lange Klinge. Selbst in der düsteren Schmiedehalle erkannte er sie. Gegen alle Vernunft, gegen jede Wahrscheinlichkeit … hier war das Schwert, nach dem sie suchten.

»Hellnagel«, murmelte er.

Der Blinde hob plötzlich die freie Hand. »Wo bist du?«

Simon kam ein paar schmerzhafte Schritte näher. »Hier bin ich. Wir müssen weg. Wie seid Ihr hierher gekommen? Wie fandet Ihr diesen Ort?«

»Hilf mir.«

Guthwulf streckte den Arm aus.

Simon ergriff ihn. »Wohin?«

»Dem Wasser nach. Wo es nach unten fließt.« Er begann, an der Rinne entlangzuhinken. Die Schmiedeknechte wichen zurück und machten ihnen Platz. Sie beobachteten die beiden mit ängstlicher Spannung.

»Ihr seid frei!« krächzte Simon ihnen zu. »Frei!«

Aber sie glotzten ihn an, als rede er in einer fremden Sprache.

Aber wie können sie frei sein, wenn sie uns nicht folgen? Die Schmiede ist noch immer verschlossen, die Tore sind verriegelt. Wir sollten ihnen helfen. Wir sollten sie hinausführen.

Aber Simon hatte nicht die Kraft dazu. Neben ihm murmelte Guthwulf vor sich hin, schlurfend wie ein lahmer Greis. Wie konnten sie andere retten? Die Schmiedeknechte würden sich ihren eigenen Weg suchen müssen.

Das Wasser floß schäumend in eine Spalte in der Höhlenwand.

Als Guthwulf sich am Gestein entlangtastete, war Simon einen Augen-

blick überzeugt, der blinde Graf hätte nun auch noch den Rest seines Verstandes verloren und sie wären dem Ertrinken zuvor nur entgangen, um jetzt in die Finsternis hinabgespült zu werden. Aber es gab einen schmalen Pfad am Rand des Wasserlaufs, den Simon im Dunkeln nie gefunden hätte. Guthwulf, der kein Licht brauchte, folgte dem Pfad in die Tiefe, wobei er sich mit den Fingern an der Wand orientierte. Simon versuchte ihm zu helfen, ohne selbst das Gleichgewicht zu verlieren. Bald ließen sie den letzten Schimmer der Fackeln hinter sich und waren von schwarzer Finsternis umgeben. Neben ihnen rauschte lärmend das Wasser.

Die Schwärze war so tief, daß Simon Mühe hatte, nicht völlig zu vergessen, wer er war und was er wollte. Bruchstücke der Bilder, die ihm Leleth gezeigt hatte, stiegen aus seiner Erinnerung auf, Farben und Szenen, so schillernd und in sich verschlungen wie eine Ölschicht auf einer Pfütze. Ein Drache, ein König mit einem Buch, ein Mann, der Angst hatte und in den Schatten nach Gesichtern suchte – was bedeutete das alles? Simon hatte keine Lust mehr, darüber nachzudenken. Er wollte schlafen. Schlafen…

Das Brüllen des Wassers war sehr laut. Simon tauchte plötzlich aus einem Nebel von Schmerzen und Geistesabwesenheit auf und stellte fest, daß er sich gefährlich weit hinausgelehnt hatte. Hastig griff er nach der zerklüfteten Wand der Klamm und hielt sich daran fest. »Guthwulf!«

»Sie sprechen in so vielen Zungen«, murmelte der Blinde. »Manchmal glaube ich sie zu verstehen, und dann ist wieder alles unklar.« Er klang völlig erschöpft, und Simon fühlte, wie er zitterte.

»Ich kann … bald nicht mehr.« Simon klammerte sich an den schroffen Stein. »Ich muß … mich ausruhen.«

»Wir sind fast da.« Guthwulf stolperte auf dem engen Steig weiter. Simon zwang sich, die Wand loszulassen, um seinen Halt an dem Blinden nicht zu verlieren.

Sie stapften weiter. Mehrmals fühlte Simon Öffnungen in der Steinwand, über die seine Finger glitten, aber Guthwulf bog nicht ab. Als der Tunnel von lauten Stimmen widerzuhallen begann, fragte sich Simon schon, ob ihn Guthwulfs Wahn nicht auch erfaßt hätte, bis er kurze Zeit später bernsteinfarbenes Fackellicht auf der Höhlenwand aufglänzen sah und begriff, daß jemand sie verfolgte.

»Sie sind hinter uns her! Es muß Pryrates sein.« Er rutschte aus und ließ den Blinden los, um sich festzuhalten. Als er die Hand wieder ausstreckte, war Guthwulf verschwunden.

Ein Augenblick panischer Angst folgte. Dann fand Simon den Eingang eines Seitentunnels. Guthwulf stand gleich dahinter.

»Fast da«, schnaufte der Graf. »Fast da. Die Stimmen – Ädon, wie sie schreien! Aber ich habe doch das Schwert. Warum schreien sie?« Er schwankte den Tunnel hinunter und stieß dabei gegen die Wände. Simon ließ die Hand am Rücken des Grafen, denn Guthwulf bog noch oft ab. Bald konnte sich Simon nicht mehr an die vielen Abzweigungen erinnern. Das gab ihm Hoffnung – ihre Verfolger würden es nicht leichter haben.

Der Marsch durch die Schwärze schien kein Ende zu nehmen. Simon merkte, wie er sich allmählich auflöste und von neuem zum Geist wurde, bis er sich vorkam wie ein heimatloses Gespenst, das einsam durch den grauen Raum irrt.

Einsam bis auf Leleth. Und Maegwin.

Als er an die beiden dachte, die ihm geholfen hatten, raffte er alle Kraft, die ihm noch geblieben war, zusammen und stolperte weiter.

In seiner Benommenheit merkte er nicht, daß Guthwulf stehengeblieben war. Plötzlich fiel er nach vorn, und als Simons Hand ihn suchte, stellte er fest, daß der Blinde auf allen Vieren weiterkroch. Als er anhielt, bückte sich auch Simon. Seine tastenden Finger fanden zerknitterten Stoff, der auf dem Stein verstreut lag. Ein Nest. Simon ließ seine Hand über den Boden wandern, bis sie gegen das zitternde Bein des Grafen und das kalte Metall des Schwertes stieß.

»Meines«, sagte Guthwulf sofort. Seine Stimme war verwaschen vor Müdigkeit. »Das hier auch. Sicherheit.«

In diesem Augenblick war Simon das Schwert ebenso gleichgültig wie Pryrates und alle Soldaten, die sie vielleicht verfolgten. Selbst wenn der Sturmkönig und Elias ihm die ganze Welt über dem Kopf zusammenstürzen lassen wollten – es berührte ihn nicht. Jeder Atemzug brannte wie Feuer, und Arme und Beine zuckten in qualvollen Krämpfen. Sein Kopf dröhnte wie die Glocken im Grünengelturm.

Er suchte sich einen Platz unter den herumliegenden Lumpen und ließ sich vom dunklen Sog mitreißen.

XXV

In der Verbannung leben

Jiriki nahm die Hände vom Stein der Unterirdischen.

Er brauchte es Eolair nicht zu sagen. »Sie ist tot.« Der Graf starrte auf Maegwins bleiches Gesicht, das jetzt so friedlich aussah wie im Schlaf. »Tot.« Er hatte sich innerlich auf diesen Augenblick vorbereitet, und doch war ihm zumute, als hätte sich ein unendlicher Abgrund in ihm aufgetan, eine Leere, die sich nie wieder füllen ließ. Er streckte den Arm aus und griff nach Maegwins Fingern. Sie waren noch warm.

»Es tut mir leid«, sagte Jiriki.

»Wirklich?« Eolair schaute ihn nicht an. »Was kann Euresgleichen das kurze Leben einer Sterblichen bedeuten?«

Der Sitha gab nicht gleich Antwort. Schließlich erklärte er: »Die Zida'ya sterben, genau wie die Menschen. Und wenn die, die wir im Herzen tragen, von uns gehen, trauern auch wir.«

»Dann, wenn Ihr mich versteht«, erwiderte Eolair, um Fassung bemüht, »laßt mich bitte allein.«

»Wie Ihr wünscht.« Jiriki stand auf, entfaltete sich katzengleich von dem Strohsack, auf dem er gesessen hatte. Er schien noch etwas sagen zu wollen, verließ dann aber doch schweigend das Zelt.

Lange Zeit saß Eolair dort und blickte auf Maegwin. Auf ihrer Stirn kräuselte sich das schweißnasse Haar zu kleinen Locken. Ein Lächeln umspielte ganz leicht ihren Mund. Es war fast unvorstellbar, daß das Leben sie verlassen hatte.

»Oh, grausame Herren waren uns die Götter«, stöhnte Eolair. »Maegwin, was haben wir getan, daß sie so hart mit uns umgingen?«

Tränen traten ihm in die Augen. Er vergrub das Gesicht in ihrem Haar und küßte die erkaltende Wange. »Es war alles nur ein grausamer, grausamer Betrug. Alles war umsonst, wenn du tot bist.« Schluchzen erschütterte seinen Körper.

Eine Weile konnte er sich nur hin- und herwiegen und ihre Hand halten. In der anderen Hand ruhte noch immer der Stein der Unterirdischen, an ihre Brust gedrückt, als wollte sie ihn vor Diebstahl schützen.

»Ich habe es nicht gewußt, Maegwin, ich habe es nicht gewußt. Du törichte Frau, warum hast du mir nie etwas gesagt? Warum hast du mich getäuscht? Jetzt habe ich nichts mehr. Es ist alles verloren…«

Als er herauskam, stand Jiriki da und wartete. Sein weißes Haar wehte im Wind, und er erschien Eolair wie ein Sturmgeist – ein Bote des Todes.

»Was gibt es noch?«

»Wie ich schon sagte, Graf Eolair, tut es mir sehr leid. Aber da ist etwas, von dem ich glaube, daß Ihr es wissen solltet – etwas, das ich in den letzten Lebensmomenten der Herrin Maegwin entdeckte.«

Brynioch bewahr mich, dachte Eolair müde. Die Welt wuchs ihm über den Kopf, und er hatte das Gefühl, nicht noch weitere Sithi-Rätsel ertragen zu können. »Ich bin erschöpft. Und wir müssen morgen früh nach Hernystir aufbrechen.«

»Darum möchte ich es Euch ja auch jetzt erzählen«, versetzte Jiriki geduldig.

Eolair sah ihn starr an und zuckte dann die Achseln. »Also gut. Sprecht.«

»Ist Euch kalt?« erkundigte sich Jiriki mit der vorsichtigen Besorgtheit eines Wesens, das gelernt hat, daß im Gegensatz zu ihm selbst andere Geschöpfe unter den Auswirkungen der Elemente leiden können. »Wir können uns an eines der Feuer setzen.«

»Ich werde es überstehen.«

Jiriki nickte langsam. »Es waren die Unterirdischen, die Maegwin diesen Stein gegeben haben, nicht wahr? Die, die Ihr *Domhaini* nennt?«

»Er war ein Geschenk der Unterirdischen, ja.«

»Er hatte viel Ähnlichkeit mit dem großen Stein, den Ihr und ich in Mezutu'a unter dem Berg gesehen haben – dem *Scherben,* der ein *Meisterzeuge* war. Als ich diesen kleinen Stein berührte, konnte ich einen großen Teil von Maegwins Gedanken lesen.«

Die Vorstellung, daß der Unsterbliche Maegwins letzte Minuten mit ihr geteilt hatte, auf eine Art, die ihm selbst verschlossen blieb, beunruhigte Eolair. »Und Ihr könntet diese Gedanken nicht einfach vergessen – sie unausgesprochen mit ihr in den Hügel ziehen lassen?«

Der Sitha zauderte. »Ich bin in einer schwierigen Lage. Ich möchte Euch nichts aufzwingen, aber ich meine, daß Ihr davon wissen solltet.« Er legte Eolair die langen Finger auf den Arm. »Ich bin nicht Euer Feind, Eolair. Wir alle sind ein Spielball der Launen einer wahnsinnigen Macht.« Er ließ die Hand sinken. »Ich kann nicht behaupten, alles zu wissen, was sie empfunden oder gedacht hat. Die Wege der Traumstraße – der Pfad, den *Zeugen* wie dieser Stein der Unterirdischen für uns öffnen – sind neuerdings sehr verwirrend und gefährlich. Ihr erinnert Euch, was geschah, als ich den *Scherben* berührte. Ich hatte wenig Lust dazu, mich überhaupt auf die *Anderen Pfade* zu wagen, aber ich dachte, wenn ich nur irgendwie helfen könnte, sollte ich es versuchen.«

Bei einem Menschen hätte Eolair es für Eigenlob gehalten, aber es war etwas an dem Sitha, das von fast beängstigender Aufrichtigkeit zeugte. Eolair merkte, wie seine Verbitterung ein wenig nachließ.

»Im Durcheinander ihrer Gedanken und Gefühle«, fuhr Jiriki fort, »bemerkte ich zweierlei, dessen ich zumindest einigermaßen sicher bin. Erstens glaube ich, daß sie ihr Wahnsinn am Ende verließ. Ich habe die Maegwin, die Ihr kanntet, nicht erlebt, darum kann ich nicht jeden Zweifel ausschließen, aber ihre Gedanken schienen klar und ungetrübt. Sie dachte an Euch, das habe ich sehr stark empfunden.«

Eolair trat einen Schritt zurück. »Wirklich? Ihr sagt das nicht, um mich zu beruhigen, wie Eltern zu einem kleinen Kind?«

Das glatte Gesicht des Sitha verriet Erstaunen. »Meint Ihr, daß ich Euch etwas sage, das nicht wahr ist? Absichtlich? Nein, Eolair. Das ist nicht unser Weg.«

»Sie dachte an mich? Die Arme. Und ich konnte nichts für sie tun.«

Er merkte, wie ihm von neuem die Tränen kamen, gab sich aber keine Mühe, sie zu unterdrücken. »Ihr erweist mir mit Euren Worten keine Gunst, Jiriki.«

»Das war auch nicht mein Wunsch, aber es geht um Dinge, die zu erfahren Euer Recht ist. Nun aber muß ich Euch etwas fragen. Es gibt einen Jungen namens Seoman, der zu Josuas Leuten gehört. Kennt Ihr ihn? Und noch wichtiger, kannte Maegwin ihn?«

»Seoman?« Eolair wunderte sich über die plötzliche Abschweifung. Er überlegte. »Da gab es einen jungen Ritter namens Simon, hoch aufgeschossen, rothaarig – meint Ihr ihn? Mir ist, als hätte ich gehört, daß er auch Herr Seoman genannt wurde.«

»Der ist es.«

»Ich möchte stark bezweifeln, daß Maegwin ihn kannte. Sie war niemals in Erkynland, und ich glaube, der junge Mann hat dort gelebt, ehe er fortlief, um in Josuas Dienste zu treten. Warum? Ich verstehe den Zusammenhang nicht.«

»Ich auch nicht. Und ich fürchte das, was es vielleicht bedeutet. Aber es kam mir vor, als dächte Maegwin in ihren letzten Augenblicken auch an den jungen Seoman, fast als hätte sie ihn gesehen oder mit ihm gesprochen.« Er runzelte die Stirn. »Es ist unser Unglück, daß die Traumstraße jetzt so undeutlich ist und so wenig hergibt. Ich brauchte meine ganze Kraft, um diese wenigen Eindrücke zu gewinnen. Aber in Asu'a – auf dem Hochhorst – geht etwas vor, und Seoman muß sich dort befinden. Ich habe Angst um ihn, Graf Eolair. Mir liegt … viel an ihm.«

»Aber Ihr wollt doch ohnehin zum Hochhorst. Es müßte sich günstig treffen.« Eolair wollte sich nicht darüber den Kopf zerbrechen. »Ich wünsche Euch viel Glück; hoffentlich findet Ihr ihn.«

»Und Ihr? Selbst wenn Seoman Maegwin etwas bedeutete? Selbst wenn sie eine Botschaft von ihm – oder für ihn – hatte?«

»Dann ist es trotzdem für mich erledigt, und für sie auch. Ich werde sie nach Hernystir zurückbringen, um sie bei ihrem Vater und Bruder auf dem Berg zu begraben. Beim Wiederaufbau unseres Landes gibt es viel zu tun, und ich war schon allzulange fort.«

»Womit kann ich Euch dann noch helfen?« fragte Jiriki.

»Ich brauche keine Hilfe mehr.« Eolair sprach schärfer, als er eigentlich wollte. »Wir Sterblichen sind im Beerdigen unserer Toten sehr tüchtig.«

Er drehte sich um und ging, den Mantel vor dem Schneegestöber eng um den Körper gezogen.

Isgrimnur hinkte an Deck und fluchte dabei über seine Schmerzen und das mühsame Vorankommen. Er bemerkte die dunkle Gestalt erst, als er fast über sie gestolpert wäre.

»Seid gegrüßt, Herzog Isgrimnur.« Aditu drehte sich um und sah ihn an. »Ist es hier draußen im Wind nicht viel zu kalt für einen Sterblichen?«

Isgrimnur verbarg seinen Schreck, indem er sich umständlich die Handschuhe zurechtzog. »Vielleicht für Südländer wie Tiamak. Aber mein Volk, Herrin, sind die Rimmersleute. Wir sind abgehärtet gegen Kälte.«

»Bin ich Eure Herrin?« fragte Aditu belustigt. »Schließlich besitze ich bei den Sterblichen keinerlei Titel. Und ich kann nicht glauben, daß Her-

zogin Gutrun einen anderen Wortsinn billigen würde.« Isgrimnur verzog das Gesicht und war plötzlich dankbar für den kalten Wind, der seine Wangen rötete. »Es ist die reine Höflichkeit, Her…« Er stockte und versuchte es noch einmal. »Es fällt mir schwer, jemanden beim Vornamen zu nennen, der … der…«

»Der älter ist als Ihr?« Sie lachte, ein nicht unangenehmer Laut. »Wieder eine Schwierigkeit, an der ich schuld bin! Dabei bin ich wirklich nicht zu den Menschen gekommen, um ihnen Unbehagen zu bereiten.«

»Seid Ihr es denn tatsächlich? Älter als ich?« Isgrimnur war sich nicht sicher, ob die Frage vielleicht unhöflich war – aber schließlich hatte Aditu ja selbst davon angefangen.

»Oh, das glaube ich schon … obwohl mein Bruder Jiriki und ich bei unserem Volk noch als die reinsten Kinder gelten. Wir sind beide in der Verbannung geboren, nach dem Untergang von Asu'a. Für manche, wie meinen Oheim Khendraja'aro, sind wir fast noch nicht richtig auf der Welt, und man darf uns auf keinen Fall Verantwortung anvertrauen.« Sie lachte wieder. »Ach, der arme Onkel. Er hat in letzter Zeit soviel Empörendes erlebt – einen Sterblichen in Jao é-Tinukai'i, den Bruch des Paktes, Zida'ya und Menschen, die Seite an Seite kämpfen. Ich fürchte, er wird die Pflichten, die er gegenüber meiner Mutter und dem Haus der Tanzenden Jahre hat, noch erfüllen und sich dann einfach sterben lassen. Manchmal sind die Stärksten eben die Empfindlichsten, meint Ihr nicht auch?«

Isgrimnur nickte. Ausnahmsweise verstand er, was die Sitha sagen wollte. »Ja, das habe ich auch schon bemerkt. Manchmal haben diejenigen die meiste Angst, die nach außen am mutigsten auftreten.« Wieder ein Lächeln. »Ihr seid ein sehr weiser Sterblicher, Herzog Isgrimnur.«

Der Herzog hustete verlegen. »Ich bin ein sehr alter Sterblicher, dem außerdem jeder Knochen im Leib wehtut.« Er blickte über die kabblige Bucht. »Und morgen sollen wir landen. Ich bin nur froh, daß wir hier auf dem Kynslagh Schutz gefunden haben – ich fürchte, der größte Teil von uns hätte die Stürme und die Kilpa im offenen Meer nicht mehr sehr lange ausgehalten, und Gott weiß, wie sehr ich Schiffe hasse –, aber ich begreife trotzdem nicht, wieso Elias bisher keine Hand gerührt hat, um sich zu verteidigen.«

»Das weiß ich auch nicht«, pflichtete Aditu ihm bei. »Vielleicht glaubt er, die Mauern seines Hochhorstes seien Verteidigung genug.«

»Möglich.« Isgrimnur sprach aus, was auch andere in der Flotte des Prinzen fürchteten: »Vielleicht wartet er aber auch auf Verbündete – von

der Sorte, die er in Naglimund hatte.«

»Auch das ist möglich. Euer Volk und mein Volk haben schon sehr viel über seine Absichten nachgedacht.« Sie zuckte die Achseln, eine geschmeidige Bewegung, die Teil eines rituellen Tanzes hätte sein können. »Aber darauf wird es bald nicht mehr ankommen. Bald werden wir es aus erster Hand erfahren, wie Ihr es wohl ausdrückt.« Die beiden verstummten. Der Wind war nicht besonders stark, aber sein Atem bitterkalt. Trotz seiner rauhen Herkunft merkte Isgrimnur, wie er sich den Schal am Hals höher zog.

»Was geschieht eigentlich mit Eurem Feenvolk, wenn es älter wird?« fragte er unvermittelt. »Wird es nur einfach weiser? Oder töricht und rührselig, wie manche von uns?«

»Alter bedeutet für uns etwas anderes als für Euch, das wißt Ihr ja«, entgegnete Aditu. »Aber die Antwort auf Eure Frage lautet, daß es so viele verschiedene Erscheinungsformen gibt wie Zida'ya, ohne Zweifel ganz wie bei Euch. Manche ziehen sich immer weiter von den anderen zurück; sie sprechen mit niemandem mehr und leben nur in ihren eigenen Gedanken. Andere entwickeln eine Neigung zu Dingen, die ihre Umgebung belanglos findet. Und manche brüten über der Vergangenheit, über Kränkungen und Verletzungen, die sie erlitten, und Möglichkeiten, die sie verpaßt haben. Die Älteste von allen, die Ihr die Nornenkönigin nennt, gehört zu diesen letzteren. Einst war sie berühmt für ihre Weisheit und Schönheit, ihre unvergleichliche Anmut. Aber irgend etwas in ihr konnte sich nicht entfalten. Es blieb verkrüppelt, wuchs nach innen und verwandelte sich in Bösartigkeit. Und als die Jahre, die keiner mehr zählen kann, verstrichen, verkehrte sich alles an ihr, das einmal bewunderungswürdig war, ins Gegenteil.« Aditu war auf einmal auf eine Weise ernst geworden, die Isgrimnur noch nie an ihr bemerkt hatte. »Vielleicht ist das der größte Kummer unseres Volkes, daß am Untergang der Welt zwei Sithi schuld sein könnten, die einst zu den Größten der Gartengeborenen zählten.«

»Zwei?« Isgrimnur versuchte, die Geschichten, die er bisher über die silbern maskierte Königin von Eis und Finsternis gehört hatte, mit Aditus Beschreibung in Einklang zu bringen.

»Ineluki … der Sturmkönig.« Sie drehte sich um und blickte auf den Kynslagh hinaus, als könne sie drüben hinter den dunklen Wolken das alte Asu'a aufragen sehen.

»Er brannte am hellsten von allen Flammen, die je in diesem Land entzündet wurden. Wären die Sterblichen nicht gekommen –, wären Eure ei-

genen Vorfahren nicht gekommen, Herzog Isgrimnur –, um unser großes Haus mit Äxten und Feuer anzugreifen, so hätte er uns vielleicht aus dem Schatten der Verbannung ins Licht der lebenden Welt zurückgeführt. Das war sein Traum. Aber jeder große Traum kann in Wahnsinn umschlagen.« Sie schwieg eine Weile. »Vielleicht müssen wir alle lernen, in der Verbannung zu leben, Isgrimnur. Vielleicht müssen wir uns alle an kleinere Träume gewöhnen.«

Isgrimnur antwortete nicht. So standen sie eine Weile nebeneinander im Wind, stumm, aber nicht unbehaglich, bis der Herzog sich wieder in die Wärme der Kajüten zurückzog.

Als sie den kalten Luftzug spürte, sah Herzogin Gutrun erschrocken auf. »Vara! Seid Ihr von Sinnen? Nehmt die Kinder vom Fenster weg!«

Die Thrithing-Frau, in jedem Arm ein Kind, rührte sich nicht. Unter dem offenen Fenster lag die Stadt Nabban, riesengroß und doch merkwürdig eng; ihre berühmten Hügel ließen die Wohnhäuser, Straßen und öffentlichen Gebäude fast übereinandergeschichtet erscheinen. »Luft schadet nicht. Im Grasland leben wir fast nur im Freien.«

»Unfug«, versetzte Gutrun barsch. »Vergeßt nicht, daß ich dortgewesen bin, Vara. Diese Wagen sind so gut wie Häuser.«

»Aber wir schlafen nur darin. Alles andere – essen, singen, lieben – findet unter dem Himmel statt.«

»Und die Männer zerschneiden sich mit dem Messer die Wangen. Wollt Ihr das etwa dem armen kleinen Deornoth antun?« Bei dem bloßen Gedanken sträubten sich kampflustig ihre Nackenhaare.

Die Thrithing-Frau drehte sich um und warf ihrer Gefährtin einen vergnügten Blick zu. »Ihr findet nicht, daß der Junge Narben braucht?« Sie betrachtete das schlafende Gesicht des männlichen Kindes und legte wie überlegend einen Finger auf seine Wange. »Ach, wie hübsch sie doch anzusehen sind…« Sie sah Gutrun verstohlen von der Seite an und brach dann über das Entsetzen der Rimmersfrau in lautes Gelächter aus.

»Gutrun! Ihr denkt, ich meinte es ernst!«

»So etwas dürft Ihr nicht einmal sagen, Vara. Und bringt die armen Kinder vom Fenster weg.«

»Ich zeige ihnen das Meer, auf dem ihr Vater ist. Aber Ihr, Gutrun, Ihr seid heute so traurig und bitter. Fühlt Ihr Euch nicht wohl?«

»Und warum sollte ich nicht bitter sein?« Die Herzogin sank in ihren

Sessel zurück und nahm die Näharbeit zur Hand, drehte aber nur den Stoff in den Händen. »Wir befinden uns im Krieg. Menschen sterben. Erst vor einer Woche haben wir die kleine Leleth begraben.«

»Verzeiht mir«, bat Vara. »Ich wollte nicht herzlos sein. Ihr habt sehr an ihr gehangen.«

»Sie war noch ein Kind. Sie hat furchtbar gelitten. Gott schenke ihr Frieden.«

»Sie schien zum Schluß keine Schmerzen zu haben. Das ist wenigstens ein kleiner Trost. Habt Ihr geglaubt, sie würde nach der langen Zeit noch einmal aufwachen?«

»Nein.« Die Herzogin runzelte die Stirn. »Aber das macht es nicht weniger traurig. Hoffentlich bin ich nicht diejenige, die es dem jungen Jeremias sagen muß, wenn er zurückkommt.« Ihre Stimme wurde leise. »Falls er zurückkommt.«

Vara sah die Ältere aufmerksam an. »Arme Gutrun. Es ist nicht allein Leleth, nicht wahr? Ihr fürchtet um Isgrimnur.«

»Mein alter Bär wird sich schon wieder heil einfinden«, murmelte Gutrun. »Das tut er immer.« Sie sah zu Vara auf, die noch vor dem offenen Fenster stand, den weiten, aschgrauen Himmel im Rücken. »Aber Ihr, die solche Angst um Josua hattet? Wo sind Eure Sorgen?« Sie schüttelte den Kopf. »Sankt Skendi bewahre uns, ich sollte nicht von so etwas reden. Wer weiß, was für Unglück es bringt.«

Vara lächelte. »Josua wird zu mir nach Hause kommen. Ich hatte einen Traum.«

»Was soll das heißen? Hat Euch Aditus Geschwätz den Kopf verdreht?«

»Nein.« Die Thrithing-Frau sah auf ihr kleines Mädchen hinunter. Ihr dichtes Haar fiel hinunter wie ein Vorhang und versteckte für einen Augenblick die Gesichter von Mutter und Kind. »Aber es war ein Wahrtraum. Ich weiß es. Josua kam zu mir und sagte: ›Jetzt habe ich endlich, was ich mir immer gewünscht habe.‹ Er hatte Frieden gefunden. Darum weiß ich, daß er siegen und zu mir zurückkehren wird.«

Gutrun öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und schloß ihn wieder. Ihr Gesicht war angstvoll. Rasch, während Vara noch die kleine Derra betrachtete, schlug die Herzogin das Zeichen des *Baumes*.

Vara blickte fröstelnd auf. »Vielleicht habt Ihr doch recht, Gutrun. Es wird tatsächlich kalt. Ich werde die Fenster schließen.«

Die Herzogin erhob sich aus ihrem Sessel. »Laßt nur. Ich werde es tun.

Nehmt Ihr die Kleinen und verschwindet unter Euren Decken.« Sie hielt plötzlich inne. »Barmherzige Elysia! Seht!« Vara drehte sich um. »Was ist?«

»Es schneit.«

»Man könnte denken, wir wollten hier ein Heiligtum aufsuchen«, bemerkte Sangfugol, »mit lauter vollbesetzten Pilgerbooten.«

Tiamak, der Harfner und Strangyeard hockten dicht beieinander auf einem windigen, verschneiten Hang im Osten des Swertclifs. Unter ihnen tanzten Landungsboote mit Josuas Streitkräften über den unruhigen Kynslagh dem Ufer zu. Dort standen der Prinz und der militärische Arm seines Gefolges und überwachten das komplizierte Manöver.

»Wo bleibt nur Elias?« fragte Sangfugol. »Bei Ädons Gebeinen, sein Bruder landet mit einem ganzen Heer auf seiner Türschwelle, und der König rührt sich nicht. Wo ist er überhaupt?«

Bei dem Fluch zuckte Strangyeard ganz leicht zusammen. »Ihr klingt, als wünschtet Ihr ihn herbei! Wir wissen doch, wo der Hochkönig steckt, Sangfugol.« Er deutete auf den Hochhorst, eine Gruppe spitzer Schatten, im wirbelnden Schnee kaum zu erkennen. »Er wartet. Wir wissen nur nicht, auf was.«

Tiamak kuschelte sich tiefer in seinen Mantel. Seine Knochen fühlten sich an wie Eis. Er verstand ja, daß der Prinz sie vielleicht momentan nicht gebrauchen konnte, aber sicher hätten sie doch eine Stelle finden können, wo sie nicht im Wege waren, ohne dem Wind und Schnee derartig ausgesetzt zu sein?

Wenigstens habe ich jetzt Trockenländerhosen. Aber ich will trotzdem meine Tage nicht in diesem kalten Land beschließen. Bitte, Götter, laßt mich mein Wran wiedersehen. Laßt mich noch einmal zum Windfest gehen. Laßt mich zuviel Farnbier trinken und Fang-die-Feder spielen. Ich möchte nicht hier sterben, unverbrannt und vergessen.

Er schauderte und versuchte, die düsteren Gedanken abzuschütteln. »Hat der Prinz Kundschafter zur Burg geschickt?«

Sangfugol schüttelte den Kopf. Er freute sich, Bescheid zu wissen. »Nicht in die unmittelbare Nähe. Ich hörte, wie er zu Isgrimnur sagte, daß Heimlichtuerei sinnlos sei, weil uns der König schon seit Tagen gesehen und noch viel früher von uns gehört haben müßte. Nachdem er sich inzwischen davon überzeugt hat, daß es in Erchester keine von Elias versteckten Soldaten gibt – Soldaten! Als ob sich dort noch jemand aufhielte außer

Hunden und Ratten! –, wird er Vorreiter aussenden, wenn das Heer vorrückt, um die Belagerung einzurichten.«

Während der Harfner fortfuhr, den anderen zu erklären, wie der Prinz seiner Meinung nach die Truppen aufstellen sollte, sah Tiamak jemanden durch den Schnee den Hügel hinaufstapfen.

»Seht!« Vater Strangyeard deutete auf den Ankömmling.

»Wer ist das?«

»Es ist der junge Jeremias«, antwortete Sangfugol, etwas verärgert über die Unterbrechung. »Verjagt wie wir, nehme ich an.«

»Tiamak!« schrie Jeremias schon von weitem. »Kommt mit mir! Schnell!«

»Meine Güte!« Strangyeard wedelte mit den Händen. »Vielleicht haben sie etwas Wichtiges entdeckt?«

Tiamak stand schon. »Was ist?«

»Josua sagt, Ihr sollt Euch beeilen. Die Sitha ist krank.«

»Sollen wir mitgehen, Tiamak?« fragte Strangyeard. »Nein, sicher wollt Ihr Euch nicht bedrängt fühlen. Und welche Hilfe oder welchen Trost hätte ich wohl für eine Sitha!«

Der Wranna lief schon bergab, mitten in den Wind. Als der Schnee unter seinen Füßen knirschte, war er wieder einmal dankbar für die von Sangfugol geborgten Stiefel und Hosen, auch wenn sie ihm beide zu groß waren.

An einem seltsamen Ort bin ich, dachte er verwundert, *in einer seltsamen Zeit. Ein Marschmann watet durch den Schnee von Erkynland, um einer Sitha zu helfen! Es müssen Sie-die-wachen-und-gestalten sein, die zuviel Farnbier getrunken haben.*

Man hatte Aditu in einen schnell errichteten Unterstand gelegt. Er bestand aus einer Abdeckplane für Schiffsfracht, die man über die unteren Äste eines Baumes auf einer Anhöhe unweit des Ufers gespannt hatte. Josua, Sludig und einige Soldaten standen unbeholfen um die Liegende herum und duckten sich unter dem niedrigen Dach. »Sludig hat sie gefunden«, erklärte der Prinz. »Ich fürchtete schon, sie wäre auf Spione meines Bruders gestoßen, aber es ist kein Zeichen von Gewalt an ihr, und Sludig sagt, er hätte keinerlei Spuren eines Kampfes gesehen. Es hat auch niemand etwas gehört, obwohl die Entfernung zum Ufer keine hundert Schritte beträgt.« Er machte ein besorgtes Gesicht. »Es ist wie mit Leleth nach Geloës Tod. Sie schläft und will nicht aufwachen.«

Tiamak betrachtete das Gesicht der Sitha. Mit geschlossenen Augen

wirkte sie fast menschlich. »Ich habe wenig für Leleth tun können und weiß nicht, welche Wirkung meine Kräuter auf eine Unsterbliche haben. Mir ist nicht recht klar, wie ich Aditu helfen kann.«

Josua bewegte ratlos die Hände. »Wenigstens sorgt dafür, daß sie es bequem hat.«

»Ist Euch irgend etwas aufgefallen, das als Ursache in Frage käme?« fragte Tiamak Sludig.

Der Rimmersmann schüttelte heftig den Kopf. »Nichts. Ich fand sie so, wie Ihr sie seht. Sie lag auf der Erde, und es war niemand in der Nähe.«

Josua räusperte sich. »Ich muß wieder zurück und das Ausschiffen überwachen. Wenn also nichts Besonderes eintritt…« Er wirkte so zerstreut, als reiche selbst dieser unerfreuliche Vorfall nicht aus, seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln.

Der Prinz war immer etwas abwesend, aber seit ihrer Landung vor einem Tag kam er dem Wranna noch viel versunkener als gewöhnlich vor. Nun ja, dachte Tiamak, wenn man sich überlegte, was ihnen noch bevorstand, hatte der Prinz wohl das Recht, ein wenig zerfahren zu sein.

»Ich werde bei ihr bleiben, Prinz Josua.« Er bückte sich und berührte die Wange der Sitha. Ihre Haut war kühl, aber er wußte nicht, ob das die Regel war oder nicht.

»Gut. Vielen Dank, Tiamak.« Josua zögerte noch kurz und verließ dann geduckt den Unterstand. Sludig und die übrigen folgten ihm.

Tiamak hockte sich neben Aditu. Sie trug die Kleidung der Sterblichen, helle Hosen und eine Lederjacke, nichts davon dick genug für die augenblickliche Witterung – aber, erinnerte sich Tiamak, Sithi kümmerten sich nicht viel um das Wetter. Sie atmete flach. Eine Hand war zur Faust geballt. Irgend etwas an der Art, wie sie die langen Finger krümmte, erregte Tiamaks Aufmerksamkeit. Er öffnete ihre Hand, die erstaunlich fest zusammengepreßt war.

In ihre Handfläche schmiegte sich ein kleiner, runder Spiegel, kaum größer als ein Espenblatt. Sein Rahmen war ein schmaler Ring, anscheinend aus glänzendem, mit winzigen Schnitzereien verziertem Knochen. Tiamak nahm ihn und legte ihn vorsichtig in die eigene Hand. Der Spiegel war schwer für seine Größe und eigenartig warm. Ein Kribbeln und Prikkeln ging durch seine Finger. Er hielt den Spiegel schräg, um sein Gesicht darin zu sehen, aber als er den Winkel änderte, fand er keine Spur seiner eigenen Züge, sondern nur brodelnde Schwärze. Er führte ihn näher an sein Gesicht. Das Prickeln wurde stärker.

Ein Schlag traf seinen Arm. Der Spiegel fiel auf den feuchten Boden.

»Laßt ihn liegen.« Aditu zog die Hand zurück und sank wieder auf ihr Lager, die langen Finger über den Augen. Ihre Stimme klang dünn und mühsam. »Faßt ihn nicht an, Tiamak.«

»Ihr seid wach?« Er betrachtete den im Gras liegenden Spiegel, fühlte aber wenig Lust, Aditus Warnung in den Wind zu schlagen.

»Ja, jetzt. Hat man Euch geschickt, mich zu versorgen? Mich zu heilen?«

»Zumindest, um über Euch zu wachen.« Er rückte ein Stückchen näher. »Fühlt Ihr Euch wohl? Kann ich Euch etwas bringen?«

»Wasser. Ein wenig geschmolzener Schnee würde mir guttun.«

Tiamak kroch unter der schweren Plane hervor, sammelte zwei Hand voll Schnee auf und brachte ihn ihr. »Ich habe leider weder Becher noch Schale bei mir.«

»Das ist unwichtig.« Sie setzte sich nicht ohne Anstrengung auf und nahm den Schnee in den hohlen Händen entgegen. Etwas davon schob sie in den Mund, den Rest verrieb sie auf dem Gesicht. »Wo ist der Spiegel?«

Tiamak zeigte mit dem Finger darauf. Aditu bückte sich und hob ihn aus dem Gras; gleich darauf war ihre Hand wieder leer. Tiamak hatte nicht gesehen, wohin sie den Spiegel gesteckt hatte. »Was ist Euch zugestoßen?« fragte er. »Wißt Ihr es überhaupt?«

»Ja und nein.« Sie drückte die Hände gegen ihr Gesicht. »Ihr habt von den *Zeugen* gehört?«

»Ein wenig.«

»Die Straße der Träume, der Ort, an den wir Zida'ya gehen, wenn wir von *Zeugen* wie dem Spiegel, den Ihr gerade in der Hand hattet, Gebrauch machen, ist uns seit dem Mord an Amerasu Schiffgeborener im Yásira fast gänzlich verschlossen. Darum konnte ich mich weder mit Jiriki noch mit meiner Mutter oder anderen Angehörigen meines Volkes beraten, seit ich sie verließ. Aber ich habe über die Dinge nachgedacht, nach denen Ihr und Strangyeard mich gefragt habt – obwohl ich, wie ich Euch gesagt habe, auch keine Antworten darauf weiß. Ich bin aber auch der Meinung, daß Eure Fragen wichtig sein könnten. Und weil wir meinem Volk jetzt näher sind, hoffte ich, es vielleicht wissen lassen zu können, daß ich mit jemandem sprechen muß.«

»Und es ist Euch nicht gelungen?«

»Schlimmer als das. Es ist möglich, daß ich eine Dummheit gemacht ha-

be. Ich habe die Veränderungen auf der Traumstraße unterschätzt.«

Tiamak, Träger der Schriftrolle und äußerst wißbegierig, wollte sich schon niederlassen, um ihrer Geschichte mit größter Hingabe zu lauschen, als ihm seine offiziellen Pflichten wieder einfielen. »Gibt es vielleicht noch etwas, das ich Euch holen könnte, Aditu, Herrin?«

Sie lächelte, erklärte aber nicht, worüber. »Nein. Es geht mir gut.«

»Dann, bitte, erläutert mir, was Ihr mit Euren Worten über die Straße der Träume gemeint habt.«

»Ich will Euch sagen, was ich kann – aber es gibt einen Grund, weshalb ich Eure Frage vorhin mit ›ja und nein‹ beantwortet habe. Ich bin eben nicht ganz sicher, was geschehen ist. Die Straße der Träume war verworrener, als ich sie je gesehen habe; doch damit hatte ich gerechnet. Womit ich nicht gerechnet hatte, war, daß mich dort etwas Schreckliches erwarten würde.«

»Was meint Ihr – ›etwas Schreckliches‹?« fragte Tiamak unbehaglich. »Ein Dämon? Einer unserer … Feinde?«

»Nein, so war es nicht.« Aditus Bernsteinaugen verengten sich beim Nachdenken. »Es war … ein Bauwerk, muß ich wohl sagen. Etwas sehr Mächtiges und sehr Fremdartiges, das man dort … errichtet hatte; es gibt kein anderes Wort. Es war etwas auf seine Weise ebenso Riesiges und Bedrohliches wie die Burg, die Josua hier in der wachenden Welt angreifen will.«

»Eine Burg?«

»Nichts so Einfaches, nichts, das den Dingen, die man kennt, so ähnlich wäre. Es war ein Bauwerk der *Kunst*, glaube ich – ein Bauwerk mit eigenem Verstand, nicht wie die Schattengebilde, die auf den *Anderen Pfaden* manchmal plötzlich von selbst entstehen. Es war ein Mahlstrom aus Rauch und Funken und schwarzen Kräften, eine Schöpfung von ungeheurer Macht, an der man lange gebaut haben muß. Nie habe ich etwas Vergleichbares gesehen oder davon gehört. Es riß mich an sich, wie ein Wirbelwind ein Blatt ansaugt, und ich konnte mich nur mit knapper Not befreien.« Wieder preßte sie die Hände an die Schläfen. »Ich glaube, ich habe viel Glück gehabt.«

»Bedeutet es eine Gefahr für uns? Und falls ja, fällt Euch etwas ein, das dabei helfen könnte, das Rätsel zu lösen?«

Er erinnerte sich an seine Gedanken über seltsame Orte – jetzt befand er sich auf einem Grund und Boden, auf dem er sich überhaupt nicht mehr auskannte.

»Ich kann mir nur schwer vorstellen, daß eine so außergewöhnliche Erscheinung nichts mit Ineluki und den Ereignissen der letzten Zeit zu tun haben soll.« Sie hielt nachdenklich inne.

»Etwas ist mir aufgefallen, das von Bedeutung sein könnte, obwohl es mir selbst nichts sagte. Als ich das Gebilde zuerst bemerkte, hörte oder fühlte ich das Wort *›Sumy'asu‹*. Das heißt in der Sprache der Gartengeborenen ›Das Fünfte Haus‹.«

»Das Fünfte Haus?« wiederholte Tiamak verwirrt.

»Ja.« Aditu legte sich wieder hin. »Ich weiß auch nicht, was damit gemeint ist. Aber es war der Name, den ich hörte, als ich dieses Ding der Macht zum ersten Mal wahrnahm.«

»Ich werde Strangyeard fragen«, meinte Tiamak. »Und wir sollten es wohl auch Josua mitteilen. Er wird jedenfalls erleichtert sein, wenn er hört, daß es Euch wieder gut geht.«

»Ich bin müde. Ich glaube, ich werde eine Weile ruhig hier liegenbleiben und nachdenken.« Aditu bewegte die Hände in einer Gebärde, die der Wranna nicht kannte. »Ich danke Euch, Tiamak.«

»Ich habe nichts getan.«

»Ihr tatet, was Ihr konntet.« Sie schloß die Augen. »Mögen die Ahnen das alles begreifen – ich begreife es nicht. Ich habe Angst und würde viel darum geben, wenn ich mit meinen Verwandten sprechen könnte.«

Tiamak stand auf und wanderte zurück zu den verschneiten Ufern des Kynslagh.

Der Karren rollte aus. Die hölzernen Räder verstummten. Der Graf von Nad Mullach war überzeugt, daß er ihr schmerzliches Knarren ungemein satt haben würde, wenn die Reise zu Ende war.

»Hier verabschieden wir uns«, rief er Isorn zu. Er ließ sein Pferd in der Obhut eines seiner Männer und ging durch den Schnee auf den jungen Rimmersmann zu, der ebenfalls abstieg und ihn umarmte.

»Ja, wir sagen Lebewohl.« Isorn blickte auf den Karren mit Maegwins verhülltem Körper. »Ich kann dir nicht sagen, wie leid es mir tut. Sie hätte ein besseres Schicksal verdient. Du auch, Eolair.«

Der Graf schüttelte ihm ein letztes Mal die Hand. »Meiner Erfahrung nach«, sagte er bitter, »kümmert es die Götter offenbar wenig, was ihre Knechte verdienen – zumindest sind die Belohnungen, die sie verteilen, für meinen Verstand zu hoch.« Er schloß sekundenlang die Augen. »Doch

genug davon. Sie ist tot, und alle Klagen der Welt und alles Wüten gegen den Himmel können sie nicht zurückbringen. Ich werde sie bei denen, die sie liebte, begraben und dann Inahwen und dem Volk helfen, alles wieder aufzubauen, so gut wir es vermögen.«

»Und danach?«

Eolair zuckte die Achseln. »Das wird wohl davon abhängen, ob es den Sithi gelingt, Elias und seinem Verbündeten Einhalt zu gebieten. Ich hoffe, du glaubst nicht, daß ich dir etwas Schlechtes wünsche, wenn ich dir sage, daß wir die Höhlen im Grianspog wohl beibehalten werden – für alle Fälle.«

Isorns Lächeln war schmal. »Du wärst ein Dummkopf, es nicht zu tun.«

»Und trotzdem willst du mit ihnen gehen? Auch dein eigenes Volk braucht jetzt Hilfe, nachdem Skali tot ist.«

»Ich weiß. Aber ich muß meine Familie und Josua finden. Meine Wunden sind so gut geheilt, daß ich reiten kann. Darum schließe ich mich den Sithi an – als einziger Sterblicher. Es wird ein einsamer Weg nach Erchester werden.«

Eolair grinste. »So, wie Jirikis Volk reitet, jedenfalls kein langer.« Er sah auf seine Schar abgerissener Männer und wußte, daß sie lieber die von Schneestürmen verwüstete Frostmark durchqueren als länger bei den Unsterblichen bleiben wollten. »Aber wenn es so ausgeht, daß die Männer von Hernystir doch noch gebraucht werden, dann schick mir eine Botschaft nach Hernysadharc. Ich werde einen Weg finden, zu dir zu kommen.«

»Ich weiß.«

»Leb wohl, Isorn.«

Eolair drehte sich um und ging zu seinem Pferd zurück. Als er aufsteigen wollte, ritten Jiriki und Likimeya, die ein Stück zurückgeblieben waren, auf ihn zu.

»Männer von Hernystir.« Unter dem schwarzen Helm leuchteten Likimeyas Augen hell. »Wißt, daß wir euch ehren. Seit Prinz Sinnachs Tagen haben euer Volk und das unsere nicht mehr Seite an Seite gekämpft. Jetzt liegen eure Gefallenen neben unseren Toten, hier und in eurer Heimat. Wir danken euch.«

Eolair hätte die Sitha mit dem strengen Gesicht am liebsten gefragt, was der Tod von achtzig Hernystiri nun eigentlich für einen Nutzen gehabt hatte; aber jetzt war nicht die Zeit für solche Auseinandersetzungen. Seine Männer standen unruhig, aber schweigend da und hatten nur den einen

Wunsch, endlich aufzubrechen.

»Ihr habt Hernystir von einer furchtbaren Geißel befreit«, erwiderte er, wie es sich gehörte. Es gab Regeln, die man einhalten mußte. »Auch wir danken Euch und ehren Euch.«

»Möget Ihr Frieden finden am Ende Eurer Reise, Graf Eolair«, sagte Jiriki. Seine schwarze Klinge Indreju hing an einer Hüfte. Wie seine Mutter war auch er gepanzert und sah einem fremdartigen Kriegsgott so ähnlich wie sie. »Und wenn Ihr ihn findet, möge er von Dauer sein.«

»Der Himmel behüte Euch.« Eolair schwang sich in den Sattel und schwenkte den Arm, das Zeichen für den Kärrner. Langsam begannen sich die Räder zu drehen. Maegwins Leichentuch blähte sich im steifen, scharfen Wind.

Und was mich angeht, dachte er, *mögen mich die Götter von jetzt an in Ruhe lassen. Sie haben mein Volk und mein Leben vernichtet. Nun sollen sie ihre Aufmerksamkeit anderen Dingen zuwenden, damit wir, die wir noch übrig sind, von vorn anfangen können.*

Als er sich umdrehte, verharrten der Rimmersmann und die Sithi noch immer bewegungslos vor der aufgehenden Sonne. Er hob den Arm, und Isorn erwiderte die Geste des Abschieds.

Eolair sah über den Schnee nach Westen. »Kommt, Männer meines Landes«, rief er seiner zerlumpten Rotte zu. »Wir gehen nach Hause.«

XXVI

Das Lied des roten Sterns

»Hier, trinkt.« Der Troll hielt ihm einen Wasserschlauch hin. »Ich bin Binabik vom Mintahoq. Ookequk war mein Meister. Und Ihr seid Padreic. Viele Male hat er von Euch gesprochen.«

»Padreic ist tot«, keuchte der Mönch. Er nahm einer Schluck. Wasser rann über sein Kinn. Er war sichtlich erschöpft. »Ich bin längst ein anderer Mann.« Er schob den Schlauch mit zitternder Hand zur Seite. »Bei allen Göttern, alten und neuen, das war ein starker Schutzzauber an dieser Tür. Seit zwei Jahrzehnten habe ich etwas so Starkes nicht mehr zu sprengen versucht. Ich glaube, es hat mich fast umgebracht.« Er schüttelte den Kopf. »Was vielleicht besser gewesen wäre.«

»Nun hört euch das an!« explodierte Miriamel. »Ihr taucht hier plötzlich aus dem Nichts auf, aber was redet Ihr? Immer noch den gleichen Unsinn. Was tut Ihr hier?«

Cadrach wollte ihr nicht in die Augen sehen. »Ich bin Euch gefolgt.«

»Mir gefolgt? Von wo aus?«

»Den ganzen Weg bis zum Stein des Abschieds – und dann weiter, als Ihr von dort geflohen seid.« Er musterte die Unterirdischen, die die Tür im Stein wieder geschlossen hatten und nun zusammengedrängt am entgegengesetzten Ende der Höhle standen und miteinander flüsterten, wobei sie auf den Eindringling starrten, als könnte er ein verkleideter Norne sein.

»Und das hier sind – die *Domhaini*.« Er schnitt eine Grimasse. »Ich dachte mir schon, daß der Türzauber von ihrer geschickten Hand stammte, aber ganz sicher konnte ich nicht sein. Wenn ich sonst ihren Spuren begegnete, waren sie nie so frisch.«

Miriamel ließ sich nicht ablenken. »Cadrach! Ich will wissen, was Ihr hier tut und wer Euch verfolgt!«

Der Mönch sah hinunter auf seine Hände, die in den Falten seiner zerschlissenen Kutte verkrampft waren. »Ich fürchte, ich habe die Nornen zu Euch und Euren Verbündeten geführt. Die weißen Ungeheuer haben sich

fast sofort an meine Fersen geheftet, nachdem ich in die Katakomben hinabgestiegen bin. Ich hatte die größte Mühe, meinen Vorsprung nicht zu verlieren.«

»Das heißt, Ihr habt sie hierhergelockt?« Miriamel wußte immer noch nicht, wie sie sich zu dem Wiedersehen mit Cadrach stellen sollte. Seitdem er sie und die anderen damals im Seen-Thrithing so schnöde im Stich gelassen hatte, war sie redlich bemüht gewesen, nicht mehr an ihn zu denken. Sie schämte sich noch immer wegen des Streits um Tiamaks Pergament.

»Sie sollen mich nie wieder fangen«, sagte der Mönch leidenschaftlich. »Wenn es mir nicht gelungen wäre, die Tür aufzubrechen, hätte ich mich eher von der Tan'ja-Treppe geworfen, als ihnen in die Hände zu fallen.«

»Nun allerdings, sagt Ihr, stehen die Nornen dort draußen, und die Höhle besitzt nur eine Tür zum Hinausgehen«, warf Binabik ein. »Nicht viel Gutes habt Ihr für Euch getan, Cadrach oder Padreic oder wie immer Ihr jetzt auch heißt.« Binabik hatte von Miriamel und Simon schon viel über den Mönch gehört, und man sah ihm an, daß die Achtung vor dem, was der Hernystiri einmal gewesen war, in ihm mit dem Mißtrauen gegen einen Menschen kämpfte, der die Freunde des Trolls verraten hatte. Er zuckte die Achseln. »Bei Chukkus Steinen! Genug vom Reden. Kümmern wir uns um wichtigere Dinge.« Er stand auf und trottete zu den Unterirdischen hinüber.

»Warum seid Ihr damals fortgelaufen, Cadrach? Ich hatte Euch doch gesagt, daß mir die Sache mit Tiamaks Pergament … und alles andere … leid tat.«

Jetzt endlich sah der Mönch ihr in die Augen. Sein Blick war eigentümlich leer. »Ah, aber Ihr hattet ja recht, Miriamel. Ich *bin* ein Dieb, Lügner und Trunkenbold, und das seit vielen Jahren. Daß ich ein paarmal ehrlich gehandelt habe, ändert daran nichts.«

»Warum sagt Ihr immer so etwas?« versetzte Miriamel empört. »Warum seid Ihr so versessen darauf, immer nur das Schlechteste in Euch zu sehen?«

Cadrachs Gesichtsausdruck bekam etwas fast Vorwurfsvolles. »Und warum besteht Ihr darauf, nur das Beste in mir zu sehen, Miriamel? Ihr glaubt, Ihr wüßtet alles über die Welt, aber schließlich und letztlich seid Ihr nur ein junges Mädchen, und Eure Vorstellungskraft und Euer Verständnis dafür, was für ein finsterer Ort die Welt wirklich ist, haben Grenzen.«

Getroffen wandte Miriamel sich ab und fing an, in ihrem Reisesack herumzuwühlen. Kaum war sie wieder ein paar Minuten mit Cadrach zusammen, als sie auch schon den sehnlichen Wunsch spürte, ihn zu erwürgen –

und gleichzeitig eifrig nach etwas Eßbarem für ihn zu suchen.

Immerhin kann ich ihn genausogut erst einmal aufpäppeln, bevor ich ihn umbringe.

Cadrach lehnte mit zurückgebogenem Kopf und geschlossenen Augen an der Höhlenwand, vollkommen erschöpft. Miriamel nutzte die Gelegenheit, ihn genauer anzusehen. Seit er sie im Grasland verlassen hatte, war er immer dünner geworden; das Gesicht hing in schlaffen Falten, weil der Haut die Stütze der früheren Fleischpolster fehlte. Selbst im rosigen Licht der Unterirdischen-Steine wirkte der Mönch grau.

Binabik kam zurück. »Unser Sichersein dauert vielleicht nur kurz. Yisfidri sagt, daß der Schutzzauber der Tür nie mehr so stark sein wird wie zuvor, nachdem er einmal bezwungen wurde. Nicht alle Nornen sind Meister wie dein mönchischer Freund, aber einige könnten es doch sein. Und selbst wenn keiner von ihnen die Tür öffnen kann, ist es doch wenig wahrscheinlich, daß sie Pryrates widersteht.«

»Meister? Was für Meister?«

»Meister der Lehre. Ausgebildet in der *Kunst* – die solche, die nicht Träger der Schriftrolle sind, manchmal Zauberei nennen.«

»Cadrach hat gesagt, er könnte nicht mehr zaubern.«

Binabik schüttelte verwundert den Kopf. »Miriamel, Padreic von Crannhyr war einst der vielleicht Geschickteste von allen, die in Osten Ard die *Kunst* übten – auch wenn das zum Teil daran lag, daß andere Schriftrollenträger, selbst der größte unter ihnen, Morgenes, es vorzogen, nicht in ihre tiefsten Strömungen einzutauchen. Auch dünkt mich, daß Cadrach seine Fähigkeiten nicht verloren hat – wie sonst hätte er die Tür der Unterirdischen aufbrechen können?«

»Es ging alles zu schnell. Ich habe wohl gar nicht richtig nachgedacht.« Sie fühlte plötzlich neue Hoffnung. Vielleicht hatte das Schicksal einen Grund gehabt, den Mönch zu ihnen zu führen.

»Ich tat, was ich mußte«, mischte Cadrach sich unvermittelt ein. Miriamel, die ihn für schlafend gehalten hatte, fuhr zusammen. »Die Weißfüchse hätten mich schon fast gehabt. Aber ich bin nicht, was ich einmal war, Troll. Die *Kunst* zu üben, erfordert Disziplin und harte Arbeit … und inneren Frieden. Das alles liegt mir seit vielen Jahren fern.« Er ließ den Kopf an die Wand sinken. »Der Brunnen ist verdorrt. Ich habe nichts mehr zu geben. Nichts.«

Aber Miriamel bestand auf ihren Antworten. »Ihr habt mir immer noch nicht erklärt, warum Ihr mir gefolgt seid, Cadrach.«

Der Mönch öffnete die Augen. »Weil es nichts anderes gibt. Weil die Welt keinen anderen Inhalt mehr für mich hat.« Er zögerte und warf dann einen zornigen Blick auf Binabik, als belausche der kleine Mann etwas, das zu hören er kein Recht hatte. Die Worte kamen nur langsam. »Weil … weil Ihr freundlich zu mir wart, Miriamel. Ich hatte vergessen, was das für ein Gefühl ist. Ich brachte es nicht über mich, Euch zu begleiten und mich den Fragen, den Blicken, dem Abscheu aller dieser Leute auszusetzen – Herzog Isgrimnurs und der anderen –, aber ich konnte auch diese kleine Berührung mit dem Leben, dem Leben, wie es früher einmal war, nicht aufgeben. Ich konnte nicht loslassen.« Er hob beide Hände und rieb sich die Haut des Gesichts, um dann unglücklich zu lachen. »Ich bin wohl doch nicht so tot, wie ich glaubte.«

»Wart Ihr es dann, der Simon und mir im Wald folgte?«

»Ja, und auch durch Stanshire und Falshire. Erst, als er zu Euch stieß«, er wies auf Binabik, »mußte ich größeren Abstand halten. Dieser Wolf hat eine feine Nase.«

»Ihr wart keine große Hilfe, als die Feuertänzer über uns herfielen.« Cadrach schauderte nur.

»Und dann seid Ihr uns bis hierher nachgegangen?«

»Ich verlor Eure Spur im Hasutal. Es war reiner Zufall, daß ich Euch wiederfand. Wenn Ihr nicht nach Sankt Sutrin gekommen wärt, wo ich dank der Güte dieses verrückten Domitis ein Dach über dem Kopf gefunden hatte, wären wir einander wohl nie wieder begegnet.« Wieder lachte er heiser. »Überlegt Euch das, Herrin. Euer Pech begann, als Ihr Gottes Haus betratet.«

»Das reicht.« Miriamel verlor allmählich die Geduld mit Cadrachs Selbsthaß. »Ihr seid hier. Was tun wir nun?« Bevor der Mönch noch etwas dazu sagen konnte, schlurfte Yis-fidri herbei. Der Unterirdische sah Cadrach traurig an und wandte sich dann an Miriamel und Binabik. »Dieser Mann hat in einem Punkt recht. Es steht wieder jemand vor der Tür. Die Hikeda'ya sind gekommen.«

Schweigen herrschte, als ihnen die Bedeutung dieser Worte klar wurde.

»Bist du sicher?« Miriamel hatte wenig Hoffnung, daß die Unterirdischen sich irrten, aber der Gedanke, in einer Höhle eingesperrt zu sein, vor deren Eingang die Leichenfratzen der Nornen lauerten, hatte etwas Entsetzliches. Als Figuren in den Erzählungen ihres Onkels über den Untergang von Naglimund waren die Weißfüchse grausig genug gewesen – bis sie sie auf dem Berggipfel über dem Hasutal selbst gesehen hatte. Sie hätte

gern für den Rest ihres Lebens auf diesen Anblick verzichtet, fürchtete aber, daß soviel Glück ihr nicht beschieden sein würde. Die panische Angst, die Cadrachs überraschende Ankunft eine Weile in den Hintergrund gedrängt hatte, stieg von neuem in ihr auf. Plötzlich bekam sie keine Luft mehr. »Und ihr seid sicher, daß es die Nornen und nicht nur ein paar Soldaten meines Vaters sind?«

»Diesen Mann hier haben wir nicht erwartet«, entgegnete Yis-fidri, »aber wir kennen die Wesen, die durch unsere Tunnel streifen. Im Augenblick hält die Tür sie noch zurück, aber das kann bald nicht mehr der Fall sein.«

»Aber wenn es eure Tunnel sind, müßt ihr doch einen Fluchtweg kennen.«

Der Unterirdische antwortete nicht.

»Vielleicht werden wir doch die Steine, die wir gesammelt haben, zur Anwendung bringen«, bemerkte Binabik. »Wir sollten unsere Gedanken nun auf einen Fluchtversuch richten, bevor sich noch mehr von unseren Widersachern einfinden. Yis-fidri! Kannst du mir sagen, wie viele dort draußen harren?«

Der Unterirdische flötete seiner Gattin eine Frage zu.

Nachdem er ihrer Antwort gelauscht hatte, drehte er sich um. »Vielleicht so viele wie Finger an einer Hand. Aber das wird nicht lange so bleiben.«

»So wenige?« Miriamel setzte sich auf. »Dann sollten wir kämpfen! Wenn dein Volk uns hilft, Yis-fidri, könnten wir diese wenigen bestimmt überwinden und fliehen.«

Yis-fidri wich mit sichtlichem Unbehagen zurück. »Ich habe es dir doch schon gesagt. Wir sind nicht stark. Wir kämpfen nicht.«

»Hört auf das, was die Tinukeda'ya sagen.« Cadrachs Stimme war kalt. »Nicht, daß es noch einen großen Unterschied bedeuten würde, aber ich zumindest würde lieber hier mein Ende abwarten, als mich von einem Speer der Weißfüchse durchbohren zu lassen.«

»Aber wenn wir hier sitzenbleiben, ist unser Ende sicher. Wenn wir einen Fluchtversuch wagen, gibt es zumindest noch Hoffnung.«

»So oder so gibt es keine Hoffnung«, erwiderte der Mönch. »Hier drinnen können wir wenigstens unseren Frieden mit uns selbst machen und notfalls von eigener Hand sterben.«

»Was seid Ihr doch für ein unglaublicher Feigling!« schrie Miriamel ihn an. »Ihr habt doch gehört, was Yis-fidri gesagt hat – höchstens ein halbes

Dutzend! Das ist nicht das Ende der Welt. Wir könnten es schaffen.«

Cadrach sah sie an. In seinem Gesicht kämpften Kummer, Widerwille und kaum verhehlte Wut. »Es sind nicht die Nornen, die ich fürchte«, sagte er dann. »Aber es ist das Ende der Welt.«

Miriamel erkannte, daß etwas Ungewöhnliches in seinem Ton lag, etwas, das weit über seine übliche Schwarzseherei hinausging. »Wovon sprecht Ihr, Cadrach?«

»Vom Ende der Welt«, wiederholte der Mönch und holte tief Atem. »Herrin, selbst wenn Ihr und ich und dieser Troll es fertigbrächten, jeden Nornen hier auf dem Hochhorst – und sogar jeden Nornen in Sturmspitze – niederzumetzeln, würde das doch nichts ändern. Es ist zu spät, noch etwas zu unternehmen. Es war *immer* zu spät. Die Welt, die grünen Felder von Osten Ard, seine Menschen … sie sind zum Untergang verurteilt. Und das wußte ich schon, bevor ich Euch begegnete.« Er sah sie flehend an. »Natürlich bin ich verbittert, Miriamel. Natürlich bin ich dem Wahnsinn nah. Weil ich ganz sicher weiß, daß es keine Hoffnung gibt.«

Simon erwachte aus wolkigen, verworrenen Träumen. Es war stockfinster, und neben ihm stöhnte jemand. Jeder einzelne Fleck seines Körpers schmerzte, und Handgelenke und Knöchel waren kaum zu bewegen. Lange Zeit war er überzeugt, gefangen und gefesselt in einer schwarzen Zelle zu liegen, bis ihm endlich doch einfiel, wo er sich befand.

»Guthwulf?« krächzte er. Das Stöhnen ging unverändert weiter.

Simon rollte sich auf den Bauch und kroch darauf zu. Als seine geschwollenen Finger auf ein Hindernis stießen, hielt er an und tastete sich ungeschickt vor, bis er das Gesicht des Grafen mit dem struppigen Bart berührte. Der Blinde war glühendheiß von Fieber.

»Graf Guthwulf, ich bin es, Simon. Ihr habt mich vom Rad gerettet.«

»Ihre Heimat brennt!« Guthwulf war außer sich vor Entsetzen. »Sie können nicht davonlaufen – vor den Toren stehen Fremde mit schwarzem Eisen!«

»Habt Ihr hier Wasser? Etwas zu essen?«

Er fühlte, wie der Blinde sich aufzurichten versuchte. »Wer ist dort? Ihr könnt es mir nicht wegnehmen! Es singt für mich. Für mich!« Guthwulf griff nach etwas, und Simon spürte eine kalte Metallkante, die schmerzhaft über seinen Unterarm strich. Fluchend hob er den Arm an den Mund und schmeckte Blut.

Hellnagel. Es war kaum zu glauben. *Dieser vom Fieber gequälte Blinde hat Hellnagel.*

Einen Moment erwog er, es Guthwulf einfach aus der geschwächten Hand zu nehmen. Was bedeutete schließlich die Not dieses Verrückten gegen das Leid ganzer Völker! Aber noch unangenehmer als die Vorstellung, einem kranken Mann, der ihm noch dazu das Leben gerettet hatte, das Schwert zu rauben, war die Tatsache, daß Simon ohne Licht irgendwo in den Tunneln unter dem Hochhorst saß und niemals wieder herausfinden würde. Falls der blinde Graf nicht aus irgendeinem unbegreiflichen Grund über eine Fackel oder Laterne verfügte, würde Simon ohne Guthwulfs Kenntnisse dieses Labyrinths vermutlich auf ewig im Finstern umherirren. Und was hätte er dann von Hellnagel?

»Guthwulf, habt Ihr eine Fackel? Oder Feuerstein und Stahl?«

Der Graf murmelte schon wieder vor sich hin. Das wenige, das Simon davon verstand, nützte ihm nichts. Er wandte sich ab und begann tastend die Höhle zu untersuchen, das Gesicht schmerzverzerrt und bei jeder Bewegung laut stöhnend.

Guthwulfs Schlupfwinkel war klein, kaum ein Dutzend Schritte – wenn Simon aufrecht gegangen wäre – in beiden Richtungen. In den Felsritzen des Bodens wuchs etwas, das sich wie Moos anfühlte. Er riß etwas davon ab und roch daran. Anscheinend war es nicht die gleiche Pflanze wie die, die ihn in Asu'as zerstörten Hallen am Leben gehalten hatte. Er legte ein bißchen davon auf die Zunge und spuckte es wieder aus. Es schmeckte sogar noch widerlicher als das andere. Andererseits tat ihm der Magen so weh, daß er wußte, er würde es bald wieder versuchen.

Bis auf die verschiedenen Lumpen, die über den unebenen Boden verstreut lagen, schien Guthwulf kaum etwas zu besitzen. Simon fand ein Messer mit halb abgebrochener Klinge. Als er es in den Gürtel stecken wollte, merkte er plötzlich, daß er keinen Gürtel hatte – und auch kein einziges anderes Kleidungsstück.

Nackt und verirrt im Dunkeln. Nichts mehr übrig von Simon außer Simon.

Er war bespritzt worden vom Drachenblut, aber hinterher war er immer noch Simon gewesen. Er hatte Jao é-Tinukai'i gesehen, in einer großen Schlacht gekämpft, einen Kuß von einer Prinzessin bekommen – aber er war trotzdem mehr oder weniger derselbe Küchenjunge geblieben. Jetzt hatte man ihm alles genommen, und doch hatte er immer noch das, mit dem er einmal angefangen hatte.

Simon lachte, ein trockener, heiserer Laut. Es bedeutete eigentlich eine gewisse Freiheit, so wenig zu besitzen. Wenn er die nächsten Stunden überlebte, wäre das ein Triumph. Er war dem Rad entkommen. Was konnte man ihm noch antun?

Er legte das zerbrochene Messer an die Wand, damit er es wiederfand, und setzte seine Suche fort. Dabei stieß er auf mehrere Gegenstände, deren Zweck er nicht erraten konnte; merkwürdig geformte Steine, die sich zu kunstvoll anfühlten, um natürlich zu sein, tönerne Gefäßscherben, zersplittertes Holz, sogar Skelette kleinerer Tiere. Aber erst als er sich zur anderen Seite der Höhle durchgearbeitet hatte, fand er etwas wirklich Nützliches.

Seine tauben, steifgewordenen Finger berührten etwas Nasses. Er riß die Hand weg und streckte sie dann ganz langsam wieder aus. Vor ihm stand eine halb mit Wasser gefüllte, steinerne Schüssel. Daneben auf dem Boden, herrlich wie ein Wunder aus dem Buche Ädon, lag etwas, das sich anfühlte wie ein Stück altes Brot.

Simon hatte das Brot schon im Mund, als er an Guthwulf dachte. Er zögerte. Sein Magen tobte. Er riß ein Stück ab, tunkte es ins Wasser und steckte es zwischen die Zähne. So aß er noch zwei weitere kleine Stücke, nahm dann die Schüssel vorsichtig in die schmerzenden, zitternden Hände und kroch zu Guthwulf hinüber. Er tauchte die Finger ins Wasser und tropfte es dem Grafen in den Mund. Er hörte, wie der Blinde durstig schluckte. Dann nahm er einen Bissen Brot, feuchtete ihn an und wollte den Kranken damit füttern. Aber Guthwulf machte den Mund nicht zu und schien weder kauen noch schlucken zu können. Simon wartete einen Augenblick, holte das Brot wieder heraus und aß es selbst.

Von neuem überkam ihn Erschöpfung.

»Später«, sagte er zu Guthwulf. »Später werdet Ihr essen. Ihr werdet wieder gesund werden, und ich auch. Dann gehen wir weg von hier.«

Dann werde ich mit Hellnagel den Turm besteigen. Dafür habe ich mir mein Leben zurückgeholt.

»Das Hexenholz steht in Flammen, der Garten brennt…« Der Graf wand und wälzte sich. Hastig zog Simon die Schüssel weg, außer sich vor Angst, sie könnte umfallen. Guthwulf stöhnte.

»*Ruakha, ruakha Asu'a!*«

Selbst aus einiger Entfernung spürte Simon noch die wütende Hitze, die von ihm ausging.

Der Mann lag am Boden, das Gesicht gegen den Stein gepreßt. Seine Kleidung und Haut waren so schmutzig, daß er sich kaum davon abhob. »Das ist alles, Meister. Ich schwöre es.«

»Steh auf.« Pryrates trat ihn in die Rippen, jedoch nicht so hart, daß etwas brach. »Ich kann dich ja kaum verstehen.«

Der Mann richtete sich auf den Schenkeln auf. Sein bärtiger Mund zitterte vor Furcht. »Das ist alles, Meister. Sie sind ausgerissen. Mit dem Wasser.«

»Das weiß ich, Dummkopf.«

Der Alchimist hatte seinen Soldaten, nachdem sie von ihrer vergeblichen Suche zurückgekehrt waren, keine weiteren Anweisungen gegeben. Sie standen unbehaglich herum. Man hatte Inchs Reste von den Ketten entfernt, die Pryrates' Turmspitze drehten; was noch von ihm übrig war, lag in einem unappetitlichen Haufen neben der Rinne. Es war nicht zu übersehen, daß die meisten Wachen gern die Erlaubnis gehabt hätten, das, was von dem Aufseher noch vorhanden war, zuzudecken. Aber da ihnen Pryrates keinen entsprechenden Befehl erteilt hatte, blickten sie angestrengt in andere Richtungen.

»Und du weißt nicht, wer die beiden waren?«

»Es war der blinde Mann, Meister. Manche haben ihn hier schon gesehen, aber keiner hat ihn je erwischt. Er nimmt ab und zu Sachen weg.«

Ein Blinder, der in den Höhlen lebte. Pryrates lächelte. Er konnte sich recht gut vorstellen, um wen es sich handelte.

»Und der andere? Ein Schmiedeknecht, den Inch bestraft hat, nehme ich an?«

»Das war er, Meister. Aber Inch nannte ihn noch anders.«

»Anders? Wie?«

Der Mann stockte, das Gesicht eine Maske des Entsetzens. »Weiß nicht mehr«, flüsterte er.

Pryrates beugte sich über ihn, bis sein haarloses Gesicht nur noch eine Hand breit von der Nase des anderen entfernt war.

»Ich kann dir *helfen*, dich zu erinnern.«

Der Mann erstarrte, wie ein Frosch vor dem Blick der Schlange. Ein winziges Wimmern entrang sich seiner Kehle. »Ich versuch's, Meister«, quäkte er, und dann: »Küchenjunge! Doktor Inch nannte ihn ›Küchenjunge‹!«

Pryrates hob den Kopf. Der Mann sackte schwer atmend zusammen.

»Ein Küchenjunge«, murmelte der Priester sinnend. »Ist es möglich?« Plötzlich lachte er, ein schnarrender, kratziger Laut. »Ausgezeichnet. Er muß es sein!« Er wandte sich an die Soldaten. »Wir haben hier nichts mehr zu tun. Und der König braucht uns.«

Inchs Vertrauter starrte auf den Rücken des Alchimisten. Seine Lippen zuckten, als er allen Mut zusammennahm, um zu sprechen. »Meister?«

Pryrates drehte sich langsam um. »Was?«

»Jetzt … jetzt, wo Doktor Inch tot ist … wer soll sich jetzt um alles kümmern? Als Aufseher in der Königsschmiede?«

Der Priester sah den grauhaarigen, aschegeschwärzten Mann unfreundlich an. »Klärt das unter euch.« Er gab den wartenden Soldaten ein Zeichen und winkte etwa die Hälfte der zwanzig Mann heraus. »Ihr bleibt hier unten. Vergeudet eure Zeit nicht damit, Inchs Kumpane zu schützen – ich hätte ihm die Aufsicht über die Schmiede gar nicht so lange überlassen sollen. Von euch verlange ich nur, daß das Rad im Wasser bleibt. Die Dinge, die es antreibt, sind viel zu wichtig, als daß sich Dummheiten wie diese wiederholen dürften. Denkt daran: Wenn dieses Rad noch einmal aufhört, sich zu drehen, sorge ich dafür, daß euch das sehr, sehr leid tut.«

Die bezeichneten Wachen nahmen entlang der Wasserrinne Aufstellung, während die übrigen Soldaten in langer Reihe die Schmiede verließen. Pryrates blieb in der Tür stehen und schaute sich um. Unter den gleichgültigen Blicken der Wachen hatte sich um Inchs obersten Schergen rasch ein immer enger werdender Ring grimmig aussehender Schmiedeknechte gebildet. Pryrates lachte vor sich hin und ließ die Tür knirschend zufallen.

Josua fuhr erschrocken von seinem Hocker auf. Der Wind heulte wild, und die Gestalt im Zelteingang schien einem Riesen zu gehören.

»Wer ist da?«

Isgrimnur, der während ihres langen Schweigens eingenickt war, schnaubte überrascht und tastete nach dem Griff von Kvalnir.

»Ich halte es nicht länger aus.« Herr Camaris schwankte in der Türöffnung wie eine Eiche im Sturm. »O Gott, schütze mich, Gott, schütze mich … ich höre es jetzt sogar, wenn ich wach bin. In der Dunkelheit höre ich überhaupt nichts anderes mehr.«

»Was meint Ihr?« Josua stand auf und ging zu ihm. »Ihr seid krank, Camaris. Kommt, setzt Euch ans Feuer. Das ist kein Wetter zum Herum wandern.«

Camaris schüttelte seine Hand ab. »Ich muß gehen. Es ist Zeit. Ich höre das Lied ganz deutlich. Es ist Zeit.«

»Zeit wozu? Wohin gehen? Isgrimnur! Kommt und helft mir.«

Der Herzog rappelte sich mühsam auf; seine steifen Glieder und noch immer empfindlichen Rippen schmerzten, und er schnaufte. Er nahm Camaris beim Arm und merkte, daß die Muskeln so hart waren wie nasse Knoten.

Er ist ja fast von Sinnen vor Angst! Beim Erlöser, wer hat ihm das angetan?

»Setzt Euch doch«, wiederholte Josua und drängte Camaris zu einem Hocker. »Sagt uns, was Euch fehlt.«

Der alte Ritter riß sich brüsk los und machte ein paar unsichere Schritte rückwärts, hinaus in den Schnee. *Dorns* lange Scheide schlug gegen sein Bein. »Sie rufen einander. Sie *brauchen* einander. Die Klinge geht, wohin sie will. Es ist Zeit.«

Josua folgte ihm nach draußen auf den Berghang. Isgrimnur humpelte bestürzt und sorgenvoll hinterher und zog sich vor dem Wind den Mantel zu. Unter ihnen lag der Kynslagh, eine weite dunkle Fläche hinter dem alles bedeckenden Weiß. »Ich verstehe Euch nicht, Camaris!« übertönte der Prinz den Wind. »Wozu ist es Zeit?«

»Seht!« Der Alte warf den Arm hoch und deutete in die trüben Sturmwolken. »Seht Ihr denn nicht?«

Isgrimnur und Josua blickten zum Himmel auf. Dort brannte ein roter Fleck in düsterer Glut. »Der Erobererstern?« fragte der Herzog.

»Sie fühlen es. Es ist Zeit.« Wieder ging Camaris einen Schritt zurück und schaukelte dabei, als könnte er jeden Moment rücklings den Berg hinunterfallen. »Gott gebe mir Kraft. Ich kann mich nicht länger dagegen wehren.«

Josua warf dem Herzog einen Blick zu, in dem die stumme Bitte um Hilfe lag. Isgrimnur kam näher. Wieder faßten die beiden Camaris' Arme.

»Kommt ins Zelt, heraus aus der Kälte«, bat Josua.

Herr Camaris befreite sich mit einem einzigen Ruck aus ihrem Griff – wie jedesmal staunte Isgrimnur, wie stark er war –, und seine Hand irrte sekundenlang zu *Dorns* silberumhülltem Heft.

»Camaris!« rief Isgrimnur entsetzt. »Ihr wollt die Klinge gegen uns ziehen? Gegen Eure Freunde?«

Der Alte starrte ihn mit seltsam ziellosem Blick an. Dann merkte der

Herzog, wie die Verkrampfung allmählich nachließ. »Gott steh mir bei, es ist das Schwert. Es singt zu mir. Es weiß, wohin es will. Dort hinein.« Er deutete mit schlaffer Hand auf die dunkle Masse des Hochhorsts.

»Und wir werden Euch dorthin bringen – Euch und auch das Schwert«, sagte Josua gelassen. »Allerdings gibt es vorher noch eine Kleinigkeit zu erledigen – wir müssen erst einmal eine Bresche in die Mauer schlagen.«

»Da gibt es noch andere Wege«, sagte Camaris, aber sein Anfall von Wildheit war vorbei. Er ließ zu, daß sie ihn in Josuas Zelt führten.

Der alte Ritter leerte den Becher, den Josua ihm gefüllt hatte, mit einem einzigen Zug; ein zweiter Becher folgte. Das beunruhigte Isgrimnur fast ebensosehr wie die merkwürdigen Reden, denn Camaris war als mäßiger Mann bekannt. Aber der alte Ritter sah so verstört aus, daß ihm im Augenblick vielleicht alles willkommen war, das Erleichterung von den Qualen brachte, die *Dorn* ihm zufügte.

Sagen wollte Camaris nichts mehr, obwohl Josua ihn dringend bat, ihnen weitere Einzelheiten mitzuteilen. Isgrimnur fand, daß er dabei ungewöhnlich rücksichtsvoll, zugleich aber sehr ungeschickt vorging. Seit jener Nacht auf dem Schiff war Isgrimnur bei Josua eine veränderte Haltung gegenüber Camaris aufgefallen. Es war, als bereite die bloße Anwesenheit des alten Mannes dem Prinzen heftiges Unbehagen. Nicht zum ersten Mal grübelte Isgrimnur darüber nach, was Camaris dem Prinzen wohl Schreckliches anvertraut hatte.

Nach einer Weile gab Josua es auf und setzte sein vom Erscheinen des Ritters unterbrochenes Gespräch mit Isgrimnur fort.

»Wir wissen jetzt, daß innerhalb der Burgmauern immer noch ein Heer lagert – von beträchtlicher Stärke und zusammengesetzt aus Thrithing-Söldnern und der Erkynwache.« Er runzelte die Stirn. »Mein Bruder zeigt mehr Geduld, als ich angenommen hätte. Nicht einmal bei unserer Landung hat er einen Ausfall unternehmen lassen.«

»Geduld … vielleicht hat er aber auch etwas viel Schlimmeres mit uns vor.« Der Herzog zupfte sich am Bart. »Im übrigen wissen wir gar nicht, ob Euer Bruder noch am Leben ist. Erchester ist so gut wie menschenleer, und die wenigen Leute, die wir dort noch finden konnten, würden es nicht merken, wenn Fingil selbst aus seinem Grab gestiegen wäre und wieder auf dem Drachenbeinthron säße.«

»Mag sein.« Der Prinz schien zu zweifeln. »Aber ich habe das Gefühl, daß ich es wissen würde, wenn Elias tot wäre. Und auf jeden Fall haben

wir es selbst dann, wenn Pryrates ihn besiegt oder sich selbst den Thron angeeignet hat, immer noch mit dem Sturmkönig und dem zornigen Stern des Bundes der Schriftrolle zu tun.«

Isgrimnur nickte. »O ja, da drin ist jemand. Jemand, der unsere Pläne kennt. Und der das Schwert Eures Vaters genommen hat.«

Josuas Miene verdüsterte sich. »Ja, das war ein Schlag. Aber als ich sah, daß auf dem Swertclif keine Wachen standen, hatte ich ohnehin nicht mehr viel Hoffnung, daß wir das Schwert dort finden würden.«

»Wir wußten immer, daß wir in den Hochhorst hineinmüßten, um an dieses Feenschwert – *Leid* – heranzukommen.« Isgrimnur zupfte von neuem an seinem Bart und gab angewiderte Laute von sich. Kriege waren auch ohne diese magischen Verwicklungen schwierig genug. »Wir können uns genausogut für zwei Klingen wie für eine anstrengen.«

»Wenn es sich überhaupt in diesen Mauern befindet«, meinte Josua. »Dieses Loch im Grabhügel meines Vaters sieht mir nach einer überstürzten Angelegenheit aus – nicht, wie ich es von Pryrates oder meinem Bruder erwarten würde, die ihr Tun vor niemandem zu verbergen brauchen.«

»Aber wer könnte es sonst gewesen sein?«

»Wir wissen immer noch nicht, was aus meiner Nichte, Simon und dem Troll geworden ist.«

»Ich glaube kaum, daß Miriamel oder der junge Simon die Klinge genommen und sich dann einfach abgesetzt hätten«, brummte Isgrimnur. »Wenn man nur wüßte, wo sie stecken! Sie wissen doch, welchen Wert Hellnagel für uns hat.«

Ein plötzlicher Aufschrei von Camaris ließ den Herzog zusammenzukken.

»*Alle* Schwerter! Bei Gottes Nägeln, ich kann sie fühlen, alle drei! Sie singen zueinander – und zu mir!« Er seufzte tief. »Ach, Josua, wenn ich sie doch nur zum Schweigen bringen könnte.«

Der Prinz drehte sich zu ihm um. »Könnt Ihr Hellnagel tatsächlich spüren?«

Der alte Ritter nickte. »Es ist eine Stimme. Ich kann es nicht erklären, aber ich höre sie – und *Dorn* hört sie auch.«

»Und wißt Ihr, wo das Schwert ist?«

Camaris schüttelte den Kopf. »Nein. Das, was mich ruft, ist zwar ein Teil von ihm, aber es hat keinen Ort. Aber die drei wollen zueinander, und zwar innerhalb dieser Mauern. Sie *müssen* zueinander. Die Zeit wird

knapp.«

Josua verzog das Gesicht. »Das klingt, als hätten Binabik und die anderen recht gehabt. Die Stunden vergehen; wenn uns die Schwerter noch etwas nützen sollen, müssen wir sie bald finden und endlich herausbekommen, worin dieser Nutzen besteht.«

Wahnsinn, dachte Isgrimnur. *Unser Leben und unser Land werden beherrscht von einem Wahnsinn aus alten Geschichten. Was würde Johan der Priester dazu sagen, der sich so angestrengt hat, das Feenvolk aus seinem Reich zu jagen und die Schatten zu verscheuchen!*

»Wir können die Mauern nicht überfliegen, Josua«, sagte er. »Wir haben in Nabban gesiegt und sind nach Norden gesegelt, und das alles in so kurzer Zeit, daß das Volk noch nach Jahren davon erzählen wird; aber wir können nicht mit einem ganzen Heer in den Hochhorst fliegen wie ein Schwarm Stare.«

»Es gibt noch andere Wege…« wisperte Camaris wieder. Josua musterte ihn scharf, aber noch ehe er herausfinden konnte, ob es sich um weiteres Gefasel über singende Schwerter oder einen brauchbaren Hinweis handelte, tauchte eine neue Gestalt im Zelteingang auf, begleitet von einem Schwall eiskalter Luft und ein paar Schneeflocken.

»Um Vergebung, Prinz Josua.« Es war Sludig, in Helm und Kettenpanzer. Er nickte auch Isgrimnur grüßend zu. »Herr.«

»Was gibt es?«

»Wir ritten die andere Seite des Swertclifs ab, wie Ihr es wünschtet. Wir suchten.«

»Und habt Ihr etwas gefunden?« Josua stand da, bemüht, keine Miene zu verziehen.

»Gefunden – nein. Gehört.« Sludig war sichtlich erschöpft, wie nach einem weiten und schnellen Ritt. »Hörner, aus weiter Ferne. Von Norden.«

»Von Norden? Wie weit weg?«

»Schwer zu sagen, Prinz Josua.« Sludig breitete die Hände aus, als könnte er die Worte durch Berührung finden. »Ich habe noch nie Hörner wie diese gehört. Aber ihr Klang war sehr schwach.«

»Danke, Sludig. Stehen Posten auf dem Swertclif?«

»An der Vorderseite, Hoheit, wo man sie von der Burg aus nicht sieht.«

»Es kommt mir nicht darauf an, ob jemand sie sieht«, erklärte der Prinz. »Wichtiger ist mir, wer vielleicht vom Norden aus über uns herfällt. Wenn Ihr und Eure Männer müde seid, Sludig, dann bittet Hotvig, mit einigen

seiner Grasländer auf der anderen Seite des Swertclifs bis zu den Ausläufern des Aldheorte hinabzureiten. Sie sollen sofort umkehren, wenn sie etwas kommen sehen.«

»Jawohl, Prinz Josua.« Sludig ging.

Josua wandte sich zu Isgrimnur. »Was meint Ihr? Wird der Sturmkönig die gleiche Karte ausspielen wie in Naglimund?«

»Vielleicht. Aber damals hatten wir Burgmauern. Hier liegt vor uns offenes Land und hinter uns nur der Kynslagh.«

»Ja, aber wir verfügen auch über mehrere Tausend Mann und haben keine Unschuldigen, um die wir uns sorgen müssen. Wenn der Hauptverbündete meines Bruders glaubt, er könne diese Nuß so mühelos knacken wie damals, wird er enttäuscht werden.«

Isgrimnur sah auf den grimmig blickenden Prinzen und dann auf Camaris, der mit in die Hände gestütztem Kopf auf die Tischplatte starrte.

Hat Josua recht? Oder sind wir das letzte, ausgefranste Ende von Johans Reich, das nur noch auf einen letzten, kräftigen Zug wartet, um zu Fasern zu zerfallen?

»Dann sollten wir jetzt lieber mit ein paar von den Hauptleuten reden.« Der Herzog stand auf und hielt die Hände über das Kohlenbecken, um wenigstens einen Teil der Kälte zu vertreiben. »Besser, sie erfahren von uns, daß etwas auf sie zukommt, als daß Gerüchte umgehen.« Er seufzte mißmutig. »Sieht aus, als gäbe es nicht viel Schlaf heute nacht.«

Miriamel starrte auf Cadrach. Sie hatte schon viele Lügen von ihm gehört, aber diesmal konnte sie sich nicht von der grausigen Überzeugung befreien, daß er die Wahrheit sagte.

Zumindest die Wahrheit, wie er sie sieht, versuchte sie sich zu trösten. Sie sah Binabik an, der mit schmalen Augen aufmerksam gelauscht hatte, und richtete dann den Blick wieder auf Cadrachs trübes Gesicht. »Verurteilt? Ihr meint, daß es noch eine andere Gefahr gibt, von der wir nichts wissen?«

Er sah ihr gerade in die Augen. »Verurteilt zum Untergang, ohne Hoffnung. Und daran bin ich entscheidend mitschuldig.«

»Was ist es, was Ihr da sagt?« fragte Binabik streng.

Yis-fidri, der Unterirdische, schien mit dieser sprunghaften und erschreckenden Unterhaltung nichts zu tun haben zu wollen; zögernd stand er daneben und öffnete und schloß die Finger.

»Was ich sage, Troll, ist, daß es sinnlos ist, wenn wir uns hier in den Höhlen verstecken. Ob wir den Weißfüchsen vor der Tür entkommen, ob Euer Prinz Josua die Mauern einreißt, ob Gott selbst seinen Blitz vom Himmel schickt und Elias zu Asche verbrennt … das alles ist ohne jede Bedeutung.«

Seine Worte klangen so bestimmt, daß sich Miriamels Magen umdrehte. »Sagt uns, was Ihr damit meint.«

Das harte Gesicht des Mönchs war plötzlich alt und faltig. »Bei Ädons Barmherzigkeit! Alles, was Ihr über mich gedacht habt, Miriamel, ist wahr. Alles.« Eine Träne rollte ihm über die Wange. »Gott helfe mir – obwohl er keinen Grund dazu hat –, ich habe Abscheuliches getan…«

»Verflucht, Cadrach! Wollt Ihr nicht endlich zur Sache kommen?«

Als hätte dieser Ausbruch das Faß von Yis-fidris Leidensfähigkeit zum Überlaufen gebracht, stand der Unterirdische auf und entfernte sich hastig. Auf der anderen Seite der Höhle gesellte er sich zu seinen wispernden Gefährten.

Cadrach wischte sich mit dem schmutzigen Ärmel Augen und Nase. »Ich habe Euch erzählt, wie Pryrates mich fing«, begann er.

»Ja«, antwortete Miriamel kurz. Sie hatte Binabik und den anderen auf dem Sesuad'ra davon berichtet und sah keinen Anlaß, die Geschichte zu wiederholen.

»Ich sagte Euch, daß ich die Buchhändler verriet und Pryrates, der mich tot glaubte, meinen Körper hinauswerfen ließ.«

Sie nickte.

»Das war nicht die Wahrheit – zumindest geschah es nicht bei dieser Gelegenheit.« Er holte tief Luft. »In Wirklichkeit beauftragte er mich, Morgenes und andere, die ich aus meiner Zeit als Träger der Schriftrolle kannte, für ihn auszuspionieren.«

»Und das tatet Ihr?«

»Wenn Ihr glaubt, ich hätte gezögert, Herrin, dann wißt Ihr nicht, wie inbrünstig ein Säufer und Feigling sich an sein Leben klammern kann – oder wie groß meine Angst vor Pryrates' Zorn war. Denn seht Ihr, ich *kannte* ihn. Ich wußte, daß die Verletzungen, die er meinem Fleisch in seinem Turm zugefügt hatte, ein Nichts gegen das waren, wozu er imstande war, wenn er mich ernstlich quälen wollte.«

»Also habt Ihr für ihn spioniert? Bei Morgenes?«

Cadrach schüttelte den Kopf. »Ich habe es versucht – beim *Baum*, und

wie ich es versuchte! Aber Morgenes war zu klug. Er wußte, daß ich mich in einer furchtbaren Notlage befand und der rote Priester uns beide von früher kannte. Er gab mir Essen und ein Nachtquartier, aber er blieb mißtrauisch. Er sorgte dafür, daß weder in seiner Wohnung noch in seiner Unterhaltung etwas zu finden war, das für jemanden wie Pryrates von Nutzen sein konnte.« Cadrach schüttelte den Kopf. »Wenn überhaupt, führten meine Bemühungen nur dazu, Morgenes klarzumachen, daß ihm weniger Zeit blieb, als er gehofft hatte.«

»Das heißt, Euer Versuch schlug fehl?« Miriamel wußte noch nicht, worauf der Mönch hinauswollte, aber ihr Entsetzen und ihre Furcht wuchsen immer mehr.

»Ja. Und ich war fast von Sinnen vor Angst. Als ich zum Hjeldinturm zurückkam, wurde Pryrates sehr wütend. Aber er tötete mich nicht und fügte mir auch nicht noch Schlimmeres zu, wie ich befürchtet hatte. Statt dessen stellte er mir weitere Fragen über *Du Svardenvyrd*. Ich glaube, inzwischen war er bereits dem Sturmkönig begegnet und hatte sich in Verhandlungen mit ihm eingelassen.« Seine Miene wurde verächtlich. »Als ob ein Mensch mit einem solchen Wesen erfolgreich verhandeln könnte! Ich nehme an, Pryrates hat bis heute nicht wirklich begriffen, wem er damals die Tür öffnete.«

»Von dem, das Pryrates getan hat, wollen wir später sprechen«, warf Binabik ein. »Jetzt wolltet Ihr uns von dem erzählen, was Ihr getan habt.«

Der Mönch betrachtete ihn unfreundlich. »Das eine hängt enger mit dem anderen zusammen, als Ihr denkt«, meinte er. »Pryrates fragte mich nach vielen Dingen, aber für jemanden, der *Du Svardenvyrd* gelesen hatte – genauer gesagt, der Nisses' Buch so genau kannte, daß die Erinnerung an seine Worte ihn noch heute täglich aufs neue quält –, war es nicht schwer zu sehen, in welche Richtung seine Fragen liefen. Auf irgendeine Weise war der Sturmkönig mit ihm in Verbindung getreten, und nun wollte Pryrates unbedingt alles über die drei Großen Schwerter erfahren.«

»Also weiß Pryrates darüber Bescheid.« Miriamels Atem ging bebend. »Dann war er es wohl auch, der Hellnagel aus dem Grabhügel genommen hat.«

Cadrach hob abwehrend die Hand. »Pryrates bestrafte mich hart, weil ich bei Morgenes versagt hatte. Dann befahl er mir, eine Botschaft an den alten Jarnauga, hoch im Norden, zu senden und ihn um nähere Angaben über den Sturmkönig zu bitten. Ich hatte den Verdacht, daß er nach Wegen suchte, sich gegen diesen neuen und äußerst gefährlichen Freund zu schüt-

zen. Ich mußte den Brief vor seinen Augen schreiben, und er brachte ihn selbst auf den Weg – mit einem Sperling, den er Morgenes entwendet hatte. Mich ließ er laufen. Er war sicher, daß ich nicht fliehen würde, denn er hätte mich jederzeit finden können.«

»Aber Ihr seid doch geflohen«, wandte Miriamel ein. »Ihr habt es mir erzählt.«

Cadrach nickte. »Ja, später. Aber nicht damals. Ich hatte zu große Angst. Gleichzeitig wußte ich, daß Jarnauga nicht antworten würde. Der Rimmersmann und Morgenes standen in engerer Verbindung, als Pryrates ahnte, und ich zweifelte nicht daran, daß der Doktor ihm längst geschrieben und Jarnauga von meinem unerwarteten Besuch erzählt haben würde. Jedenfalls aber lebte Jarnauga seit vielen Jahren im Schatten von Sturmspitze und würde niemandem seine geheimen Gedanken anvertrauen, von dem er nicht genau wußte, daß Inelukis langer Arm ihn nicht berührt hatte. Ich wußte also, daß der Betrug, zu dem Pryrates mich gezwungen hatte, sinnlos war, und daß ich für Pryrates wertlos sein würde, sobald er das herausfand. Meine einzige Bedeutung für ihn beruhte darauf, daß ich Nisses' Buch gelesen hatte und Schriftrollenträger gewesen war. Nachdem ich aber alle seine Fragen über das Buch beantwortet hatte und er entdecken würde, daß die anderen Träger der Schriftrolle mir seit Jahren nicht mehr vertrauten…« Er brach ab, von neuem von heftigen Gefühlen geschüttelt.

»Fahrt fort.« Miriamels Stimme klang etwas milder als vorher. Was immer er verbrochen hatte, er schien ernstlich darunter zu leiden.

»Ich war vor Angst – Todesangst – halb von Sinnen. Ich wußte, daß mir nur wenig Zeit blieb, bis Jarnauga antworten würde, und zwar mit der unvermeidlichen Weigerung. Verzweifelt wünschte ich mir, ich könnte fliehen, aber Pryrates hätte es sofort gemerkt, wenn ich Erchester verlassen hätte, und mit Hilfe seiner *Kunst* hätte er auch festgestellt, wohin ich gegangen wäre. Dort oben in seinem Turmzimmer hatte er mich gezeichnet. Er würde mich *überall* finden.« Cadrach rang nach Fassung. »Darum zerbrach ich mir den Kopf, grübelte und grübelte – doch zu meiner Schande nicht über einen Weg, Pryrates zu entkommen oder seine Pläne zu vereiteln. Nein, in meiner Verblendung und Furcht sann ich nur darauf, wie ich mich meinem entsetzlichen Meister angenehm machen könnte, damit er mir mein elendes Leben ließ.« Er zitterte am ganzen Körper und konnte nicht gleich weitersprechen.

»Ich hatte viel über seine Fragen nachgedacht«, fuhr er endlich fort, »vor allem aber über die drei Großen Schwerter. Kein Zweifel, sie verfügten

über wundersame Kräfte, und ebenso zweifelsfrei mußten sie eine Bedeutung für den Sturmkönig besitzen. Was, wie ich dachte, außer mir niemand ahnte, war, daß das Schwert *Minneyar*, eines der drei, in Wirklichkeit Hellnagel war, die Klinge, die man mit König Johan begraben hatte.«

Miriamel sperrte Mund und Nase auf. »Das habt Ihr gewußt?«

»Jeder, der die gleichen Geschichtsbücher gelesen hat wie ich, hätte diesen Verdacht gehegt«, versetzte Cadrach. »Ich bin überzeugt, Morgenes wußte es. Aber er versteckte sein Wissen in seinem eigenen Buch über Euren Großvater, so daß nur jemand, der wußte, wonach er suchen mußte, es darin finden konnte und ohne daß die Allgemeinheit etwas davon erfuhr.« Er war wieder etwas ruhiger geworden. »Nun, ich hatte die gleichen Quellen studiert wie Doktor Morgenes und war bald zu dem gleichen Ergebnis gekommen, obwohl ich nie jemandem etwas davon erzählt hatte. Und je mehr ich über den Marktklatsch nachdachte, daß Elias angeblich das Schwert seines Vaters nicht anfassen wollte und es gegen allen Brauch mit ihm begraben ließ, desto sicherer war ich mir, daß meine Vermutung nicht nur Wahrscheinlichkeit, sondern Wahrheit sein mußte. Wenn nun aber das, was *Du Svardenvyrd* anzudeuten schien, ebenfalls stimmte – daß nämlich die drei Schwerter die einzigen Waffen waren, vor denen der Sturmkönig sich fürchtet –, welches schönere Geschenk konnte ich dann Pryrates machen, als ihm ein solches Schwert zu bringen? Alle drei galten als verschollen. Ich war überzeugt, daß mich Pryrates nützlich finden würde, wenn ich ihm eines herbeischaffte.«

Miriamel starrte den Mönch verblüfft und angewidert an. »Ihr … Ihr Verräter! Wart Ihr es, der das Schwert aus dem Grabhügel meines Großvaters gestohlen hat? Um es Pryrates zu geben? Gottes Fluch über Euch, Cadrach, wenn Ihr das getan habt!«

»Ihr könnt mich verfluchen, soviel Ihr wollt – und das werdet Ihr auch noch tun, mit gutem Grund. Aber wartet, bis Ihr zu Ende gehört habt.«

Ich hatte recht, als ich ihn in der Bucht von Emettin ersäufen wollte. Hätte man ihn doch nie herausgefischt! Erbost winkte sie ihm fortzufahren.

»Natürlich ging ich zum Swertclif«, nahm Cadrach seinen Bericht wieder auf. »Aber die Begräbnisstätte wurde von den Soldaten des Königs streng bewacht. Offenbar wollte Elias das Grab seines Vaters in Sicherheit wissen. Ich wartete zwei Nächte auf eine Gelegenheit, in den Hügel einzudringen, aber vergeblich. Und dann rief mich Pryrates.« Bei der Erinnerung zuckte er schmerzhaft zusammen. »Er hatte seine Studien gut genutzt. Sei-

ne Stimme war in meinem Kopf – Ihr könnt Euch nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist! Er zwang mich, ihn aufzusuchen, angeschlichen zu kommen wie ein ungehorsames Kind…«

»Cadrach, draußen vor dieser Höhle harren Nornen auf uns«, unterbrach ihn Binabik. »Bisher enthält Eure Erzählung nichts diesbezüglich Hilfreiches.«

Der Mönch musterte ihn kalt. »Es gibt nichts Hilfreiches. Das versuche ich ja gerade darzulegen – aber ich zwinge Euch nicht, mir zuzuhören.«

»Ihr sollt uns alles erzählen«, zischte Miriamel, deren Zorn sich allmählich Bahn brach. »Wir werden um unser Leben kämpfen. Sprecht!«

»Pryrates rief mich. Wie ich bereits ahnte, teilte er mir mit, daß Jarnauga ihm nur nutzlose Dinge geschrieben hätte und kein Zweifel daran bestünde, daß der alte Rimmersmann mir nicht traute. ›Du bist wertlos für mich, Padreic ec-Crannhyr‹, sagte der Alchimist.

›Und was ist, wenn ich Euch etwas erzählen kann, das *großen* Wert für Euch hat?‹ fragte ich. Nein, das ist nicht das richtige Wort – ich *flehte*. ›Wenn Ihr mich am Leben laßt, will ich Euch treu dienen. Es gibt immer noch Dinge, die ich weiß und die Euch helfen könnten.‹ Als er das hörte, lachte er – er lachte! – und antwortete, wenn ich ihm nur eine einzige Tatsache von wirklichem Wert für ihn mitteilen könnte, wolle er mich verschonen. Also sagte ich ihm, ich wisse, daß die Großen Schwerter für ihn wichtig und daß sie verschollen seien, daß mir aber bekannt sei, wo eines davon sich befinde. ›Willst du mir verraten, daß *Leid* bei den Nornen von Sturmspitze liegt?‹ versetzte er höhnisch. ›Das weiß ich längst.‹ Ich schüttelte den Kopf; das war mir zwar nicht bekannt gewesen, aber ich konnte mir ausrechnen, wie er darauf gestoßen war. ›Und daß *Dorn* nicht mit Camaris im Meer versunken ist?‹ fuhr er fort.

Da beeilte ich mich, ihm zu berichten, was ich entdeckt hatte: daß *Minneyar* und Hellnagel ein und dasselbe waren und eines der Großen Schwerter in diesem Augenblick weniger als eine Meile von der Stelle, an der wir saßen, begraben lag. Ich war so eifrig bestrebt, seine Gunst zu erlangen, daß ich ihm sogar verriet, ich hätte selbst versucht, es für ihn zu holen.«

Miriamel bedachte ihn mit einem finsteren Blick. »Wenn ich bedenke, daß ich Euch für einen Freund hielt, Cadrach … wenn Ihr auch nur die geringste Vorstellung davon hättet, was das für uns alle bedeuten könnte…«

Aber der Mönch achtete gar nicht auf sie, so verbissen befolgte er ihren Befehl, seine Geschichte zu Ende zu bringen. »Und als ich ausgeredet hat-

te, lachte er wieder. ›Wie traurig das doch ist, Padreic!‹ prustete er. ›Ist das dein Meisterwerk als Spion? Meinst du, das würde dich retten? Ich habe schon gewußt, was Hellnagel ist, bevor du auch nur diesen Turm zum ersten Mal betreten hast. Und hättest du es aus seiner Ruhestätte entfernt, so hätte ich dir mit eigenen Fingern Augen und Zunge ausgerissen. Es soll auf der faulenden Brust des alten Johan liegenbleiben, bis seine Zeit gekommen ist. Ist die Stunde da, wird auch das Schwert sich einfinden. Alle drei Schwerter werden dann kommen.‹«

Miriamels Gedanken überschlugen sich. »Wie – das Schwert wird sich einfinden? Er … er hat es die ganze Zeit gewußt? Und er … Pryrates … wollte, daß es dort liegenblieb?«

Sie blickte ratlos auf Binabik, aber der kleine Mann schien genauso verblüfft wie sie. »Ich verstehe das nicht. Elysia, Mutter der Barmherzigkeit, was erzählt Ihr uns da, Cadrach?«

»Pryrates weiß alles.« In der Stimme des Mönchs lag eine gewisse düstere Genugtuung. »Er wußte, was Hellnagel war und wo es sich befand, und er hielt es nicht für nötig, es dort zu stören. Ich bin überzeugt, daß ihm auch längst bekannt ist, was Euer Onkel und diese…«, er wies auf Binabik, »… Schriftrollenträger der letzten Tage im Schilde führen. Er ist zufrieden abzuwarten.«

»Aber wie ist das möglich? Wie kann Pryrates die einzige Macht nicht fürchten, die seinen Gebieter vernichten kann?«

Miriamel konnte es nicht fassen. »Was soll das heißen, Binabik?«

Der Troll war völlig bestürzt. Er hielt die bebenden Finger in die Höhe und bat um eine Atempause zum Nachdenken.

»Vieles muß überlegt werden. Vielleicht hat Pryrates einen Plan mit einigem Verrat gegen den Sturmkönig? Vielleicht hofft er auch, mit der Bedrohung durch die Macht der Schwerter Inelukis Macht zu zügeln?« Er sah Cadrach an. »Er hat gesagt, ›die Schwerter werden kommen?‹ Mit diesen Worten?«

Cadrach nickte. »Er weiß es. Er *will*, daß Hellnagel und die beiden anderen in den Hochhorst kommen.«

»Aber keinen Sinn bemerke ich darin«, erwiderte Binabik bekümmert. »Warum dann nicht Priester Johans Klinge holen und verbergen, bis die Zeit, auf die er wartet, erschienen ist?«

Cadrach zuckte die Achseln. »Wer kann das wissen? Pryrates ist seltsame Wege gegangen und hat vieles Verborgene erfahren.«

Während der Schock ein wenig nachließ, nahm Miriamels Wut auf den Mönch wieder zu, noch verstärkt durch ihre Angst. »Wie könnt Ihr dann so ungerührt hier herumsitzen? Wenn Ihr mich und alles, was mir lieb ist, nicht verraten habt, dann nicht, weil Ihr es nicht versucht hättet. Ich nehme an, er hat Euch dann doch freigelassen und weiter spionieren geschickt? Habt Ihr Euch deshalb bereiterklärt, mich damals in Naglimund zu begleiten? Ich hatte gedacht, Ihr handeltet nur aus Habgier und um mich auszunutzen«, beim Gedanken daran packte sie Verzweiflung, »aber in Wirklichkeit habt Ihr … habt Ihr für Pryrates gearbeitet!« Sie wandte sich ab, um Cadrach nicht länger sehen zu müssen.

»Nein, Herrin!« Zu ihrer größten Verwunderung klang er verletzt und gekränkt. »Nein, er hat mich nicht freigelassen. Und ich habe ihm auch nicht wieder gedient.«

»Wenn Ihr meint, daß ich das glaube«, versetzte Miriamel mit kaltem Haß, »dann müßt Ihr in der Tat wahnsinnig sein.«

»Geht Eure Geschichte noch weiter?« Der vorsichtige Respekt, den Binabik dem Mönch zunächst entgegengebracht hatte, war zu säuerlicher Nüchternheit geronnen. »Denn wir sind noch immer hier gefangen, noch immer in höchst schrecklicher Gefahr – auch wenn wir, der Gedanke ist in meinem Kopfe, nicht viel anderes tun können, als zu warten, bis die Nornen beweisen, daß sie fähig sind, die Tür der Unterirdischen zu sprengen.«

»Nur noch ein kleines Stück. Nein, Miriamel, Pryrates ließ mich nicht frei. Wie ich Euch bereits sagte: Er hatte bewiesen, daß ich wertlos für ihn war. Soviel von der Wahrheit erzählte ich Euch schon damals im Landungsboot der *Eadne-Wolke* – ich lohnte nicht einmal mehr weitere Foltern. Jemand versetzte mir einen Keulenhieb, dann wurde ich weggeworfen wie Abfall hinter dem Haus reicher Leute. Allerdings ließ man mich nicht, wie ich Euch früher gesagt habe, im Kynswald für tot liegen. Vielmehr wurde ich in den Katakomben unter dem Hjeldinturm in eine Grube geworfen … und dort wachte ich wieder auf. Im Dunkeln.«

Er hielt inne, als wäre die Erinnerung daran noch qualvoller als die ungeheuerlichen Dinge, die er bisher erzählt hatte.

Miriamel schwieg. Sie war wütend und fühlte sich zugleich leer. Wenn Cadrach die Wahrheit sagte, gab es vielleicht wirklich keine Hoffnung mehr. Wenn Pryrates so mächtig war und sogar über einen Schlachtplan verfügte, mittels dessen er dem Sturmkönig seinen Willen aufzwingen konnte, dann würde der rote Priester auch dann, wenn es Miriamel wider Erwarten gelang, ihren Vater zu sehen und ihn zu überreden, daß er dem

Krieg ein Ende setzte, Mittel und Wege finden, seinen eigenen Willen durchzusetzen.

Keine Hoffnung. Ein sonderbarer Gedanke. So gering ihre Aussichten auch von Anfang an gewesen waren, Josua und seine Verbündeten hatten immer noch die schwache Hoffnung auf die Schwerter gehabt, an die sie sich klammern konnten. Wenn sie zerstört war … Miriamel wurde schwindlig. Ihr war zumute, als sei sie durch eine altvertraute Tür getreten, nur um gleich hinter der Schwelle plötzlich einen gähnenden Abgrund vor sich zu sehen.

»Ich war am Leben, aber verletzt und verwirrt. Es war ein schrecklicher Ort – kein lebender Mensch sollte die schwarze Finsternis unter Pryrates' Turm betreten müssen. Eine Flucht nach oben hätte bedeutet, durch den Turm zu gehen, vorbei an Pryrates selbst. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß mir das gelingen würde. Das einzige, winzige Restchen Glück, das mir blieb, war, daß er mich wahrscheinlich für tot hielt. Darum schlug ich einen anderen Weg ein. Ich ging … nach unten.«

Er mußte lange innehalten und sich den Schweiß vom aschfahlen Gesicht wischen. In der Höhle war es nicht besonders warm.

»Damals im Wran«, sagte er plötzlich zu Miriamel, »konnte ich es nicht über mich bringen, Euch in das Nest der Ghants zu begleiten. Der Grund dafür war, daß es zuviel Ähnlichkeit mit den Tunneln hatte … den Tunneln unter dem Hjeldinturm.«

»Ihr wart schon früher hier?« Wider Willen gefesselt, starrte sie ihn an. »Hier unter der Burg?«

»Ja, aber nicht dort, wo Ihr wart und wohin ich Euch folgte.« Wieder wischte er sich die Stirn. »Möge der Erlöser mich behüten, ich wünschte, meine Flucht hätte mich damals durch die Bereiche dieses unendlichen Labyrinths geführt, die Ihr gesehen habt! Der Weg, den ich nahm, war viel schlimmer.« Er suchte nach Worten und gab es auf. »Viel, viel schlimmer.«

»Schlimmer? Weshalb?«

»Nein.« Cadrach schüttelte den Kopf. »Das werde ich Euch nicht erzählen. Es gibt hier unten viele Ein- und Ausgänge, und sie sind nicht alle … natürlich. Ich will nicht mehr davon sprechen, und wenn Ihr auch nur einen Bruchteil dessen, was ich gesehen habe, einen einzigen Augenblick anschauen müßtet, würdet Ihr mir dankbar sein, daß ich schweige.« Er schauderte. »Aber es kam mir vor, als wären es Jahre, die ich unter der Erde dahinwanderte; und ich sah und hörte und fühlte Dinge … Dinge,

die…« Er brach ab und schüttelte wieder den Kopf.

»Dann behaltet es für Euch. Ich glaube Euch ohnehin kein Wort. Wie war es möglich, daß Ihr unbemerkt entkommen konntet, wenn Ihr doch selbst gesagt habt, daß Pryrates Euch jederzeit finden und zu sich rufen konnte?«

»Ich verfügte noch immer – so wie heute – über ein paar geringe Reste meiner *Kunst*. So konnte ich mich mit einer Art … einer Art Nebel umhüllen. Diesen Nebel habe ich nie wieder abgelegt. Darum konnte Euch Geloë damals auch nicht wie Tiamak und die anderen zum Stein des Abschieds rufen. Sie konnte uns nicht finden.«

»Aber warum hat Euch dieser Nebel nicht schon vorher vor Pryrates verborgen, wenn er Euch zu sich befahl – als Ihr nicht fortlaufen konntet und für ihn spionieren und herumschleichen mußtet wie der elendeste Verräter auf der Welt?« Sie ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich erneut in einen Wortwechsel hineinziehen ließ, und noch mehr ärgerte sie sich, daß sie jemals Vertrauen und Mitgefühl an einen Menschen verschwendet hatte, der handeln konnte, wie der Mönch gehandelt hatte. Sie hatte ihn vor der Welt verteidigt und damit nur ihre eigene Dummheit unter Beweis gestellt. Er war ein Verräter durch und durch.

»Weil er mich für tot hält!« Cadrach schrie fast. »Wenn er wüßte, daß ich noch am Leben bin, würde er mich bald gefunden haben. Er würde meinen armseligen Schutznebel davonblasen wie ein starker Wind, und ich stünde nackt und hilflos da. Bei allen alten und neuen Göttern, Miriamel, was glaubt Ihr denn, warum ich so um jeden Preis von Aspitis' Schiff fortwollte? Als ich nach und nach begriff, daß er zu Pryrates' Dienern gehörte, war mein einziger Gedanke, daß er seinem Meister von mir erzählen könnte. Ädon bewahre uns, warum hätte ich Euch sonst angefleht, ihn zu töten, als wir ihm im Seenland wiederbegegneten?« Von neuem trocknete er sich den Schweiß vom Gesicht. »Ich kann mir nur denken, daß Pryrates den Namen Cadrach nicht wiedererkannte, obwohl ich mich schon früher so genannt hatte. Aber ich habe viele Namen benutzt – selbst dieser Dämon im roten Rock kann sie nicht alle kennen.«

»Also fandet Ihr Euren Weg in die Freiheit durch die Tunnel«, ermunterte ihn Binabik zum Weitererzählen. »*Kikkasut!* Dieser Ort gleicht in der Tat unserer Höhlenstadt auf dem Mintahoq: Das Wichtigste spielt sich zumeist im Innern des Felsens ab.«

»Freiheit?« zischte Cadrach höhnisch. »Wie kann jemand frei sein, der mit dem leben muß, was ich weiß? Ja, ich fand am Ende einen Weg aus

den allertiefsten Tiefen. Ich glaube, bis dahin hatte ich auch den letzten Rest meines Verstandes verloren. Ich floh nach Norden, nur fort von Pryrates und dem Hochhorst, obwohl ich damals keinerlei Vorstellung hatte, wohin ich eigentlich wollte. Zum Schluß verschlug es mich nach Naglimund, weil ich glaubte, an einem Ort, wo man sich Widerstand gegen Elias und seinen obersten Ratgeber geschworen hatte, am sichersten zu sein. Aber bald zeigte sich, daß auch Naglimund angegriffen und vernichtet werden würde. Darum nahm ich das Angebot der Herrin Vara an, Miriamel nach dem Süden zu begleiten.«

»Ihr sagt, Ihr wart nicht frei, weil Ihr wußtet, was Ihr wußtet«, bemerkte Miriamel langsam. »Aber Ihr habt dieses Wissen mit niemandem geteilt. Das ist von allem, was Ihr getan habt, Cadrach, vielleicht das erbärmlichste. Die Angst vor Pryrates mag Euch zu Greueltaten gezwungen haben; aber frei von ihm zu sein und dennoch zu schweigen – während wir anderen uns den Kopf zerbrachen, kämpften, litten und starben…« Sie schüttelte den Kopf und versuchte, die ganze eisige Verachtung, die sie empfand, in ihre Worte zu legen. »Das kann ich nicht verzeihen.«

Der Mönch sah sie an, ohne ihrem Blick auszuweichen. »Nun kennt Ihr mich wirklich, Prinzessin Miriamel.«

Eine lange, stumme Pause trat ein, nur unterbrochen vom leisen Singsang der untereinander murmelnden Unterirdischen. Es war Binabik, der das Schweigen brach. »Wir haben nun genug von diesen Dingen gesprochen. Ich brauche Zeit, um über Cadrachs Worte nachzusinnen. Eines aber ist klar: Josua und die anderen suchen nach Hellnagel. *Dorn* besitzen sie bereits. Sie haben vor, die Schwerter hierherzubringen, aber sie wissen nichts von dem, was dieser Mönch uns über Pryrates erzählt hat. Hätten wir darum keinen anderen Grund zum Überleben und Fliehen, so haben wir nun einen von größter Wichtigkeit.« Er hob die geballte Faust. »Doch was vor der Tür steht, ist das erste, das uns hindern wird, Josua mitzuteilen, was wir erfahren haben. Wie können wir trotzdem entkommen?«

»Oder haben wir dadurch, daß wir Bruder Cadrachs ausführlicher Geschichte seines Verrates lauschten, schon die Gelegenheit verpaßt, die Höhle zu verlassen?« fragte Miriamel giftig. »Vorhin waren es nur eine Hand voll Nornen – könnte es jetzt schon ein Heer sein?«

Binabik sah auf Cadrach, aber der Mönch hatte das Gesicht in den Händen vergraben.

»Wir müssen es versuchen. Wenn nur einer von uns überlebt, um Bericht zu erstatten, wird es dennoch ein Sieg sein.«

»Und selbst wenn alles verloren ist«, fiel Miriamel ein, »gibt es vielleicht ein paar Nornen, die das nicht mehr genießen können. Ich wäre selbst mit dieser Art Sieg zufrieden.« Sie begriff, daß sie es tatsächlich so meinte – und mit dieser Erkenntnis wurde etwas von ihrer Seele kalt und leblos.

XXVII

Ein Hammer aus Schmerz

»Prinz Jiriki. Endlich begegnen wir einander.« Josua verneigte sich und streckte die Linke aus; die Handschelle, die er zur Erinnerung an seine Gefangenschaft trug, lag wie ein Schatten auf seinem Handgelenk. Der Sitha erwiderte den Gruß mit einer seltsam gelenkigen Verbeugung, ergriff Josuas Hand und drückte sie. Isgrimnur betrachtete staunend das ungewöhnliche Bild.

»Prinz Josua.« Die soeben aufgegangene Sonne färbte Jirikis weißes Haar und den Schnee mit mattem Gold. »Der junge Seoman hat mir viel von Euch erzählt. Ist er hier?«

Josuas Miene verdüsterte sich. »Leider nein. Es gibt vieles, über das wir sprechen sollten – wir haben Euch viel zu erzählen und hoffen, daß auch Ihr uns viel sagen könnt.« Er sah zu den ragenden Mauern des Hochhorsts auf, die im Morgenlicht trügerisch einladend schienen. »Ich bin nicht sicher, welcher von uns zu dem anderen sagen sollte: ›Willkommen in der Heimat‹.«

Der Sitha lächelte kalt. »Das ist nicht mehr unsere Heimat, Prinz Josua.«

»Und ich bin auch nicht sicher, ob es meine ist. Doch kommt, es ist unklug, länger hier im Schnee zu stehen. Wollt Ihr unser Frühstück mit uns teilen?«

Jiriki schüttelte den Kopf. »Seid bedankt für eure Höflichkeit, aber vielleicht noch nicht heute.« Er sah sich nach der wimmelnden Schar der Sithi um, die sich über den Hang verteilt hatten und bereits ihr Lager errichteten; schon blühten die ersten bunten Zelte wie Blumen im Schnee. »Ich glaube, meine Mutter Likimeya spricht jetzt mit meiner Schwester, auch ich würde gern einige Zeit mit Aditu verbringen. Wenn Ihr so liebenswürdig wärt, um die Zeit, wenn die Sonne über der Baumgrenze steht, in das Zelt meiner Mutter zu kommen und diejenigen Eures Gefolges mitzubringen, die Ihr für wichtig haltet, könnten wir in aller Ruhe miteinander reden. Es gibt, wie Ihr sagt, viel zu berichten.«

Wieder grüßte der Sitha anmutig, verneigte sich nochmals und ging über den Schnee davon.

»Das nenne ich keck«, brummte Isgrimnur. »Euch zu sich einzuladen!«

»Es war zuerst *ihre* Burg.« Josua lachte leise. »Auch wenn sie sie nicht zurückhaben möchten.«

Isgrimnur knurrte: »Solange sie uns helfen, die Bastarde dort drinnen zu verjagen, können wir wohl auch einen Besuch bei ihnen machen.« Er kniff die Augen zusammen. »Wer ist das denn?«

Auf dem Kamm des Berges hinter dem Lager der Sithi erschien ein einzelner Reiter. Er war größer und breiter gebaut als die Unsterblichen, hing aber erschöpft vornüber im Sattel.

»Gott sei gepriesen«, flüsterte Isgrimnur und stieß dann einen Freudenschrei aus. »Isorn! Ha, Isorn!« Er winkte mit den Armen. Der Reiter blickte auf und trieb sein Pferd den Hang hinunter.

»Ach, Vater«, sagte er, nachdem er abgestiegen war und der Herzog ihn in eine rückgratbrechende Umarmung gezogen hatte, »ich kann gar nicht sagen, wie schön es ist, dich wiederzusehen. Dieses brave Hernystiri-Roß«, er tätschelte den grauen Gaul, »hat fast die ganze Strecke von Naglimund hierher mit den Sithi mitgehalten. Aber sie reiten so schnell! Am Ende mußten wir zurückbleiben.«

»Schon gut, schon gut.« Isgrimnur kicherte fast vor Vergnügen. »Ich wünschte nur, ich hätte deine Mutter nicht in Nabban zurücklassen müssen. Gott schütze dich, Sohn, mir geht das Herz auf, wenn ich dich sehe.«

»Er hat recht«, stimmte Josua bei, »Euer Anblick macht uns alle froh. Wie geht es Eolair? Wie steht es in Hernystir? Jiriki hat kaum etwas gesagt.«

Isorn verbeugte sich müde. »Alles, was ich Euch berichten kann, sollt Ihr erfahren, Josua. Aber gibt es hier etwas zu essen? Und vielleicht auch etwas zu trinken?«

»Komm.« Isorn legte den Arm um seinen langen Sohn. »Erlaube deinem alten Vater, sich für ein paar Minuten auf dich zu stützen – ich wurde in Nabban unter meinem Pferd begraben, wußtest du das? Aber es ist noch nicht aus mit mir! Wir wollen alle zusammen frühstücken. Heute morgen hat uns Ädon gesegnet.«

Der Nachmittag hatte sich verdunkelt, und es war ein Wind aufgekommen, der an den Zeltwänden zerrte. Schweigende Sithi hatten schimmernde

Lichtkugeln hingestellt, die sich jetzt zu voller Helligkeit erwärmten und strahlten wie kleine Sonnen.

Herzog Isgrimnur wurde allmählich unruhig. Sein Rücken peinigte ihn seit Stunden, und er hatte so lange auf Kissen gestützt auf der Erde gesessen – und wie, fragte er sich, brachte es ein Kriegsheer der Sithi fertig, auch noch Kissen mitzuschleppen –, daß er jetzt fürchtete, ohne fremde Hilfe überhaupt nicht mehr aufstehen zu können. Selbst Isorns erfreuliche Nähe genügte nicht, ihm die mürrische Stimmung zu vertreiben.

Die Sithi hatten Skali und seine Männer vernichtet, das hatte Isorn ihm als erstes mitgeteilt. Die Unsterblichen hatten den Kopf des Thans von Kaldskryke in einem Sack nach Hernysadharc zurückgebracht. Isgrimnur wußte, daß er eigentlich jubeln sollte, weil der Mann, der ihm sein Herzogtum geraubt und soviel Unglück über Rimmersgard und Hernystir gebracht hatte, tot war, aber im Augenblick spürte er vor allem sein Alter und seine Schwäche, dazu eine gewisse zornige Beschämung. Die Rache, in Naglimund so laut von ihm geschworen, hatte ein anderer genommen; wenn er Elvritshalla je wiederbekam, dann, weil die Sithi es ihm zurückgewonnen hatten. Das nagte an ihm. Der unglückliche Herzog mußte sich sehr anstrengen, den Neuigkeiten, die Josua und die Unsterblichen so zu fesseln schienen, aufmerksam zuzuhören.

»Diese ganzen Ausführungen über Häuser und Sterne sind ja sehr schön«, bemerkte er griesgrämig, »aber was genau wollen wir tun?« Er kreuzte die Arme über der breiten Brust. Jemand mußte schließlich dafür sorgen, daß es weiterging. Diese Sithi waren wie ein Heer goldäugiger Josuas, anscheinend damit zufrieden, bis zum Tag des Abwägens nur zu schwatzen und zu grübeln – aber davon ging die Wirklichkeit des Hochhorsts nicht weg. »Wir haben Belagerungsmaschinen, wenn Ihr wißt, was das ist. Wir können nach und nach die Tore einrennen oder uns vielleicht sogar unter den Mauern durchgraben. Aber der Hochhorst ist stärker befestigt als jeder andere Ort in ganz Osten Ard, darum wird es nicht schnell gehen. Inzwischen steht Euer Erobererstern genau über unseren Köpfen.«

Likimeya, die Isgrimnur für die Königin der Sithi hielt, obgleich sie niemand bei diesem Titel zu nennen schien, richtete den leicht schlangenhaften Blick auf ihn. Es erforderte die ganze Kraft des Rimmersmanns, nicht die Augen abzuwenden.

Ihr Blick läßt mir das Blut in den Adern gefrieren. Und ich hielt Aditu für seltsam!

»Ihr habt recht, Sterblicher. Wenn unser Verständnis der Dinge und die

Lehren Eurer Schriftrollenträger zutreffen, bleibt uns nur wenig Zeit.« Sie sah Josua an. »Wir brauchten nur Tage, um die Mauern von Naglimund zu stürzen – aber das hinderte die Hikeda'ya nicht daran, nach ihrem eigenen Willen zu handeln, wenigstens, soweit wir es wissen. Wir können uns den gleichen Fehler nicht noch einmal erlauben.«

Prinz Josua senkte nachdenklich den Kopf. »Aber was bleibt uns anderes übrig? Wie Isgrimnur mir gestern abend schon erklärt hat, können wir nicht über die Wälle fliegen.«

»Es gibt noch andere Wege in die Burg, die Ihr Hochhorst nennt«, sagte Likimeya. Der hochgewachsene, schwarzhaarige Sitha neben ihr nickte. »Wir können kein Heer über diese Wege eindringen lassen und würden es auch nicht wollen, aber wir könnten – und sollten – einen ausreichend starken Stoßtrupp senden. Hinter allen diesen Vorfällen steckt Ineluki; er oder Eure sterblichen Feinde werden unzweifelhaft dafür gesorgt haben, daß die Pfade bewacht sind. Aber wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Feinde auf das lenken, was vor den Mauern geschieht, könnte es uns gelingen, eine kleine Schar von Kriegern einzuschleusen.«

»Welche anderen Wege meint Ihr?« Josuas Miene wurde bedenklich.

»Tunnel«, warf plötzlich Camaris ein. »Ausgänge und Eingänge. Johan kannte sie. Einer ist am Kliffhang unter dem Seetor.«

Der alte Ritter machte einen etwas wilden Eindruck, als könnte er jeden Augenblick wieder anfangen, wirre Reden zu führen.

Likimeya nickte. Die in ihre Haare geflochtenen Ketten aus polierten Steinen klirrten. »Das ist richtig – obwohl wir, meine ich, einen günstigeren Eingang finden können als durch die Höhlen im Kliff. Vergeßt nicht, Prinz Josua, daß Asu'a einmal uns gehört hat und viele von uns schon gelebt haben, als es noch das große Haus der Zida'ya war. Wir kennen seine geheimen Pfade.«

»Das Schwert.« Camaris rieb mit der Hand über *Dorns* Knauf, hin und her, hin und her. »Es will hinein. Es war…« Er brach ab und verstummte. Den ganzen Tag lang hatte er sonderbar bedrückt gewirkt, aber Isgrimnur fiel trotzdem auf, daß die Sithi ihn weniger einzuschüchtern schienen als alle anderen Menschen, die sich in Likimeyas Zelt versammelt hatten. Selbst Tiamak und Strangyeard, die beiden gelehrten Erforscher alter Weisheit, saßen mit großen Augen da und gaben kein Wort von sich, wenn man sie nicht zu stammelnder Rede zwang.

Draußen heulte der Wind lauter.

»Das ist ein weiteres und vielleicht das wichtigste Geheimnis«, sagte Ji-

riki. »Euer Bruder besitzt eines der Großen Schwerter. Dieser sterbliche Ritter, Herr Camaris, hat das zweite. Wo aber befindet sich das dritte?«

Josua schüttelte den Kopf. »Wie ich Euch schon sagte, ist es aus dem Grabhügel meines Vaters verschwunden.«

»Und was für einen Nutzen bringt es uns, wenn wir die drei zusammenführen?« fuhr Jiriki fort. »Auf jeden Fall sollte Camaris zu denen gehören, die wir unter die Mauern schicken. Wir können es uns nicht leisten, vielleicht doch die beiden anderen Schwerter zu erringen und die schwarze Klinge dann nicht bei uns zu haben.« Er legte die Spitzen der langen Finger aneinander. »Mehr denn je bedaure ich, daß Eolair und ich die Tinukeda'ya von Mezutu'a nicht mehr finden konnten – die Ihr die Unterirdischen nennt. Sie verstehen von Schwerterweisheit und Schmiedekunst mehr als alle anderen Lebewesen, und zweifellos waren sie es, die *Minneyar* schufen. Bestimmt könnten sie uns viel erzählen.«

»Ihr wollt Camaris in die Burg schicken? Durch diese unterirdischen Höhlen?« Josuas Stimme klang mehr als bedenklich – fast lag etwas wie Verzweiflung in seinen Worten. »Wir stehen vor der vielleicht größten Schlacht, die in Osten Ard je geschlagen wurde, zumindest vor einer der wichtigsten Schlachten – und Ihr wollt, daß wir unseren größten Kämpfer fortlassen?« Als Josua zu dem alten Ritter hinübersah, bemerkte Isgrimnur wieder das Unbehagen, das ihm früher schon aufgefallen war. *Was hatte Camaris dem Prinzen erzählt?*

»Aber sicher versteht Ihr doch, daß mein Bruder recht hat, Prinz Josua.« Aditu hatte den ganzen Nachmittag ein fast ehrerbietiges Stillschweigen bewahrt. »Wenn alle die Zeichen, die Träume, Gerüchte, geflüsterten Überlieferungen wahr sind, dann können es nur die Großen Schwerter sein, die Inelukis Pläne zum Scheitern bringen, nicht aber Menschen oder sogar Unsterbliche, die vor den Toren der Burg aufeinander einschlagen. Bisher haben alle Eure Pläne auf dieser weisen Einsicht beruht.«

»Und weil *Dorn* Camaris gehört, kann nur er allein es in die Burg tragen? Und nicht durch das Tor oder über die Mauer, an der Spitze des Heeres, sondern auf dunklen Pfaden wie ein heimlicher Dieb?«

»*Dorn* gehört nicht mir.« Camaris mußte sich offenbar anstrengen, um langsam und vernünftig zu sprechen. »Eher scheint es umgekehrt zu sein. Bei Ädons Barmherzigkeit, Josua, laßt mich gehen. Ich glaube nicht, daß ich noch lange warten kann, bevor diese Klinge mich in den Wahnsinn treibt.«

Josua sah den alten Ritter lange an. Etwas Unausgesprochenes ging zwi-

schen ihnen vor. »Vielleicht habt Ihr ja alle recht«, gab der Prinz endlich zu. »Aber es wird uns schwer ankommen, ohne Camaris zu sein…« Er stockte. »Ich meine, in der bevorstehenden Schlacht ohne ihn zu sein. Es ist hart für die Männer. Sie fühlen sich unbesiegbar, wenn sie ihm folgen.«

»Vielleicht sollten sie nicht erfahren, daß er fort ist«, schlug Aditu vor.

Josua fuhr erstaunt herum. »Wie bitte? Wie sollten wir das verbergen?«

»Ich denke, daß meine Schwester klug gesprochen hat«, erwiderte Jiriki. »Wenn wir hoffen, daß es uns gelingt, Herrn Camaris in die Burg Eures Bruders zu bringen – und er wird nicht allein sein, Josua; es werden ihn Zida'ya begleiten, die sich dort auskennen –, ohne daß wir die Tatsache ausposaunen, müssen wir so tun, als sei Camaris noch hier, auch wenn die Belagerung im Ernst begonnen hat.«

»Die Belagerung? Aber wenn die Schwerter unsere einzige Hoffnung sind und wir unseren wirklichen Schlag gegen Elias dadurch führen, daß wir eine kleine Truppe auf Euren geheimen Pfaden in die Burg schicken, warum sollen wir dann noch das Leben so vieler anderer vergeuden?« fragte der Prinz zornig. »Meint Ihr, wir sollten Männer in einer blutigen Belagerung opfern, von der wir jetzt bereits wissen, daß sie zu spät kommt, um noch erfolgreich zu sein?«

Likimeya beugte sich vor. »Ja, wir müssen Menschen und Zida'ya opfern.« Isgrimnur bemerkte ein Flackern in ihren Bernsteinaugen, das ihm fast wie Bedauern oder Schmerz vorkam, aber er nahm an, er hätte sich geirrt. Er konnte nicht glauben, daß ein so strenges, fremdartiges Geschöpf anderen Gefühlen unterlag als denen kühler Notwendigkeit. »Sonst zeigen wir unseren Feinden, daß wir auf eine andere Lösung hoffen – wir rufen ihnen zu, daß wir das Gelingen eines anderen Plans abwarten.«

»Aber warum?« Isgrimnur sah, daß Josua echte Qualen litt. »Jeder vernünftige Heerführer weiß, daß es klüger ist, einen Feind auszuhungern, als die eigenen Männer gegen tödliche Steinmauern anrennen zu lassen.«

»Euer Lager liegt neben dem der Zida'ya. Die, die uns jetzt von diesen Steinmauern aus beobachten, sind Inelukis Bundesgenossen. Einige gehören vielleicht sogar zu unseren Verwandten, den Hikeda'ya. Sie werden wissen, daß die Kinder der Morgendämmerung den roten Stern am Himmel sehen. Der Erobererstern, wie Ihr ihn nennt, verkündet uns, daß uns höchstens noch ein paar Tage bleiben und daß das, was Euer sterblicher Zauberer dort in der Burg auf Inelukis Geheiß tun will, bald geschehen muß. Wenn wir so tun, als wüßten wir das nicht, wird das niemanden täuschen. Wir müssen sofort mit der Belagerung beginnen, und Euer und un-

ser Volk müssen kämpfen, als hätten wir nur diese einzige Hoffnung. Und wer weiß? Vielleicht haben wir wirklich keine andere. Nicht alle Geschichten haben ein glückliches Ende, Prinz Josua. Wir Gartengeborenen wissen das nur zu gut.«

Wie hilfesuchend blickte Josua auf Isgrimnur. »Das heißt, wir senden unseren besten Krieger, der zugleich unser größter Ansporn ist, hinab in die Tiefen der Erde. Und wir werfen das Leben unserer Männer an eine Belagerung weg, von der wir wissen, daß sie erfolglos bleiben muß. Herzog Isgrimnur, bin ich verrückt geworden? Bleibt uns wirklich kein anderer Weg?«

Der Rimmersmann zuckte hilflos die Achseln. Er litt selbst darunter, Josuas aufrichtige Seelenqual mitansehen zu müssen. »Was das Sithivolk sagt, leuchtet ein. Es tut mir leid, Josua. Auch mich kommt es bitter an.«

Der Prinz hob schicksalsergeben die Hand. »Dann will ich tun, was Ihr alle sagt. Seit mein Bruder den Thron bestieg, hat das Grauen kein Ende genommen. Mir scheint, daß Gott uns, wie mir einmal einer meiner Lehrer gesagt hat, mit einem Hammer aus Schmerz auf dem Amboß der Pflicht zurechtschmiedet. Ich kann mir nicht vorstellen, wie wir aussehen werden, wenn er sein Werk vollendet hat.« Er lehnte sich zurück und winkte den anderen fortzufahren. »Nur bitte sorgt dafür, daß Camaris gut verteidigt wird. Er trägt den einzigen Gegenstand, den wir noch nicht hatten, als mein Bruder und der Sturmkönig Naglimund zerstörten – und wir haben seitdem sehr viel mehr verloren.«

Isgrimnur betrachtete den alten Ritter. Camaris saß gedankenversunken da, den Blick ins Leere gerichtet. Seine Lippen bewegten sich.

Der König lauerte im Gang über dem Eingang zur Schmiede. Die vorher schon unruhigen Soldaten fuhren erschrocken zusammen, als die verhüllte Gestalt aus den Schatten auf sie zuwankte. Einer von ihnen ging sogar so weit, sein Schwert zu ziehen, bevor er es auf Pryrates' scharfen Zuruf wieder einsteckte. Elias schien jedoch gar nicht zu bemerken, was sonst für einen jungen Wachsoldaten ein Irrtum mit tödlichen Folgen gewesen wäre.

»Pryrates«, krächzte der König, »ich suche und suche. Wo ist mein Mundschenk? Mein Hals ist so trocken…«

»Ich werde Euch helfen, Majestät.« Der Priester richtete die Kohlenaugen auf die glotzenden Soldaten, die eilig den Blick abwendeten oder auf die eigene Brust hefteten. »Der Hauptmann wird diese Männer zurück auf die Mauern führen. Unsere Arbeit hier ist beendet.« Er verscheuchte sie

mit flatterndem rotem Ärmel.

Als das Geräusch ihrer Schritte im Gang verhallt war, ergriff Pryrates sanft den Arm des Königs, so daß Elias sich auf ihn stützen konnte. Das starre Gesicht des Herrschers war fahl wie Pergament, und er leckte sich ständig die Lippen.

»Sagtet Ihr, Ihr hättet meinen Mundschenk gefunden?«

»Ich werde mich selbst um Euch kümmern, Majestät. Ich fürchte, wir werden Hengfisk nicht wiedersehen.«

»Ist er … ist er fortgelaufen … zu ihnen?« Elias hielt den Kopf schräg, als könnte er das Geräusch von Verrat hören »Sie stehen überall vor den Mauern. Ihr müßt es bemerkt haben. Ich kann sie fühlen. Meinen Bruder und diese helläugigen Geschöpfe…« Er fuhr sich mit den Händen an den Mund. »Ihr habt mir erzählt, sie würden vernichtet werden, Pryrates. Ihr habt gesagt, jeder, der mir Widerstand leistet, würde vernichtet.«

»Und so wird es auch geschehen, mein König.« Der Priester schob Elias den Gang hinunter und steuerte ihn durch den Irrgarten der Korridore nach den Wohngebäuden. Sie kamen an einem offenen Fenster vorbei, durch das Schnee hereinwehte, der auf dem Boden zu Pfützen schmolz. Draußen vor den brodelnden Sturmwolken ragte der Grünengelturm auf. »Ihr selbst werdet sie ausrotten und das Goldene Zeitalter einläuten.«

»Und dann wird auch der Schmerz mich verlassen«, schnaufte Elias. »Ich würde Josua nicht so hassen, wenn er mir nicht soviel Schmerz gebracht hätte. Außerdem hat er meine Tochter gestohlen. Aber er ist immer noch mein Bruder…«, der König biß jäh die Zähne zusammen, als hätte man ihm einen Dolchstoß versetzt, »… denn Familie ist Blut…«

»Und Blut ist mächtiger Zauber«, sagte Pryrates halb zu sich selbst. »Ich weiß, mein König. Aber sie haben sich gegen Euch gestellt, Euer Bruder und Eure Tochter. Darum habe ich neue Freunde für Euch gefunden – mächtige Freunde.«

»Aber eine Familie könnt Ihr nicht ersetzen«, versetzte Elias ein wenig traurig. Er verzog schmerzlich das Gesicht. »O Gott, Pryrates, ich verbrenne. Wo steckt dieser Mundschenk?«

»Nur noch ein paar Schritte, Majestät. Wir sind gleich da.«

»Ich kann ihn fühlen, wißt Ihr«, keuchte Elias. Er lag flach auf seiner Matratze, die an so vielen Stellen durchgefault war, daß überall das Roßhaar in die Höhe stand. Seine Hand umklammerte einen schmutzigen, jetzt

leeren Pokal.

Pryrates blieb in der Tür stehen. »Wen, Majestät?«

»Den Stern, den roten Stern.« Elias deutete an die von Spinnweben überwucherte Decke. »Er hängt über mir und starrt mich an wie ein Auge. Die ganze Zeit höre ich sein Singen.«

»Singen?«

»Das Lied, das er singt – oder das Lied, das ihm das Schwert singt; ich kann es nicht unterscheiden.« Seine Hand fiel herunter und kroch wie eine Spinne auf die lange Schwertscheide zu. »Sie singen in meinem Kopf. ›Es ist Zeit, es ist Zeit‹, sagen die Stimmen immer und immer wieder.« Er lachte, ein heiserer, geborstener Laut. »Manchmal wache ich irgendwo in der Burg auf, ich laufe herum und weiß nicht, wie ich dorthin gekommen bin. Aber ich höre das Lied und fühle, wie der Stern in mir brennt, bei Tag und bei Nacht. Er hat einen feurigen Schweif wie ein Drache…« Er hielt inne. »Ich werde zu ihnen hinausgehen.«

»Was?« Pryrates kam zurück und trat ans Lager des Königs.

»Ich werde zu ihnen hinausgehen – zu Josua und den anderen. Vielleicht ist das die Zeit, die das Schwert meint – die Zeit, ihnen zu zeigen, daß ich nicht mehr der bin, den sie gekannt haben, und daß ihr Widerstand töricht ist.« Er legte die Hände an sein Gesicht. »Sie sind … sie sind mein Blut, Pryrates.«

»Majestät, ich…« Der Priester schien einen Augenblick unsicher. »Sie sind Eure Feinde, Elias. Sie wollen Euch nur schaden.«

Das Lachen des Königs war fast ein Schluchzen. »Und Ihr meint es nur gut mit mir, nicht wahr? Und darum quälen mich auch jede Nacht, seit Ihr mich auf jenen Berg führtet, Träume, mit denen Gott nicht einmal die Sünder in der Hölle strafen würde? Darum brennt und schmerzt mein Körper, daß ich am liebsten laut aufschreien würde?«

Pryrates runzelte die Stirn. »Ihr habt gelitten, mein König, aber Ihr wißt, warum. Die Stunde ist sehr nah. Laßt Eure Marter nicht umsonst gewesen sein.«

Elias winkte ab. »Entfernt Euch. Ich will nicht mehr darüber sprechen. Ich werde tun, was mir am besten scheint. Ich bin der Herr dieser Burg und dieses Landes.« Eine heftige Gebärde. »Verschwindet, verdammter Priester. Ich habe Schmerzen.«

Der Alchimist verbeugte sich. »Ich bete, daß Ihr Ruhe findet, Majestät. Erlaubt mir, Euch zu verlassen.«

Er ging. Der König lag da und starrte in die Schatten an der Decke hinauf.

Nachdem er eine lange Minute schweigend draußen gewartet hatte, schlich der Priester zu der geschlossenen Tür zurück. Er strich mit der Hand mehrmals über Angeln, Rahmen und Riegel, wobei seine Lippen sich lautlos bewegten. Als er fertig war, nickte er und entfernte sich mit raschen Schritten. Seine Stiefelabsätze klickten.

Tiamak und Strangyeard gingen dicht nebeneinander den Berg hinunter. Es schneite nicht mehr, aber am Boden lag der Schnee so hoch, daß sie trotz der vergleichsweise geringen Entfernung zwischen dem Lager der Sithi und den Feuern des prinzlichen Heeres nur langsam vorwärtskamen.

»Ich bin kurz davor, zu Eis zu gefrieren«, meinte Tiamak zähneklappernd. »Wie hält Euer Volk das aus?«

Auch Strangyeard schnatterte vor Kälte. »Dieses Wetter ist auch nach unseren Maßstäben schrecklich. Dabei haben wir dicke Mauern, hinter denen wir uns verschanzen können, und Feuer – zumindest die Glücklicheren haben das.« Er stolperte und landete auf den Knien in einer großen Schneewehe. Tiamak half ihm auf. Die untere Hälfte des Priestergewandes war voller Schnee, der nicht abfallen wollte. »Ich stehe in Versuchung zu fluchen«, bemerkte Strangyeard und lachte unfroh; sein Atem stand in der Luft wie eine Wolke.

»Kommt, stützt Euch auf mich«, forderte Tiamak ihn auf. Das zerzauste Haar und traurige Gesicht des Priesters griffen ihm ans Herz. »Irgendwann einmal müßt Ihr mich im Wran besuchen. Auch dort ist nicht alles eitel Wonne, aber es ist nie kalt.«

»Das hört sich gerade jetzt w-wunderbar an.«

Der Wind hatte die Sturmwolken vertrieben, und eine Prise Salz aus trüben Sternen schimmerte. Tiamak starrte nach oben. »Er sieht so nah aus.«

Strangyeard folgte seinem Blick, stolperte wieder, fing sich aber gleich. Der Erobererstern schien fast senkrecht über dem Hochhorst zu stehen, ein feuriges Loch in der Dunkelheit mit einem Schweif wie eine Blutspur. »Er ist nah«, bestätigte der Priester. »Ich kann ihn fühlen. Plesinnen schrieb einst, daß solche Sterne üble Luft über die Welt blasen. Bis h-heute wußte ich nie recht, ob ich ihm glauben sollte, aber wenn es je einen Stern gegeben hat, der von Pest tropfte, dann diesen.« Er schlang die Arme um den Körper. »Manchmal frage ich mich, ob diese Tage die letzten der Erde sind, Tiamak.«

Der Marschmann wollte darüber nicht nachdenken. »Die Sterne sind hier alle ein wenig merkwürdig. Immer wieder denke ich, ich würde den Otter oder den Sandkäfer wiedererkennen, aber dann kommen sie mir auseinandergezogen und verändert vor.«

Strangyeard kniff sein einziges Auge zusammen. »Mir kommen die Sterne auch seltsam vor.« Er schauderte und senkte den Blick auf den kniehohen Schnee. »Ich fürchte mich, Tiamak.«

Seite an Seite stapften sie dem Lager zu.

»Das Schlimmste ist«, sagte Tiamak und hielt die Hände über das Feuer, »daß wir immer noch keine besseren Antworten auf unsere Fragen haben, als damals, als Morgenes Jarnauga den ersten Sperling schickte. Der Plan des Sturmkönigs ist ein vollständiges Rätsel, und ebenso verhält es sich mit unserer einzigen Möglichkeit, ihm Einhalt zu gebieten, den Schwertern.« Das kleine Zelt war trotz der Öffnung unter der Spitze voller Qualm, aber das war Tiamak im Augenblick gleichgültig; ein wenig erinnerte es ihn sogar an zu Hause.

»Das stimmt nicht ganz.« Strangyeard hustete und versuchte, den Rauch von sich fortzuwedeln. »Ein paar Dinge wissen wir – zum Beispiel, daß *Minneyar* Hellnagel ist.«

»Aber dazu mußte erst dieser Hernystiri kommen«, versetzte Tiamak unzufrieden. »*Ihr* braucht kein schlechtes Gewissen zu haben, Strangyeard. Nach allem, was ich gehört habe, wart Ihr ihnen eine große Hilfe, als es darum ging, *Dorn* zu finden. Nein, ich bin es, der wenig dafür getan hat, seine Mitgliedschaft im Bund der Schriftrolle zu rechtfertigen.«

»Ihr seid zu hart mit Euch selbst«, meinte der Archivar. »Ihr habt uns die Seite aus Nisses' Buch gebracht, mit deren Hilfe Camaris wieder zu sich selbst gebracht werden konnte.«

»Habt Ihr ihm einmal in die Augen gesehen, Strangyeard? Haben wir ihm damit nicht einen Bärendienst erwiesen? Und es sieht so aus, als sei er im Begriff, den neugefundenen Verstand gerade wieder zu verlieren. Wir hätten ihn in Ruhe lassen sollen.«

Der Priester stand auf. »Verzeiht mir, aber dieser Rauch…« Er hob die Zeltklappe und schwenkte sie heftig. Ein Schwall kalter Luft drang ein und pustete den größten Teil des Qualms wieder nach innen. Die beiden Gelehrten fröstelten. »Tut mir leid«, murmelte Strangyeard betrübt.

Tiamak winkte ihm, sich hinzusetzen. »Etwas besser ist es. Meine Augen brennen nicht mehr so stark.« Er seufzte. »Und dieses Gerede von ei-

nem Fünften Haus – habt Ihr bemerkt, wie betroffen die Sithi aussahen? Sie mögen behauptet haben, sie wüßten nichts davon, aber ich glaube ihnen nicht. Es hat ihnen nicht gefallen.« Der Wranna hob die mageren Schultern. Er hatte von Aditu gelernt, daß etwas, das die Sithi nicht zu erörtern wünschten, ein Geheimnis blieb. Sie waren zwar höflich, konnten aber, wenn sie es für angebracht hielten, von hartnäckiger Undeutlichkeit bleiben. »Wahrscheinlich kommt es nicht so darauf an. Morgen früh beginnt die Belagerung, Camaris und die anderen werden versuchen, sich in die Burg zu schleichen, und was immer Sie-die-wachen-und-gestalten beschließen, wird geschehen … so oder so.«

Strangyeard betrachtete ihn. Das Auge ohne Klappe war rotgerändert und tränte. »Eure Wran-Götter scheinen Euch nicht viel Trost zu spenden, Tiamak.«

»Aber es sind *meine* Götter«, antwortete der Marschmann. »Ich glaube nicht, daß mir Euer Gott mehr Frieden bescheren könnte.« Er sah auf und erschrak über den schmerzlichen Ausdruck im Gesicht des Archivars. »Oh! Es tut mir leid, Strangyeard. Ich wollte Euch nicht kränken. Ich bin nur zornig … und fürchte mich, genau wie Ihr.«

Bitte, laßt mich meine Freunde nicht verlieren. Dann hätte ich gar nichts mehr.

»Natürlich«, sagte der Archivar und seufzte. »Mir geht es ja nicht anders. Ich kann das Gefühl nicht loswerden, daß mir etwas Wichtiges genau vor Augen liegt – etwas höchst Einfaches, so wie Ihr gesagt habt. Ich spüre, daß es da ist, aber ich kann es nicht mit Händen greifen.« Er starrte auf seine verschränkten Finger. »Es macht mich ganz wütend. Ich bin fest überzeugt, daß wir etwas ganz Offensichtliches übersehen haben oder noch übersehen werden. Es kommt mir vor, als durchblätterte ich ein wohlbekanntes Buch und suchte nach einer bestimmten, schon oft gelesenen Seite, die ich jetzt nicht mehr finden kann.« Er seufzte wieder. »Kein Wunder, daß wir im Augenblick nicht besonders glücklich sind, mein Freund.«

Tiamak wurde bei dem Wort »Freund« warm ums Herz, aber seine Sorgen ließen ihn trotzdem nicht los. »Da ist noch etwas, das mich bekümmert«, fuhr er fort.

»Nämlich?« Strangyeard reckte sich, hob kurz die Zeltklappe an und ließ sie wieder fallen.

»Mir ist klargeworden, daß ich mit Camaris und den anderen hinab in die Tiefe steigen muß.«

»Was? Gesegnete Elysia, Tiamak, was soll das heißen? Ihr seid doch

kein Krieger.«

»Gerade deshalb. Weder Camaris noch einer der Sithi hat Morgenes' Buch gelesen oder, wie Ihr, die Archive von Naglimund studiert, oder von Jarnaugas, Dinivans und Valada Geloës Lippen Weisheit erfahren. Darum muß jemand mitgehen, der das getan hat, denn was würde geschehen, wenn dieser Stoßtrupp tatsächlich die Schwerter fände und dann nichts mit ihnen anfangen könnte? Eine zweite Gelegenheit wird sich uns nicht bieten.«

»Oh! Nun … dann … Erbarmen! Dann sollte besser ich gehen, denn von allen Trägern der Schriftrolle, die es noch gibt, habe ich mich am längsten mit diesen Dingen befaßt.«

»Ja, Strangyeard, mein guter Trockenländer-Freund, Ihr wißt von uns allen am meisten über die Schwerter. Aber Ihr habt nur ein Auge, und auch dieses Auge sieht nicht sehr gut. Und Ihr seid viele Jahre älter als ich und nicht so daran gewöhnt, zu klettern und sich durch enge Löcher zu winden. Wäre Binabik von Yiqanuc hier, so würde ich ihn gehen lassen und ihm alles Gute dazu wünschen, denn er ist gelehrter in diesen Dingen als ich und mindestens ebenso tüchtig in anderer Hinsicht – ganz zu schweigen davon, daß er wohl kaum in einem engen Tunnel steckenbleiben wird.« Er wiegte traurig den Kopf. »Aber Binabik ist nicht hier, die weise Frau Geloë hat uns verlassen, und die alten Träger der Schriftrolle sind alle tot. Darum meine ich, daß die Reihe an mir ist. Ich habe in der kurzen Zeit, die wir zusammen sind, viel von Euch gelernt, Strangyeard.« Von neuem stieß er einen tiefen Seufzer aus. »Ich habe immer noch Alpträume von meinem Aufenthalt im Nest der Ghants und von den Bildern, die damals durch meinen Kopf gingen, und dem Klang meiner eigenen Stimme, die in der Finsternis klickte und klackte. Und doch fürchte ich, daß mir noch Schlimmeres bevorsteht.«

Sie schwiegen lange. Dann fing der Priester an, in seinen Sachen herumzuwühlen, bis er endlich einen Lederschlauch zutage förderte. »Hier. Das ist ein starkes Getränk, das man aus Beeren herstellt. Jarnauga brachte es nach Naglimund mit; er sagte, es sei ein Schutz gegen die Kälte.« Er lachte nervös. »Und an Kälte fehlt es uns ja wohl nicht, wie? Versucht einen Schluck.« Er reichte Tiamak den Schlauch.

Der Likör war süß und feurig. Der Wranna schluckte und nahm einen zweiten Zug. Dann gab er Strangyeard den Schlauch zurück. »Es schmeckt gut, aber ungewöhnlich. Bei uns trinkt man saures Farnbier. Probiert selbst.«

»Ach … ich glaube, für mich ist es zu stark«, stotterte der Priester. »Ich wollte nur, daß Ihr…«

»Ein kleiner Schluck wird uns helfen, die Kälte fernzuhalten. Vielleicht hilft er Euch sogar, den flüchtigen Gedanken zu erhaschen, den Ihr erwähnt habt.«

Zögernd führte Strangyeard den Schlauch an die Lippen. Er nahm einen winzigen Schluck und bewegte ihn im Mund, dann einen weiteren. Tiamak stellte erfreut fest, daß er sich dabei nicht verschluckte. »Es ist … heiß«, meinte der Priester staunend.

»Fühlt sich so an, wie?« Der Wranna ließ sich gegen eine der Satteltaschen des Archivars sinken. »Trinkt noch einmal und gebt mir dann wieder den Schlauch. Ich werde mehr als nur ein paar Züge brauchen, bis ich den Mut aufbringe, Josua zu sagen, was ich vorhabe.«

Der Schlauch war so gut wie leer. Tiamak hatte gehört, wie draußen die Wachen wechselten und wußte, daß es kurz vor Mitternacht sein mußte. »Ich sollte jetzt gehen«, meinte er und lauschte den Worten, die er von sich gab, voller Stolz, weil sie so wohlartikuliert klangen. »Ich sollte gehen, denn ich muß ja Prinz Josua noch meinen Plan erläutern.«

»Euren Plan erläutern, jawohl.« Strangyeard hielt den Weinschlauch an der Zugschnur und ließ ihn kreisen. »Sehr gut.«

»Darum werde ich jetzt gleich aufstehen«, bedeutete ihm Tiamak. »Ich wünschte, Geloë wäre hier.«

»Geloë? Hier?« Tiamak runzelte die Stirn. »Um diesen Likör aus Rimmersgard zu trinken?«

»Nein. Doch, vielleicht schon.« Strangyeard hob die andere Hand und setzte den Schlauch wieder in Bewegung. »Um mit uns zu reden. Weise, das war sie. Ein bißchen zum Fürchten – habt Ihr Euch nicht gefürchtet? Diese Augen…« Bei der Erinnerung an Geloës bohrenden Blick umwölkte sich seine Stirn. »Aber zuverlässig. Tröstlich.«

»Natürlich. Wir vermissen sie.« Tiamak kam wacklig auf die Füße. »Schlimme Sache.«

»Warum haben sie es wohl getan … diese Ungeheuer?« überlegte der Priester.

»Geloë zu töten?«

»Nein – Camaris.« Strangyeard legte den Schlauch vorsichtig auf eine Decke. »Warum töteten sie Camaris? Nein.« Er lächelte beschämt. »Ich

meine … warum haben sie versucht, Camaris zu töten? Nur ihn? Das ist doch sinnlos.«

»Weil sie ihm das Schwert wegnehmen wollten. *Dorn.*«

»Ah«, erwiderte Strangyeard. »Ah. Vielleicht.«

Tiamak schwankte zum Zelteingang und trat hinaus. Die eisige Luft war wie ein Schlag vor den Kopf. Er drehte sich nach dem Priester um, der ihm gefolgt war. »Wo wollt Ihr hin?«

»Mitgehen«, erklärte Strangyeard sachlich. »Josua sagen, daß ich Euch begleite. In die Tunnel. Nach unten.«

»Kommt nicht in Frage«, entgegnete Tiamak fest. »Kein guter Einfall. Ich habe es Euch doch erklärt.«

»Ich gehe trotzdem mit. Will mit Josua reden.« Die Zähne des Priesters klapperten schon jetzt. »Kann Euch doch in der Kälte nicht alleinlassen.« Er stolperte ein paar Schritte, blieb stehen, schaute zum Himmel und zog die Stirn in breite Falten. »Seht Euch diesen roten Stern an. Verrücktes Ding. An allem Ärger schuld. Die Sterne sollten uns in Ruhe lassen.« Er drohte mit der Faust. »Wir haben keine Angst!« schrie er zu dem fernen Lichtpunkt hinauf. »Keine Angst!«

»Ihr habt zuviel getrunken.« Tiamak nahm ihn beim Ellenbogen.

Strangyeard nickte. »Gut möglich.«

Josua sah dem Archivar und dem Wranna nach, wie sie aus seinem Zelt in die Nacht hinausschwankten, und wandte sich dann kopfschüttelnd an Isgrimnur. »Das hätte ich nie gedacht.«

»Was – ein betrunkener Priester?« Der Herzog gähnte, obwohl er so aufgeregt war, daß sein Magen rebellierte. »Das ist doch nichts Besonderes.« Hinter seinen Augen lag ein dumpfer Druck. Die Mitte der Nacht war bereits überschritten, und der nächste Tag versprach fürchterlich zu werden. Er brauchte seinen Schlaf.

»Vielleicht – aber ein betrunkener Strangyeard?« Josua konnte es nicht fassen. »Ich glaube aber, daß Tiamak recht hat, wenn er mit will. Nach allem, was Ihr mir erzählt habt, ist er ein brauchbarer Bursche.«

»Drahtig wie ein Jagdhund«, nickte Isgrimnur. »Außerdem tapfer und so höflich im Umgang, daß ich mich immer noch nicht daran gewöhnt habe. Ich muß gestehen, daß ich die Marschleute nicht für so gebildet gehalten hatte. Camaris könnte es weit schlechter treffen als mit Tiamak, auch wenn er hinkt. Wußtet Ihr übrigens, daß er dieses Humpeln einem Cockindrill

verdankt, das ihn gebissen hat?« Josua dachte bereits an andere Dinge. »Das wären also zwei von den Menschen, die mitgehen.« Er rieb sich die Schläfe. »Ich kann nicht mehr denken – es kommt mir vor, als seien seit dem letzten Sonnenaufgang drei Tage vergangen. Morgen früh leiten wir die Belagerung ein, und bis morgen abend haben wir Zeit, uns endgültig zu entscheiden, wer dabei sein soll.« Er stand auf und sah fast zärtlich zu Camaris hinüber, der auf der anderen Seite des Zeltes auf einem Strohsack ausgestreckt lag und sich im Schlaf unruhig hin- und herwälzte.

Der Knappe Jeremias, der eine Vorliebe für vom Schicksal geplagte Menschen zu haben schien, hatte sich auf einem Deckenhaufen zu seinen Füßen zusammengerollt.

»Findet Ihr zurück?« fragte Josua den Herzog. »Nehmt die Laterne.«

»Ich werde den Weg schon finden. Isorn sitzt bestimmt noch bei Sludig und den anderen und erzählt Geschichten.« Er gähnte wieder. »Hat es nicht einmal eine Zeit gegeben, als wir die ganze Nacht aufbleiben und trinken, dann morgens in den Kampf ziehen und danach wieder weitertrinken konnten?«

»Vielleicht für Euch, Onkel Isgrimnur«, antwortete Josua mit einem winzigen Lächeln. »Für mich nie. Gott schenke Euch eine ruhige Nacht.«

Isgrimnur brummte etwas, ergriff die Laterne und verließ das Zelt. Josua blieb in der Mitte stehen und starrte auf den schlafenden Camaris.

Draußen hatten die Sturmwolken sich verzogen. Die Sterne tauchten die schweigenden Mauern des Hochhorsts in mattes Licht. Gerade über dem Grünengelturm schwebte der Erobererstern wie eine Flamme über der Kerze.

Verschwinde, verfluchtes unheilverkündendes Scheusal, forderte Isgrimnur ihn auf, aber er wußte, daß der Stern nicht gehorchen würde.

Fröstelnd in der Kälte stapfte er langsam durch den Schnee zu seinem Zelt.

»Jeremias! Junge! Wach auf!«

Der junge Knappe richtete sich auf und versuchte, den Schlaf abzuschütteln. »Herr?«

Josua stand halb angekleidet vor ihm. »Er ist fort. Er ist schon viel zu lange fort.« Er griff hastig nach dem Schwertgurt und riß seinen Mantel vom Boden hoch. »Zieh deine Stiefel an und komm mit.«

»Was ist denn? Wer ist fort, Prinz Josua?«

»Camaris, verdammt! Camaris! Schnell jetzt, hilf mir. Oder nein, weck Isgrimnur und hol noch ein paar andere Männer. Sie sollen Fackeln mitbringen!«

Der Prinz nahm einen brennenden Ast aus dem Feuer, drehte sich um und drängte sich durch die Zeltklappe. Er untersuchte den Schnee und versuchte, aus dem Gewirr von Fußabdrücken etwas herauszufinden. Schließlich entschied er sich für eine Fährte, die zum Kynslagh hinabging. Gleich darauf hatte er den Schein der wenigen noch brennenden Lagerfeuer hinter sich gelassen. Der Mond stand schon nicht mehr am Himmel, aber der Erobererstern brannte noch immer wie ein Signalfeuer.

Die Spur lief zunächst ziellos hin und her, aber nach kaum einer Achtelmeile wurde klar, daß die Klippen östlich der Seemauer des Hochhorsts ihr Ziel waren. Als Josua in diese Richtung spähte, erkannte er eine helle Gestalt, die sich von einer Wand aus leerer Schwärze abhob – dem Kynslagh.

»Camaris!« rief er. Die Gestalt hielt nicht an, sondern steuerte auf den Rand des Kliffs zu, schwankend wie eine Marionette, deren Schnüre sich verknotet haben. Der Prinz fing an zu rennen, rutschte im tiefen Schnee, wurde langsamer, als er die Klippen erreicht hatte. »Camaris«, sagte er und zwang seine Stimme zu täuschender Ruhe. »Wohin wollt Ihr?«

Der alte Mann drehte sich nach ihm um. Er trug keinen Mantel, und sein weites Hemd flatterte im Wind. Selbst im trüben Licht der Sterne hatte seine Haltung etwas Merkwürdiges.

»Ich bin es, Josua.« Der Prinz breitete die Arme aus, als wollte er den alten Mann an sein Herz schließen. »Kommt mit mir zurück. Wir wollen uns ans Feuer setzen und reden.«

Camaris starrte ihn an, als gebe Josua tierische Laute von sich und begann die Felsen hinunterzusteigen. Josua eilte ihm nach.

»Halt! Camaris, wohin geht Ihr?« Er kletterte über die Kante und versuchte mühsam, auf dem schlammigen Hang das Gleichgewicht nicht zu verlieren. »Kommt doch zurück.«

Der alte Ritter fuhr herum und riß *Dorn* aus der Scheide. Obwohl er einen erschreckend verwirrten Eindruck machte, führte er das Schwert mit unbewußter Meisterschaft. An seinem Wehrgehenk baumelte das Horn Cellian, das hin- und herschwankte und Josuas Blick auf sich lenkte. »Es ist Zeit«, flüsterte Camaris. Im Rauschen der Wellen, die unten klatschend ans Ufer schlugen, konnte man ihn kaum hören.

»Das könnt Ihr nicht tun.« Josua streckte ihm die Hand entgegen. »Wir

sind noch nicht bereit. Ihr müßt doch auf die anderen warten!« Er kam ein paar glitschige Schritte auf Camaris zu. »Kommt mit mir.«

Plötzlich schwang Camaris in weitem, flachem Bogen das Schwert. In der Dunkelheit war es fast unsichtbar. Zischend fuhr es an der Brust des Prinzen vorbei.

»Bei Ädons Blut, Camaris, erkennt Ihr mich nicht?« Josua trat einen Schritt zurück. Der alte Mann hob das Schwert zum nächsten Hieb.

»Es ist Zeit!« wiederholte er und schlug zu, diesmal mit tödlicher Zielstrebigkeit.

Josua warf sich nach hinten. Seine Füße rutschten weg. Er ruderte noch mit den Armen, verlor dann aber das Gleichgewicht und stürzte den Abhang hinunter, rollte durch hohes Gras und über Schlamm und Steine und landete schließlich in einer schmutzigen Schneewehe, wo er keuchend vor Schmerz liegenblieb.

»Prinz Josua?« Oben an der Kante erschien ein Kopf. »Seid Ihr dort unten?«

Mühsam rappelte der Prinz sich auf. Camaris war inzwischen weiter den Hang hinuntergestiegen und zum Strand gekommen. Jetzt wanderte seine gespenstische Gestalt am Rand der Klippen entlang.

»Ich bin hier!« rief Josua Jeremias zu. »Verdammt, wo ist der Herzog?«

»Er kommt, aber ich sehe ihn noch nicht«, verkündete der junge Mann aufgeregt. »Ich habe ihm Bescheid gesagt und bin Euch dann nachgerannt. Soll ich hinunterkommen und Euch helfen? Seid Ihr verletzt?«

Josua drehte sich um und sah, daß Camaris zögernd vor einer der dunklen Öffnungen in der Wand des Kliffs stehengeblieben war. Gleich darauf verschwand er darin. »Nein!« schrie Josua und rief dann Jeremias zu: »Hol Isgrimnur, sag ihm, er soll sich beeilen! Sag ihm, Camaris sei in eine der Höhlen gegangen – ich werde ihm dort ein Zeichen hinterlassen! Wenn wir noch länger warten, verlieren wir ihn. Ich werde ihn herausholen.«

»Ihr … Ihr…« Der Knappe war verwirrt. »Ihr wollt ihm folgen?«

»Verflucht, ich kann ihn doch nicht allein dort herumkriechen lassen – er ist nicht bei Sinnen! Ädon weiß, was ihm zustoßen könnte – hinfallen, sich verirren … Irgendwie werde ich ihn zurückbringen, und wenn ich ihn zuerst überwältigen und dann auf den Schultern zurückschleppen muß. Aber sag um Gottes willen Isgrimnur, er soll sich mit den Fackeln und den Männern beeilen. Los jetzt, Junge, lauf!«

Jeremias zauderte noch eine Sekunde und verschwand dann. Josua klet-

terte das kurze Stück bis zu seiner Fackel, die flackernd auf einem lehmigen Felsvorsprung lag, und stieg dann den Rest des Hangs zum Strand hinunter. Rasch lief er zu der Stelle, an der Camaris verschwunden war, einem Höhleneingang, der sich von den anderen im Kliff nicht weiter unterschied. Er sammelte ein paar Steine, die er neben der Öffnung aufschichtete, und trat dann ein. Die Fackel hielt er vor sich.

Isgrimnur starrte den Soldaten an. »Was soll das heißen – er ist verschwunden?«

Der Mann sah ihm halb entschuldigend, halb abwehrend in die Augen. »Genau das, Herzog Isgrimnur. Das Loch teilt sich und führt in verschiedene Richtungen. Wir dachten, wir hätten oben an den Wänden Spuren wie von einer Fackel gesehen, aber es war niemand zu finden. Wir haben auch die anderen Gänge alle durchsucht. Es sind die reinsten Wurmlöcher, ein Tunnel neben dem anderen.«

»Und ihr habt gerufen?«

»Den Namen des Prinzen, so laut wir konnten. Keine Antwort.«

Isgrimnur blickte auf das Loch in der Kliffwand und dann auf Sludig. »Der Erlöser bewahre uns«, stöhnte er. »Beide verschwunden. Jetzt müssen wir ihnen die Sithi nachschicken.«

Er wandte sich an den Soldaten. »Ich komme noch vor Sonnenaufgang zurück. Bis dahin sucht und ruft weiter.«

Der Mann nickte. »Jawohl, Herr.«

Isgrimnur zupfte noch einen Augenblick an seinem Bart und ging dann am Strand entlang zurück. »Ach, Josua«, sagte er leise. »Du Narr. Und ich bin auch einer. Wir alle sind Narren.«

XXVIII
Verlassene Pfade

Binabik berührte ihren Arm. »Woran denkst du, Miriamel?«

»Ich versuche, mir eine Möglichkeit für uns einfallen zu lassen.« In ihrem Kopf dröhnte es. Die dunkle Höhle schien immer enger zu werden. »Irgendwie müssen wir hier herauskommen. Ich will nicht in dieser Falle enden.« Sie hielt den Atem an und sah zu Cadrach hinüber, der sich auf der anderen Seite der Höhle an die Wand duckte. »Wie konnte er so etwas tun, Binabik? Wie konnte er uns so verraten?«

»Damals kannte er dich nicht«, meinte der Troll. »Darum konnte er auch nicht wissen, daß du es warst, die er verriet.«

»Aber danach hat er uns auch nichts gesagt. Er hat gar nichts gesagt! Und dabei waren wir so lange zusammen.«

Binabik senkte den Kopf. »Es ist geschehen. Jetzt müssen wir über anderes nachsinnen.« Er wies auf die Unterirdischen, die einen Kreis gebildet hatten, in dem sie saßen und sangen. »Sie meinen, die Nornen kommen bald, so haben sie gesagt. Schon bröckelt der Zauber. Die Tür wird nicht viel länger halten.«

»Und da bleiben sie so einfach sitzen und warten«, sagte Miriamel bitter. »Ich kann sie genausowenig begreifen wie Cadrach.« Sie stand auf und ging an dem Troll vorbei. »Yis-fidri! Warum starrst du hier Löcher in die Luft, während vor der Tür die Nornen stehen? Begreifst du nicht, was uns allen bevorsteht?« Sie hörte, wie ihre Stimme hoch und schrill wurde, aber es kümmerte sie nicht.

Die Unterirdischen blickten furchtsam und mit offenen Mündern zu ihr auf. Miriamel fand, sie sähen aus wie ein Nest mit Jungvögeln. »Wir warten…« begann Yis-fidri.

»Ihr wartet! Genau das ist es – ihr wartet einfach.« Miriamel bebte vor Zorn. Ja, sie warteten alle nur darauf, daß diese fischbauchweißen Fratzen hereinkamen und sie mitnahmen, auch Miriamel und den Troll. »Dann

können wir doch die Tür auch gleich öffnen. Warum wollen wir es hinausschieben? Binabik und ich werden kämpfen, um uns einen Weg zu bahnen, und vermutlich erschlagen werden – erschlagen, weil ihr uns gegen unseren Willen in diese Falle geschleppt habt –, und ihr werdet sitzenbleiben und euch abschlachten lassen. Darum hat es gar keinen Zweck, noch länger zu warten.«

Yis-fidri glotzte. »Aber … vielleicht gehen sie wieder weg…«

»Das glaubst du doch selber nicht. Komm schon, mach die Tür auf!« Die Furcht in ihr stieg so hoch, daß sie tobte wie vom Sturm aufgewühlte Wellen. Sie bückte sich, packte das lange Handgelenk des Unterirdischen und zerrte daran. Er war so unbeweglich wie Stein. »Steh auf, verdammter Kerl!« schrie sie und riß, so hart sie konnte. Die Unterirdischen gurgelten erschrocken aufeinander ein. Yis-fidris Augen weiteten sich vor Bestürzung. Mit einer kurzen, leichten Bewegung seines kraftvollen Arms löste er Miriamels Griff. Atemlos stürzte sie zu Boden.

»Miriamel!« Binabik eilte an ihre Seite. »Hast du dir wehgetan?«

Sie schüttelte seine helfende Hand ab und setzte sich hin.

»So!« erklärte sie triumphierend. »Du hast uns nicht die Wahrheit gesagt, Yis-fidri.«

Der Unterirdische starrte sie an, als hätte sie Schaum vor dem Mund. Er kräuselte schützend die flachen Finger vor der Brust.

»Nein, das hast du nicht«, wiederholte Miriamel und stand auf. »Mich stößt du weg, damit ich dich nicht gegen deinen Willen zu etwas zwinge – warum nicht auch die Nornen? Willst du denn sterben? Die Nornen, zweifle nicht daran, werden dich töten, dich und mich und uns alle. Vielleicht werden sie euch ja auch wieder zu Sklaven machen – ist es das, worauf du hoffst? Warum leistest du mir Widerstand und ihnen nicht?«

Yis-fidri warf einen kurzen Blick auf seine Gattin, die stumm und feierlich zurückblickte. »Aber wir können doch nichts tun.« Der Unterirdische schien um Miriamels Verständnis zu flehen.

»Es gibt immer etwas, das man tun kann«, fauchte die Prinzessin. »Vielleicht ändert sich dadurch nichts, aber man hat es doch wenigstens versucht. Du bist stark, Yis-fidri – ihr Unterirdischen seid alle stark und begabt zu vielerlei Dingen. Ich habe gesehen, wie deine Gattin den Stein formte. Vielleicht seid ihr bisher immer weggelaufen, aber jetzt gibt es auch für euch keine Zuflucht mehr. Verdammt! Helft uns!«

Yis-hadra sagte etwas in der Sprache der Unterirdischen, auf das eine gemurmelte, aber schnelle Antwort von anderen in der Gruppe folgte. Yis-

fidri mischte sich ein, und die Unterirdischen führten eine lange Unterredung. Ihre Stimmen raunten und gurgelten wie Wasser, das über Steine plätschert.

Endlich erhob sich Yis-hadra. »Ich werde euch helfen«, sagte sie. »Ihr sprecht die Wahrheit. Wir können nirgendwohin fliehen und sind fast die letzten unserer Art. Wenn wir sterben, wird niemand mehr dasein, der den Stein hegen und ernten kann, niemand, der die schönen Dinge in der Erde findet. Das wäre allzu schade.« Sie sah ihren Gatten an und sprach von neuem rasch auf ihn ein. Yis-fidri schloß die riesigen Augen.

»Ich werde tun, was meine Gattin tut«, erklärte er dann mit sichtlichem Widerstreben. »Aber wir sprechen nicht für die anderen Tinukeda'ya.«

»Dann sprecht *mit* ihnen«, drängte Miriamel. »Wir haben so wenig Zeit!«

Yis-fidri zögerte, nickte aber schließlich. Die anderen Unterirdischen schauten zu, und auf ihren fremdartigen Gesichtern stand Furcht.

Mit pochendem Herzen duckte sich Miriamel ins Dunkel. Sie konnte die Hand nicht vor Augen sehen, obwohl die Kristallstäbe offenbar immer noch soviel Licht abgaben, daß zumindest die Unterirdischen genug erkennen konnten; sie hörte, wie sie so sicher in der Höhle umherliefen, wie sie es in einem hellerleuchteten Zimmer getan hätte.

Sie streckte den Arm aus, um Binabiks kleine, aber tröstliche Gestalt zu berühren, die neben ihr kauerte. »Ich fürchte mich«, wisperte sie.

»Und wer nicht?« Er tätschelte ihre Hand.

Miriamel öffnete schon den Mund, um noch etwas zu sagen, als eine leichte Erschütterung durch das Gestein hinter ihr ging. Zuerst dachte sie, es sei wieder die merkwürdige Verschiebung, die sie schon einmal gespürt und die Yis-hadra und die anderen Unterirdischen so erschreckt hatte. Dann aber leuchtete in der schwarzen Leere an der Tür ein schwacher, blauer Strahl auf. Er glich keinem Licht, das sie kannte, denn er erhellte nichts von seiner Umgebung, sondern war nur ein pulsierender, himmelblauer Strich in der Schwärze.

»Sie kommen«, stieß sie hervor. Ihr Herz raste noch wilder, und ihre tapferen Worte von vorhin kamen ihr albern vor. Auf Binabiks anderer Seite wurde Cadrachs heiseres Atmen lauter. Sie rechnete halb und halb damit, daß er schreien würde, vielleicht, um den Nornen eine Warnung zuzurufen. Sie glaubte ihm auch seine Behauptung nicht, daß er seine *Kunst* verloren habe und ihnen gegen die Nornen nicht helfen könne, und daß er sogar zu

schwach sei, die geringen Fähigkeiten anzuwenden, über die er noch verfüge.

Die blaue Linie wurde länger. Ein warmer Wind wehte durch die Kammer; ihre angespannten Sinne spürten ihn wie einen körperlichen Schlag. Zum dutzendsten Mal, seit die Unterirdischen ihre Höhle verdunkelt hatten, zupfte Miriamel an den Riemen ihres Reisesacks und wischte den Schweiß vom Griff des Dolches. Zugleich umklammerte sie Simons Weißen Pfeil; wenn die Nornen nach ihr griffen, würde sie mit beiden Händen zustechen. Ein Schauder überlief sie. Die Nornen. Die Weißfüchse. Nur noch wenige Augenblicke trennten sie von ihr…

Yis-fidri sagte etwas Leises, aber Eindringliches in der Unterirdischensprache. Von einer anderen Stelle der Höhle antwortete Yis-hadra im gleichen Ton. Die Geräusche hin- und herlaufender Unterirdischer verstummten. In der Kammer herrschte Grabesstille.

Der blaue Glanz formte sich zu einem angedeuteten Oval, bis das eine Ende der Linie auf das andere stieß. Sekundenlang nahm die Hitze noch zu, dann erlosch das Glühen. Ein Scharren, dann fiel etwas schwer zu Boden. Ein Schwall kalter Luft strömte herein, aber falls jetzt wirklich die Tür gesprengt war, fiel trotzdem kein Licht ins Innere der Höhle.

Verflucht sollen sie sein! dachte Miriamel verzweifelt. *Sie sind zu schlau, mit Fackeln hereinzukommen.* Sie packte ihr Messer fester, denn sie zitterte so heftig, daß sie Angst hatte, es könnte ihr aus der Hand fallen.

Plötzlich ertönten ein Donnerkrachen und ein schriller Schrei, der aus keiner menschlichen Kehle kam. Miriamels Herz tat einen Satz. Die großen Steine über der Tür, die die Unterirdischen gelockert hatten, prasselten herunter. Sie hörte das hohe, zornige Klagen der Nornen. Einem erneuten Krachen folgte ein schabendes, knirschendes Geräusch, dann das Rufen vieler Stimmen, keine davon in einer menschlichen Sprache. Miriamels Augen fingen an zu brennen. Sie rang nach Luft und fühlte, wie es tief in ihren Lungen stach.

»Auf!« schrie Binabik. »Es ist Giftrauch!«

Miriamel sprang auf, wußte im Dunkeln nicht mehr, wo sie war und wurde von einem Feuer verbrannt, das in ihren Eingeweiden loderte. Eine starke Hand packte sie und zog die Stolpernde durch die Finsternis. Die Höhle hallte wider von unverständlichen Rufen und Schreien und dem Poltern fallender Steine.

Die nächsten Augenblicke waren blinder Wahnsinn. Sie fühlte sich hinausgezerrt in eisige Luft. Plötzlich konnte sie wieder atmen, aber immer

noch nichts sehen. Die Hand, die sie festgehalten hatte, ließ sie los. Gleich darauf verhakte sich ihr Fuß, und sie fiel flach auf die Erde.

»Binabik!« schrie sie und versuchte aufzustehen, aber sie hatte sich irgendwo verfangen. »Wo bist du?«

Wieder wurde sie gepackt, diesmal aber hochgehoben und eilig durch die lärmende Dunkelheit getragen. Ihr Fuß hing immer noch fest. Im Vorbeilaufen streifte sie ein Hieb. Einen Augenblick blieb ihr Träger stehen und ließ sie zu Boden gleiten; man hörte eine Reihe merkwürdiger Geräusche, darunter schmerzerfülltes Stöhnen und Keuchen, dann wurde sie wieder aufgenommen.

Endlich berührte sie von neuem den harten Stein. Es war stockfinster. »Binabik?« rief sie.

Ein Funke blitzte auf, dann grelles Licht. Sekundenlang sah sie den Troll an der Höhlenwand stehen, ringsum Dunkelheit, in seiner Hand Flammen. Dann schleuderte er den Inhalt der Hand von sich fort. Ein Funkenregen sprühte. Überall züngelten kleine Flämmchen. Wie auf einen Wandbehang gemalt, standen Binabik, mehrere Unterirdische und fast ein Dutzend fremder Schattengestalten erstarrt im Licht, verteilt in einer langgestreckten Höhle mit hoher Decke. Die Tür im Stein, die sie geschützt hatte, lag in Stücken hinter Miriamel auf der anderen Seite dieser Vorhöhle.

Sie hatte kaum eine Sekunde Zeit, die Wirkung des Pulvers zu bewundern, mit dem der Troll sonst seine Lagerfeuer in Brand setzte, denn schon rannte eine blasse Gestalt mit gezücktem langem Messer auf sie zu. Auch Miriamel hob die Klinge, aber ihre Knöchel schienen wie gefesselt, und sie fand keinen festen Halt. Das Messer schoß auf ihr Gesicht zu, kam aber eine Handlänge vor ihren Augen plötzlich zum Stehen.

Der Unterirdische, der den Arm des Angreifers gepackt hatte, riß ihn hoch. Ein Knacken, als zerbreche etwas; dann wurde der Norne kopfüber in die Höhle hineingeschleudert.

»Dort entlang«, keuchte Yis-fidri und deutete auf ein dunkles Loch im vorderen Teil der Höhle. Im düsteren Flackerlicht wirkte er noch grotesker als der Feind, den er erledigt hatte: ein Arm hing schlaff herab, und der abgebrochene Schaft eines Pfeils zitterte in seiner Schulter. Neben ihm prallte ein anderer Pfeil an die Höhlenwand. Der Unterirdische zuckte zusammen.

Miriamel griff nach unten und befreite endlich ihre Füße aus dem, was sie festgehalten hatte; es war ein Nornenbogen. Sein Besitzer lag nur ein paar Schritte weiter, gleich hinter dem Eingang zum Versteck der Unterir-

dischen; aus seiner zerschmetterten Brust ragte ein dicker, scharfkantiger Felsbrocken.

»Schnell jetzt, schnell!« mahnte Yis-fidri. »Wir haben sie überrascht, aber es können bald mehr sein!« Der energische Ton konnte sein Entsetzen nicht verhehlen; die Untertassenaugen drohten aus ihren Höhlen zu treten. Einer der anderen Unterirdischen warf einen Stein auf den Nornen, der auf Yis-fidri geschossen hatte. Die Bewegung war ungeschickt, aber das Wurfgeschoß so schnell, daß der bleiche Unsterbliche zurücktaumelte, bevor der Arm des Unterirdischen sich noch gesenkt hatte, und am Boden zusammenbrach.

»Lauft!« rief jetzt Binabik. »Bevor neue Bogenschützen kommen!«

Miriamel, den Nornenbogen noch in der Hand, rannte ihm in den Tunneleingang nach. Unterwegs las sie ein paar verstreute Nornenpfeile auf. Simons Pfeil steckte sie in den Gürtel, damit er nicht verlorenging, und legte einen der schwarzen Pfeile auf die Sehne. Dabei warf sie einen Blick zurück. Yis-fidri und die anderen Unterirdischen zogen sich rückwärtsgehend zurück, die angstvollen Augen auf die Nornen gerichtet, die ihnen nur langsam folgten. Die Weißfüchse achteten darauf, nicht in Reichweite der langen Unterirdischen-Arme zu geraten, waren aber sichtlich nicht bereit, die Feinde so leichten Kaufes davonkommen zu lassen. Trotz des Gemetzels und des halben Dutzends Leichen, die in der Vorhöhle und der aufgesprengten Tür lagen, wirkten die Nornen so ruhig und gelassen wie jagende Insekten.

Miriamel machte kehrt und beschleunigte den Schritt. Binabik hatte eine Fackel angezündet. Sie folgte dem Licht in den holprigen Tunnel.

»Sie sind immer noch hinter uns her«, keuchte sie.

»Dann müssen wir laufen, bis wir einen besseren Kampfplatz finden«, rief der Troll zurück. »Wo ist der Mönch Cadrach?«

»Weiß nicht.«

Und vielleicht ist es für alle Beteiligten am besten, wenn er dahinten umgekommen ist. Ein grausamer Gedanke, aber gerecht, fand Miriamel. *Für alle Beteiligten.*

Sie rannte der hüpfenden Fackel nach.

»Josua ist fort?« Isorn war zutiefst bestürzt. »Aber wie konnte er nur sein eigenes Leben aufs Spiel setzen, selbst für Camaris?«

Isgrimnur konnte seinem Sohn keine Antwort darauf geben. Er zupfte

grimmig an seinem Bart und bemühte sich, scharf nachzudenken. »Es ist nun einmal so«, sagte er schließlich und sah auf die Runde der anderen unglücklichen Gesichter im Zelt. »Ich habe Soldaten stundenlang die Höhlen absuchen lassen – ohne Erfolg. Die Sithi bereiten sich schon darauf vor, den beiden nachzugehen, und Tiamak wird sie begleiten.« Er atmete so kräftig aus, daß sein Schnurrbart flatterte. »Ja, verdammt, Männer, Josua hat uns einen schweren Stein in den Weg geworfen, aber um so wichtiger ist es jetzt, Elias unbedingt abzulenken. Für Tränen ist im Moment keine Zeit.«

Sludig spähte durch die Türklappe. »Der Morgen graut schon, Herzog Isgrimnur, und es schneit wieder. Die Männer wissen, daß etwas Ungewöhnliches geschehen ist; sie werden unruhig. Wir sollten einen Entschluß fassen, Herr.«

Der Herzog nickte. Innerlich verfluchte er das Geschick, das ihm statt Josua die Stellung des Anführers in den Schoß geworfen hatte. »Wir werden vorgehen wie geplant. Alles, was sich seit unserem gestrigen Kriegsrat geändert hat, ist, daß Josua fehlt. Darum brauchen wir nicht nur einen Schauspieler, sondern zwei.«

»Ich bin bereit«, erklärte Isorn. »Ich habe Camaris' Wappenrock.« Er zog sein Schwert aus der Scheide. Klinge und Heft glänzten schwarz. »Und seht – ein wenig Farbe, und es wird zu *Dorn*.« Er fing Isgrimnurs verzagten Blick auf. »Vater, du warst damit einverstanden, und es hat sich nichts Neues ergeben. Von allen, denen wir das Geheimnis anvertrauen können, bin ich als einziger groß genug, um für Camaris durchzugehen.«

Der Herzog betrachtete ihn düster. »Das stimmt. Aber weil du Camaris' Rolle spielen sollst, darfst du dir nicht einbilden, du wärst wirklich er. Du mußt am Leben und auf deinem Pferd sitzenbleiben, damit man dich sieht. Aber laß dich nicht auf törichte Wagnisse ein.«

Isorn blitzte ihn unzufrieden an, empört, nach allem, was er hinter sich gebracht hatte, noch immer wie ein Kind behandelt zu werden. Fast bedauerte Isgrimnur seine väterliche Besorgnis – fast, aber nicht ganz. »Also gut. Und wer soll Josua darstellen?«

»Gibt es denn jemanden, der mit der linken Hand ficht?« erkundigte sich Sludig.

»Er hat recht«, fiel Freosel ein. »Niemand wird an einen Josua glauben, der eine rechte Hand hat.«

Isgrimnur wurde immer ärgerlicher. Was für ein Wahnsinn – es war, als wählte man Höflinge für das Festspiel zum Sankt-Tunaths-Tag aus. »Er

soll sich ja nur zeigen und nicht kämpfen«, knurrte er.

»Aber er muß am Kampf teilnehmen«, beharrte Sludig, »sonst sieht ihn keiner.«

»Ich werde es tun«, schlug Hotvig vor. Der narbige Thrithingmann hob den Arm. Seine Reifen klingelten. »Ich kann mit beiden Händen fechten.«

»Aber … aber er sieht nicht aus wie Josua«, mischte Strangyeard sich in entschuldigendem Ton ein. »Nicht wahr?« Seit ihn der Herzog zuletzt gesehen hatte, schien er deutlich nüchterner geworden zu sein, wirkte aber trotzdem zerstreut. »Hotvig, Ihr seid … Ihr habt eine sehr breite Brust. Und Euer Haar ist zu hell.«

»Er wird einen Helm tragen«, erklärte Sludig.

»Der Harfner Sangfugol sieht dem Prinzen viel ähnlicher«, fuhr Strangyeard fort. »Wenigstens ist er schlank und dunkelhaarig.«

»Ha!« Isgrimnur lachte bellend. »Ich kann doch keinen Sänger mitten ins Gemetzel schicken. Selbst wenn er nicht zu kämpfen braucht, muß er doch im grimmigsten Schlachtenlärm fest im Sattel sitzen.« Er schüttelte den Kopf. »Euch kann ich sowieso nicht entbehren, Hotvig. Wir brauchen Eure Thrithing-Männer; ihr seid die schnellsten Reiter, und falls die Ritter des Königs am Tor einen Ausfall versuchen, müssen wir bereit sein. Wer käme noch in Frage?« Er wandte sich zu Seriddan.

Betroffen von Josuas Verschwinden hatten die Nabbanai-Führer bis jetzt geschwiegen. »Wißt Ihr jemanden, Baron?«

Noch bevor Seriddan antworten konnte, stand sein Bruder Brindalles auf. »Ich habe in etwa die Größe des Prinzen. Und ich kann reiten.«

»Nein, das ist töricht«, begann Seriddan, aber Brindalles brachte ihn mit erhobener Hand zum Schweigen.

»Ich bin kein Kämpfer wie du, mein Bruder, aber das ist etwas, das ich tun kann. Prinz Josua und seine Freunde haben viel für uns gewagt. Sie haben Gefangenschaft oder sogar Tod durch unsere Hand in Kauf genommen, um uns die Wahrheit zu bringen und uns dann geholfen, Benigaris vom Thron zu stürzen.« Er sah sich mit ernstem Blick im Zelt um. »Aber was nützt uns das alles, wenn wir nicht lange genug leben, um es noch zu genießen, und wenn Elias und seine Verbündeten unseren Kindern die Heimat rauben? Ich bin immer noch verwirrt von all dem Gerede über Schwerter und fremdartigen Zauber, aber wenn dieser Plan wirklich unvermeidlich ist, kann ich Euch wenigstens meine Hilfe anbieten.«

Isgrimnur sah seine ruhige Entschlossenheit und nickte. »In Ordnung.

Seid bedankt, Brindalles; Ädon schenke Euch Glück. Isorn, beschaff ihm alles von Josua, was ihm paßt und nimm dir selbst, was du noch von Camaris' Sachen brauchst. Nach dem, was Jeremias sagt, wird er seinen Helm nicht mitgenommen haben. Freosel?«

»Ja, Herzog Isgrimnur?«

»Sagt den Maschinenmeistern, sie sollen sich bereithalten. Ihr anderen geht zu Euren Leuten und macht Euch zum Abmarsch fertig. Gott sei uns allen gnädig.«

»Ja«, sagte Strangyeard plötzlich laut. »Ja, natürlich – Gott sei uns allen gnädig.«

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, betete Tiamak stumm, *ich gehe an einen dunklen Ort. Ich bin fern von unseren Sümpfen, so fern wie nie. Bitte laß deinen Marschmann nicht aus den Augen.*

Die Sonne war hinter dem Schneesturm nicht zu erkennen, aber das tiefe Blau der Nacht wurde schon heller. Tiamak sah vom Kynslagh-Ufer zu den undeutlichen Schatten hinauf, die die Türmchen des Hochhorsts sein mußten. Sie schienen unvorstellbar weit weg zu sein, fern und abweisend wie ein Gebirge.

Bring mich lebend wieder hier heraus, und ich werde … und… Ihm fiel kein Gelübde sein, das seinen Schutzgott hätte reizen können. *Ich werde dich ehren. Ich werde das Rechte tun. Nur bitte, bring mich lebend wieder hier heraus!*

Der Schnee wirbelte, und der Wind stöhnte und peitschte den schwarzen Kynslagh zu schaumigen Wogen auf.

»Wir gehen, Tiamak«, sagte Aditu hinter ihm. Sie war so nah, daß er beim Klang ihrer Stimme überrascht zusammenfuhr.

Ihr Bruder verschwand bereits im dunklen Schlund der Höhle. Tiamak folgte. Hinter ihm erstarb allmählich das Geräusch des Windes.

Tiamak war erstaunt gewesen, die Gruppe der Sithi so klein zu finden, noch erstaunter aber, Likimeya unter ihnen zu sehen.

»Ist denn Eure Mutter nicht viel zu wichtig, um Euer Volk zu verlassen und hier hinabzusteigen?« flüsterte er Aditu zu. Während er über einen Felsen kletterte und dabei krampfhaft die Leuchtkugel festhielt, die Jiriki ihm gegeben hatte, sah er, wie Likimeya sich nach ihm umdrehte und ihn mit einem Blick maß, in dem er Abscheu zu lesen glaubte. Tiamak war

verlegen und wütend auf sich selbst, weil er die scharfen Ohren der Sithi unterschätzt hatte.

Aditu glitt neben ihm nach unten, behende wie ein Reh. »Falls jemand für das Haus der Tanzenden Jahre sprechen muß, wird mein Onkel Khendraja'aro dort sein. Aber die anderen werden ihre Entscheidungen nach den Ereignissen treffen, und jeder wird tun, was getan werden muß.« Sie bückte sich unvermittelt und hob etwas vom Boden auf, um es scharf zu betrachten; es war zu klein, als daß Tiamak es erkennen konnte. »Auf jeden Fall ist unsere Aufgabe hier unten mindestens ebenso wichtig, und darum sind die Fähigsten von uns gekommen.«

Tiamak und Aditu bildeten den Schluß der kleinen Schar. Vor ihnen gingen außer Jiriki und Likimeya noch Kira'athu, eine kleine, schweigsame Sitha, eine andere Frau namens Chiya, die Tiamak, ohne daß er erklären konnte, warum, noch viel fremder vorkam als der Rest dieser so andersartigen Gruppe, sowie ein großer, schwarzhaariger Sitha namens Kuroyi. Alle bewegten sich mit der eigentümlichen Anmut, die Tiamak schon bei Aditu aufgefallen war, und schienen bis auf Aditu und ihren Bruder nicht mehr Notiz von den Wranna zu nehmen als von einem Hund, der einem auf der Straße nachläuft.

»Ich habe Sand gefunden!« rief Aditu den anderen zu. Sie hatte sehr darauf geachtet, den ganzen Morgen nur Westerling zu sprechen, selbst mit ihren Verwandten, wofür Tiamak sehr dankbar war.

»Sand?« Tiamak spähte auf das Unsichtbare, das sie zwischen Finger und Daumen hielt. »Und?«

»Wir sind vom Ufer jetzt weit entfernt«, erklärte sie. »Aber das hier sind runde Körnchen, durch die Bewegung von Stein im Wasser entstanden. Ich denke, wir sind noch auf Josuas Spur.«

Tiamak hatte eigentlich gedacht, die Sithi verfolgten den Prinzen mit Hilfe eines Zaubers, der zur Magie der Unsterblichen gehörte, und wußte darum zunächst nicht recht, was er mit dieser Enthüllung anfangen sollte. »Könnt Ihr … *wißt* Ihr denn nicht einfach, wo der Prinz und Camaris sind?«

Aditus belustigtes Lächeln hatte etwas sehr Menschliches.

»Nein. Wir können manchmal Dinge tun, um jemanden oder etwas leichter zu entdecken – aber nicht hier.«

»Nicht hier? Warum?«

Das Lächeln verschwand. »Weil hier große Veränderungen vorgehen. Spürt Ihr es nicht? Für mich ist es so deutlich, wie draußen der Lärm des

Windes.«

Tiamak schüttelte den Kopf. »Nein. Ich hoffe, Ihr werdet es mir sagen, wenn etwas Gefährliches auf uns zukommt. Das hier ist nicht meine Marsch, und ich weiß nicht, wo der gefährliche Sand liegt.«

»Der Ort, an den wir gehen, war einst unsere Heimat«, bemerkte Aditu ernst. »Aber sie ist es nicht mehr.«

»Kennt Ihr denn den Weg?« Tiamak sah auf den schrägen Tunnel, die unzähligen Spalten und kaum voneinander zu unterscheidenden Quergänge, tiefschwarz, soweit die Leuchtkugeln nicht hineinreichten. Der Gedanke, sich hier zu verirren, war grauenvoll.

»Meine Mutter kennt ihn, oder wenigstens wird sie ihn bald wiederfinden. Auch Chiya hat einst hier gewohnt.«

»Eure Mutter lebte hier?«

»In Asu'a. Tausend Jahre lebte sie hier.«

Tiamak lief es kalt über den Rücken.

Die Gruppe folgte keinem für Tiamak erkennbaren Pfad, aber er hatte sich längst damit abgefunden, daß er den Sithi vertrauen mußte, auch wenn sie ihn in vielen Dingen ängstigten. Als er auf dem Stein des Abschieds Aditu kennengelernt hatte, war sie ihm sonderbar genug erschienen, aber sie war allein gewesen, eine Art Wundertier, so wie Tiamak selbst den Trockenländern vorgekommen sein mußte. Wenn er die Sithi jetzt zusammen sah, sei es in großer Zahl, wie auf dem Hang im Osten des Hochhorsts, oder hier in einer kleinen Gruppe, die zwar viele Entscheidungen ohne vorherige Absprache traf, aber dennoch stets übereinzustimmen schien, empfand er zum ersten Mal das wirkliche Ausmaß ihrer Andersartigkeit. Sie hatten einst über ganz Osten Ard geherrscht. Der Geschichte nach waren sie freundliche Herren gewesen, aber Tiamak konnte nicht umhin, sich zu fragen, ob sie wirklich freundlich gewesen waren oder ihren sterblichen Untertanen einfach keinerlei Aufmerksamkeit – ob als Tyrannen oder in anderer Weise – entgegengebracht hatten. Falls es sich so verhielt, hatte man ihnen ihre Achtlosigkeit grausam heimgezahlt. Kuroyi hielt an, die anderen mit ihm. Er sagte etwas in der fließenden Sithisprache.

»Dort ist jemand«, sagte Aditu leise zu Tiamak.

»Josua? Camaris?« Er wollte nicht daran denken, daß es etwas Schlimmeres sein konnte.

»Wir werden es herausfinden.«

Kuroyi bog in einen Seitengang ein und ging ein paar Schritte nach un-

ten. Gleich darauf schoß er wieder heraus und zischte wütend. Aditu drängte sich an Tiamak vorbei und rannte zu Kuroyi. »Lauft nicht fort!« rief sie ins Dunkel hinein. »Ich bin es, Aditu!«

Wenig später tauchte mit gezücktem Schwert ein Mann auf.

»Prinz Josua!« Tiamak war erleichtert. »Ihr seid unversehrt.«

Der Prinz sah seine Retter lange an und blinzelte in das Licht der Kristallkugeln. »Bei Ädons Barmherzigkeit, Ihr seid es wirklich.« Er ließ sich schwer auf den Tunnelboden sinken. »Meine … meine Fackel ging aus. Ich laufe schon eine ganze Weile im Dunkeln. Ich glaubte Schritte zu hören, aber Ihr bewegt Euch so leise, daß ich nicht sicher sein konnte…«

»Habt Ihr Camaris gefunden?« fragte Tiamak.

Der Prinz schüttelte bedrückt den Kopf. In seinen Augen lag Qual. »Nein. Ich war ihm noch gar nicht weit gefolgt, als er auch schon verschwand. Er wollte nicht anhalten, soviel ich auch rief. Er ist fort! Fort!« Mühsam rang er um Fassung. »Ich habe meine Männer führerlos und mein Volk im Stich gelassen. Könnt Ihr mich zurückbringen?« Flehend sah er sich im Kreis der Sithi um.

»Der Sterbliche, den Ihr Herzog Isgrimnur nennt, ist ein tüchtiger Stellvertreter«, antwortete Likimeya. »Wir haben nicht genug Zeit, Euch zurückzubringen und können auch keinen der Unseren entbehren, um Euch zu führen. Allein aber würdet Ihr den Weg nicht finden.«

Josua senkte den Kopf, gebeugt unter der Last seiner Scham. »Ich habe etwas Törichtes getan und die, die mir vertrauten, enttäuscht. Ich wollte unbedingt Camaris finden … aber er ist fort, und mit ihm *Dorn*.«

»Grämt Euch nicht über das, was vorbei ist, Prinz Josua«, sagte Aditu überraschend sanft. »Und fürchtet nicht um Camaris. Wir werden ihn finden.«

»Aber wie?«

Likimeya warf Josua einen kurzen Blick zu und sah dann den Gang hinauf. »Wenn das Schwert von *Leid* und der anderen Klinge angezogen wird, wie es nach Euren Schilderungen der Fall zu sein scheint, wissen wir, wo sein Ziel liegt.« Sie schaute zu Chiya hinüber, die nickte. »Wir werden den geraden Weg dorthin nehmen, oder doch, soweit das möglich ist. Entweder finden wir ihn dort, oder wir erreichen die oberen Ebenen vor ihm und können ihn erwarten.«

»Aber er kann auf ewig hier unten herumwandern!« entgegnete Josua traurig, und Tiamak dachte an das, was ihm selbst eben noch durch den

Kopf gegangen war.

»Das glaube ich nicht«, versetzte Likimeya. »Wenn ein Zusammenfluß von Macht die Schwerter zueinander zieht – und das könnte unsere größte Hoffnung sein, denn dann kommt auch Hellnagel –, dann wird Camaris den Weg finden, selbst wenn sein Verstand so getrübt ist, wie Ihr sagt. Er wird sein wie ein Blinder, der in einem kalten Raum das Feuer sucht. Er wird seinen Weg finden.«

Jiriki streckte dem Prinzen die Hand entgegen. »Kommt, Prinz Josua. Ich habe Nahrung und Wasser. Nehmt etwas zu Euch, dann suchen wir weiter.«

Der Prinz sah ihn an, und etwas vom Eis der Sorge schmolz von seiner Seele. »Ich danke Euch. Danke, daß Ihr mich gefunden habt.« Er nahm Jirikis Hand und stand auf. Dann lachte er spöttisch über sich selbst. »Ich dachte schon … ich dachte, ich hätte Stimmen gehört.«

»Das habt Ihr zweifellos auch getan«, antwortete Jiriki, »und es werden nicht die letzten gewesen sein.«

Tiamak mußte feststellen, daß selbst die gleichmütigen Sithi sich bei Jirikis Bemerkung offenbar nicht ganz wohl fühlten.

Langsam, fast unmerklich, begann die Umgebung sich zu verändern. Während Tiamak mit Josua den Unsterblichen durch die gewundenen Gänge folgte, fiel ihm als erstes auf, daß der Boden ebener wurde und die Tunnel regelmäßiger wirkten. Bald bemerkte er die unmißverständlichen Spuren denkender Gestalter, scharfe Winkel, steinerne Bögen, die größere Kreuzungen überspannten, sogar Stellen an der Felswand, in die etwas eingemeißelt zu sein schien, auch wenn die Verzierungen kaum mehr darstellten als sich wiederholende Muster wie Wellen oder verschlungene Grashalme.

»Diese äußeren Bereiche wurden nie fertiggestellt«, erklärte ihm Aditu. »Entweder entstanden sie, als es für Asu'a schon zu spät war, oder sie wurden zugunsten bequemerer Pfade verlassen.«

»Verlassen?« Tiamak konnte sich so etwas nicht vorstellen. »Wer würde sich mit soviel Mühe durch das Gestein bohren und dann seine Arbeit einfach wieder aufgeben?«

»Einige dieser Gänge hat mein Volk mit Hilfe der Tinukeda'ya erbaut, der Unterirdischen, wie die Sterblichen sie nennen. Und dieses Volk, das die Steine über alles liebt, grub zu seinem eigenen Vergnügen noch ein paar Gänge dazu, ohne groß darauf zu achten, wie man sie fertigstellen und

dann instand halten sollte – so wie ein Kind sich ein Körbchen aus Grashalmen flicht und es dann wegwirft, wenn es Zeit zum Nachhause laufen ist.«

Der Marschmann schüttelte den Kopf.

Aus Rücksicht auf ihre sterblichen Begleiter machten die Sithi endlich Rast in einer riesigen Grotte, deren Dach mit einem Flechtwerk aus schlanken Stalaktiten geschmückt war.

Tiamak fand den Eindruck im milden Licht der Kugeln ganz und gar zauberisch und freute sich für einen Augenblick, daß er mitgekommen war. Die Unterwelt war anscheinend nicht nur voller Grauen, sondern auch voller Wunder.

Während er dasaß und ein Stück Brot und eine unbekannte, aber schmackhafte Frucht verzehrte, die die Sithi mitgebracht hatten, überlegte er, wie weit sie wohl gekommen waren. Er hatte das Gefühl, daß sie den größten Teil eines Tages gelaufen waren, aber die gesamte Entfernung zwischen ihrem Ausgangspunkt an der Oberfläche und den Mauern des Hochhorsts hätte nicht ein Viertel dieser Zeitspanne in Anspruch genommen.

Selbst unter Berücksichtigung der vielfach gewundenen Tunnel hätten sie eigentlich irgendwo ankommen müssen, aber noch immer wanderten sie nur durch weitgehend leere Höhlen.

Es ist wie Buayegs Geisterhütte in dem alten Märchen, dachte er, nur halb im Scherz, *klein von außen, innen groß.*

Gerade wollte er Josua fragen, ob ihm diese merkwürdige Erscheinung auch aufgefallen sei, aber der Prinz starrte auf sein Brot, als sei er zu müde oder zu geistesabwesend zum Essen. Plötzlich bebte die Höhle – oder so schien es. Tiamak hatte ein Gefühl von Bewegung, von plötzlichem Gleiten, aber weder Josua noch die Sithi schienen mit einer Gegenbewegung zu reagieren. Es sah eher so aus, als sei alles, was sich in der Grotte befand, auf eine Seite gerutscht und die Lebewesen darin wären, ohne es zu merken, mitgerutscht. Es war ein furchterregender Ruck, und noch eine ganze Weile danach kam es Tiamak so vor, als säße er an zwei Stellen gleichzeitig. Ein Schauder des Entsetzens lief ihm über den Rücken.

»Was ist das?« keuchte er.

Das sichtliche Unbehagen der Sithi trug nicht dazu bei, daß er sich besser fühlte.

»Es ist das, wovon ich schon sprach«, antwortete Aditu. »Weil wir uns Asu'as Herz nähern, wird es stärker.«

Likimeya erhob sich und blickte sich langsam nach allen Seiten um. Tiamak war überzeugt, daß sie dabei nicht nur ihre Augen gebrauchte. »Nach oben«, erklärte sie. »Ich denke, die Zeit wird knapp.«

Tiamak sprang hastig auf; der Ausdruck in Likimeyas strengen Zügen versetzte ihn in heftige Angst. Er wünschte sich plötzlich, den Mund gehalten zu haben und bei seinen sterblichen Gefährten über der Erde geblieben zu sein. Aber zum Umkehren war es viel zu spät.

»Wohin gehen wir?« schnaufte Miriamel.

Yis-hadra, die statt ihres verwundeten Gatten die Überlebenden anführte, drehte sich erstaunt um. »Gehen? Wir fliehen. Wir laufen fort.«

Miriamel blieb einen Augenblick stehen und beugte den Kopf nach unten, um wieder zu Atem zu kommen. Auf ihrer Flucht durch die Tunnel hatten die Nornen sie noch zweimal angegriffen, die verängstigten Unterirdischen aber ohne Bogenschützen nicht überwältigen können. Trotzdem waren zwei weitere Steinpfleger im Kampf gefallen, und die bleichen Unsterblichen hatten keineswegs aufgegeben. Seit dem letzten Scharmützel hatte Miriamel sie bereits wieder entdeckt, als sie in einen Gang gekommen waren, der so lang und gerade verlief, daß ein Blick nach hinten möglich gewesen war. Dabei waren sie ihr wirklich als Geschöpfe der lichtlosen Tiefen erschienen – blaß, lautlos und ohne Erbarmen. Die Nornen hatten es offenbar nicht eilig; es war, als wollten sie Miriamel und ihre Gefährten nur nicht aus den Augen verlieren, während sie darauf warteten, daß andere ihrer Art mit Bogen und Langspeeren eintrafen. Miriamel mußte sich sehr zusammennehmen, um sich nicht einfach fallen zu lassen und aufzugeben.

Sie wußte, daß sie großes Glück gehabt hatten, der Höhle der Unterirdischen lebend entronnen zu sein. Wenn die Weißfüchse überhaupt mit Widerstand gerechnet hatten, dann nur mit Nahkampf auf engstem Raum. Statt dessen hatten der verzweifelte Angriff der Unterirdischen im Dunkeln und die von ihnen ausgelösten Steinlawinen die Unsterblichen überrumpelt und dadurch Miriamel und den anderen zur Flucht verholfen. Allerdings bildete sie sich nicht ein, die verschlagenen Nornen ein zweites Mal täuschen zu können.

»Sie können uns zwingen, ewig so Weiterzurennen«, sagte sie zu Yishadra. »Vielleicht seid ihr ausdauernder als sie, aber wir sind es nicht. Vor allem aber ist unser Volk über der Erde in Gefahr.«

Binabik nickte. »Sie sagt dir die Wahrheit. Fliehen ist für uns nicht ge-

nug. Wir bedürfen eines Weges, der hier hinausführt.«

Die Unterirdische antwortete nicht, sondern blickte auf ihren Gatten, der hinter ihnen den Gang hinaufgehinkt kam, gefolgt vom letzten der Unterirdischen und Cadrach. Das Gesicht des Mönchs war so aschgrau, als wäre er verwundet, aber Miriamel sah keine Verletzungen an ihm. Sie drehte sich um, unwillig, Mitgefühl an ihn zu verschwenden.

»Sie sind jetzt ein Stück zurückgeblieben«, erklärte Yis-fidri erschöpft. »Anscheinend sind sie zufrieden, wenn wir vor ihnen herlaufen.« Er lehnte sich gegen die Wand und schmiegte den Kopf an den Stein. Yis-hadra ging zu ihm und betastete mit den breiten Fingern vorsichtig die Pfeilwunde in seiner Schulter. »Sho-vennae ist tot, und noch drei andere«, ächzte er und flötete seiner Gattin einige Worte zu. Sie stieß einen Schmerzensschrei aus. »Zerbrochen wie empfindliche Kristalle. Zerstört.«

»Wenn wir nicht geflohen wären, wären sie jetzt auch tot – und du und wir anderen ebenfalls.« Miriamel brach ab und gab sich Mühe, ihren Zorn und das Grauen vor den Nornenverfolgern zu unterdrücken. »Vergib mir, Yis-fidri. Der Verlust deiner Freunde tut mir leid, und ich bin wirklich traurig darüber.«

Schweiß perlte auf der Stirn des Unterirdischen und glitzerte im Licht der Stäbe. »Wenige trauern um die Tinukeda'ya«, erwiderte er leise. »Sie machen uns zu ihren Dienern, sie stehlen uns die *Worte der Erschaffung*, sie flehen uns sogar um Hilfe in der Not an – aber nur selten trauern sie um uns.«

Miriamel schämte sich. Sicher meinte er damit, daß sie die Unterirdischen – und Niskies, dachte sie, und erinnerte sich an Gan Itais Opfer – ebenso mißbraucht habe wie ihre einstigen Herren, die Sithi.

»Führ uns an einen Ort, von dem aus wir die Oberwelt erreichen«, bat sie. »Das ist alles, worum ich bitte. Dann geht mit unserem Segen, Yis-fidri.«

Bevor der Unterirdische antworten konnte, sagte Binabik plötzlich: »Die *Worte der Erschaffung*. Wurden die drei Großen Schwerter *alle* mit diesen Erschaffungsworten geschmiedet?«

Yis-fidri betrachtete ihn nicht ohne Mißtrauen. Seine Gattin versorgte seine Schulter, und Yis-fidri zuckte vor Schmerzen zusammen. »Ja«, sagte er schließlich. »Es war nötig, um ihren Stoff zu binden – sie in Einklang mit den Gesetzen zu bringen.«

»Was sind das für Gesetze?«

»Die unveränderlichen Gesetze. Die Gesetze, die Stein zu Stein und

Wasser zu Wasser machen. Man kann sie für kurze Zeit«, er suchte nach einem Wort, »ausdehnen oder abändern, aber das hat Folgen. Nie aber kann man sie aufheben.«

Einer der Unterirdischen weiter hinten im Tunnel sprach besorgte Worte.

»Imai-an sagt, er fühle, daß sie kommen«, rief Yis-hadra. »Wir müssen weiter.«

Yis-fidri stieß sich von der Tunnelwand ab, und die Gruppe setzte sich wieder in ungleichmäßigen Trab. Miriamels müdes Herz pochte wild. Würde es denn nie ein Ende nehmen? »Hilf uns an die Oberfläche, Yis-fidri«, flehte sie. »Bitte!«

»Ja! Wichtiger denn je ist es!«

Binabik klang so verstört, daß Miriamel sich umdrehte. Der kleine Mann wirkte völlig verängstigt. »Was ist?« fragte sie.

Schweiß rann ihm über die dunkle Stirn. »Ich muß darüber nachdenken, Miriamel, doch niemals empfand ich Furcht wie diese. Zum ersten Mal glaube ich, daß ich hinter den Schatten sehe, der uns so lange beschäftigt hat, und mein Kopf sagt mir – *Kikkasut!* Das auszusprechen! –, daß die Worte des Mönchs vielleicht die Wahrheit waren. Vielleicht können wir wirklich nichts mehr tun.«

Er ließ die Sätze im Raum stehen, wandte sich ab und hastete hinter den Unterirdischen her. Als hätte seine plötzliche Verzweiflung sie angesteckt wie Fieber, fühlte Miriamel, wie alle Hoffnung sie verließ.

XXIX

Die Hand des Nordens

Um den Gipfel von Sturmspitze heulten die Winde, aber unter dem Berg war alles still. Die Lichtlosen lagen in tiefem Schlummer. Die Gänge von Unter-Nakkiga waren so gut wie ausgestorben.

Utuk'kus behandschuhte Finger, schmal und zerbrechlich wie Grillenbeine, öffneten und schlossen sich auf der Armlehne ihres Throns. Sie lehnte die uralten Knochen an den Felsen und ließ ihre Gedanken durch die Atmende Harfe wandern, folgte deren Drehungen und Windungen, bis Sturmspitze unter ihr versank und sie zum körperlosen Geist wurde, der durch die schwarzen Räume des Dazwischen schwebte. Der zornige Dunkle weilte nicht in der Harfe. Er hatte sich an den Ort begeben – wenn man es einen Ort nennen konnte –, von dem aus er gemeinsam mit ihr die letzte Stufe ihres jahrhundertealten Plans ins Werk setzen würde; aber auch jetzt fühlte sie den Druck seines Hasses und Neides, die im Netz der Stürme, die über das Land dort oben dahinbrausten, Gestalt angenommen hatten.

In Nabban, wo einst die Emporkömmlinge, die sich Imperatoren nannten, regiert hatten, lag jetzt der Schnee ellenhoch in den Straßen. Im großen Hafen warfen riesige Wellen die vor Anker liegenden Schiffe aufeinander oder schleuderten sie ans Ufer, wo ihre zersplitterten Balken aufragten wie Riesenknochen. Die außer Rand und Band geratenen Kilpa griffen alles an, was sich aufs Wasser wagte, und hatten sogar angefangen, ihre trägen Überfälle auf die Küstenstädte auszudehnen. Und tief im Herzen der Sancellanischen Ädonitis hing schweigend die Claves-Glocke, im Eis erstarrt und so unbeweglich wie die von Furcht gelähmte Mutter Kirche der Sterblichen.

Das Wran war, auch wenn sein Inneres von den schlimmsten Folgen der Stürme geschützt blieb, bitterkalt geworden. Die Ghants, in ihrer Masse keineswegs entmutigt, obwohl unzählige Tiere dem harten Wetter erlegen waren, strömten auch weiterhin aus den Sümpfen und plagten die Dörfer in der Bucht von Firannos. Die wenigen Menschen in Kwanitupul, die sich

trotz der Eiswinde ins Freie wagten, bewegten sich nur in Gruppen, mit Eisenwaffen und im Wind flackernden Fackeln gegen die Ghants bewehrt, die inzwischen an jedem dunklen Fleck zu lauern schienen. Kinder wurden in den Häusern gehalten, und Türen und Fenster selbst während der kurzen Stunden, in denen der Sturm abflaute, mit Läden versperrt.

Sogar der Wald von Aldheorte schlief unter einer weißen Decke, aber wenn die uralten Bäume unter der eisigen Hand des Nordens litten, so taten sie es schweigend. Im Herzen des Waldes lag leer und neblig vor Kälte Jao é-Tinukai'i.

Alle Länder der Sterblichen zitterten unter Sturmspitzes Hand. Die Unwetter sorgten dafür, daß Rimmersgard und die Frostmark Eiswüsten blieben; Hernystir ging es kaum besser. Bevor noch die Hernystiri die Häuser, aus denen Skali von Kaldskryke sie vertrieben hatte, wieder recht in Besitz nehmen konnten, waren sie gezwungen worden, in die Höhlen des Grianspog zurückzufliehen. Der Mut der Menschen, die die Sithi geliebt hatten, ein Mut, der kurze Zeit hell aufgelodert war wie ein stolzes Feuer, war zu einem matten Flackern herabgesunken.

Der Sturm hing tief über Erkynland. Schwarze Wolken bogen und knickten die Bäume und ließen die Häuser im Schnee versinken; wie ein zorniges Raubtier grollte der Donner landauf und landab. Das boshafte Herz des Unwetters aber, so schien es, voll wirbelnden Hagels und zukkender Blitze, schlug über Erchester und dem Hochhorst.

Utuk'ku nahm alle diese Dinge mit gelassener Genugtuung zur Kenntnis, hielt sich aber nicht damit auf, sich am Entsetzen und der Hoffnungslosigkeit der verhaßten Sterblichen zu weiden. Vor ihr lag eine Aufgabe, etwas, auf das sie wartete, seit man den bleichen, kalten Leichnam ihres Sohns Drukhi vor sie hingelegt hatte. Utuk'ku war alt und verschlagen. Die Ironie der Tatsache, daß es ihr eigener Ur-Ur-Urenkel war, der ihr die ersehnte Rache bescherte, und daß er zugleich ein Abkömmling der Familie war, die ihr Glück zerstört hatte, war ihr nicht entgangen. Fast hätte sie darüber gelächelt.

Ihre Gedanken eilten weiter, an den flüsterdünnen Fäden des Seins entlang und hinaus in die äußeren Gefilde, die sie von allen Lebenden allein betreten konnte. Als sie die Gegenwart dessen spürte, nach dem sie suchte, streckte sie die Hand danach aus und betete zu Mächten, die schon in Venyha Do’Sae alt gewesen waren, daß sie ihr geben würden, was sie brauchte, um ihr letztes, langersehntes Ziel zu erreichen.

Freude blitzte in ihr auf. Die Kraft war da, mehr als genug für ihre

Zwecke. Sie mußte sie nur noch beherrschen und zu ihrem Eigentum machen. Die Stunde nahte, und Utuk'ku brauchte nicht länger geduldig zu sein.

»Ich habe schon unter günstigsten Umständen keine guten Augen«, klagte Strangyeard, »und an einem so sonnenlosen Tag und bei diesem Schneewind kann ich schon gar nichts sehen. Bitte, Sangfugol, sagt mir, was vorgeht.«

»Bis jetzt sieht man noch gar nichts.« Die beiden hockten auf einer Anhöhe am Fuße des Swertclifs und schauten hinunter auf Erchester und den Hochhorst. Der Baum, unter den sie sich duckten, und das niedrige Steinmäuerchen, das sie vor sich aufgeschichtet hatten, boten nur wenig Schutz gegen den Wind. Der Harfner zitterte trotz seines Kapuzenmantels und der beiden Decken, in die er sich gewickelt hatte. »Unser Heer steht vor den Wällen, und die Herolde haben die Trompeten geblasen. Isgrimnur oder irgendein anderer scheint die Aufforderung zur Übergabe zu verlesen. Ich sehe immer noch nichts von den Soldaten des Königs … doch, jetzt bewegt sich etwas auf den Zinnen. Ich hatte mich schon gefragt, ob da drinnen überhaupt jemand ist.«

»Wer? Wer ist auf den Zinnen?«

»Heiliger Ädon, Strangyeard, ich kann es nicht sagen. Gestalten, mehr ist nicht zu erkennen.«

»Wir hätten näher herangehen sollen«, meinte der Priester verdrießlich. »Bei so einem Wetter ist dieser Hügel viel zu weit entfernt.«

Der Harfner warf ihm einen Seitenblick zu. »Ihr müßt von Sinnen sein. Ich bin ein Musikant, und Ihr seid ein Bibliothekar. Wir sind hier ohnehin viel zu nah – wir hätten in Nabban bleiben sollen. Aber nun sind wir einmal hier, und hier bleiben wir auch. Näher heran! Sonst noch etwas!« Er blies in seine hohlen Hände.

Im Wind hörte man schwache Hornrufe. »Und jetzt?« fragte Strangyeard. »Was tun sie jetzt?«

»Sie haben die Verlesung beendet und vermutlich keine Antwort erhalten. Aber das ist Josuas Art, Elias die Möglichkeit einer ehrenvollen Übergabe anzubieten, obwohl wir alle wissen, daß sein Bruder gar nicht daran denkt.«

»Der Prinz ist … entschlossen, das Rechte zu tun«, entgegnete Strangyeard. »Meine Güte, ich hoffe nur, daß bei ihm alles gut geht. Der Gedanke daran, daß er jetzt mit Camaris in diesen Höhlen umherirrt, macht mich

ganz krank.«

»Da ist dieser Nabbanai!« rief Sangfugol erregt. »Er hat wirklich viel Ähnlichkeit mit Josua, wenigstens von hier aus.«

Er drehte sich plötzlich zu dem Priester um. »Habt Ihr tatsächlich vorgeschlagen, *ich* sollte den Prinzen darstellen?«

»Ihr seht ihm noch ähnlicher.«

Sangfugol starrte ihn unwillig, aber mit einer gewissen bitteren Erheiterung an. »Mutter Gottes, Strangyeard, tut mir nie wieder einen Gefallen!« Er kauerte sich tiefer in seine Decken. »Stellt Euch doch vor, wie ich dort herumreite und mit einem Schwert fuchtele. Der Erlöser bewahre uns davor.«

»Aber wir müssen alle tun, was wir können.«

»Ja – und was ich kann, ist, Harfe oder Laute spielen und singen. Und wenn wir siegen, werde ich das auch ganz bestimmt tun. Und wenn wir verlieren – nun, dann mache ich es vielleicht trotzdem, sofern ich am Leben bleibe, allerdings nicht hier. Aber was ich *nicht* kann, ist reiten und fechten und die Leute glauben machen, ich sei Josua.«

Sie schwiegen eine Weile und horchten auf den Wind.

»Wenn wir verlieren, fürchte ich, daß es keinen Ort mehr geben wird, an den wir flüchten können, Sangfugol.«

»Vielleicht.« Der Harfner saß weiter stumm da. Auf einmal rief er: »Endlich!«

»Was ist? Geht es los?«

»Sie bringen den Rammbock – Gott schütze mich, das ist ja ein schreckliches Ding. Es hat einen dicken Eisenkopf, der aussieht wie ein richtiger Schafbock, mit gewundenen Hörnern und allem. Aber so riesig! Trotz der vielen Männer ist es ein Wunder, daß sie ihn überhaupt vorwärtsbewegen können.«

Er zog scharf den Atem ein. »Die Krieger des Königs schießen Pfeile von der Mauer. Da, jemand fällt. Mehr als einer. Aber der Rammbock kommt trotzdem immer näher.«

»Möge Gott sie beschützen«, sagte Strangyeard leise. »Es ist so kalt hier oben, Sangfugol.«

»Wie kann jemand in diesem Wind einen Pfeil abschießen, geschweige denn treffen? Ah! Einer ist von der Mauer gefallen. Wenigstens hat es diesmal einen von ihnen erwischt.« Die Stimme des Harfners hob sich erregt. »Man kann es nicht so genau erkennen, aber unsere Männer sind jetzt

vor den Mauern. Jemand hat eine Leiter angestellt. Soldaten schwärmen hinauf.« Gleich darauf stieß er einen überraschten, entsetzten Schrei aus.

»Was seht Ihr?« Strangyeard kniff sein Auge zusammen und versuchte, durch das Schneegestöber zu spähen.

»Man hat etwas auf sie heruntergeworfen«, sagte der Harfner erschüttert. »Ich glaube, es war ein großer Stein. Bestimmt sind sie alle tot.«

»Möge der Erlöser uns beschirmen«, antwortete Strangyeard betrübt. »Jetzt hat es wirklich angefangen, und wir können nur noch auf das Ende warten, wie immer es ausfallen mag.«

Isgrimnur hielt die Hände vor das Gesicht und versuchte, sich vor dem Schnee zu schützen, den ihm der Wind entgegentrieb. Er hatte die größte Mühe, den Ereignissen zu folgen, obgleich die Mauern des Hochhorsts keine fünfhundert Ellen über dem Hang lagen, von dem aus er alles beobachtete. In den Schneewehen vor dem Wall drängten sich Hunderte von Gepanzerten, emsig wie Insekten. Hunderte von anderen, von Isgrimnurs Warte nur undeutlich zu erkennen, liefen auf der Brustwehr des Hochhorsts hin und her. Der Herzog fluchte leise. Es sah alles so verdammt weit weg aus!

Jetzt kam Freosel auf den hölzernen Gefechtsstand geklettert, den die Baumeister zwischen dem Fuß des Hügels und der leeren, sturmgeschüttelten Hülle der Stadt Erchester errichtet hatten. Der Mann aus Falshire hatte alle Mühe, sich gegen den Wind zu stemmen. »Der Rammbock hat das Tor fast erreicht. Der Wind ist heute unser Freund – schlecht für ihre Bogenschützen.«

»Aber wir schießen auch nicht besser«, knurrte der Herzog. »Sie können wenigstens ungehindert auf ihren Mauern herumlaufen und in aller Bequemlichkeit unsere Sturmleitern umstoßen.« Er schlug sich krachend mit der Faust in den Handschuh.

»Die Sonne ist schon vor Stunden aufgegangen, und alles, was uns bisher gelungen ist, sind ein paar in den Schnee getrampelte Gräben.«

Der Falshirer sah ihn fragend an. »Um Vergebung, Herzog, aber Ihr meint wohl, wir müßten diese Mauern noch vor Sonnenuntergang einreißen!«

»Nein, nein. Gott weiß, daß der Hochhorst stark befestigt ist. Aber ich bin nicht sicher, wieviel Zeit wir noch haben.« Er blickte zum trüben Himmel auf. »Dieser verfluchte Stern, von dem sie alle faseln, steht genau über uns. Ich kann fast fühlen, wie er mich böse anglotzt. Der Prinz und

Camaris sind fort. Miriamel ist weg.« Er starrte durch das Schneegestöber auf den Hochhorst. »Und unsere Männer werden uns noch anfrieren, wenn wir sie zu lange da draußen lassen. Ich wünschte, wir könnten die Mauern tatsächlich bis Sonnenuntergang einreißen – aber ich habe nicht viel Hoffnung.«

Isorn zeigte nach oben. Die Soldaten ringsum folgten seinem Blick.

»Dort. Auf den Mauern.«

Neben den behelmten Köpfen, die durch die Schießscharten lugten, zeigten sich jetzt eine ganze Reihe anderer, die barhaupt waren; sie hatten gespenstische Gesichter und weißes, im scharfen Wind flatterndes Haar.

»Weißfüchse?« fragte Sludig und schlug das Zeichen des *Baumes*.

»Allerdings. Und im Hochhorst. Verfluchte Unholde!« Isorn hob sein schwarzgestrichenes Schwert und schwenkte es herausfordernd, aber die fernen Figuren auf der Mauer schienen es gar nicht zu bemerken. »Und verflucht soll auch Elias sein, ganz gleich, welchen widerlichen Pakt er mit ihnen geschlossen hat!«

Sludig hatte große Augen bekommen. »Ich habe noch nie welche gesehen!« schrie er durch das Getümmel. »Barmherziger Ädon, sie sehen aus wie Dämonen!«

»Sie sind Dämonen. Und der Hochhorst ist jetzt ihr Schlupfwinkel.«

»Aber ich sehe nicht, daß sie etwas tun.«

»Um so besser«, versetzte Isorn. »Vielleicht sind es zu wenige. Aber sie sind erschreckend gute Schützen. Ich frage mich nur, wieso keiner einen Bogen zu haben scheint.«

Sludig schüttelte verwundert den Kopf. Er konnte den Blick nicht von den bleichen Gesichtern wenden. »Ädon bewahre uns«, flüsterte er heiser.

Baron Seriddan, schwerfällig von der Last seiner Rüstung, erklomm die Stufen des Gefechtsstands.

»Was gibt es Neues?« fragte Isgrimnur.

Seriddan streifte die Handschuhe ab und hielt die Hände über das Kohlenbecken. »Eigentlich läuft alles gut. Elias' Männer beschießen den Rammbock, und natürlich kommt er bergauf nur langsam voran, wird aber trotzdem bald am Tor sein. Auch einige von den Belagerungstürmen werden jetzt in Stellung gebracht; der Gegner scheint seine Pfeile darauf zu konzentrieren. Wir haben Glück, daß es heute so windig ist und die Bogen-

schützen des Königs so schlechte Sicht haben.«

»Das sagt mir jeder«, brummte der Herzog. »Aber ich werde hier oben langsam verrückt. Dieser verfluchte Josua! Mich hier so in der Patsche sitzen zu lassen!« Er blickte finster vor sich hin und schlug dann rasch einen *Baum*. »Verzeiht mir. Ich habe es nicht so gemeint.«

Seriddan nickte. »Ich verstehe schon. Es ist schrecklich, so gar nicht zu wissen, wo er steckt.«

»Aber mir liegt noch mehr auf der Seele. Es gibt immer noch viel zu viele offene Fragen.«

»Was meint Ihr?«

»Nun – wenn sie uns wirklich nur hinzuhalten brauchen – wenn dieser feurige Stern tatsächlich bedeutet, daß etwas eintreten wird, das Elias hilft –, warum haben sie dann nicht wenigstens versucht zu verhandeln? Außerdem sollte man doch meinen, daß der König seinen Bruder zumindest sehen möchte, und sei es nur, um ihn anzuschreien und ihn einen Verräter zu nennen.«

»Vielleicht weiß Elias, daß Josua nicht hier ist.«

Isgrimnur zuckte zusammen. »Woher soll er das wissen? Josua ist doch erst letzte Nacht verschwunden.«

»Ihr versteht mehr von diesen Dingen als ich, Herzog Isgrimnur. Ihr bekämpft den König und seine unnatürlichen Verbündeten nun schon eine lange Zeit.«

Isgrimnur trat an den Rand der Plattform und starrte zu den finsteren Mauern des Hochhorsts hinauf. »Vielleicht wissen sie es ja wirklich. Vielleicht haben sie Camaris irgendwie in die Burg gelockt – aber, verdammt, das bedeutete doch nicht, daß Josua hinterherrennen würde. Das konnten sie nicht einplanen.«

»Ich habe keine Ahnung«, versetzte der Baron. »Eigentlich wollte ich Euch nur sagen, daß ich gern ein paar von meinen Männern an die Westmauer verlegen würde. Ich finde, es ist Zeit, daß wir ihnen noch an einer anderen Stelle Sorgen machen.«

»Nur zu. Aber das ist ein anderer Punkt, der mich beunruhigt – Elias scheint sich nämlich überhaupt keine Sorgen zu machen. Mit dem Rammbock so dicht an der Tür hätte ich zumindest einen Ausfall erwartet, um uns zu hindern, ihn dort in Stellung zu bringen.«

»Das kann ich Euch nicht beantworten.« Seriddan klopfte ihm auf den Arm. »Aber wenn das alles ist, was der Hochkönig zu bieten hat, werden

wir das Tor in höchstens ein paar Tagen aufgebrochen haben.«

»Nur daß uns vielleicht keine paar Tage mehr bleiben«, erwiderte Isgrimnur düster.

»Inzwischen tun wir unser Möglichstes.« Seriddan kletterte wieder nach unten und ging zu seinem Pferd. »Kopf hoch, Herzog Isgrimnur!« rief er. »Es geht alles gut.«

Isgrimnur hatte sich umgedreht. »Jeremias!«

Der Junge drängte sich durch eine kleine Gruppe Gepanzerter im Hintergrund des Gefechtsstands. »Ja, Herr?«

»Schau, ob du mir etwas Wein besorgen kannst, Junge. Meine Eingeweide sind kälter als meine Zehen.«

Der Knappe eilte nach den Zelten. Isgrimnur richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf das windige, schneeverwehte Schlachtfeld und starrte finster in die Weite.

»Heiliger Himmel!« Sludig war vollkommen verblüfft. »Was tun sie denn jetzt?«

»Sie singen«, erklärte Isorn. »Ich habe es vor den Mauern von Naglimund erlebt. Es dauert sehr lange.« Er blickte auf die zwei Dutzend Sithi, die vorgeritten waren und jetzt gelassen in Schußweite der Wälle standen, knietief im wehenden Schnee.

»Was soll das heißen – *singen*?«

»Es ist ihre Art zu kämpfen – zumindest, wenn es gegen ihre Vettern, die Nornen, geht. Wenn ich mehr davon verstünde, würde ich es Euch genauer erklären.«

»Und das sind die Verbündeten, auf die wir so lange gewartet haben?« Sludig wurde vor Wut laut. »Wir kämpfen um unser Leben, und sie singen? Seht Euch das an! Da draußen sterben unsere Männer!«

»Die Sithi können auch anders kämpfen, Sludig. Ich denke, Ihr werdet das noch erleben. Und in Naglimund hatten sie Erfolg mit ihrem Singen, auch wenn ich nicht weiß, wie es zuging. Die Mauern sind davon eingestürzt.«

Sein Begleiter schnaubte höhnisch. »Ich verlasse mich lieber auf den Rammbock und die Belagerungstürme – und auf Männer mit starken Armen.« Er sah zum Himmel auf. »Es wird dunkler. Dabei kann es noch nicht viel über Mittag sein.«

»Vielleicht verdichtet sich der Schneesturm.« Isorn beruhigte sein Pferd,

das ängstlich auf der Stelle trat. »Allerdings gefällt mir sein Aussehen nicht. Seht Ihr diese Wolke über den Türmen?«

Sludig folgte Isorns Zeigefinger mit dem Blick und blinzelte: »Es blitzt! Ist das das Werk der Unsterblichen?« Tatsächlich war fast das einzige, das man im Heulen des Windes noch hören konnte, das rhythmische Steigen und Fallen der Sithistimmen.

»Ich weiß nicht, aber es könnte sein. Ich habe ihnen in Naglimund tagelang zugeschaut und könnte Euch dennoch nicht sagen, was sie wirklich tun. Aber von Jiriki weiß ich, daß seine Leute damit einen bestimmten Zauber der Nornen abwehren.« Er zuckte zusammen, als Donner krachte, sich am Hang brach und hinter dem Heer des Prinzen durch die verlassenen Straßen von Erchester rollte. Ein neuer Blitz, und alles, was auf und vor den Mauern des Hochhorsts stand, schien sekundenlang zu Eis zu erstarren – Männer, Kriegsmaschinen, Schneegestöber und sogar Pfeile im Flug –, bis die Dunkelheit des Unwetters sich wieder darüber legte. Ein weiterer Donnerschlag ertönte. Der Wind heulte noch lauter. »Vielleicht sind deshalb keine Nornen unter den feindlichen Bogenschützen«, fuhr Isorn fast rufend fort. »Weil sie irgend etwas aushecken – eine Kriegslist, eine Hexerei –, jedenfalls etwas Unangenehmes. Oh, ich habe grausige Dinge in Naglimund gesehen, Sludig. Ich bete, daß Jirikis Volk stark genug ist, den Nornen Einhalt zu gebieten.«

»Was für ein Irrsinn!« schrie Sludig. »Ich kann kaum noch etwas sehen!«

Wieder ein Krachen, nicht ganz so laut. Es war kein Donner. »Preis sei Usires! Der Rammbock steht vor dem Tor!« schrie Isorn erregt. »Schaut, Sludig! Sie haben den ersten Stoß geführt!« Das schwarze Schwert hoch erhoben, trieb er sein Pferd ein paar Schritte nach vorn. Mit dem Seedrachenhelm auf dem Kopf und dem vom scharfen Wind gepeitschten Mantel konnte selbst Sludig beinah glauben, daß er Camaris und nicht den Sohn seines Lehnsherren vor sich hatte. »Wir müssen Hotvigs Reiter finden und uns zum Stürmen bereitmachen, falls es ihnen gelingt, das Tor zu sprengen.«

Sludig sah sich im Gewimmel der Fußsoldaten vergeblich nach einem Boten um. »Wir sollten es Eurem Vater mitteilen!« rief er.

»Dann geht, ich werde warten. Aber beeilt Euch, Mann. Wer hätte gedacht, daß es so schnell so weit kommen würde?«

Sludig versuchte eine Antwort, die aber im Tosen des Sturms unterging. Er wandte sein Pferd und ritt den Berg hinunter zu Herzog Isgrimnurs Be-

obachtungsposten.

»Der Rammbock ist am Tor«, jubelte Sangfugol. »Schaut ihn doch an! Er ist so groß wie drei Häuser.«

»Das Tor ist noch größer.« Strangyeard schauderte. »Aber ich wundere mich über den geringen Widerstand.«

»Ihr habt doch Erchester gesehen. Sie sind alle geflohen. Elias und sein zahmer Zauberer haben den Ort in eine Wüstenei verwandelt.«

»Aber es scheinen doch genügend Männer hinter den Mauern zu stehen, um die Burg zu verteidigen. Warum haben sie keine Gräben ausgehoben, um die Belagerungsmaschinen zu behindern, warum so wenig Steine gesammelt, um sie auf die Sturmleitern niedergehen zu lassen?«

»Die Steine, die sie hatten, haben jedenfalls ihren Zweck erfüllt«, versetzte Sangfugol, der sich ärgerte, weil Strangyeard seine Begeisterung nicht teilte. »Die Männer, die sie auf den Kopf bekamen, sind so tot, wie Ihr es Euch nur wünschen könnt.«

»Elysia, Mutter unseres Erlösers!« Der Priester war entsetzt. »Sangfugol, sprecht nicht so von unseren Gefallenen! Ich meine ja nur, daß die Verteidiger auf eine Belagerung, von der Elias seit Wochen, sogar Monaten, gewußt haben muß, daß sie kommen würde, sehr schlecht vorbereitet zu sein scheinen, und daß mich das wundert.«

»Der König ist eben verrückt«, entgegnete der Harfner. »Ihr habt gehört, was die Flüchtlinge aus Erkynland sagen. Es sind nicht viele dageblieben, um für ihn zu kämpfen. Die Sache wird nicht schwieriger sein, als einen Bären aus seiner Höhle zu stochern. Der Bär ist zwar grimmig, aber er bleibt doch ein Tier und muß vor der Schlauheit der Menschen auf der Strecke bleiben.«

»Schlauheit?« Der Archivar bemühte sich nach Kräften, den Schnee von seiner Decke zu schütteln. Selbst durch ihr niedriges Steinmäuerchen schnitt der bitterkalte Wind. »Was haben wir schon Schlaues vollbracht? Wir haben uns von Anfang an wie Ochsen am Ring an der Nase herumführen lassen.«

Sangfugol wedelte sorglos mit der Hand, obwohl auch er vor Kälte schnatterte. »Isorn und diesen Nabbanai als Camaris und Josua auftreten zu lassen – Ihr müßt doch zugeben, daß das ein schlauer Einfall war, einmal abgesehen von Eurem kleinen Vorschlag, *ich* sollte den Prinzen spielen? Und von unten durch Höhlen und Tunnel die Mauern des Hochhorstes zu umgehen, das ist doch sogar sehr schlau! Der König käme in tausend Jah-

ren nicht auf einen solchen Gedanken.«

Strangyeard, der sich gerade wild die Hände rieb, damit sie nicht abfroren, hielt abrupt inne. »Der König vielleicht nicht – aber seine Verbündeten müßten von den Tunneln wissen.« Seine Stimme zitterte. »Die Nornen kennen sie bestimmt.«

»Darum ist ja auch *unser* Feenvolk dem Prinzen und Camaris gefolgt. Ich habe sie gesehen, Aditus Bruder und ihre Mutter und die anderen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß sie sich schon wehren werden, wenn die Nornen von den Tunneln wissen und sie dort erwarten, wie Ihr offenbar annehmt.«

»Das ist *nicht* das, was ich annehme.« Strangyeard stand auf. Schnee fiel von ihm ab und wurde sofort vom Wind fortgerissen. »Ich vermute etwas ganz anderes. Die Nornen wissen alles über die Tunnel.« Er stieg über das niedrige Mäuerchen und wischte dabei mehrere Steine herunter.

»He! Was habt Ihr vor?«

»Ich muß sofort zu Herzog Isgrimnur. Wir sind in größerer Gefahr, als wir gedacht haben.« Er drehte sich um und watete durch die Schneewehen bergab. Gebrechlich, aber entschlossen stemmte er sich gegen den Wind.

»Strangyeard!« rief Sangfugol. »Verflucht, ich bleibe nicht allein hier oben. Ich komme mit Euch, ganz gleich, was für einen Irrsinn Ihr anstellen wollt.« Er folgte dem Archivar über das Mäuerchen. »Ihr lauft ja mitten ins Gefecht!« schrie er. »Ein Pfeil wird Euch treffen!«

»Ich muß Isgrimnur finden!« rief Strangyeard zurück.

Kräftig fluchend eilte der Harfner ihm nach.

»Isorn hat recht, Herr«, meinte Sludig. »Wenn das Tor offen ist, brauchen wir einen Großangriff. Die Männer haben die Nornen gesehen und Angst bekommen. Zögern wir, ist der Vorteil wieder auf seiten des Königs. Wer weiß, was geschieht, wenn er einen Ausfall versucht; immerhin kämpfen wir bergauf.«

Isgrimnur starrte auf die hohen Mauern des Hochhorsts. Nur wenn ein Sturm wie der augenblickliche tobte, erschien das Werk von Menschenhand, selbst ein so mächtiges wie der Hochhorst, wirklich klein. Vielleicht gelang es ihnen tatsächlich, das Tor zu sprengen.

Vielleicht hatten Sludig und die anderen ja recht – Elias' Königreich war wie eine überreife Frucht, die nur darauf wartete, vom Stengel zu fallen.

Über den Turmspitzen flackerte von neuem einer der sonderbaren Licht-

blitze auf. Der Donner rollte, aber gleich danach ertönte das laute Krachen des Rammbocks, der gegen das Tor prallte.

»Also gut – geht«, sagte Isgrimnur zu Sludig. Sein Gefolgsmann war nicht abgestiegen, sondern hatte sein dampfendes Roß neben das Holzgerüst gelenkt, auf dem der Herzog stand. »Hotvig wartet mit seinen Reitern am Rand des Kynswaldes. Oder nein – bleibt Ihr lieber hier.« Isgrimnur rief einen der frisch eingetroffenen Meldereiter, gab ihm eine Botschaft für die Thrithing-Männer mit und schickte ihn fort. »Geht Ihr zu Isorn zurück, Sludig. Sagt ihm, er soll die Stellung halten und die ersten Bewaffneten zu Fuß vorrücken lassen. Hier unten findet kein mehrstufiger Angriff statt, zumindest nicht, bevor ich sehe, womit Elias uns erwartet.«

Noch während er das sagte, schmetterte der Rammbock wieder gegen das Nerulagh-Tor. Die Balken schienen ein kleines Stück nach innen zu sacken, als hätte jemand die gewaltigen Riegel gelockert.

»Jawohl, Herr.« Sludig lenkte sein Schlachtroß zu den Mauern.

Wieder ließen die Rammbock-Meister ihre Waffe vorschnellen. Der eisenbeschlagene Kopf traf krachend das Hindernis. Ein breiter Streifen Holz splitterte von der ganzen Länge des Tors. Selbst im Tosen des Sturms konnte Isgrimnur die erregten Rufe der Männer auf dem ganzen Schlachtfeld hören. Der Rammbock wurde nach hinten gezogen und von neuem in Bewegung gesetzt. Das Nerulagh-Tor barst und fiel in einer Wolke zerschmetterter Balken und stürzenden Statuenschmucks nach innen. In der Lücke wirbelte Schnee auf. Isgrimnur traten die Augen aus den Höhlen. Er konnte nicht glauben, daß das Tor gefallen war. Als der Schnee herabgesunken war, füllte sich die Öffnung mit einigen Dutzend Spießkämpfern aus der Burg, die abwehrbereit stehenblieben. Kein großes, bisher verstecktes Heer stürmte hervor.

Eine lange Minute verging, in der die Gegner einander durch das Schneegestöber anstarrten. Es war, als wagte niemand, den ersten Schritt zu tun, als seien beide Seiten verblüfft von dem, was geschehen war. Dann hob eine kleine Gestalt mit goldenem Helm ihr Schwert und preschte vor. Zwanzig Ritter zu Pferd und mehrere Hundert Fußsoldaten strömten auf die Bresche zu.

»Verdammt, Isorn!« schrie Herzog Isgrimnur und beugte sich so weit vor, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte und von seinem Beobachtungsstand gefallen wäre. »Zurück! Wo ist Sludig? Sludig! Haltet ihn auf!«

Jemand zog ihn am Ärmel vom Rand der Plattform zurück, aber Isgrimnur beachtete die Belästigung gar nicht. »Merkt er denn nicht, daß es viel

zu leicht ist? *Isorn!*« Er wußte, daß seine Stimme den Tumult unmöglich übertönen konnte. »Seriddan! Wo steckt Ihr? Reitet ihm nach – bei Drors rotem Hammer, wo sind meine Boten!«

»Herzog Isgrimnur!« Es war der Archivar Strangyeard, der immer noch an seinem Ärmel zupfte.

»Verschwindet, verdammter Kerl!« brüllte Isgrimnur. »Ich brauche jetzt keinen Priester, sondern Berittene! Jeremias, lauf zu Seriddan! Isorn hat uns zum Eingreifen gezwungen. Sag dem Baron, er soll losreiten!«

Strangyeard ließ sich nicht abschütteln. »Bitte, Herzog! Ihr müßt mir zuhören!«

»Ich hab jetzt keine Zeit für Euch, Mann. Mein Sohn ist gerade vorgeprescht wie ein Dummkopf. Er scheint sich wohl doch für Camaris zu halten – und ich habe ihn so gewarnt!« Er stampfte über die Plattform und überzeugte sich, daß alle anderen von der gleichen Wut und Erregung erfaßt waren wie er selbst. Der Priester lief ihm nach wie ein Hund, der nach den Hacken eines Bullen schnappt. Schließlich packte er den Herzog am Wappenrock und riß so hart, daß Isgrimnur schwankte und fast gestürzt wäre.

»Bei allem, was heilig ist, Isgrimnur!« schrie er. »Ihr *müßt* mir zuhören!«

Der Herzog sah dem Priester ins gerötete Gesicht. Strangyeards Augenklappe war ihm fast bis auf die Nase gerutscht. »Was faselt Ihr, Mann? Wir haben das Tor gesprengt! Wir führen hier Krieg!«

»Paßt auf, was ich sage: Die Nornen müssen über die Tunnel Bescheid wissen«, erklärte Strangyeard eindringlich. Isgrimnurs Blick fiel auf den Harfner Sangfugol, der vor dem Gefechtsstand herumlungerte, und er fragte sich, warum sich ein Priester und ein Harfner in Dinge einmischten, die sie einen Dreck angingen.

»Und was heißt das?«

»Sie müssen sie kennen. Und wenn wir auf den Gedanken kommen können, jemand unter den Mauern durchzuschicken…«

Der Lärm der Männer, die den Berg hinauf und auf das zerstörte Tor zurannten, und selbst das Grollen des Donners und das Heulen des Windes wurden plötzlich von einem furchtbaren Kreischen übertönt, schrill wie Fingernägel auf Schiefer. Pferde bäumten sich, und mehrere von den Soldaten auf dem Gefechtsstand hielten sich die Ohren zu.

»Ach, barmherziger Ädon«, flüsterte Isgrimnur und starrte auf den

Hochhorst. »Nein!«

Inzwischen hatten auch die letzten von Isorns Truppen den Weg durch die Mauer gefunden. In ihrem Rücken wuchs aus dem verschneiten Boden und den Trümmern, die der Rammbock hinterlassen hatte, ein zweites Tor. Rasch stieg es empor und knirschte dabei, als zermahlte ein Riese mit den Zähnen große Knochen. In wenigen Augenblicken war die Mauer von neuem versiegelt. Man sah, daß das neue Tor unter einer Schicht von Schnee und Schlamm überall mit stumpfen Eisenplatten gepanzert war.

»Gott steh mir bei, ich hatte recht«, ächzte Isgrimnur.

»Sie haben Isorn und die anderen in der Falle. O süßer Usires.« Er sah voller Grauen auf die Rammbock-Meister, die den Bock wieder vorwärtsrollten und gegen das zweite Tor schmettern ließen. Das metallverstärkte Holz schien keinen einzigen Zoll nachzugeben.

»Sie glauben, sie hätten Camaris in die Falle gelockt«, erklärte Strangyeard. »Das haben sie die ganze Zeit geplant.«

Isgrimnur fuhr herum, packte den Priester am Gürtel und näherte sein Gesicht dem des Kleineren bis auf Fingerbreite.

»Und Ihr habt das *gewußt*? Ihr wußtet es?«

»Meine Güte, nein! Nein, Isgrimnur, ich wußte es nicht. Aber ich begreife es jetzt.«

Der Herzog ließ ihn los und begann hektisch, Befehle zu erteilen. Er schickte die restlichen Bogenschützen, um die Rammbock-Meister zu schützen, denen die Soldaten auf den Mauern des Hochhorsts jetzt ihren verstärkten Einsatz widmeten. »Und sucht mir diesen verdammten Sithiführer!« blaffte er. »Den Grüngekleideten! Das Feenvolk muß uns helfen, diese neue Tür aufzubrechen!«

»Isgrimnur!« beharrte der Priester. »Wollt Ihr mir nun endlich zuhören? Wenn die Sithi die Tunnel kennen, wissen auch die Nornen davon, denn als der Sturmkönig noch lebte, war er einer der Herren von Asu'a.«

»Na und? Drückt Euch doch deutlich aus, verdammt!« Isgrimnur war wie ein wütender Stier. »Mein Sohn steckt da drinnen in der Falle, und er hat nur ein paar Männer. Wir müssen das neue Tor sprengen und ihm zu Hilfe kommen!«

»Und ich meine, Ihr solltet…«, begann Strangyeard und wurde sogleich von lauter Schreckensrufen unterbrochen. Diesmal allerdings ertönten sie im Rücken des Herzogs.

»Sie kommen von Erchester herauf!« schrie ein Berittener.

»Seht doch! Es sind die Weißfüchse!«

»Ich meine, Ihr solltet hinter Euch schauen … das wollte ich sagen.« Strangyeard schüttelte den Kopf. »Wenn wir unter den Mauern durchschlüpfen konnten, dann konnten sie es auch.«

Obwohl es fast dunkel war, konnte man erkennen, daß das Heer, das durch die Mittelgasse von Erchester zog, nicht menschlich war. Im trüben Licht schimmerten weiße Gesichter. Weiße Hände hielten lange, scharfe Speere. Als sie sich entdeckt sahen und kein Versteckspielen mehr nötig war, fingen die Nornen an zu singen, ein triumphierender Gesang, der Isgrimnur schmerzlich in den Ohren gellte.

Der Herzog gestattete sich einen Augenblick tiefster Verzweiflung. »Möge der Erlöser uns beistehen! Wir stecken in der Schlinge wie die Hasen.« Er klopfte dem Priester mit stummem Dank auf den Rücken und trat in die Mitte der Plattform. »Zu mir, Männer Josuas! Zu mir!«

Dann winkte er Jeremias, ihm sein Pferd zu bringen.

Die Nornen kamen singend die Mittelgasse herauf.

XXX
Am Teich

»Hinauf zum Baum…«, murmelte Guthwulf. Sein Gesicht unter Simons Hand war heiß wie ein Ofen und glitschig von Schweiß. »Zum lodernden Baum … dahin will es…«

Dem Grafen ging es schlechter, und Simon wußte nicht, wie er ihm helfen konnte. Von seinen eigenen Verletzungen immer noch stark beeinträchtigt, verstand er fast nichts von Heilkunst und steckte außerdem in einer stockfinsteren Höhle, in der es nichts gab, womit er Guthwulfs Fieber hätte lindern können. Weil er sich undeutlich erinnerte, daß Fieber sich ausbrennen sollte, hatte er den kranken Grafen mit den am Boden herumliegenden Lumpen zugedeckt, aber er kam sich dabei wie ein Verräter vor, der warme Sachen auf jemanden legte, der vor lauter Hitze schon in Flammen stand.

Hilflos setzte er sich wieder neben Guthwulf, lauschte seinen wirren Reden und betete, der Graf möge nicht sterben. Die Schwärze preßte sich auf ihn wie die erdrückenden Tiefen des Meeres, erstickte ihn, erschwerte ihm das Denken. Er versuchte sich abzulenken, indem er sich an Dinge und Orte erinnerte, die er gesehen hatte. Am meisten sehnte er sich danach, etwas zu *tun*, aber im Augenblick blieb wohl nichts anderes übrig, als zu warten. Er wollte nicht wieder allein und verloren durch leere Gänge irren.

Etwas berührte sein Bein, und Simon griff danach, weil er dachte, daß Guthwulf in seinem Elend vielleicht eine Hand suchte, die er halten könnte. Statt dessen strichen seine Finger über etwas Warmes, Pelziges. Vor Überraschung stieß er einen Schrei aus und fuhr zurück, denn er rechnete damit, von Ratten oder Schlimmerem überrannt zu werden. Als keine weitere Berührung erfolgte, kauerte er sich zusammen und blieb lange Zeit an die Wand gedrückt sitzen. Dann aber siegte das Gefühl der Verantwortung für Guthwulf, und er schob sich vorsichtig wieder an den Grafen heran. Er überwand seinen Ekel und tastete umher, bis er das pelzige Geschöpf wiederfand. Es wich zurück, wie er es auch getan hatte, lief aber nicht fort. Es

war eine Katze.

Simon lachte atemlos, streckte den Arm aus und streichelte das Tier. Es machte unter seiner Hand einen Buckel, wollte aber nicht zu ihm kommen. Es schmiegte sich an den Blinden, und schon bald wurden Guthwulfs Bewegungen ruhiger, und sein Atem ging leiser. Die Gegenwart der Katze schien ihn zu besänftigen. Auch Simon fühlte sich nicht mehr ganz so allein und nahm sich vor, sorgfältig aufzupassen, damit er das Tier nicht verscheuchte. Er brach ein Stückchen vom Rest des Brotkantens ab und bot der Katze eine Kostprobe an. Sie schnüffelte daran, nahm aber nichts. Simon aß ein paar Happen und versuchte es sich dann zum Schlafen bequem zu machen.

Als er aufwachte, wußte er instinktiv, daß etwas geschehen war. Er konnte in der Dunkelheit zwar keine Veränderungen feststellen, wurde aber das Gefühl nicht los, daß sich die Welt auf merkwürdige Weise verschoben hätte und er sich auf einmal an einem ganz anderen Ort befände, ohne daß er wußte, wie er dorthin gekommen war. Aber die Lumpen ringsum waren dieselben, und neben ihm rasselte noch immer, wenn auch ruhiger, Guthwulfs mühsamer Atem. Simon kroch zu ihm hin, schob die warme, schnurrende Katze sanft beiseite und stellte erfreut fest, daß die Glieder des Blinden nicht mehr ganz so krampfhaft verspannt waren. Vielleicht erholte er sich ja von seinem Fieber. Vielleicht war die Katze seine Gefährtin gewesen und mit ihrer Rückkehr auch etwas von seiner Vernunft wiedergekommen. Jedenfalls hatte der Graf aufgehört, vor sich hin zu murmeln. Simon ließ die Katze wieder in seine Armbeuge klettern. Es war ein merkwürdiges Gefühl, Guthwulfs Stimme nicht mehr zu hören.

In den ersten Stunden seines Fiebers war der Graf manchmal vorübergehend fast klar im Kopf gewesen, obwohl ihn seine Stimmen und die bisherige Einsamkeit so plagten, daß man Wirklichkeit und Alptraum bei ihm nur schwer unterscheiden konnte. Er erzählte Simon, wie er auf der Suche nach Hellnagel verzweifelt in der Finsternis umhergekrochen war – wobei er das Schwert seltsamerweise nicht für einen Gegenstand zu halten schien, sondern für etwas Lebendiges, das nach ihm rief. Simon erinnerte sich an *Dorns* Lebenskraft, die ihn so beunruhigt hatte, und glaubte, ein wenig von dem zu verstehen, was der Graf meinte.

Es war schwer, sich aus den Eindrücken eines halbverrückten Blinden etwas Logisches zusammenzufügen, aber während Guthwulf sprach, stellte sich Simon vor, wie der Graf durch die Tunnel irrte, angelockt von etwas,

das ihn mit einer Stimme rief, der er nicht widerstehen konnte. Guthwulf hatte das Gebiet, in dem er sich sonst aufhielt, offenbar weit hinter sich gelassen und dabei entsetzliche Dinge gehört und gefühlt. Zuletzt war er nur noch gekrochen, und wenn selbst diese engen Durchlässe verstopft waren, hatte er gegraben und sich so durch die letzten Ellen Erde gekämpft, die ihn vom Ziel seiner Besessenheit trennten.

Er hat sich in Johans Grabhügel gewühlt, begriff Simon schaudernd. *Wie ein blinder Maulwurf auf der Suche nach einer Mohrrübe hat er gekratzt und gekratzt…*

Guthwulf hatte seine Beute an sich genommen und irgendwie zu seinem Nest zurückgefunden, aber offenbar hatte selbst das Glück, den ersehnten Gegenstand zu besitzen, nicht ausgereicht, ihn in seinem Versteck zu halten. Immer wieder hatte er sich in die Schmiede hinausgewagt, vielleicht, um dort etwas Eßbares zu stehlen – denn wo sonst waren Brot und Wasser hergekommen –, vielleicht aber auch aus einem tieferen, weniger einfachen Grund.

Warum ist er zu mir gekommen? grübelte Simon. *Warum hat er das Wagnis auf sich genommen, Inch in die Hände zu fallen?* Erneut dachte er an *Dorn* und daran, wie es fast den Anschein gehabt hatte, als entscheide das Schwert selbst, wohin es gehen wollte. *Vielleicht wollte Hellnagel … mich finden?*

Der Gedanke hatte etwas erschreckend Verführerisches. Wenn Hellnagel von der großen Auseinandersetzung, die ihnen allen bevorstand, angezogen wurde, dann wußte es vielleicht auch, daß Guthwulf freiwillig nie wieder hinauf ans Tageslicht steigen würde. So wie *Dorn* sich Simon und seine Gefährten ausgesucht hatte, damit sie es vom Urmsheim holten und zu Camaris zurückbrachten, so hatte vielleicht Hellnagel Simon erwählt, damit er es in den Grünengelturm hinauftrug und mit ihm gegen den Sturmkönig kämpfte.

Eine weitere dunkle Erinnerung stieg in ihm auf. *In meinem Traum hat Leleth gesagt, das Schwert sei ein Teil meiner Geschichte. Hat sie das damit gemeint?* Die Einzelheiten waren merkwürdig verschwommen, aber er sah den Mann mit dem traurigen Gesicht noch vor sich, der die Klinge auf dem Schoß gehalten und auf etwas gewartet hatte. *Auf den Drachen?*

Simon ließ seine Hand vom Rücken der Katze über Guthwulfs Arm wandern, bis sie Hellnagel fand. Der Graf stöhnte, wehrte sich jedoch nicht, als Simon sanft seine Finger von der Klinge löste. Ehrfürchtig strich er über den rauhen Umriß des Nagels, der dicht unter dem Stichblatt befe-

stigt war. Ein Nagel vom Hinrichtungsbaum des göttlichen Usires! Und versiegelt im hohlen Griff befand sich noch eine Reliquie des heiligen Eahlstan, fiel ihm ein. Priester Johans Schwert. Ein Wunder, daß ein ehemaliger Küchenjunge etwas so Wertvolles überhaupt berühren durfte.

Simons Hand schloß sich um den Griff. Er schien … zu passen. Er lag so bequem in seiner Hand, als sei er für sie gemacht. Alle anderen Gedanken über das Schwert und über Guthwulf traten auf einmal in den Hintergrund. Simon saß im Dunkeln und fühlte das Schwert wie eine Verlängerung seines Arms und seines Ichs. Trotz seiner schmerzenden Muskeln stand er auf und führte Hiebe gegen die lichtlose Leere, bis ihm entsetzt einfiel, daß er versehentlich die felsige Wand der Höhle treffen und Hellnagels Schneide schartig machen könnte. Sofort setzte er sich wieder hin. Dann kroch er in seine Ecke der Höhle und streckte sich auf dem Steinboden aus, das Schwert im Arm wie ein Kind. Das Metall war kalt auf seiner Haut und die Klinge scharf, aber er wollte nicht loslassen. Auf der anderen Seite der Kammer murmelte Guthwulf unruhig vor sich hin.

Eine ganze Zeit verging, in der Simon nicht wußte, ob er geschlafen hatte oder nicht. Plötzlich merkte er, daß etwas fehlte. Er konnte den Grafen nicht mehr atmen hören. Er kroch hastig über den holprigen Boden und klammerte sich dabei an die wilde Hoffnung, Guthwulf hätte sich vielleicht soweit erholt, daß er die Höhle verlassen könnte. Aber die Tatsache, daß seine eigenen Finger noch immer Hellnagel umklammerten, machte das höchst unwahrscheinlich; der Blinde hätte niemals geduldet, daß ein anderer sein Schwert behielt.

Als Simon ihn berührte, war die Haut des Grafen so kühl wie Flußlehm.

Simon weinte nicht, aber das Gefühl seines Verlustes ging tief. Dabei galt sein Kummer weniger dem Menschen Guthwulf, den er außer in diesen letzten, traumähnlichen Stunden oder Tagen nur als furchterregende Gestalt gekannt hatte, als seiner eigenen Person, die nun schon wieder allein zurückgeblieben war.

Nein, nicht ganz. Etwas stieß gegen sein Schienbein. Die Katze schien seine Aufmerksamkeit zu wünschen. Bestimmt vermißte sie ihren Gefährten. Vielleicht dachte sie auch, er könne Guthwulf aufwecken, nachdem es ihr nicht gelungen war.

»Tut mir leid«, flüsterte er, streichelte ihren Rücken und zupfte sanft an ihrem Schwanz. »Er ist von uns fortgegangen. Ich bin auch einsam.«

Er fühlte sich ausgehöhlt. Eine Weile saß er nur da und dachte über seine Lage nach. Es blieb ihm jetzt nichts anderes übrig, als sich in den Irrgarten

der lichtlosen Tunnel hinauszuwagen, auch wenn er wenig Hoffnung hatte, dort ohne Führer herauszufinden. Zweimal schon war er durch dieses spukhafte Labyrinth geirrt, beide Male so dicht vom Tod verfolgt, daß er dessen geduldige Schritte hinter sich hören konnte; es war zuviel verlangt, wenn er ein drittes Mal Glück haben wollte. Andererseits hatte er kaum eine andere Wahl. Irgendwo über ihm ragte der Grünengelturm, und Hellnagel mußte dorthin gebracht werden. Wenn es Josua und die anderen nicht geschafft hatten, sich mit *Dorn* dorthin durchzuschlagen, würde zumindest er tun, was in seinen Kräften stand, auch wenn er zweifellos keinen Erfolg haben würde. Das schuldete er den vielen, die für seine Freiheit schon ihr Leben geopfert hatten.

Es fiel ihm schwer, Hellnagel aus der Hand zu legen – schon jetzt empfand er etwas von Guthwulfs Besitzgier, obwohl es in der kleinen Kammer nichts gab, das das Schwert gefährden konnte –, aber mit einem Schwert in der Hand konnte man nicht richtig arbeiten. Er lehnte es an die Wand und begann mit der wenig angenehmen Aufgabe, den toten Grafen auszuziehen. Als er Guthwulf die zerlumpten Kleider abgenommen hatte, suchte er einen Teil der in der Höhle liegenden Lumpen zusammen und umwickelte damit den Körper des Toten, ein armseliger Versuch, das Werk der Priester im Haus der Vorbereitung nachzuahmen. Ein Teil von ihm fand es lächerlich, sich solche Mühe mit einem Mann zu geben, der nach allem, was Simon von ihm wußte, im Leben wenig beliebt gewesen war und hier allein und unentdeckt liegenbleiben würde. Aber Simon empfand den verbissenen Drang, dem Blinden seine Wohltat zu vergelten. Morgenes und Maegwin hatten ihr Leben für ihn gegeben, ohne dafür – außer in Simons Herz – ein Denkmal oder eine Zeremonie zu bekommen. Wenigstens Guthwulf sollte nicht ohne einen Herold, der ihn ankündigte, in die Gefilde des Jenseits eingehen.

Als er fertig war, stand er auf.

»Unser Herr behüte dich«,

begann er und versuchte mühsam, sich an den Wortlaut des Totengebets zu erinnern.

»Und Usires, sein eingeborener Sohn, erhebe dich.
Mögest du eingehen in die grünen Täler
Seiner Herrlichkeit,

Wo die Seelen der Guten und Gerechten
Von den Hügeln singen,
Und die Engel in den Bäumen
Mit Gottes Stimme Freude verkünden…«

Als das Gebet beendet war, fügte er noch hinzu: »Danke, Guthwulf. Es tut mir leid, Euch das Schwert wegzunehmen, aber ich will versuchen, mit seiner Hilfe zu tun, was getan werden muß.«

Er schlug das Zeichen des *Baumes* und hoffte, daß Gott es trotz der Dunkelheit sehen und deshalb auf Guthwulf achten würde, wenn der Graf endlich vor ihn trat. Dann zog er Kleidung und Stiefel des Grafen an. Noch vor einem Jahr hätte er es sich möglicherweise zweimal überlegt, bevor er in die Sachen eines gerade Verstorbenen geschlüpft wäre; aber inzwischen war Simon selbst dem Tod so nahe gewesen, daß er ganz nüchtern darüber dachte. Hier in der Höhle war es warm und sicher, aber woher sollte er wissen, welche kalten Winde und scharfen Steine ihn draußen erwarteten?

Als er die letzten Tropfen aus der Wasserschüssel trank, stieß die Katze wieder gegen sein Bein. »Du kannst mitkommen oder hierbleiben«, sagte er zu ihr, »ganz nach Belieben.« Er hob Hellnagel auf, umwickelte die Klinge gleich unterhalb des Hefts mit einem Lappen und band sie dann mit dem Gürtel des Grafen, der keine Schnalle hatte, so um seine Mitte, daß die Hände freiblieben. Er fühlte sich erstaunlich erleichtert, Hellnagel wieder an seiner Hüfte zu spüren.

Als er sich zum Eingang der Höhle vortastete, lief ihm die Katze vor die Füße und wand sich um seine Knöchel. »Laß das«, warnte Simon, »du reißt mich noch um.«

Er ging ein kleines Stück in den Tunnel hinaus, aber wieder schob sich das Tier zwischen seine Beine, so daß er stolperte. Er wollte nach ihr greifen und lachte hohl auf, weil er so dumm war, im Stockfinsteren eine Katze fangen zu wollen. Die Katze bewegte sich unter seiner Hand und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Simon blieb stehen.

»Hier entlang, nicht dort entlang?« fragte er laut, zuckte dann die Achseln und lachte wieder. Trotz des Grauens, das hinter ihm und wahrscheinlich auch vor ihm lag, fühlte er sich eigentümlich leicht und frei. »Also gut, ich werde dir eine Weile folgen – damit ich nachher wohl vor dem größten Rattenloch von Osten Ard sitze.«

Die Katze stupste ihn und lief dann voraus, den Tunnel hinauf. Simon tastete sich an den Wänden hinter ihr her. Um ihn herum war nichts als

Finsternis.

Yis-hadra blieb am Fuß der Treppe stehen und klingelte ihrem Gatten besorgt etwas zu. Yis-fidri antwortete, und die beiden bückten sich und untersuchten das geborstene Steingeländer.

»Das ist der Ort«, erklärte Yis-fidri. »Wenn ihr diesen Stufen nach oben folgt, kommt ihr schließlich in die Burg der Sterblichen, die über dieser hier errichtet ist.«

»Wo?« fragte Miriamel. Sie ließ Bogen und Reisesack auf den Boden fallen und sackte gegen den Stein. »Ich meine – wo in der Burg?«

»Das wissen wir nicht«, antwortete Yis-hadra. »Es ist alles nach unserer Zeit erbaut. Kein Tinukeda hat diese Steine berührt.«

»Und ihr? Wohin wollt ihr gehen?« Sie blickte nach oben in den Treppenschacht. Er wendelte sich hoch über das matte Licht der Unterirdischen-Stäbe hinaus und verschwand im Dunkel.

»Wir werden uns einen anderen Aufenthalt suchen.« Yis-fidri sah seine Gattin an. »Es sind nur noch wenige von uns übrig, aber es gibt auch jetzt noch Stätten, an denen unsere Hände und Augen willkommen sind.«

»Zeit ist es für *unser* Gehen«, drängte Binabik. »Wer kann sagen, wie weit die Nornen noch hinter uns sind.«

»Warum kommt ihr nicht mit?« fragte Miriamel die Unterirdischen. »Ihr seid stark, und wir können eure Stärke gebrauchen. Ihr wißt doch jetzt, daß unser Kampf auch der eure ist.«

Yis-fidri schauderte und hob abwehrend die langen Hände. »Verstehst du denn immer noch nicht? Wir gehören nicht in das Licht, nicht in die Welt der Sudhoda'ya. Ihr habt uns bereits verändert; wir haben Dinge getan, die sonst kein Tinukeda tut. Wir haben … wir haben einige von denen getötet, die einmal unsere Herren waren.« Er murmelte etwas in der Unterirdischensprache, und Yis-hadra und die anderen Überlebenden seines Volkes fielen traurig ein. »Wir werden lange brauchen, bis wir uns damit abgefunden haben. Wir passen nicht in die Welt dort oben. Laßt uns gehen, damit wir das Dunkel und die Tiefen finden, nach denen wir uns sehnen.«

Binabik, der während des letzten Abschnitts ihrer Flucht lange mit Yis-fidri gesprochen hatte, trat auf ihn zu und streckte ihm die kleine Hand entgegen. »Ich wünsche euch, daß ihr Sicherheit findet.«

Der Unterirdische betrachtete ihn einen Augenblick verständnislos, breitete dann langsam die dünnen Spinnenfinger aus und schloß sie um die Finger des Trolls. »Das wünsche ich euch auch. Ich will euch meine Ge-

danken nicht sagen, denn sie sind voller Furcht und Trauer.«

Miriamel unterdrückte weitere Bemerkungen. Die Unterirdischen wollten fort. Sie hatten das Versprechen erfüllt, das sie ihnen abgerungen hatte. Schon jetzt waren sie verängstigt und unglücklich, vielleicht wären sie über der Erde tatsächlich nutzlos, eher Last als Hilfe. »Leb wohl, Yis-fidri, und danke für alles«, sagte sie und wandte sich dann zu seiner Gattin: »Auch dir danke ich, Yis-hadra, besonders dafür, daß du mir gezeigt hast, wie du den Stein hegst.«

Die Unterirdische nickte mit dem Kopf. »Leb auch du wohl.«

Im selben Moment flackerten die Lichter der Stäbe, und der unterirdische Raum schien sich zu verschieben, ein neues Erdbeben ohne Bewegung. Gleich darauf schien alles wieder wie vorher zu sein. Die Unterirdischen begannen zu tuscheln.

»Wir müssen jetzt gehen«, sagte Yis-hadra, die dunklen Augen weit vor Furcht. Sie und ihr Gatte machten kehrt und führten ihre Schar schlurfender, spindelbeiniger Verwandter fort, hinein in die Schatten. Sekunden später war der Gang leer, als hätte es sie nie gegeben. Miriamel blinzelte.

»Wir müssen ebenfalls aufbrechen.« Binabik betrat die erste Stufe, drehte sich aber gleich wieder um. »Wo ist der Mönch?«

Miriamel sah nach hinten. Cadrach, der hinter der Gruppe der Unterirdischen gestanden hatte, saß mit halbgeschlossenen Augen auf der Erde. Im Schein von Binabiks flackernder Fackel schien er zu schwanken.

»Er nützt uns nichts.« Miriamel bückte sich nach ihren Sachen. »Wir sollten ihn hierlassen. Wenn er will, kann er ja nachkommen.«

Binabik musterte sie stirnrunzelnd. »Hilf ihm, Miriamel. Sonst ist er dem Auffinden der Nornen ausgeliefert.«

Sie war nicht sicher, ob der Mönch nicht genau das verdiente, zuckte aber die Achseln und ging zu ihm hin. Ein Ziehen am Arm brachte ihn langsam auf die Füße.

»Wir wollen gehen.«

Cadrach sah sie an. »Ah«, sagte er und folgte ihr die uralte Treppe hinauf.

Als die Schar der Sithi sie immer tiefer in die Gänge unter dem Hochhorst führte, rissen Tiamak und Josua die Augen so erstaunt auf wie Seenlandbauern beim ersten Besuch in Nabban.

»Was für ein Schatzhaus!« flüsterte Josua. »Und wenn ich bedenke, daß

das alles unter meinen Füßen lag – in den vielen Jahren, die ich hier gelebt habe! Am liebsten würde ich nur noch hier unten bleiben, um alles zu erforschen und zu studieren…«

Auch Tiamak war überwältigt. Die rohen Gänge der äußeren Tunnel waren einer verfallenen Pracht gewichen, die er sich in seinen kühnsten Träumen nicht hätte ausmalen können und auch jetzt kaum faßte. Da gab es ungeheure Hallen, sorgfältig aus dem gewachsenen Fels gehauen, jede freie Fläche ein wundervoll fein gearbeiteter Teppich; scheinbar endlose Treppen, dünn und schön wie Spinnweben, die sich in dunkle Schatten ringelten oder über schwarzer Leere dehnten; ganze Säle, die wie Waldlichtungen oder Berghänge mit Wasserfällen geschnitzt waren, obwohl jedes einzelne Stück aus massivem Gestein bestand. Noch als bröckelnde Ruine war das große Asu'a atemberaubend.

Ihr-die-wacht-und-gestaltet, dachte Tiamak, *diesen Ort sehen zu dürfen, war alle meine Leiden wert. Mein lahmes Bein, die Zeit im Ghantnest – ich würde sie nicht eintauschen, wenn ich dafür auf die Erinnerung an diese Stunden verzichten müßte.*

Während sie ihren Weg durch staubige Nebengänge fortsetzten, riß Tiamak seine Augen ab und zu von den Wundern ringsum los, um das seltsame Benehmen seiner Sithigefährten zu beobachten. Als Likimeya und die anderen endlich anhielten – in einem hochgewölbten Saal, dessen Bogenfenster von Erde und Geröll verstopft waren –, um den Sterblichen eine Ruhepause zu gönnen, setzte sich Tiamak neben Aditu.

»Verzeiht mir, wenn meine Frage unhöflich ist«, bat er leise, »aber trauert Euer Volk um seine alte Heimat? Ihr scheint so … zerstreut.«

Aditu bog den anmutigen Hals und neigte den Kopf. »In gewisser Weise, ja. Es ist traurig, all das Schöne, das unser Volk gebaut hat, in diesem Zustand zu sehen; und für die, die damals hier gelebt haben«, sie vollführte eine komplizierte Geste, »ist es noch trauriger. Erinnert Ihr Euch an die Halle mit den großen, blumengleich geschnittenen Stufen – die Halle der Fünf Treppen, wie wir sie nennen?«

»Wir waren lange dort«, erwiderte Tiamak, der sich erinnerte.

»Dort starb die Mutter meiner Mutter, Briseyu Morgenrotfeder.«

Der Marschmann dachte daran, wie Likimeya mit ausdruckslosem Gesicht in der Mitte des riesigen Raums gestanden hatte. Wer kannte sich aus mit diesen Unsterblichen?

»Aber das ist nicht der Hauptgrund dafür, daß wir, wie Ihr sagt, zerstreut sind«, fuhr Aditu fort. »Es sind … Erscheinungen hier. Dinge, die nicht

sein sollten.«

Tiamak hatte selbst einiges von dem gefühlt, das Aditu zu meinen schien – einen Luftzug im Nacken, der beharrlich wie tastende Finger war, Echos, die wie leise Stimmen klangen.

»Was meint Ihr damit?«

»Etwas ist wach in Asu'a, das nicht wach sein sollte. Es ist schwer zu erklären. Und was immer es ist, es hat denen einen Anschein von Leben verliehen, die kein Leben haben dürften.«

Tiamak furchte unsicher die Stirn. »Meint Ihr … Geister?«

Aditu lächelte flüchtig. »Wenn ich Erste Großmutter richtig verstanden habe, als sie mich lehrte, was dieses Wort der Sterblichen bedeutet – nein. Nicht in dieser Form. Aber der Unterschied läßt sich nicht leicht beschreiben. Eure Sprache ist dafür ungeeignet, und Ihr seht und fühlt nicht das gleiche wie wir.«

»Wie wollt Ihr das wissen?« Er sah zu Josua hinüber, aber der Prinz starrte wie gebannt auf die kunstvoll gemeißelten Wände.

»Wenn Ihr es tätet«, versetzte Aditu, »würdet Ihr nicht so ruhig hier sitzen.« Damit erhob sie sich und ging über den geröllbestreuten Boden zu ihrer Mutter, die in ein leises Gespräch mit Jiriki vertieft war.

Mitten im leeren Raum fühlte Tiamak sich auf einmal von Gefahren umgeben. Er rückte näher zu Josua.

»Fühlt Ihr es auch, Prinz Josua?« fragte Tiamak. »Die Sithi spüren es. Sie haben Angst.«

Der Prinz machte ein grimmiges Gesicht. »Wir haben alle Angst. Mir wäre es lieber gewesen, ich hätte mich eine Nacht lang auf dieses Abenteuer vorbereiten können, aber das hat Camaris mir leider unmöglich gemacht. Ich versuche, nicht daran zu denken, wohin wir gehen.«

»Und wir haben nicht die geringste Vorstellung von dem, was wir tun müssen, wenn wir endlich dort sind«, klagte Tiamak. »Hat es jemals eine derart chaotische Schlacht gegeben?« Er zögerte. »Es steht mir nicht zu, Euch danach zu fragen, Prinz Josua, aber warum seid Ihr Camaris gefolgt? Sicher hätten doch auch andere, für unseren Erfolg weniger wichtige Personen ihm nachgehen können.«

Der Prinz starrte vor sich hin. »Ich war der einzige, der sich in der Nähe befand. Ich wollte ihn zurückholen, bevor er für uns verloren war.« Er seufzte. »Ich fürchtete, die anderen würden nicht rechtzeitig kommen. Aber mehr noch – «

Wieder erfolgte die merkwürdige Erschütterung von Luft und Stein, jäh und verwirrend. Sie unterbrach Josua mitten im Satz. Die Lichter der Sithi zuckten, obwohl die Unsterblichen selbst sich nicht zu bewegen schienen. Einen Augenblick glaubte Tiamak die Anwesenheit einer Unzahl anderer Wesen zu spüren, einer Horde von Schatten, die durch die zerstörten Säle wimmelten. Dann war das Gefühl vorbei und alles wieder wie vorher, bis auf einen eigentümlichen, hartnäckigen Rauchgeruch.

»Bei Ädons Barmherzigkeit!« Josua betrachtete seine Füße, als wundere er sich, sie noch auf dem Boden zu finden. »Was ist das für ein Ort?«

Die Sithi waren stehengeblieben. Jiriki drehte sich nach den Menschen um.

»Wir müssen schneller laufen«, sagte er. »Werdet Ihr folgen können?«

»Ich habe ein lahmes Bein«, erwiderte Tiamak, »aber ich werde mein Bestes tun.«

Josua legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich werde bei Euch bleiben. Notfalls kann ich Euch tragen.«

Tiamak lächelte. Er war gerührt. »Ich glaube nicht, daß es soweit kommen wird, Prinz Josua.«

»Dann kommt. Die Sithi haben es eilig. Wir wollen versuchen, sie nicht aufzuhalten.«

Von da ab ging es im Laufschritt durch die gewundenen Gänge. Wenn er auf die Rücken der Sithi sah, hatte Tiamak kaum Zweifel, daß die Unsterblichen ihre menschlichen Begleiter ohne Mühe weit hinter sich lassen konnten. Daß sie es nicht taten, war äußerst aufschlußreich; offenbar nahmen sie an, daß Tiamak und Josua noch eine Bedeutung für sie haben würden. Der Wranna achtete nicht auf den Schmerz in seinem Bein und hastete weiter.

Sie schienen viele Stunden zu rennen, obwohl Tiamak nicht feststellen konnte, ob es wirklich so war; denn so, wie der Stoff, aus dem Asu'a selbst bestand, sonderbar flüchtig schien, veränderte sich auch die Zeit auf eine Weise, die Tiamak nicht mehr nachvollziehen konnte. Manchmal schienen zwischen zwei Schritten lange Minuten zu liegen, dann wieder fand er sich nach nur einem Herzschlag in einem ganz anderen Teil der zerstörten unterirdischen Burg, noch immer im Laufschritt und ohne Erinnerung an den Weg, der ihn dorthin geführt hatte.

Du-der-stets-auf-Sand-tritt, erhalte mir meinen Verstand, bis ich getan habe, was mir möglich ist, betete er. Auch der Prinz an seiner Seite schien mit etwas oder jemandem stumme Zwiesprache zu halten.

Eine Zeit lang waren die Sithi so weit voraus, daß man von ihren Lichtern kaum mehr als ein Glühen weiter vorn im Tunnel sah. Tiamaks Kugel wackelte in seiner Hand derart hin und her, daß sie nur ein unsicheres Licht spendete. Er und Josua stolperten durch Trümmer, die sie kaum wahrnahmen, und zogen sich dabei alle möglichen Schnitt- und Schürfwunden zu, bis sie die Unsterblichen wieder eingeholt hatten.

Die Sithi warteten vor einem hohen Torbogen. Aus dem dahinterliegenden Raum strömte eine unklare Helligkeit, vor der sich ihre Gestalten dunkel abhoben. Als Tiamak keuchend herangehinkt kam, fragte er sich, ob sie vielleicht doch schon das Licht der Oberwelt erreicht hätten. In großen Zügen sog er die Luft ein und betrachtete dabei die drachenähnliche Schlange, die aus dem Torbogen herausgemeißelt war. Ihr Schwanz führte auf der einen Seite nach unten und ging auf dem staubigen Boden unter dem Tor weiter bis auf die andere Seite, wo er sich wieder nach oben wand, bis er den Türsturz erklommen hatte. Dort endete seine Spitze im Maul des Tiers. Auf den Tausenden winziger Schuppen waren noch einzelne Farbspuren zu erkennen.

Das rauchige Licht hinter den Sithi ließ sie verzerrt erscheinen, unnatürlich dünn und ohne feste Konturen. Der vorderste, Jiriki, drehte sich nach den schnaufenden Sterblichen um. In seinem Gesicht stand Mitleid, das aber mit noch heftigeren Gefühlen kämpfte. »Hinter diesem Tor liegt der Teich der Drei Tiefen«, begann er. »Wenn ich Euch sage, daß er einer der *Meisterzeugen* ist, habt Ihr vielleicht eine Vorstellung, welche Kräfte hier wirken. Von allen Orten der Macht ist er einer der mächtigsten. Hierher kamen die großen Lindwürmer von Osten Ard, um sein Wasser zu trinken und ihre wortlose Weisheit miteinander zu teilen, lange bevor mein Volk zum ersten Mal den Fuß in dieses Land setzte.«

»Warum warten wir hier?« fragte Josua. »Ist Camaris …?«

»Vielleicht. Vielleicht war er aber auch schon hier und ist weitergegangen. Wie gesagt, es ist ein Ort der Macht und eine der Quellen jener Veränderungen, die wir um uns herum gespürt haben. Es ist gut möglich, daß Camaris von dem Teich angezogen worden ist.« Er hob warnend die Hand. Zum ersten Mal fiel Tiamak die Erschöpfung in seinen Zügen auf. »Bitte tut jetzt nichts, ohne uns vorher zu fragen. Berührt nichts außer dem Boden, über den wir gehen. Wenn Euch etwas anspricht, gebt keine Antwort.«

Tiamak überlief es kalt. Er nickte zustimmend. Es gab tausend Fragen, die er gern gestellt hatte, aber die angespannte Haltung der Sithi war Grund genug zum Schweigen.

»Geht voraus«, sagte Josua.

Die Sithi, die selbst ein wenig zu zögern schienen, traten durch den Torbogen in eine weite Höhle, die ein unbestimmtes Licht erhellte. Dort, wo Tiamak durch die merkwürdig dunstige Luft die Wände sehen konnte, wirkten sie fast neu; sie waren unversehrt und durch große, mit Steinarbeiten geschmückte Pfeiler gegliedert, die zu der unsichtbaren Decke aufragten. Der Teich, eine kreisrunde Fläche glitzernden Wassers, lag in der Mitte der Halle. Eine Wendeltreppe, deren unterster Absatz auf die gegenüberliegende Seite des Teichs mündete, führte wuchtig und doch anmutig in die Höhe und verschwand weiter oben im Nebel.

Etwas in diesem Raum … lebte. Tiamak konnte die Empfindung nicht anders beschreiben. Ob es der Teich selbst war, in dessen Tiefen ein blaues und grünes Leuchten schillerte, wußte er nicht, aber es gab weit mehr hier unten als nur Wasser und Stein. Die Luft war zum Zerreißen gespannt wie kurz vor einem Gewitter, und er merkte, daß er beim Weitergehen den Atem anhielt. Die Sithi bewegten sich so vorsichtig wie Jäger, die einem verwundeten Keiler folgen. Sie verteilten sich am Rand des Teichs und schienen sich dabei mit jedem Schritt unverhältnismäßig viel weiter von Tiamak zu entfernen. Das rauchige Licht schimmerte.

»Camaris!« rief Josua plötzlich. Tiamak blickte erstaunt auf. Der Prinz stand da und starrte auf eine Gestalt im Hintergrund, die der vorderste Sitha noch nicht erreicht hatte. Es war ein hochgewachsener Mann mit einem langen Schatten in einer Hand. Josua rannte um den Teich herum auf ihn zu. Die Sithi, durch sein Verhalten von der Wasserfläche abgelenkt, liefen hinterher. Tiamak vergaß den Schmerz in seinem Bein und hinkte ihnen hastig nach.

Auf einmal kam es ihm vor, als habe der Prinz sich geirrt und wer immer dort stehe, sei nicht Camaris; für den Bruchteil einer Sekunde sah er eine ganz andere Erscheinung, mit ebenholzschwarzem Haar und fremdartigen Gewändern, eine Krone von Zweigen auf dem Haupt. Dann schien die Halle zu beben und zu bocken, und der Wranna stolperte; als er das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, sah er nur noch den alten Ritter. Camaris blickte auf, als die Ankömmlinge sich näherten und wich mit schreckgeweiteten Augen einen Schritt zurück, das schwarze Schwert schützend erhoben. Josua und die Sithi blieben in sicherer Entfernung stehen.

»Camaris«, sagte der Prinz, »ich bin es, Josua. Seht mich an, Ihr kennt mich. Ich habe Euch gesucht.«

Der alte Mann starrte ihn an, behielt das Schwert aber in Verteidigungs-

stellung. »Es ist eine sündige Welt«, murmelte er heiser.

»Camaris, ich möchte Euch begleiten«, fuhr Josua fort. »Wohin Ihr auch wollt. Fürchtet Euch nicht. Ich will Euch nicht aufhalten.«

Likimeyas Stimme war überraschend sanft. »Wir können Euch helfen, *Hikka Ti-Tuno*. Wir werden Euch nicht hindern, aber wir können Euren Schmerz lindern.« Sie trat einen Schritt vor und hielt ihm die offenen Handflächen hin. »Erinnert Ihr Euch an Amerasu Schiffgeborene?«

Der alte Mann fletschte in einer Grimasse des Schmerzes oder der Angst die Zähne und holte mit *Dorn* aus, als wollte er zuschlagen. Das Schwert des dunklen Kuroyi zischte aus der Scheide, als er vor Likimeya sprang.

»Unnötig«, sagte sie kalt. »Steckt das Schwert wieder ein.«

Der lange Sitha zauderte kurz und ließ dann sein Hexenholzschwert in die Scheide zurückgleiten. Auch Camaris senkte die schwarze Klinge.

»Schade.« Aus Kuroyis Stimme klang echtes Bedauern. »Ich wollte immer gern wissen, wie es ist, mit dem größten der sterblichen Krieger die Klinge zu kreuzen.«

Bevor noch jemand etwas sagen konnte, begann das Licht wild zu flakkern und erlosch. Finsternis erfüllte den Raum. Gleich darauf wurde es wieder hell, aber jetzt war die neblige Luft blau wie das Herz einer Flamme. Tiamak spürte einen eisigen Wind, der durch seinen ganzen Körper zu wehen schien, und die Spannung in der Luft wuchs, bis es ihm in den Ohren dröhnte.

»*Wie sehr ihr doch die Menschen liebt.*« Die entsetzliche Stimme hallte durch seinen Kopf und durch Mark und Bein. Die Worte krochen über seine Haut wie Insekten, »*ihr könnt sie nicht in Ruhe lassen.*«

Sie fuhren herum. Hinter ihnen formte sich aus dem brodelnden Dunst eine Gestalt. Im bleichen Gewand und mit silberner Maske thronte sie mitten in der Luft über dem Teich. Das matte blaue Licht reichte nur wenig über das Wasser hinaus, so daß der Rest der Höhle im Dunklen lag. Der Wranna merkte, wie ihn Entsetzen packte. Er konnte kein Glied rühren und betete nur, daß niemand ihn bemerkte. Die Königin von Sturmspitze – denn wer anders konnte es sein – war so furchtbar wie nur eine Alptraumerscheinung von Ihr-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen.

Likimeya nickte. Sie hielt sich so steif, als strengte selbst das Sprechen sie allzusehr an. »So, Älteste. Ihr habt einen Weg zum Teich der Drei Tiefen gefunden. Doch das bedeutet noch nicht, daß Ihr ihn auch gebrauchen könnt.«

Die maskierte Gestalt regte sich nicht, aber Tiamak spürte, daß etwas wie Triumph von ihr ausging. »*Ich brachte Amerasu zum Schweigen – ich vernichtete sie, bevor mein Jäger sie tötete. Willst du dich mit ihr vergleichen, Kind?*«

»Allein, nein. Aber es sind andere bei mir.«

»*Andere Kinder.*« Eine Hand im bleichen Handschuh hob sich, wogte im wirbelnden Dunst.

Tiamak erkannte undeutlich, daß sich in seinem Augenwinkel etwas bewegte, aber er konnte den Blick nicht von der schimmernden Silbermaske lösen.

»Camaris!« rief Josua. »Er geht fort.«

»Folgt ihm«, sagte Jiriki. »Ihr auch, Tiamak.«

»Aber was ist mit Euch?« Die Stimme des Prinzen brach. »Und wie sollen wir den Weg finden?«

»Er geht, wohin es ihn zieht.« Jiriki trat näher zu seiner Mutter, die bereits im lautlosen Kampf mit der Nornenkönigin zu stehen schien. Ihre Gesichtsmuskeln wogten. »Und dorthin müßt Ihr ihm folgen. Das hier ist unsere Aufgabe.« Er wandte die Augen dem Teich zu.

»Geht!« drängte Aditu. Sie zog Tiamak am Ärmel, daß er fast umkippte und schob ihn stolpernd auf Josua zu. »Wir werden die Macht des Ältesten Baumes anrufen und sie aufhalten, solange es möglich ist, aber wir werden ihren Plan nicht vereiteln können. Schon jetzt beginnt Utuk'ku, dem *Meisterzeugen* Kraft zu entziehen. Ich fühle es.«

»Aber was tut sie? Was geschieht hier?« Tiamak hörte selbst, wie seine Stimme vor Angst schrill wurde.

»Das können wir nicht sehen«, stöhnte Aditu mit zusammengebissenen Zähnen. »Wir brauchen unsere ganze Kraft, um sie in Schach zu halten. Ihr und die Euren müßt das übrige erledigen. Dies hier ist unser Kampf. Nun geht!« Sie kehrte ihm den Rücken.

Das pulsierende Strahlen des Teichs wurde stärker. Lavendelblaue Flammen züngelten über die Wände und tanzten wie in einem scharfen Wind. Die ganze Halle war angespannt wie das Fell einer Trommel. Tiamak hatte das Gefühl zu schrumpfen, sich zu verdrehen, langsam erdrückt zu werden von den entfesselten Kräften hier unten. Eine Macht, die weder Gestalt noch Körper besaß, ging von der dunstigen Gestalt aus, die über dem Wasser schwebte, und drang auf ihn ein.

Schwankend, wie von Stürmen erschüttert, ordneten sich die Sithi vor

dem Teich zu einer Reihe, faßten einander bei den Händen und begannen zu singen.

Als ihre seltsame Melodie einsetzte, fingen die Lichter des Teichs von neuem heftig zu flackern an. Hilflos starrte Tiamak in den leuchtenden Nebel. Er hatte vergessen, wie man sich bewegt. Die Wände um ihn herum schienen sich erst nach innen, dann wieder nach außen zu wölben, ein und aus, als atmete der Raum. Am Ufer des Teichs taumelte Aditu und sackte vornüber. Ihr Bruder, der neben ihr stand, riß sie hoch. Das Lied der Sithi stockte einen Augenblick und begann dann wieder.

Wie als Antwort auf die klagenden Töne begann sich im Dunst des Teichs ein neues Gebilde zu formen, das schnell in den bleichen Schatten der Nornenkönigin hineinzuwachsen schien. Tiamak nahm es als undeutliche, dunkle Masse wahr, einen gewaltigen Stamm mit wogenden Ästen und geisterhaften Blättern, die bebten, als liebkose sie ein Wind. Aditu hatte vom *Ältesten Baum* gesprochen. Tiamak konnte fühlen, wie uralt dieses Wesen war, er spürte seine tiefen Wurzeln und seine wachsende, nährende Kraft. Einen Augenblick empfand er etwas wie Hoffnung.

Wie zur Antwort brannten die blauen Lichter im Wasser noch greller, bis ihr Schein die Höhle mit blendendem Licht übergoß. Der Umriß des Baums verlor an Schärfe. Utuk'kus würgende, eisige Macht quoll aus dem Teich der Drei Tiefen hervor, und der Wranna fühlte, wie er zusammenbrach.

»Tiamak!«

Die Stimme war weit entfernt und kam von irgendwo hinter ihm; sie war unwichtig. Nichts konnte den Nebel durchdringen, der seine Ohren, sein Herz, seine Gedanken füllte…

Hoch über der Mitte des Teichs schwebte die Nornenkönigin und sah aus, als bestünde sie ganz und gar aus Eis. Doch in ihrem Herzen pochte etwas Schwarzes, und zackige, purpurrote und blaue Blitze umspielten ihren Kopf und funkelten auf der gleißenden Maske. Sie breitete die Arme aus und ballte die Fäuste in den Handschuhen. Plötzlich stieß Kuroyi einen lauten Schrei aus, ließ die anderen Sithi los und stürzte zu Boden. Er wälzte sich krampfhaft hin und her. Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit begann seine Gestalt immer neue, gräßlich entstellte Formen anzunehmen, als kneteten ihn unsichtbare Hände wie Teig. Seine Gefährten erschlafften und wichen zurück. Der Geisterbaum verschwand. Aber schon nach wenigen Augenblicken rafften Aditu und die anderen ihre Kräfte zusammen und kämpften darum, die Lücke zu schließen, die Kuroyi hinterlassen hatte.

Mühsam, als stünden sie unter tiefem Wasser, versuchten sie, einander wieder an den Händen zu fassen. Der gefallene Sitha hatte aufgehört zu zucken und lag still. Sein Umriß hatte nichts Menschen- oder Sithiähnliches mehr.

Etwas riß an Tiamaks Arm, einmal und noch einmal. Langsam drehte er sich um. Josua schrie auf ihn ein, aber der Wranna konnte nichts hören. Der Prinz zerrte ihn auf die Füße und schleppte den Taumelnden vom Teich weg. Tiamaks Herz raste, als müßte es ihm aus der Brust springen. Seine Beine wollten ihn nicht tragen, aber Josua zog ihn so lange weiter, bis er wieder allein laufen konnte. Dann ließ der Prinz ihn los und wankte hinter Camaris her. Der alte Ritter war bereits mehrere Dutzend Schritte voraus und stelzte steifbeinig auf die dunklen Gänge am anderen Ende der großen Halle zu. Tiamak hinkte den beiden zögernd nach.

In seinem Rücken stieg von neuem das Lied der Morgendämmerungskinder auf, nicht mehr so kraftvoll wie beim ersten Mal. Tiamak wagte nicht, sich umzusehen. An der Höhlendecke zuckten blaue Lichter, und Schatten blühten auf, verschwanden und kehrten zurück.

Trotz der sonderbaren Verschiebungen, die um ihn herum vorzugehen schienen, und trotz der körperlosen Stimmen, die ab und zu in der Schwärze kreischten oder plapperten, wehrte sich Simon gegen die Angst. Er hatte das Rad überlebt, war in die Leere eingegangen und zurückgekehrt. Er hatte sein Leben zurückgewonnen, aber er klammerte sich nicht mehr so daran wie früher, und so war sein Griff jetzt in gewisser Weise sogar fester. Was bedeuteten schon Kleinigkeiten wie Hunger oder vorübergehende Blindheit? Er hatte schon vorher gehungert und war ohne Licht umhergeirrt.

Die Katze trottete lautlos vor ihm her, drehte sich ab und zu um und rieb sich an ihm und lief dann weiter. Sie führte ihn gemächlich durch das Gewirr der Tunnel, und er hatte ihr längst seine Sicherheit anvertraut. Es blieb ihm ja ohnehin nichts anderes übrig, und sich deshalb den Kopf zu zerbrechen, war überflüssig.

Um ihn herum spielte sich etwas ab, aber er wußte nicht recht, was es war. Die geisterhaften Erscheinungen und merkwürdigen Verwerfungen hatten noch zugenommen und schienen jetzt so regelmäßig aufzutreten, wie Wogen auf einen Strand rauschen, alles vor sich herschieben und dann wieder zurückfluten. Er wappnete sich gegen das Gefühl, wie er sich gegen seine Schmerzen gewappnet hatte.

So tastete er sich durch die dunklen Korridore. Hellnagel kratzte über die

Wände wie das Fühlhorn eines Käfers, und Simons Finger fuhren durch Staub, feuchtes Moos und Spinnweben und andere, noch unappetitlichere Dinge. Etwas anderes konnte er nicht tun. Er hatte dem Eisdrachen gegenübergestanden und ihm seinen, Simons Namen entgegengeschrien, war durch die Leere hinter den Träumen geschwebt und hatte doch an sich selbst festgehalten. Er konnte der Aufgabe, die vor ihm lag, nicht ausweichen und wollte es auch nicht.

Mit seiner lichtlosen Umgebung schien auch Hellnagel sich zu verwandeln. Manchmal war es einfach nur eine Klinge, die gegen seine Hüfte schlug; gleich darauf schien es im Einklang mit den Erschütterungen in den Tiefen unter der Burg zu vibrieren wie ein lebendiges Wesen. In solchen Momenten war schwer zu bestimmen, ob einer von ihnen beiden über den anderen gebot, oder ob Simon und das Schwert, so wie Simon und die Katze, zwei gleichberechtigte Wesen waren, die als sonderbare Gefährten miteinander durch die Dunkelheit zogen.

Dann konnte er auch hören, wie das Schwert in seinen Gedanken nach ihm rief; seine Stimme war nur schwach, nur eine Andeutung des Liedes, das Guthwulf gelockt hatte, aber sie wurde ständig stärker. Manchmal konnte er es fast verstehen, so als spräche es in einer Sprache zu ihm, die er gekannt und vor langer Zeit vergessen hatte, die aber nun langsam aus dem Winkel seines Gedächtnisses, in dem er sie begraben hatte, emporstieg. Aber Simon wollte gar nicht unbedingt verstehen, was die Klinge sang. Er dachte, wenn er lange genug so umherirrte, würde auch er vielleicht werden wie Guthwulf und kaum noch etwas anderes wahrnehmen als die unwiderstehliche Musik des Schwertes.

Er hoffte, daß er nicht so lange im Dunkel bleiben müßte.

Endlich blieb die Katze stehen und wollte nicht weitergehen. Sie wand sich um seine Schienbeine, als ob sie gestreichelt werden wollte. Als er sich bückte, um sie zu kraulen, stupste sie mit der Nase gegen seine Finger, rührte sich jedoch nicht vom Fleck. Simon wartete eine Weile und fragte sich allmählich, ob er nicht allzuviel Vertrauen auf ein bloßes Tier gesetzt hätte.

»Wohin jetzt?« fragte er. Seine Stimme rief kaum ein Echo hervor; sie mußten sich immer noch in einem der engeren Gänge befinden. »Komm schon, ich warte.«

Die Katze rieb sich an ihm und schnurrte. Simon streckte die Hände aus und tastete vorsichtig die Wände ab. Er suchte etwas, das sie vielleicht am

Weitergehen hinderte – vielleicht gab es einen Durchgang, der erst über dem Boden anfing, oder etwas ähnliches. Statt dessen fand er auf einem steinernen Wandsims etwa in Kopfhöhe einen Teller und eine zugedeckte Schüssel.

Aber hier war ich ja schon! schoß es ihm durch den Kopf. *Es sei denn, daß irgendein Verrückter überall Essen in die Tunnel stellt … aber wenn er das tut, dann möge Gott ihn segnen, reichlich segnen.*

Simon sprach ein Dankgebet, als er das Brot, das getrocknete Fleisch und das kleine Käsestück vom Teller nahm. Er setzte sich hin und aß von allem so viel, daß er sich glücklicher und reicher fühlte wie schon lange nicht mehr. Er trank die halbe Wasserschüssel aus, überlegte kurz und leerte auch noch den Rest. Schade, daß er keinen Schlauch hatte, aber wenn er das Wasser schon auf andere Art mitnehmen mußte, konnte er es genausogut inwendig tun.

Die Katze war wieder neben ihm, stupsend und schnurrend. Simon brach ein großes Stück von dem Dörrfleisch ab, um es mit seiner Führerin zu teilen. Die Katze nahm es so schnell, daß ihre scharfen Zähne ihm die Finger zerkratzten. Den Rest steckte er in die Tasche seines Hemdes. Dann stand er auf.

Vielleicht will sie mich jetzt nicht mehr führen, dachte er. *Vielleicht war es das, was sie die ganze Zeit gewollt hat.*

Aber die Katze, als sei ein Ritual erfolgreich durchgeführt, schob sich noch ein paarmal zwischen seinen Knöcheln hin und her und setzte sich dann wieder in Bewegung. Simon beugte sich zu ihr hinunter und fühlte, wie erst der Kopf, dann der Rücken und schließlich der Schwanz durch seine Finger glitten. Er lächelte ein unsichtbares Lächeln und folgte.

Zuerst war es so schwach, daß es kaum auffiel, aber nach und nach merkte Simon, daß die Wände ringsum sichtbar zu werden begannen. Das Licht war so trübe, daß er noch Hunderte von Schritten glaubte, es seien nur seine Augen, die ihm einen Streich spielten; aber schließlich begriff er, daß er die rauhen Flächen, die seine Hände berührten, tatsächlich sah. Auch die Katze war zu einem wirklichen Tier geworden und nicht mehr bloße Einbildung, angedeutete Bewegung am Tunnelboden vor seinen Füßen.

Er folgte der Schattenkatze durch die verschlungenen Gänge. Sie waren weniger fein ausgehauen als diejenigen, die sich durch die Ruinen von A-su'a zogen, und Simons Überzeugung wuchs, daß er sich wieder in der

Burg der Menschen befand. Als er um die nächste Ecke bog, wurde aus dem dünnen Licht der Unterwelt eine Fackel, die am anderen Ende eines langen Ganges in ihrer Wandhalterung brannte.

Licht! Rückkehr zum Licht! Er vergaß seine schmerzenden Glieder, sank in die Knie und preßte die Stirn auf den Steinboden. Zitternd verharrte er so. Licht! Er war wieder in der Welt der Lebenden.

Danke, Maegwin. Danke, Guthwulf. Seid gesegnet.

Die Katze war ein grauer Umriß vor grauem Stein. Wieder stieg etwas in seinem Gedächtnis auf.

Habe ich diese Katze nicht schon früher gesehen? Oder irre ich mich? Der Hochhorst war voller Katzen.

Plötzlich zog die Luft sich zusammen. Die Wände schauderten und wölbten sich nach innen, als wollten sie ihn erdrücken. Ein Bild ging durch seinen Kopf, ein riesiger Baum, bebend im Sturm, von dem sich Äste lösten und davonflogen. Simon hatte das Gefühl, sein Innerstes würde zuäußerst gekehrt. Selbst als die Erscheinung vorbei und alles wieder wie zuvor war, blieb er noch lange keuchend auf den Knien.

Seine vierfüßige Führerin war stehengeblieben und blickte sich jetzt um, als wollte sie feststellen, ob er ihr noch folgte. Dann trottete sie weiter, als sei es unter der Würde einer Katze, das merkwürdige Verrutschen überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Simon kam mühsam auf die Füße.

In einem Bogengang blieb das Tier stehen. Simon bemerkte eine schmale Treppe, die nach oben ins Dunkel führte. Die Katze stupste gegen sein Schienbein, ging aber nicht weiter.

»Dort hinauf?« flüsterte er und steckte den Kopf in den Treppenschacht. Hoch oben hinter den gewundenen Stufen glomm schwach eine neue Lichtquelle.

Er sah einen Augenblick die Katze an. Sie starrte mit großen, gelben Augen zurück.

»Also gut.« Er faßte nach Hellnagel, überzeugte sich, daß der Griff sich nicht in den Lumpen am Gürtel verfangen hatte und trat auf die Stufen. Gleich darauf drehte er sich um und schaute nach hinten. Die Katze saß immer noch im Tunnel und beobachtete ihn. »Kommst du denn nicht mit?«

Die graue Katze stand auf und trollte sich langsam den Gang hinunter. Selbst wenn sie die Gabe der Rede besessen hätte, hätte sie nicht deutlicher zum Ausdruck bringen können, daß er von nun an auf sich selbst gestellt war.

Simon lächelte grimmig.

Vermutlich ist keine Katze auf der ganzen Welt so dumm, dorthin zu gehen, wo ich hingehe.

Er machte kehrt und stieg die düstere Treppe hinauf.

Das Treppenhaus mündete schließlich auf einen großen, fensterlosen Raum, den eine offene Falltür in der Decke nur ungenügend erhellte. Als Simon hinter dem hölzernen Wandschirm hervortrat, der die Treppe verdeckte, erkannte er, daß er sich in einem der Lagerräume unter dem Speisehaus befand. Auch hier war er schon einmal gewesen, an jenem schicksalhaften, furchtbaren Tag, als er Prinz Josua in Pryrates' Verlies entdeckt hatte. Aber damals war diese Vorratskammer bis an die Decke mit Nahrungsmitteln aller Art und anderen Gütern vollgepackt gewesen. Jetzt waren die noch vorhandenen Fässer leer, viele lagen in Trümmern. Staubige Decken aus Spinnweben breiteten sich über die Ruinen, und über die paar winzigen Mehlreste am Boden liefen unzählige Mäusespuren. Anscheinend hatte schon seit langem niemand mehr den Raum betreten.

Über ihm, das wußte er, lagen das Speisehaus und die zahlreichen anderen, dicht aneinandergedrängten Gebäude des Inneren Zwingers, allesamt überragt von der Elfenbeinspitze des Grünengelturms. Als er daran dachte, fühlte er, wie Hellnagels Lied auf einmal deutlicher und eindringlicher wurde.

»*Geh dorthin.…*« Ein Wispern am äußersten Rand seiner Gedanken.

Simon fand die Leiter für die Falltür, die umgefallen war, stellte sie an und kletterte hinauf. Sie knarrte bedrohlich, hielt aber. Unter ihrem schmerzlichen Ächzen hörte er ein leises Murmeln, als folgten ihm die zischenden Stimmen aus den schwarzen Tunneln nach oben.

Die einzige Beleuchtung in der Halle des Refektoriums war das matte, unruhige Licht, das durch die hohen Fenster fiel. Die noch übrigen Tische und Bänke lagen kreuz und quer im Raum, manche in Splittern. Die meisten fehlten ganz. Wahrscheinlich hatte man sie verfeuert. Alles war bedeckt von einer dicken Staubschicht, sogar die Dinge, die gewaltsam zerstört waren, so als sei diese Zerstörung schon vor hundert Jahren geschehen. Über einen der zerschlagenen Tische huschten zwei Ratten, die Simon gar nicht beachteten.

Das murmelnde Geräusch, das er schon die ganze Zeit bemerkt hatte, war hier lauter. Hauptsächlich schien es vom Wind zu kommen, der vor den Fenstern heulte, aber Simon glaubte auch Stimmen zu hören, die vor

Schmerz, Zorn oder Angst schrien. Als er aufblickte, sah er durch die zerbrochenen Fensterläden kleine Schneeflocken hereinwirbeln. Er hatte das Gefühl, daß Hellnagel sich regte wie ein Raubtier, das Blut wittert.

Noch einmal sah er sich im Speisesaal um, nahm, wenn auch zerstreut, die Schäden zur Kenntnis, die man seinem einstigen Heim zugefügt hatte, und näherte sich dann so leise wie möglich der vorderen Säulenhalle. An der Tür sah er, daß sie in zerbrochenen Angeln herunterhing und den Boden berührte, so daß er sie wohl kaum ohne großen Lärm aufbekommen würde. Dann aber hörte er den Tumult, der draußen herrschte, und begriff, daß er die Tür sogar mit dem Fuß eintreten könnte, ohne daß jemand darauf achten würde. Das drohende Lied des Windes war stärker geworden, aber Lärm und Geschrei von draußen übertönten es noch. Es klang, als tobe unmittelbar vor der Tür des Speisehauses eine gewaltige Schlacht.

Simon duckte sich und legte das Auge an den schmalen Lichtspalt, der zwischen der heruntergesackten Tür und dem Rahmen klaffte. Zuerst verstand er gar nicht, was er sah.

Draußen fand tatsächlich eine Schlacht statt. Zumindest liefen große Gruppen Gepanzerter durch den Zwinger, und es herrschte ein fürchterliches Durcheinander. Das Chaos wurde noch verschlimmert durch den Schnee, der den aufgeweichten Boden bedeckte und in der Luft wehte wie Rauch, so daß man die Dinge nur undeutlich erkennen konnte. Rasch dahinziehende schwarze Wolken verdunkelten das kleine Stück Himmel hinter dem Spalt.

Ein Blitz tauchte alles jäh in strahlende Mittagshelle, verpuffte dann und hinterließ stockfinstere Nacht. Das Bild, das sich bot, erinnerte an eine Schlacht vor den Pforten der Hölle, an ein Tollhaus voll schreiender Gesichter und verängstigter Pferde, eine Schlacht, die über den verschneiten Zwinger brauste wie eine zornige Flut. Jeder Versuch, dieses wütende Meer zu durchschwimmen, bedeutete den sicheren Tod.

Auf der anderen Seite des Zwingers, hoffnungslos unerreichbar für Simon, erhob sich der Grünengelturm. Gewitterwolken umkränzten seine Elfenbeinspitze. Wieder zuckte ein Blitz über den Himmel und legte sich wie eine zackige, grelle Kette um den Turm. Der Donner schüttelte Simon bis auf die Knochen.

In der sekundenlangen wilden Helligkeit blickte er auf und gewahrte ein bleiches Gesicht, das vom Fenster der großen Glockenstube hinunterstarrte.

XXXI
Der falsche Bote

Miriamel war so erschöpft, daß sie taumelte. Sie konnte sich gar nicht vorstellen, wie Binabik es mit seinen kürzeren Beinen immer noch schaffte, vor ihr her zu laufen. Bestimmt waren sie inzwischen über eine Stunde gestiegen. Wie konnte es nur eine so lange Treppe geben? Selbst wenn sie vom Mittelpunkt der Erde ausgegangen wären, hätten sie den Hochhorst längst erreichen müssen.

Keuchend blieb sie stehen, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und blickte sich um. Cadrach war zwei Treppenabsätze unter ihr. Sie konnte ihn im Fackellicht kaum wahrnehmen. Immerhin, der Mönch gab nicht auf, das mußte sie anerkennen.

»Binabik! Warte!« rief sie. »Wenn ich … wenn ich noch eine einzige Stufe steige, fallen mir die Beine ab.«

Der Troll hielt an und kam dann zu ihr herunter. Er reichte ihr den Wasserschlauch und sagte, während sie trank: »Wir haben die Burg fast gefunden. Ich kann fühlen, wie die Luft anders wird.«

Miriamel sackte auf der breiten, glatten Stufe zusammen und ließ Bogen und Reisesack fallen. Im Lauf der letzten Stunde war sie vielfach versucht gewesen, beides einfach wegzuwerfen. »Welche Luft? Ich weiß schon gar nicht mehr, wann ich zum letzten Mal etwas derartiges in den Lungen gehabt habe.«

Binabik betrachtete sie mitfühlend. »Berge erklimmen ist, was wir Qanuc lernen, bevor wir sprechen. Du hast sehr Gutes geleistet, bei mir zu bleiben.«

Miriamel verzichtete auf eine Erwiderung. Wenig später kam Cadrach angestolpert, torkelte gegen die Wand und rutschte, eine Armlänge von ihr entfernt, auf die Stufen. Sein blasses Gesicht war feucht, die Augen starrten in die Ferne. Sie sah, wie er nach Atem rang und bot ihm nach kurzem Zögern den Wasserschlauch an. Er nahm ihn, ohne aufzublicken.

»Ruht euch alle beide aus«, forderte Binabik sie auf. »Danach wird es

Zeit für das letzte Klettern sein. Nah sind wir schon, sehr nah.«

»Nah woran?« Miriamel zog den Wasserschlauch aus Cadrachs teilnahmslosen Fingern, trank noch einmal und gab ihn dem Troll zurück. »Binabik, ich versuche die ganze Zeit, soviel Atem zu sammeln, daß ich dich fragen kann, was hier eigentlich vorgeht. Etwas, das die Unterirdischen erwähnt haben, etwas, das dir eingefallen ist…« Sie hielt seinen Blick fest, obwohl sie merkte, daß er wegsehen wollte. »Was ist es?«

Der Troll schwieg, hielt aber den Kopf schräg, als lausche er. Im Treppenschacht war außer dem Rasseln ihres Atems nichts zu hören. Er setzte sich neben sie.

»In der Tat war es etwas, das die Unterirdischen bemerkten – wenngleich das allein meine Gedanken nicht so in meinem Kopf herumspringen lassen würde.« Er sah auf seine Füße. »Ich habe noch weitere Einfälle. Dinge, über die ich seit vielen Wochen nachsinne – der *falsche Bote* aus Simons Traum vor allem.«

»In Geloës Haus«, flüsterte Miriamel. Sie erinnerte sich.

»Und er war nicht der einzige«, fuhr Binabik fort. »Eine Nachricht, die wir in der Weißen Ode empfingen, von einem Sperling getragen – ich denke heute, daß sie von Dinivan von Nabban kam, denn Isgrimnur hörte ihn später auch davon sprechen –, enthielt ebenfalls eine Warnung vor falschen Boten.«

Beim Gedanken an Dinivan tat Miriamel das Herz weh. Er war gut und klug gewesen – und Pyrates hatte ihn zerbrochen wie ein Stückchen Anmachholz. Isgrimnurs Erzählung über das Grauen in der Sancellanischen Ädonitis verfolgte sie noch immer in ihren Alpträumen.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Als Cadrach damals versucht hatte, sie aus der Sancellanischen Ädonitis wegzuschaffen, hatte sie sich gesträubt und ihn einen Lügner genannt, bis er sich gezwungen sah, sie mit einem Schlag bewußtlos zu machen und wegzutragen. Aber er hatte die Wahrheit gesagt. Warum war er nicht einfach geflohen und hatte sich selbst in Sicherheit gebracht und es ihr überlassen, wie sie aus der Sache heraus kam?

Sie warf ihm einen Blick zu. Der Mönch hatte sich noch nicht wieder erholt. Er lag zusammengekrümmt an der Wand, das Gesicht so leer wie bei einer Wachspuppe.

»So lange schon frage ich mich, wer ein solcher Bote sein konnte«, nahm Binabik wieder das Wort. »Groß ist die Zahl der Boten, die zu Josua gekommen sind und auch zu Simon und Dinivan, den beiden, die solche Warnungen empfangen haben. Welcher Bote konnte gemeint sein?«

»Und du glaubst, daß du es jetzt weißt?«

Binabik setzte zu einer Antwort an, holte dann aber erst einmal tief Luft. »Laß mich dir darlegen, was mein Denken ist. Vielleicht findest du einen Fehler darin – oder Ihr findet ihn, Cadrach. Meine Hoffnung ist nur, daß ich mich irre.« Er verschränkte die Finger der kleinen Hände und furchte die Stirn. »Das Unterirdischenvolk sagt, alle Großen Schwerter wurden mit Hilfe von *Worten der Erschaffung* geschmiedet – Worten, von denen die Unterirdischen erklären, man brauche sie, um die Regeln der Welt zurücktreten zu lassen.«

»Ich habe das nicht verstanden.«

»Ich will eine Erläuterung versuchen«, antwortete Binabik traurig. »Wahr ist freilich, daß wir wenig Zeit zum Gespräch besitzen.«

»Wenn ich wieder zu Atem gekommen bin, kannst du unterwegs weitererzählen.«

Der Troll nickte. »Dann also meine Erklärung über die Regeln der Welt. Eine davon ist, daß Dinge nach unten fallen wollen.« Er steckte den Stopfen in den Wasserschlauch und ließ den Schlauch dann fallen, um seine Worte zu verdeutlichen. »Wenn nun eine andere Art von Fallen erwünscht ist – zum Beispiel, daß dieses Ding nach *oben* stürzt –, dann ist das etwas, für das man die *Kunst* benutzt. Um etwas zu erreichen, das gegen die Regeln der Welt verstößt.«

Miriamel nickte. Neben ihr hatte Cadrach den Kopf gehoben, als horche er, starrte aber immer noch ausdruckslos auf die gegenüberliegende Wand.

»Will man aber eine Regel für lange Zeit brechen, so muß die *Kunst*, die man dabei anwendet, von großer Mächtigkeit sein; ähnlich, wie es leichter ist, etwas Schweres kurz aufzuheben und dann fallen zu lassen, als es stundenlang in der Luft zu halten. Für solche Aufgaben benutzten die Unterirdischen und andere, die die *Kunst* ausübten…«

»… die *Worte der Erschaffung*«, beendete Miriamel seinen Satz. »Und das taten sie auch beim Schmieden der Schwerter.«

Binabik nickte. »Sie taten es, weil alle großen Schwerter aus Stoffen geschmiedet waren, die in Osten Ard keinen Platz hatten, Dingen, die sich der *Kunst*, die man braucht, um eine Zauberwaffe zu schaffen, widersetzten. Diesen Widerstand mußte man überwinden, aber es durfte nicht nur vorübergehend sein. Darum wurden die allermächtigsten *Worte der Erschaffung* gesprochen.« Er sprach ganz langsam. »Deshalb sind diese Klingen, so meine ich, wie der zurückgezogene Arm von einer der riesigen Steinschleudern, mit denen euer Volk befestigte Städte angreift – so aus-

gewogen, daß eine einzige Berührung genügt, einen gewaltigen Stein fliegen zu lassen wie einen winzigkleinen Vogel. Und wenn nun in jedes einzelne der drei Schwerter so ungeheure Macht gebannt ist – wer weiß dann, was die Macht von allen dreien zusammen ausrichten kann?«

»Aber das ist doch gut«, versetzte Miriamel verwirrt. »Ist es denn nicht gerade das, was wir brauchen – die Macht, mit der wir den Sturmkönig besiegen können?« Sie sah in Binabiks betrübtes Gesicht, und ihr Herz sank. »Oder gibt es einen Grund, nicht davon Gebrauch zu machen?«

Cadrach an der Wand regte sich und schaute endlich den Troll an. Ein matter Glanz war in seine Augen getreten. »Aber *wer* wird Gebrauch davon machen?« fragte er. »Darum geht es doch, oder nicht?«

Binabik nickte traurig. »So ist allerdings meine Befürchtung.« Er sah Miriamel an. »Warum muß *Dorn* hierhergebracht werden? Warum suchen Josua und die anderen nach Hellnagel?«

»Um sie gegen den Sturmkönig zu führen«, erwiderte Miriamel.

Sie wußte immer noch nicht, worauf die Fragen des Trolls hinauswollten, aber Cadrach hatte offenbar verstanden. Ein schmales, grimmiges Lächeln wie von widerwilliger Bewunderung spielte um seine Lippen. Miriamel fragte sich, wem diese Bewunderung wohl galt.

»Aber warum?« fragte der Troll noch einmal. »Wer hat uns gesagt, daß wir sie gegen unseren Feind einsetzen wollten? Das ist keine Frage, um dich zu betrügen, Miriamel – es ist das, worüber ich selbst gegrübelt habe, bis ich mich fühlte, als sei mein Kopf angefüllt mit scharfen Steinen.«

»Weil…« Einen Augenblick fiel es ihr selbst nicht ein.

»Doch – ja – wegen der Verse. Der Verse, in denen stand, wie man den Sturmkönig wieder verjagen kann.«

»Wenn Rauhreif Claves' Glocke deckt«,

begann Binabik aufzusagen. Seine Stimme hallte seltsam im Treppenhaus wider, und etwas wie Schmerz verzerrte sein Gesicht.

»Und Schatten auf der Straße geht,
das Brunnenwasser schwarz sich fleckt:
drei Schwerter müssen dann zurück.

Wenn Bukken kriechen aus der Gruft,
der Hune steigt vom Berg herab,

wenn Alptraum raubt dem Schlaf die Luft:
drei Schwerter müssen dann zurück.

Der Zeiten Nebel zu verwehn,
zu wenden harten Schicksals Schritt,
soll Frühes Spätem widerstehn:
drei Schwerter müssen dann zurück.«

»Das habe ich nun schon hundertmal gehört!« sagte Miriamel bissig. Nur eine dünne Schicht Zorn verdeckte die Angst, mit der die sonderbare Miene des kleinen Mannes sie erfüllte.

»Wovon redest du eigentlich?«

Binabik hob die Hände. »Hör auf das, was es sagt, Miriamel, hör gut zu. Alles, was zu Anfang steht, ist Wahrheit – Bukken, Riesen, die große Glocke in Nabban. Aber am Ende spricht es nur davon, den Schritt des Schicksals zu wenden, den Nebel der Zeiten zu verwehen … und davon, daß Frühes Spätem widerstehen soll.«

»Und?«

»Und wer sagt dann, daß es zu *uns* spricht?« zischte Binabik.

Miriamel war über seine Erregung so erstaunt, daß es einen Augenblick dauerte, bis seine Worte sie wirklich erreichten. »Denkst du etwa …?«

»Daß es genausogut von Dingen handeln kann, *die dem Sturmkönig helfen!* Denn was sind wir Sterblichen für ihn, wenn nicht das Späte gegenüber seinem Frühen? Wer wendet das Schicksal? Und wessen Schicksal ist es?«

»Aber … aber…«

Binabik hatte sich in Wut geredet, als hätten die Worte lange in ihm gegärt und jetzt den Korken gesprengt, um frei zu schäumen. »Woher kam denn der Gedanke, nach diesen Reimen zu suchen? Aus den Träumen von Simon und Jarnauga und anderen! Die Straße der Träume war schon seit langem gefährlich verändert, das haben Jiriki und die anderen Sithi uns gesagt, aber wir hatten soviel Angst, daß wir an diese Träume glaubten, weil wir verzweifelt nach einem Weg suchten, die Rückkehr des Sturmkönigs zu verhindern!« Er hielt keuchend inne. »Es tut mir so leid, aber ich bin voller Zornigkeit über meine eigene Verblendung! Wir nahmen einen Zweig, der ganz dünn war, und hängten eine Brücke daran, ohne besser nachzudenken. Nun schweben wir über der Mitte des Abgrunds.« Er schlug sich mit den flachen Händen auf die Schenkel. »Schriftrollenträger

schimpfen wir uns. *Kikkasut!*«

»Aber dann…« Miriamel strengte sich an, den tieferen Sinn seiner Erklärungen zu erfassen. Ein verzweifelter Puls begann in ihr zu pochen. »Dann waren die Träume über Nisses' Buch … *sie* waren die falschen Boten? Die, die uns zu den Versen führten?«

»Das ist es, was ich jetzt glaube.«

»Aber was hätte das für einen Zweck? Warum sollte uns der Sturmkönig einen so merkwürdigen Streich spielen? Weshalb sollte er uns glauben machen, wir könnten ihn besiegen, wenn wir dazu gar nicht imstande sind?«

Binabik zuckte die Achseln. »Vielleicht braucht er die Schwerter und kann sie selbst nicht holen. Pryrates hat zu Cadrach gesagt, er wisse, wo Hellnagel sei und wolle nicht, daß man es anrühre. Vielleicht hatte der rote Priester gar keine eigenen Pläne damit und handelte nur auf Geheiß des Sturmkönigs. Mein Gedanke ist, daß der Dunkle aus dem Norden der großen Macht bedarf, die in diesen Klingen ruht.« Seine Stimme versagte. »Es ist … es ist meine tiefe Furcht, daß das alles ein heimtückisches Spiel war, wie das Shent der Sithi … ersonnen, damit wir die beiden anderen Schwerter hierherbrachten.«

Betäubt lehnte Miriamel sich an die Wand. »Dann haben Josua … Simon … wir alle…«

»Dem Feind die ganze Zeit in die Hände gespielt«, mischte sich plötzlich Cadrach ein. Miriamel hätte erwartet, Genugtuung aus seinen Worten zu hören, aber sie täuschte sich. Sie klangen nur hohl. »Wir sind seine Diener gewesen. Der Feind hat bereits gesiegt.«

»Haltet den Mund!« fauchte sie ihn an. »Verdammt sollt Ihr sein. Hättet Ihr uns damals gesagt, was Ihr wußtet, hätten wir die Dinge wahrscheinlich früher durchschaut.« Mühsam raffte sie ihren Verstand zusammen. »Binabik – wenn du recht hast, was können wir noch tun?«

Der Troll hob die Schultern. »Zu fliehen versuchen. Josua und die anderen finden. Sie warnen.«

Miriamel stand auf. Noch vor wenigen Minuten war sie ausgeruht und bereit zum Weiterklettern gewesen. Jetzt hatte sie das Gefühl, ein Ochsenjoch sei auf ihre Schultern gelegt worden, eine schwere, schmerzhafte Last, die sich nicht abschütteln ließ. »Und selbst wenn wir sie finden, haben wir jetzt keine Waffen mehr gegen den Sturmkönig.«

Binabik antwortete nicht. Der kleine Troll schien noch kleiner geworden zu sein. Er erhob sich und stapfte weiter die Stufen hinauf. Miriamel kehrte

Cadrach den Rücken und folgte Binabik.

Jede Ordnung war dahin; vor den Mauern des Hochhorsts tobte ein kreischendes, knirschendes Chaos. Überall wimmelte es von bleichen Nornen und zottigen, brüllenden Riesen, die ohne erkennbare Rücksicht auf ihr eigenes Leben kämpften. Es war, als hätten sie nur ein einziges Ziel: die Herzen ihrer Feinde mit Grauen zu erfüllen. Einer der Riesen hatte durch den Axthieb eines Kriegers den größten Teil eines Arms verloren, aber das gewaltige Ungetüm schwang den Stumpf, aus dem das Blut sprudelte, so wild wie die Keule in seiner anderen Hand; beides zusammen sprühte roten Nebel in die Luft. Andere Riesen waren noch unverwundet und häuften mit entsetzlicher Geschwindigkeit ganze Stapel von Leichen um sich auf. Die Nornen, kaum weniger wild, aber bei weitem listiger, bildeten kleine Kreise, in denen sie Schulter an Schulter standen, die nadelscharfen Spieße nach außen gerichtet. So schnell und kampfgewandt fochten die weißhäutigen Unsterblichen, daß es schien, als fielen für jeden der Ihren zwei oder drei Menschen. Und während sie kämpften, sangen sie, und ihre unheimlichen, schneidenden Stimmen übertönten selbst den Schlachtenlärm.

Und über allem schwelte das trübe, rote Glühen des Eroberersterns.

Herzog Isgrimnur schwang Kvalnir hoch in die Luft und schrie nach Sludig und Hotvig, aber seine Stimme verklang im Getümmel. Er schwenkte sein Pferd im Kreis und versuchte eine Stelle zu finden, an der sich Truppen in größerer Anzahl konzentriert hatten, aber sein Heer war bereits in tausend Einzelgrüppchen zerfallen. Obwohl er sich schon einige Zeit tapfer geschlagen hatte, konnte er die Ereignisse immer noch nicht recht fassen. Der Angriff gegen Josuas Männer wurde von Geschöpfen geführt, die er nur aus alten Märchen kannte. Das Schlachtfeld, noch vor kaum einer Stunde ein grimmiger, aber nicht ungewohnter Anblick, hatte sich in den Alptraum eines Rachefeldzugs übernatürlicher Kräfte verwandelt.

Josuas Banner war heruntergerissen worden. Vergeblich suchte Isgrimnur nach einem Feldzeichen, um das seine Leute sich sammeln konnten. Plötzlich sank neben ihm ein Riese in den Schnee, wälzte sich sterbend und zerbrach dabei krachend ein Dutzend Pfeile in seinem Rücken. Erschrocken brach das Pferd des Herzogs aus und rannte davon, obwohl er es zu bändigen versuchte. Erst an einem etwas ruhigeren Fleck des Nordosthangs, in der Nähe des Kynswalds, blieb es stehen.

Als Isgrimnur es besänftigt hatte, steckte er Kvalnir in die Scheide und nahm den Helm ab. Dann zog er an seinem Wappenrock und stöhnte dabei über die Schmerzen in Rücken und Rippen. Zuerst hinderte ihn seine umfängliche Rüstung, das Kleidungsstück über den Kopf zu ziehen. Isgrimnur fluchte, schwitzte und zerrte, entsetzt von der Vorstellung, in dieser unwürdigen Haltung womöglich überrascht und erschlagen zu werden. Schließlich platzte der Wappenrock unter den Armen, so daß er ihn herunterreißen konnte. Dann sah er sich nach etwas um, an dem er ihn befestigen konnte. Im Schnee lag ein Nornenspieß. Isgrimnur zog sein Schwert wieder hervor und beugte sich ächzend nach unten, um den Spieß so anzuheben, daß er den langen Schaft fassen konnte. Als er ihn hatte, band er die Ärmel an das glatte, gräuliche Holz und starrte dabei auf die scharfe Spitze. Sie ähnelte einer Blume, deren Blütenblätter aus Messern bestanden. Als er fertig war, hob er das Notbanner über den Kopf und ritt zurück ins Schlachtgetümmel. Dabei brüllte er ein Rimmersgard-Kampflied, das er selbst nicht hören konnte.

Er war bereits einem Hieb ausgewichen, den ein Norne mit seiner Axt gegen ihn geführt hatte, bevor ihm klar wurde, daß sein Helm immer noch am Sattelhorn baumelte. Kvalnir prallte erfolglos von der merkwürdigen, bemalten Rüstung des Gegners ab. Isgrimnur gelang es, den Gegenschlag mit dem Arm abzufangen; er trug nur einen Riß im Kettenpanzer und eine flache Fleischwunde davon. Aber der Norne bewegte sich geschickt durch den schlüpfrigen Schnee und umkreiste ihn schon zum nächsten Angriff. In diesem Augenblick wehte der Wind dem Herzog das Banner voll ins Gesicht.

Vom eigenen Hemd erschlagen, dachte Isgrimnur noch, dann schlug das Tuch schon wieder zurück. Ein dunkler Schatten drang in sein Gesichtsfeld, und der Norne taumelte zur Seite. Aus seinem zerspellten Helm quoll Blut. Der Ankömmling riß in einer Schneewolke sein Pferd herum und ritt den wankenden Feind nieder.

»Ihr lebt!« keuchte Sludig und wischte die triefende Axt am Mantel ab.

Isgrimnur holte Luft und schrie gegen das immer lautere Donnergrollen an. »Eine verfluchte Patsche! Wo steckt Freosel?«

Sludig deutete auf einen Haufen kämpfender Gestalten in etwa hundert Ellen Entfernung. »Kommt mit. Und setzt Euren verdammten Helm auf!«

»Sie kommen von den Mauern herunter!« brüllte jemand.

Isgrimnur sah, wie auf der anderen Seite der schrägen Vormauer des Hochhorsts Strickleitern entrollt wurden. Der ständig dunkler werdende

Himmel und die ab und zu aufzuckenden, blendenden Lichtblitze machten es schwer, Dinge deutlich zu erkennen, aber er hatte den Eindruck, daß es sich bei den Herunterkletternden um Menschen handelte.

»Gottes Fluch über ihre Söldnerseelen!« knurrte der Herzog. »Jetzt werden wir von beiden Seiten in die Zange genommen. Sie treiben uns gegen die Mauern, und bald werden wir ihnen auch an Zahl nicht mehr überlegen sein.« Er schaute auf seine kleine, bedrängte Schar. Überall auf dem Schlachtfeld waren kleinere Kampfgruppen zu sehen – Seriddans Nabbanai-Legionen und Hotvigs Reiter –, die entschlossen versuchten, sich zu seinem Wappenrockbanner durchzuschlagen. Es wehte jetzt vom Stumpf einer Sturmleiter, die man in die zerstampfte Erde gerammt hatte. Die Frage war nur, ob es Hotvig und den anderen gelingen würde, sich zu ihm vorzukämpfen, bevor seine paar Männer zwischen Nornen und Söldner zerrieben sein würden.

Vielleicht sollten wir uns an den Fuß der Burgmauer zurückziehen, dachte er, *vielleicht sogar versuchen, vor dieses neue Tor zu kommen.* Viel blieb ihm, Sludig und den anderen nicht mehr übrig, sie würden auf jeden Fall zurückgedrängt werden, also war es besser, wenn sie sich ihren Kampfplatz selbst wählten. Dem Herzog war aufgefallen, daß oben auf dem Tor keine feindlichen Soldaten standen; vielleicht war es nicht dick genug. Wenn das stimmte, konnten er und seine kleine Schar es als Rükkendeckung nutzen, ohne befürchten zu müssen, daß man von oben auf sie schoß. Mit freiem Rücken aber konnten sie sogar die furchtbaren Nornen aufhalten, bis sich die übrigen Soldaten zu ihnen durchgeschlagen hätten … jedenfalls war das seine Hoffnung.

Und wenn wir uns dort ein wenig Raum schaffen, können wir vielleicht sogar das verfluchte Tor aufzwingen oder die Leitern nehmen und Isorn folgen. Warum sollte Elias nicht zur Abwechslung einmal ein paar sterbliche Füchse in seinem Hühnerhof finden?

Er drehte sich zu der Horde bleicher, kohlenäugiger Wesen mit den Hexenholzschwertern um. Wieder spaltete ein Blitz den Himmel und erstickte sekundenlang das blutrote Schwelen des Eroberersterns. Isgrimnur hörte wie aus weiter Ferne eine Glocke läuten. Der Schall fuhr ihm durch Mark und Bein. Vor seinen Augen schienen Flammen zu züngeln, bis sich von neuem die Dunkelheit des Gewitters herabsenkte.

Gott helfe uns, dachte er geistesabwesend. *Das ist die Mittagsglocke im Turm, und hier draußen ist es so schwarz wie in der Nacht. Ädon, so dunkel…*

»Mutter der Barmherzigkeit!« Miriamels Blick vom Balkon war voller Entsetzen. Unter ihrer am Wohnhaus des Königs angebauten Warte war der Innere Zwinger ein Meer von Männern und Pferden, das vom Kampf zu seltsamen Wellen aufgepeitscht wurde. Der Wind wirbelte den Schnee auf und trieb ihn durch die Luft, so daß ein Schleier über allem lag. Am Himmel ballten sich die Gewitterwolken. Aber dahinter brannte unübersehbar der rote Stern, und sein langer Schweif warf über alles ein mattes, blutiges Licht. »Onkel Josua hat mit der Belagerung begonnen!« rief Miriamel. Sie schienen sich umsonst beeilt haben, ihn zu finden und zu warnen.

Ihr Weg über die Stufen hatte sie schließlich zu einer versteckten Tür in den weiter unten gelegenen Lagerräumen unter dem königlichen Wohnhaus geführt. Miriamel, die immer so stolz darauf gewesen war, alle Schlupfwinkel des Hochhorsts zu kennen, von denen sie viele in ihrer Verkleidung als Malachias entdeckt hatte, war ganz erschüttert gewesen, als sie begriff, daß ein Zugang zum alten Asu'a während der ganzen Zeit, die sie hier gelebt hatte, unmittelbar vor ihrer Nase gelegen hatte. Aber das war nicht die einzige Überraschung.

Die zweite kam, als sie vorsichtig das Erdgeschoß des Wohnhauses betraten. Trotz des heulenden Windes und des wilden Stimmengewirrs vor den Türen waren die vielen Räume des Wohnhauses verlassen und zeigten kaum Anzeichen, daß sich dort in letzter Zeit überhaupt jemand aufgehalten hatte. Während sie durch die kalten Zimmer und schmutzigen Korridore schlichen, nahm Miriamels Furcht vor Entdeckung ab, ihr Gefühl, daß etwas nicht stimmte, dagegen stetig zu. Auf das Schlimmste gefaßt, hatte sie das Schlafgemach ihres Vaters betreten und es nicht allein leer, sondern auch in einem so stinkenden und verwahrlosten Zustand gefunden, daß sie sich gar nicht vorstellen konnte, wer dort gelebt hatte.

Jetzt waren sie auf einen kleinen, geschützten Balkon getreten, der von einem der Zimmer des zweiten Stocks abging. Sie duckten sich hinter das Steingeländer und spähten durch die Zierschlitze auf das Tollhaus unter ihnen. Es roch stark nach Blitzschwefel und Blut.

»Ich fürchte, es ist so.« Binabik sprach mit lauter Stimme, denn bei soviel Kampflärm und Windgeheul brauchte er sich kaum Sorgen zu machen, daß jemand ihn hören könnte. »Dort unten findet eine Schlacht statt. Männer und Pferde liegen tot. Aber etwas ist sonderbar daran. Ich wünschte, wir könnten über die Burgmauern hinausblicken.«

»Was sollen wir nur tun?« Miriamel sah sich fieberhaft nach allen Seiten um. »Josua und Camaris und die anderen müssen noch vor der Burg stehen. Irgendwie müssen wir uns zu ihnen durchschlagen.«

Das Tageslicht, durch die Sturmwolken so verdunkelt, daß es aussah, als stehe die ganze Burg unter tiefem Wasser, fing an zu schillern und eigenartig zu flackern. Dann schrie die Welt auf und wurde weiß. Ein Blitz zuckte herunter wie eine feurige Peitsche. Donner erschütterte die Luft; selbst der Balkon unter ihnen schien zu beben. Der Blitz umkreiste den Grünengelturm, blieb einen Augenblick dort stehen, während das Echo des Donners verhallte, und brach dann prasselnd auseinander.

»Aber wie?« schrie Binabik. »Ich kenne diese Burg nicht. Gibt es Fluchtwege?«

Miriamel fiel das Denken schwer. Das Toben des Windes und der Schlacht peinigte sie so, daß sie sich am liebsten die Ohren zugehalten und laut geschrien hätte; von dem Gewirbel der Wolken wurde ihr schwindlig. Unvermittelt fiel ihr Cadrach ein, der stumm und abwesend wie ein Schlafwandler hinter ihnen hergetrottet war. Sie drehte sich um, überzeugt davon, der Mönch hätte ihre Verwirrung genutzt, um sich fortzuschleichen; aber er kauerte in der Türöffnung und sah mit hilfloser Miene zum stürmischen, rotdurchzuckten Himmel auf.

»Vielleicht kommen wir durch das Seetor hinaus«, sagte sie zu dem Troll. »Wenn Josuas Heer oberhalb von Erchester vor den Mauern steht, sind dort vielleicht nur wenige Krieger.«

Binabik riß die Augen auf. »Dort!« Er fuhr mit der Hand durch die Schlitze des Geländers und deutete. »Ist das nicht – o Tochter der Berge!«

Miriamel kniff die Augen zusammen, um in dem Tohuwabohu unten etwas zu erkennen, und merkte zum ersten Mal, daß die ameisenhafte Betriebsamkeit auf dem Hof nicht nur aus Verteidigern bestand, die in beiden Richtungen über die Zugbrücke zum Mittleren Zwinger rannten. Auf der Brücke schien vielmehr ein Kampf stattzufinden. Eine große Anzahl Bewaffneter trieb eine kleine Gruppe von Reitern und Fußsoldaten zurück über den Graben. Noch während sie hinsah, bäumte sich eines der Pferde auf und stürzte mit seinem Reiter in das dunkle Wasser. Waren denn Josuas Truppen bereits in die Burg eingedrungen und stürmten jetzt den Inneren Zwinger? Waren die paar Männer auf der Brücke die letzten Verteidiger ihres Vaters? Aber wer waren dann die vielen anderen Bewaffneten auf dem Hof, die keine Hand rührten, um den Zurückweichenden beizustehen? Wer waren sie?

Dann, als die kleine Schar auf der Brücke ein weiteres Stück zurückgedrängt wurde, sah sie, was Binabik gesehen hatte.

Einer der Reiter, der fast unglaublich hoch im Sattel stand, riß sein Schwert hoch. Selbst in der falschen Abenddämmerung erkannte sie, daß die Klinge so schwarz war wie Kohle.

»O Gott, behüte uns.« Ein kalte Hand krampfte sich um ihre Eingeweide. »Es ist Camaris.«

Binabik beugte sich vor und preßte das Gesicht an die steinernen Streben. »Mich dünkt, ich sehe auch Prinz Josua – dort, im grauen Mantel, neben Camaris.« Er warf ihr einen angstvollen Blick zu. »Und es sind so wenige bei ihnen – ich kann nicht glauben, daß sie sich den Weg in die Mauern erkämpft haben. Irgendwie hat man sie in eine Falle gelockt, um das Schwert in die Burg zu bringen.«

Miriamel hämmerte mit den flachen Händen auf den Boden. »Was können wir nur tun?«

Der Troll schielte wieder durch das Geländer. »Ich ahne es nicht«, rief er halb schreiend. »Keinen einzigen Gedanken habe ich. *Kikkasut!* Wenn wir zu ihnen gehen, wird man uns in Stücke schneiden – und das Schwert ist schon fast im Besitz der Feinde. *Kikkasut!*«

»Es sind Flammen im Turmfenster«, verkündete Cadrach plötzlich mit lauter, ausdrucksloser Stimme.

Miriamel warf einen kurzen Blick auf den Grünengel – und dann den Hjeldinturm. Aber abgesehen von dem brodelnden Wolkenknäuel über der hohen Spitze des ersteren bemerkte sie nichts Ungewöhnliches.

»Sieh!« rief Binabik. »Etwas geht vor!« Es klang zornig und ratlos. »Was beginnen sie?«

Josua, Camaris und ihr kleiner Trupp waren jetzt über die Brücke in den Hof des Inneren Zwingers getrieben worden. Aber die Söldner, die sich dort scheinbar wahllos drängten, versuchten nicht, sie aufzuhalten. Statt dessen öffnete sich in ihren Reihen etwas wie eine Lücke, ein Spalt, der sich allmählich zum Durchlaß erweiterte und vom Fuß der Zugbrücke über den Burggraben bis zu den Eingangsstufen des Grünengelturms führte. Als auch der Rest der königlichen Soldaten die Brücke überquert hatte, wurden Josua und die Seinen auf den Turm zu gezwungen. Erstaunlicherweise bedrohten die zu beiden Seiten versammelten Söldner sie solange nicht, bis Camaris auf seinem fahlen Pferd einen seitlichen Ausfall versuchte, um sich einen Weg durch die Mauer der Feinde zu bahnen. Sofort leisteten die Männer des Königs verbissenen Widerstand. Die kleine Schar wurde zu-

rückgeworfen und durch die Lücke weiter auf die wartenden Stufen des Grünengelturms zugetrieben.

»Der Turm!« sagte Miriamel. »Sie zwingen sie in den Turm. Was soll das?«

»Der Sithi-Ort!« Binabik sprang auf. Er hatte vergessen, daß sie sich eigentlich verstecken mußten. »Der Ort, an dem der Sturmkönig seine letzte Schlacht schlug. Dein Vater und Pryrates wollen die Schwerter dort haben.«

Miriamel erhob sich mit wackligen Knien. Was ging hier Grausiges vor, so erbarmungslos und unentrinnbar wie der Würgegriff eines Alptraums? »Wir müssen zu ihnen, ganz gleich, wie. Vielleicht … vielleicht können wir ja doch noch etwas tun!«

Binabik riß seinen Reisesack hoch, der hinter dem Balkonfenster am Boden gelegen hatte. »Wohin gehen wir, und wie kommen wir zu ihnen?«

Miriamel sah erst auf ihn, dann auf den schweigenden Cadrach. Ihr Kopf war vollständig leer. Nur das Heulen des Windes nahm sie noch wahr. Endlich flackerte eine Erinnerung in ihr auf.

»Folgt mir.« Sie schulterte Sack und Nornenbogen und rannte über den feuchten Stein zur Tür und weiter zur Treppe. Binabik hastete hinterher. Sie drehte sich nicht nach Cadrach um.

Tiamak und Josua kämpften sich die Treppe hinauf und versuchten mühsam und schwer atmend, dicht hinter Camaris zu bleiben. Einen Treppenabsatz weiter oben kletterte der Ritter so stetig und geistesabwesend wie ein Schlafwandler. Seine kraftvollen Beine trugen ihn mit jedem Schritt gleich zwei Stufen höher.

»Wie kann eine Treppe nur so endlos sein?« schnaufte Tiamak. Sein lahmes Bein pochte.

»Es gibt Geheimnisse an diesem Ort, von denen ich nie geträumt hätte.« Josua hielt die Fackel hoch, und ihre Schatten hüpften an den reichgegliederten Wänden von Spalte zu Spalte.

»Wer hätte gedacht, daß eine ganze Welt unter unseren Füßen lag?« Der Wranna schauderte. Die Nornenkönigin, die in ihrer silbernen Maske über dem heiligen Teich der Sithi schwebte, war eines der Geheimnisse, von denen er wünschte, sie niemals entdeckt zu haben. Ihre Worte, ihre eisige Unbezwingbarkeit und vor allem die furchtbare Macht, von der die Höhle des Teichs der Drei Tiefen erfüllt gewesen war, verfolgten ihn noch immer,

während er die riesige Treppe hinaufstieg.

»Jetzt rächt sich unsere Unwissenheit«, ächzte er. »Wir kämpfen gegen Wesen, die wir bislang nur geahnt oder in unseren Alpträumen erblickt haben. Die Sithi stehen in tödlichem Ringen mit dieser … diesem Gespenst … sie kämpfen und sterben … und wir kennen nicht einmal den Grund.«

Josua löste den Blick von dem alten Ritter und sah Tiamak an. »Ich dachte immer, das sei die Aufgabe des Schriftrollenbundes – Dinge wie diese zu wissen.«

»Unsere Vorgänger wußten mehr als wir«, erklärte der Wranna. »Aber es gibt auch vieles, das nicht einmal Morgenes und seine Zeitgenossen erfuhren, vieles, das selbst Eahlstan Fiskerne verborgen blieb, der ein wahrer, wenn auch geheimer Freund der Sithi war. Die Unsterblichen sind mit ihrem verborgenen Wissen immer sehr sparsam umgegangen.«

»Und wer kann es ihnen vorwerfen, wenn die Menschen ihnen allein mit Stein, Eisen und Feuer soviel Schaden zugefügt haben?« Wieder sah Josua den Marschmann an. »Ach Gott, der du barmherzig bist – wir verschwenden unseren Atem mit Reden! Ich sehe Euch an, daß Ihr Schmerzen habt, Tiamak. Laßt Euch eine Weile tragen.«

Tiamak, der verbissen weitergeklettert war, schüttelte den Kopf. »Camaris ist nicht langsamer geworden. Wir würden nur weiter zurückfallen, und wenn er die Treppe verläßt, könnten wir ihn verlieren und hätten diesmal keine Sithi, die uns weiterhelfen. Dann wäre er allein und würde vielleicht für immer hier umherirren.« Er brauchte ein paar Stufen, bis er genug Luft zum Weitersprechen hatte. »Notfalls laßt mich zurückbleiben. Es ist wichtiger, daß Ihr Camaris folgt.«

Josua antwortete nicht, nickte dann aber traurig.

Das schreckliche Gefühl der Verschiebung verflog und mit ihm die tanzenden Lichter, die Tiamak einen Augenblick vorgegaukelt hatten, die große Treppe stünde in Flammen. Kopfschüttelnd versuchte er, seine verwirrten Gedanken zu ordnen. Was konnte das sein? Die Luft war merkwürdig heiß, und die Haare an seinen Armen und im Nacken hatten sich gesträubt.

»Irgend etwas Entsetzliches geht vor!« rief er. Noch immer stolperte er hinter Josua her und fragte sich, ob die ständig zunehmende Intensität der seltsamen Verwerfungen ein Zeichen dafür war, daß die Nornenkönigin dabei war, über die Sithi zu siegen. Der Gedanke umkrallte sein Hirn wie mit Klauen. Vielleicht war sie ja aus dem Teich entkommen? Vielleicht

folgte sie ihm und dem Prinzen die dunkle Treppe hinauf, mit ausdrucksloser Silbermaske und wehenden weißen Gewändern?

»Er ist fort!« unterbrach Josuas erschrockene Stimme seine Phantasien. »Wie ist das möglich?«

»Was? Fort? Wohin?« Tiamak sah nach oben.

Im Schein der Fackel zeigte sich das Ende der Treppe, das von einer niedrigen Steindecke abgeschlossen wurde. Camaris war nirgends zu erblicken.

»Aber hier gibt es doch kein Versteck«, murmelte der Prinz.

»Ihr irrt Euch! Seht dort.« Tiamak deutete auf einen Spalt in der Decke, der so breit war, daß ein Mann hindurchpaßte.

Schnell hob Josua den Wranna in das Loch und hielt ihn fest, während Tiamak nach einem Halt suchte. Der Marschmann sah, daß er mit dem Kopf fast über die Oberkante reichte; er zog sich hoch und aus dem Loch, immer im Kampf mit seinen erschöpften Muskeln, die ihn im Stich lassen wollten. Schließlich lag er zitternd auf dem Steinboden und rief durch den Spalt: »Kommt herauf! Es ist ein Lagerraum!«

Josua warf ihm die Fackel zu. Tiamak streckte ihm die Hand entgegen, und Josua kletterte mühsam durch die Spalte. Sie durchquerten hastig den Raum und strengten sich an, nicht über das Gerümpel zu stolpern, das überall herumlag. Auf der anderen Seite stand unter einer Falltür eine wacklige Leiter. Sie stiegen hinauf. Darüber befand sich ein weiterer Lagerraum, der hoch oben in der Wand ein kleines Fenster aufwies, durch das man ein Stückchen Himmel sah. Drohende schwarze Wolken brodelten, und ein kalter Wind wehte herein. Eine zweite Falltür und Leiter führten zum nächsten Stockwerk.

Gerade setzte Tiamak das schmerzende Bein auf die unterste Sprosse, als man oben über der Falltür ein furchtbares Krachen hörte, als zersplittere etwas gewaltsam. Josua, der vorausgestiegen war, raste nach oben und verschwand.

Als auch Tiamak oben angelangt war, fand er sich in einer kleinen, düsteren Kammer. Von ihr hatte eine Tür in einen weiteren Raum geführt. Jetzt lagen ihre Trümmer dort verstreut. Dahinter erkannte Tiamak Fackellicht und Gestalten, die sich bewegten. Plötzlich hörte er Josua laut rufen.

»Ihr! Gott sende Eure schwarze Seele zur Hölle!«

Tiamak wollte zu ihm laufen, blieb aber wieder stehen. Blinzelnd versuchte er, sich in dem großen, kreisrunden Raum zurechtzufinden, der sich

vor ihm auftat. Zu seiner Linken glühten die Fenster über den großen Eingangstüren in blutrotem Licht, das mit dem düsteren Schein der Fackeln an den Wänden wetteiferte. Nur ein paar Ellen vor ihm stand Camaris in den Trümmern der kleinen Seitentür, die ihm den Weg in die Halle versperrt hatte. Er rührte kein Glied und machte einen benommenen Eindruck. Josua war nur eine Armlänge hinter ihm. Er hatte Naidel gezogen und hielt es locker in der Hand. Zwei Dutzend Schritte vor ihnen, auf der anderen Seite des Steinbodens, befand sich eine zweite Tür, das Spiegelbild der gerade von Camaris eingetretenen. Rechts von Tiamak führte unter einem hohen Mauerbogen eine breite Treppenflucht nach oben.

Aber es waren die Figuren auf den untersten Stufen dieser Treppe, die Tiamaks – wie vorher schon Josuas – Blick fesselten und nicht wieder losließen – vor allem der kahlköpfige Mann im wogenden roten Gewand, der zwischen den verstreut umherliegenden menschlichen Körpern so hoch aufragte wie ein Fischer im seichten Bach. Einen Gepanzerten hielt er noch bei den Schultern gepackt, obwohl die Art, wie der goldbehelmte Kopf des Kriegers schwankte, verriet, daß er längst aufgehört hatte zu kämpfen.

»Verdammt, Pryrates, laßt ihn los!« schrie Josua.

Der Priester lachte. Er zuckte die Achseln und schleuderte den Mann mühelos von sich. Es war … Camaris, der krachend auf den Steinfliesen landete und sich nicht mehr rührte, das schwarze Schwert noch fest in der Faust.

Tiamak, sprachlos vor Staunen, glotzte ihn mit großen Augen an. Der Camaris, dem Josua und er gefolgt waren, stand noch immer vor ihnen, leicht vor sich hin schwankend wie ein Baum im steifen Wind. Konnte es denn zwei von ihnen geben? Wer lag dort am Boden?

»Isorn!« brüllte Josua, heiser vor Schmerz. Tiamak fiel auf einmal alles wieder ein, und das Entsetzen wollte ihm fast die Kehle abdrücken. Das war aus der Täuschung geworden, die sie sich mit den Sithi ausgedacht hatten – diese Schar lebloser Gestalten? Fast ein Dutzend Männer, unter ihnen der starke, junge Isorn, mit bloßen Händen bezwungen von diesem Priester? Wer konnte Pryrates und seinen unsterblichen Verbündeten jetzt noch aufhalten? Josua und seine Gefährten besaßen nur eines der drei Großen Schwerter, und Camaris, der es führte, schien in Traum und Betäubung versunken.

»Dafür reiße ich Euch das Herz aus dem Leib!« zischte Josua und sprang auf die Treppe zu. Pryrates hob die Hand. Ein ölig gelber Schein umflakkerte seine Finger. Als Naidel in weitem, tödlichem Bogen auf ihn zusau-

ste, schoß die Hand des Alchimisten vor und packte die Klinge. Dort, wo Finger und Schwert sich berührten, zischte es, als werfe man einen glühenden Stein in kaltes Wasser; dann griff der Priester nach Josuas Schwertarm und zerrte. Der Prinz wehrte sich und schlug mit dem anderen, handlosen Arm auf Pyrates ein. Aber der Priester packte auch den zweiten Arm und zog Josua an sich heran, bis ihre Gesichter so dicht voreinander standen, als ob der Alchimist den Prinzen küssen wollte.

»Es ist fast zu leicht«, bemerkte Pyrates lachend.

Tiamak, schwach vor Furcht, glitt in den Schatten der Tür zurück. *Ich muß etwas tun – aber wer bin ich?* Er konnte kaum aufrecht stehen. *Ein kleiner Mann, ein Nichts, kein Kämpfer! Er würde mich fangen und töten wie ein winziges Fischlein.*

»Für Euch ist keine Hölle tief genug«, knirschte Josua. Schweiß strömte über sein Gesicht, und sein Schwertarm zitterte. Hilflos wie ein Kind hing er im Würgegriff des Priesters.

»Und ich habe vor, sie mir alle anzusehen.« Wieder streckte Pyrates die Arme aus, und das gelbe Licht umflackerte ihn. »Ihr seid einer der wenigen, die mir widerstanden haben, Ohnehand. Jetzt werdet Ihr sehen, wozu Eure Einmischung führt – zu nichts.« Er schleuderte Josua gegen den Mauerbogen.

Der Prinz prallte hart auf, rutschte ab und kam regungslos neben einem Mann zu liegen, der seinen eigenen grauen Wappenrock und seine Rüstung trug – Brindalles, der Bruder des Nabbanai-Barons Seriddan. Der rechte Arm des Mannes endete wie bei Josua in einer schwarzen Lederstulpe, aber Brindalles' Arm war auf eine Weise verrenkt, bei der sich Tiamak der Magen umdrehte. Das blasse, blutbefleckte Gesicht des Josua-Darstellers zeigte kein Leben.

Tiamak duckte sich noch tiefer in den Schatten, aber Pyrates achtete gar nicht auf ihn. Statt dessen stieg der Priester ein paar weitere Stufen hinauf, drehte sich dann um und sah Camaris an.

»Kommt, Alter«, sagte er und lächelte. Das leere und freudlose Grinsen erinnerte Tiamak an den Ausdruck eines Krokodils. »Ich fühle, wie sich der Zauber verdichtet, und das heißt, daß die Zeit gekommen ist. Ihr braucht Eure Last nicht mehr weit zu tragen.«

Camaris machte einen Schritt auf ihn zu, blieb dann aber stehen und schüttelte langsam den Kopf. »Nein«, murmelte er rauh. »Nein. Ich werde es nicht zulassen…« Etwas von seinem wahren Ich war offenbar zurückgekehrt. Tiamak spürte einen Hauch von Hoffnung.

Pryrates kreuzte nur die Arme über der scharlachroten Brust. »Ich werde Euren Widerstand mit großer Anteilnahme verfolgen. Natürlich werdet Ihr keinen Erfolg haben. Der Sog des Schwertes ist stärker als jeder Mensch, selbst für eine schäbige Legende, wie Ihr es seid.«

»Verdammt sollt Ihr sein«, keuchte Camaris. Sein Körper zuckte, und er verlagerte das Gleichgewicht von einer Seite zur anderen, als kämpfe er gegen etwas Unsichtbares, das ihn auf die Treppe zu zerren wollte. Mit schmerzhaftem Stöhnen holte er Atem. »Was seid Ihr für ein Geschöpf?«

»Geschöpf?« Pryrates' haarlose Züge wirkten belustigt. »Ich bin das, was ein Mann werden kann, der sich keiner Grenze fügt.«

Noch während diese letzten Worte in der Luft hingen, gab es plötzlich einen Knall und eine Erschütterung. Dort, wo die Tür auf der anderen Seite der Halle gewesen war, wogte eine trübe Wolke, durch die ein paar undeutliche Gestalten hereinstolperten. Wer es war, konnte man in dem Qualm nicht ausmachen.

»Wie aufregend«, meinte Pryrates höhnisch, aber Tiamak sah, wie das Gesicht des Alchimisten sich belebte und weniger kalt wirkte als vorher. Der Priester stieg eine Stufe hinunter und spähte in den Dunst. Eine Sekunde später prallte er gurgelnd zurück. Ein schwarzer Pfeil durchbohrte seinen Hals. Die Spitze ragte eine Hand breit aus der Haut. Pryrates taumelte und brach zusammen. Er rollte die Treppe hinab und fiel neben seine Opfer. Unter seinem Kopf bildete sich eine Blutlache, als würden die grellroten Gewänder schmelzen und zerfließen.

Miriamel sah die engen Korridore hinauf und hinunter und versuchte mühsam sich zu orientieren. Schon damals, als sie noch in der Burg gewohnt hatte, war die Staatskanzlei ein abschreckender Irrgarten gewesen, aber jetzt kam sie ihr noch viel verworrener vor. Altbekannte Türen und Durchgänge waren nicht mehr dort, wo sie hätten sein sollen, und alle Korridore schienen ihre Länge verändert zu haben, so als seien die Ausmaße der Kanzlei plötzlich zu etwas Unbeständigem und Fließendem geworden. Miriamel strengte sich an, einen klaren Kopf zu behalten. Sie war zwar sicher, daß sie irgendwann einen Weg finden würde, fürchtete sich aber davor, kostbare Zeit zu verlieren.

Während sie auf ihre Gefährten wartete, trieb ihr der eisige Wind, der durch die offenen, ladenlosen Fenster pfiff, ein paar zerknitterte Pergamente vor die Füße.

Binabik kam um die Ecke getrabt. »Meine Meinung war nicht, daß du auf mich warten solltest«, pustete er. »Ich habe nur angehalten, weil ich

diese hier bemerkte. Sie sind durch das Fenster geflogen, denke ich.« Er reichte ihr drei Pfeile, die von einfacherer Machart waren als die früher erbeuteten Nornenpfeile. »Es gab noch mehr, aber sie waren zerbrochen, denn sie hatten die Steinwände getroffen.«

Miriamel besaß keinen Köcher. Sie steckte die Pfeile in die offene Ecke ihres Reisesacks neben Simons kostbares Stück und die Geschosse, die sie aus den Tunneln mitgenommen hatte.

Selbst mit Binabiks Gabe verfügte sie über weit weniger Munition, als ihr lieb war, aber immerhin war es tröstlich, daß sie ihr Leben im Notfall nicht allzu billig verkaufen mußte.

Schau mich an, dachte sie verwundert. *Das Ende der Welt steht bevor, der Tag des Abwägens ist endlich gekommen … und ich spiele hier Soldat.*

Immerhin war das besser, als der eigenen Furcht nachzugeben.

Sie fühlte deutlich, wie sich das Entsetzen in ihr zusammenballte und wußte, daß sie verloren war, wenn sie auch nur für einen Augenblick aus der Fassung geriet.

»Ich habe nicht gewartet.« Sie trat von der Wand weg. »Ich wollte mich nur vergewissern, daß der Weg richtig ist. Man konnte sich hier immer schwer zurechtfinden, aber jetzt ist es fast unmöglich. Und das liegt nicht allein daran…« Sie deutete auf die zertrümmerten Möbel und die gespenstischen Pergamentfetzen, die aus den Angeln gesplitterten Türen, die mitten im Gang lagen. »Nein, es gibt hier noch andere Veränderungen, Dinge, die ich nicht verstehe. Aber ich glaube, daß ich jetzt weiß, wo es langgeht. Wir müssen leise sein, Wind oder nicht – wir befinden uns schon fast an der Kapelle, und die grenzt an den Turm.«

»Cadrach kommt.« Der Troll sagte es, als glaube er, es liege ihr daran.

Miriamel verzog den Mund. »Ich warte nicht. Wenn er mithalten kann, soll er.«

Sie überlegte kurz, zog dann einen der Pfeile wieder aus dem Sack und legte ihn locker auf die Sehne. So bewaffnet trat sie in den schmalen Korridor. Binabik sah sich noch einmal um und eilte ihr nach.

»Er hat soviel Leid wie wir, Miriamel«, sagte er, als er sie eingeholt hatte. »Vielleicht mehr. Und wer von uns kann sagen, wozu er unter Pryrates' Folter bereit wäre?«

»Er hat mich öfter belogen, als ich zählen kann.« Ihre Wut über Cadrachs Verrat brannte so heftig, daß sie sogar ihre Furcht darüber vergaß. »Ein wahres Wort über die Schwerter oder Pryrates hätte uns vielleicht alle

gerettet.«

Binabik zog ein unglückliches Gesicht. »Noch ist nicht alles verloren.«

»Noch.«

Im Wandelgang des Kaplans tauchte Cadrach wieder auf. Der Mönch sagte nichts, zum Teil wahrscheinlich, weil er keine Luft bekam, schloß sich aber dem Troll an. Miriamel gestattete sich einen einzigen, eisigen Blick.

Sie hatten die Tür gerade erreicht, als sich auf einmal wieder die Welt zu verschieben schien. Sekundenlang glaubte Miriamel, bleiche Flammen über die Wände laufen zu sehen. Sie unterdrückte einen lauten Angstschrei, als sie sich in Stücke gerissen fühlte. Dann war das Gefühl vorbei, aber es kam ihr nicht vor, als sei sie wieder ganz die Alte.

Es dauerte lange, bis sie sprechen konnte.

»Die … Kapelle … ist auf der … anderen Seite.« Obwohl hinter den Mauern der Wind unablässig klagte, flüsterte sie. Die Angst, die sie erfüllte, stand kurz vor dem Ausbruch, und es erforderte ihre ganze Kraft, diesen Ausbruch zu verhindern. Binabik hatte große Augen und war ungewöhnlich blaß. Cadrach wirkte krank; seine Stirn war feucht, sein Blick glänzte wie im Fieber. »Dort gibt es einen kurzen Gang, der geradewegs in den Turm führt. Achte auf deine Füße. Es liegt überall soviel Gerümpel herum, daß du stolpern und dich verletzen könntest« – sie richtete ihre fürsorglichen Worte absichtlich nur an Binabik –, »oder soviel Lärm machst, daß jemand, der sich in der Kapelle befindet, uns kommen hört.«

Der Troll lächelte matt. »Wie Hasenfüße sind die Schritte der Qanuc«, wisperte er, »so leicht auf Schnee und Fels.«

»Gut.« Sie drehte sich um und musterte den Mönch, als wollte sie herausfinden, welcher neue Verrat hinter seinen wäßrigen, grauen Augen lauerte. Aber dann entschied sie, daß es nicht darauf ankam. Viel schlimmer konnte auch Cadrach ihre Lage nicht machen; binnen kurzem würde alle Heimlichkeit ohnehin ein Ende haben, und das, was bisher ihre größte Hoffnung gewesen war, hatte sich anscheinend längst gegen sie gerichtet.

»Dann komm mit«, forderte sie Binabik auf.

Als sie die Tür zum Querschiff der Kapelle öffnete, streckte die Kälte den Arm aus und griff nach ihr; eine dampfende Atemwolke stieg in die Luft. Miriamel blieb stehen und lauschte, bevor sie ihre Begleiter in den großen Innenraum führte. In den Ecken und an den Wänden lagen Schneewehen, überall auf den Steinen schimmerten Wasserpfützen. Der größte Teil der Kirchenbänke war verschwunden. Es gab nur noch wenige

Wandbehänge, die in zerfetzten, schimmligen Streifen herunterhingen und im Luftzug flatterten. Man konnte sich kaum vorstellen, daß hier einmal ein Ort des Trostes und der Zuflucht gewesen sein sollte.

Der Sturm und der Kampflärm draußen waren hier sehr viel lauter. Als Miriamel aufsah, wurde ihr auch der Grund dafür klar.

Die große Deckenkuppel war zerbrochen. Heilige und Engel aus Glas waren heruntergestürzt und zu buntem Staub zersplittert. Miriamel zitterte. Obwohl sie inzwischen soviel erlebt hatte, erschütterte sie dieser Niedergang einer vertrauten Stätte. Träge schwebten Schneeflocken herunter, und durch den geborstenen Rahmen der Kuppel schaute verzerrt wie ein wütendes Gesicht der sturmdunkle Himmel, rötlich im blutigen Licht des Flammensterns.

Als sie weiter nach vorn gingen, vorbei an Apsis und Altar, sah Miriamel, daß andere Kräfte als die unpersönliche Natur das Werk der Entweihung fortgesetzt hatten. Rohe Hände hatten den Standbildern der heiligen Märtyrer die Gesichter zerschlagen und andere Figuren mit Blut und Schlimmerem beschmiert.

Trotz des gefährlichen Untergrunds gelangten sie ohne Lärm zur anderen Seite des Querschiffs. Dort führte sie Miriamel durch einen schmalen Gang zu einer tief in den Fels gehauenen Tür. Sie bückte sich und lauschte am Schlüsselloch, aber der Widerhall des Getöses auf dem Hof verhinderte, daß sie etwas hörte. Ein eigentümliches, schmerzhaftes, prickelndes Gefühl überkam sie, als wäre die Luft voller Blitze – aber das stimmte ja auch, erinnerte sie sich selbst.

»Miriamel…« Cadrach klang ängstlich.

Sie achtete nicht auf ihn und versuchte die Klinke. »Zugeschlossen«, sagte sie leise und bewegte die Schultern, um das schleichende Jucken loszuwerden, das immer stärker wurde. »Und viel zu schwer zum Einschlagen.«

»Miriamel!« Cadrach zupfte sie am Ärmel. »Hier baut sich eine Sperre auf. Wir werden in der Falle sitzen.«

»Was soll das heißen?«

»Fühlt Ihr denn nicht, wie es auf uns eindrängt? Habt Ihr keine Gänsehaut bekommen? Jemand baut eine Sperre auf und zieht sie um den Turm zusammen. Es ist Pryrates – ich spüre seine rücksichtslose Macht.«

Miriamel sah den Mönch mißtrauisch an, fand aber in seinem Gesicht lediglich ungeheuchelte Bestürzung.

»Binabik?« fragte sie.

»Ich meine, er spricht die Wahrheit.« Auch er begann zu zucken. »Wir werden auf höchst unbequeme Weise zerquetscht werden.«

»Cadrach, Ihr habt die Tür der Unterirdischen geöffnet. Öffnet uns diese hier.«

»Herrin, das ist ein gewöhnliches Schloß, kein Schutzzauber.«

»Aber Ihr wart auch ein Dieb!«

Cadrach schauderte. Auf seinem Kopf sträubten sich dünne Haarsträhnen, und auch Miriamel fühlte, wie an ihren Armen und auf dem Scheitel die Haare zu Berge standen. »Ich habe weder Sperrhaken noch Werkzeuge – es ist sinnlos. Vielleicht ist das nur gut. Jedenfalls wird es ein schneller Tod sein.«

Binabik zischte wütend. »Keinen Tod will ich, ob mit Schnelligkeit oder Langsamkeit, sofern er sich vermeiden läßt.«

Er warf der Tür einen kurzen Blick zu, warf seinen Reisesack hin und fing an, darin herumzusuchen.

Miriamel sah hilflos zu. Das Gefühl des Erdrücktwerdens wurde stetig stärker. Sie betete darum, einen anderen Weg in den Turm zu finden, und eilte den Gang wieder hinauf. Aber schon nach einem Dutzend Schritte schien die Luft gröber und dicker zu werden und sich schwerer atmen zu lassen. In ihren Ohren summte es sonderbar, und ihre Haut brannte. Sie war nicht bereit, so schnell aufzugeben, und ging noch ein paar Schritte weiter, aber mit jedem Schritt wurde es schwerer, und ihr war, als wate sie durch immer zäheren Schlamm.

»Kommt zurück!« rief Cadrach. »Es wird Euch nichts helfen!«

Miriamel machte mühsam kehrt und schlich zur Tür zurück. »Ihr hattet recht, man kann nicht umkehren. Aber dieses Ding … diese Sperre … bewegt sich nur ganz langsam.«

Der Mönch kratzte sich heftig am Arm. »Solche Dinge brauchen eine gewisse Zeit, um sich zu verdichten, und der Priester hat für ihre Erschaffung viel Kraft aufgewendet. Offenbar will er, daß nichts in den Turm hinein- oder aus ihm herauskommt.«

Binabik hatte einen kleinen Lederbeutel gefunden, in dem er herumwühlte.

»Woher wißt Ihr, daß es Pryrates ist?« fragte Miriamel. »Vielleicht ist es … der andere.«

Cadrach schüttelte traurig den Kopf, aber es war ein harter Kern von

Wut unter seiner Trauer. »Ich kenne die Handschrift des roten Priesters. Götter! Nie werde ich das Gefühl seiner schmutzigen Gegenwart in meinem Kopf und meinen Gedanken vergessen…«

»Miriamel, Cadrach«, unterbrach der Troll. »Hebt mich hoch.«

Sie bückten sich und hoben ihn mit großer Anstrengung auf. Dann trugen sie ihn, seinen Anweisungen folgend, an die Seite der Tür. Die Luft um sie herum schien immer enger zu werden; es kostete unendliche Kraft, den kleinen Troll in der Luft zu halten. Binabik kletterte an ihnen hoch, bis er mit den Füßen auf ihren bebenden Schultern stand.

»Ich kann … kaum … atmen«, keuchte Miriamel. Es brummte ihr in den Ohren. Cadrachs Mund stand offen. Seine Brust hob sich mühsam.

»Kein Sprechen.« Binabik langte nach oben und schüttete eine Hand voll von irgend etwas in die obere Türangel.

In Miriamels Ohren hämmerte es jetzt. Sie wurde in einer riesigen Faust zerquetscht. Vor ihr im Dunkeln tanzte ein Funkenreigen.

»Gesichter weg«, schnaufte Binabik, nahm etwas in die Hand und schlug damit krachend gegen die Angel.

Ein greller Blitz blendete Miriamel. Aus der würgenden Faust wurde eine gewaltige, offene Hand, die sie von der Tür fortschlug. Trotz der Kraft dieser Hand fiel Miriamel aber nur ein kleines Stück nach hinten und verlor auch nicht den Halt. Die unsichtbare, aber immer näher kommende Sperre stützte sie. Binabik purzelte von ihrer Schulter und fiel zwischen ihr und Cadrach zu Boden.

Als sie wieder sehen konnte, hing die Tür schief im Rahmen, kaum zu erkennen in qualmendem Rauch.

»Durch!« rief sie leise und zog den Troll am Arm. Er griff nach seinem Reisesack. Dann stolperten sie über die halb umgekippte Tür in das dunkle Loch, das dahinter lag. Miriamel blieb stecken, weil sich ihr Reisesack verkeilte und der Bogen sich an der zerbrochenen Angel verhakte, aber sie konnte sich losreißen. Gleich darauf hatten sie die große Vorhalle des Grünengelturms erreicht. Der Druck war plötzlich verschwunden.

»Glücklich waren wir, daß die Angeln an der Außenseite saßen«, keuchte Binabik und fächelte sich Luft zu.

Miriamel blieb erstarrt stehen. Im trüben Licht konnte sie auf der Turmtreppe etwas Hellrotes aufblitzen sehen. Gleich darauf hatte sich der Rauch soweit verzogen, daß sie Pryrates' rosigglänzenden Schädel deutlich erkannte. Zu seinen Füßen verstreut lagen mehrere Leichen, und vor ihm,

mitten im Raum, stand Camaris. Der alte Mann sah den Priester mit so hoffnungsloser Traurigkeit an, daß es Miriamel das Herz in der Brust zerriß.

Jetzt drehte Pryrates dem alten Ritter grinsend den Rücken und ging eine Stufe hinunter, um seine unergründlichen schwarzen Augen der Tür zuzuwenden, an der sie stand. Deren Zerstörung schien ihn nicht mehr erschreckt zu haben als ein Blatt, das lautlos zu Boden segelt. Ohne nachzudenken hob sie den Bogen, richtete den Pfeil gerade, spannte und schoß. Sie zielte auf die breiteste Stelle des Körpers, aber der Pfeil flog höher. Als Pryrates zurücktaumelte, glaubte sie an ein Wunder, und als sie den Pfeil aus seinem Hals ragen sah, war sie so sprachlos über ihren eigenen Schuß, daß sie sich nicht einmal freuen konnte. Der Priester brach zusammen und rollte haltlos die wenigen Stufen zum Boden der Vorhalle hinunter.

»Bei Chukkus Steinen!« Der Troll schnappte nach Luft. »Du hast ihm ein Ende gemacht.«

»Onkel Josua!« rief sie. »Wo bist du? Camaris! Es ist alles eine List! Sie *wollten*, daß wir ihnen die Schwerter bringen!«

Ich habe ihn getötet. Der Gedanke erfüllte sie mit tiefer, langsam aufblühender Begeisterung. *Ich habe das ungeheuer getötet.*

»Das Schwert darf nicht mehr weitergehen«, rief Binabik.

Der alte Ritter schwankte ein paar Schritte auf sie zu. Obwohl Pryrates mit dem Gesicht nach unten am Boden lag, tot oder im Sterben, schien sich Camaris noch immer unter dem Einfluß irgendeiner furchtbaren Macht zu befinden. Von Josua war nichts zu sehen. Bis auf den alten Mann lagen alle anderen im Raum leblos am Boden.

Bevor noch jemand etwas sagen konnte, läutete hoch über ihnen im Turm eine Glocke so entsetzlich laut, so dumpf und tief, wie Miriamel es nie im Leben gehört hatte. Sogar die Steine der großen Halle bebten, und das Läuten hallte noch in Miriamels Knochen nach. Einen Augenblick schien der Vorraum sich aufzulösen. Schimmerndweiße Wände traten an die Stelle der wasserfleckigen Wandteppiche. Als der Ruf der Glocke verklang, verblaßte auch das Trugbild und verschwand.

Miriamel versuchte gerade, wieder zu sich zu kommen, als sich am Fuß der Treppe mühselig eine Gestalt aufrichtete und sich an dem steinernen Bogen festhielt, um nicht umzufallen. Es war Josua. Der Mantel hing ihm in Fetzen vom Körper, und das dünne Hemd war am Hals zerrissen.

»Onkel Josua!« schrie Miriamel und rannte auf ihn zu.

Er starrte sie mit großen Augen verständnislos an. Dann erkannte er sie.

»Du lebst! Gott sei Dank.«

»Es ist alles Betrug«, sagte sie und umarmte ihn. Diese kleine Rückkehr der Hoffnung, während doch unverändert die größten Gefahren drohten, war schmerzhaft wie ein Messerstich. »Der falsche Bote – das war das Gedicht über die Schwerter! Sie *wollten* die Schwerter hier haben, sie *wollten*, daß wir sie ihnen brachten!«

Josua löste sich sanft von ihr. Von seinem hohen Haaransatz tropfte ein wenig Blut. »Wer wollte die Schwerter? Ich kann dir nicht folgen.«

»Wir wurden getäuscht, Prinz Josua.« Binabik trat vor. »Es war die ganze Zeit der Plan von Pryrates und dem Sturmkönig, daß wir ihnen die Schwerter bringen sollten. Mein Gedanke ist, daß die Klingen für einen großen Zauber benötigt werden.«

»Wir haben Hellnagel nicht gefunden«, drängte Miriamel. »Habt ihr es?«

Der Prinz schüttelte den Kopf. »Der Grabhügel war leer.«

»Dann besteht noch Hoffnung! Es ist nicht hier!«

Josua wollte etwas antworten, aber ein lautes, schmerzliches Aufstöhnen von Camaris brachte ihn zum Schweigen.

»Ach, Gott, warum marterst du mich?« rief der alte Mann und fuhr sich mit der freien Hand an den Kopf, als hätte ein Stein ihn getroffen. »Es ist falsch – diese Antwort ist falsch.«

Im Gesicht des Prinzen standen Schreck und Mitleid. »Wir müssen ihn hier fortschaffen. Etwas in seinem Schwert lockte ihn hierher. Wir müssen ihn aus dem Turm bringen, solange er noch bei Verstand ist.«

»Aber Pryrates hat eine Art Sperre um den Turm gelegt«, antwortete Binabik. »Unsere einzige Hoffnung ist, daß jetzt – «

»Das ist meine Strafe!« rief Camaris. »O mein Gott, es gibt zuviel Finsternis, zuviel Sünde. Es tut mir so leid … so leid!«

Josua wollte zu ihm gehen, sprang aber sofort zur Seite, als *Dorn* aufblitzte. Der Prinz wich zur Treppe zurück, als wollte er sich zwischen Camaris und das stellen, das ihn so unwiderstehlich rief.

»Das, was Pryrates begonnen hat, ist noch nicht beendet«, erklärte Binabik. »Das Schwert muß hierbleiben!«

Josua schnellte vor einem weiteren, ungeschickt geführten Hieb zurück. Er hielt Naidel vor sich, schien sich aber nicht einmal damit verteidigen zu wollen, als hätte er Angst, den alten Ritter zu verletzen. Miriamel, außer sich vor Schreck, wußte, daß der Prinz sterben würde, wenn er sich nicht

mit aller Kraft wehrte.

»Onkel Josua! Kämpfe! Halt ihn auf!«

Wieder wich Josua zurück, die breite Treppe hinauf. Camaris stand jetzt auf der untersten Stufe. Da riß sich Binabik von Miriamel los. Mit einem Satz war er über die stillen Körper vor der Treppe hinweg und warf sich gegen die Kniekehlen des alten Mannes. Camaris stürzte. Als Miriamel herbeieilte, um dem Troll zu helfen, tauchte eine neue Gestalt neben ihr auf. Überrascht erkannte sie Tiamak, den Wranna.

»Nehmt einen seiner Arme, Herrin Miriamel.« Die Augen des Marschmanns waren groß vor Furcht und seine Stimme zitterte, aber er griff bereits nach unten. »Ich werde den anderen festhalten.«

Obwohl Binabik beide Arme und Knie um die Beine des alten Ritters geschlungen hatte, stand Camaris schon wieder auf. Miriamel packte die Hand, die Binabik abstreifen wollte, aber sie glitt ihr aus den verschwitzten Fingern. Nun griff sie nach Camaris' Oberarm, und diesmal ließ sie auch dann nicht los, als sich Camaris' lange Muskeln unter ihr spannten. Gleich darauf fielen alle vier wieder hin, mitten unter die verstreuten Körper. Unvermittelt begegnete Miriamels Blick den halbgeöffneten Augen von Isorn, dessen erschlaffte Züge so weiß waren wie ein Nornengesicht. Fast hätte sie aufgeschrien, aber sie klammerte sich so fest an Camaris' um sich schlagenden Arm, daß sie jetzt nicht über Isgrimnurs Sohn nachdenken konnte. Um sie herum war nur der Geruch von Angstschweiß und sich wälzenden Körpern. Sie erhaschte einen kurzen Blick auf Josua, der ein Stück weiter oben auf der Treppe stand. Wieder versuchte Camaris sich aufzurichten. Seine Angreifer hob er mit hoch.

»Josua«, keuchte Miriamel. »Er … entkommt uns! Töte ihn … wenn du mußt … aber halte ihn auf!«

Der Prinz starrte den Alten nur an. Miriamel spürte, wie unfaßbar stark Camaris war. Er würde sie in wenigen Augenblicken abgeschüttelt haben.

»Töte ihn, Josua!« schrie sie verzweifelt. Camaris stand schon halb, aber Tiamak hing an seinem Schwertarm; Brust und Bauch des Ritters waren ungeschützt.

»Tut etwas!« Binabik stöhnte vor Schmerz und bemühte sich, Camaris' Beine zusammenzupressen. »Tut etwas!«

Aber Josua trat nur einen zaudernden Schritt vor, Naidel schlaff in der Hand.

Miriamel ließ Camaris mit einem Arm los und tastete nach seinem Schwertgurt. Als sie ihn hatte, rutschte sie von Camaris' Rücken herunter,

packte den Gurt mit beiden Händen, stemmte die Beine gegen die unterste Stufe und warf sich mit aller Kraft nach hinten. Der Alte schwankte eine Sekunde, aber das Gewicht von Tiamak und Binabik, das an ihm hing, behinderte seine Bewegungen, so daß er das Gleichgewicht verlor. Er wankte und stürzte rückwärts zusammen wie ein gefällter Baum.

Miriamels Beine waren unter ihm eingeklemmt. Der Aufprall war so heftig, daß ihr die Luft wegblieb. Als Camaris sich nach einer Weile wieder bewegte, wußte sie, daß sie nicht die Kraft besaß, ihn noch einmal nach unten zu ziehen.

»Ach Gott«, murmelte der Ritter und sah zur Decke auf. »Befreie mich von diesem Lied. Ich will doch nicht gehen – aber es ist zu stark für mich. Ich habe bezahlt und bezahlt…«

Josua schien fast ebenso gemartert wie Camaris. Er ging noch eine weitere Stufe hinunter, hielt dann inne und stieg rückwärts wieder hinauf. »Barmherziger Gott.« Er richtete sich blinzelnd auf. »Haltet Camaris fest, Miriamel, solange ihr könnt. Ich glaube, ich weiß, wer am Ende der Treppe wartet.« Er wandte sich ab.

»Bleib hier, Josua!« schrie Miriamel. »Geh nicht!«

»Ich habe keine Zeit mehr!« rief er ihr über die Schulter noch zu und stieg weiter. »Ich muß zu ihm, solange ich noch kann. Er wartet auf mich.«

Jäh begriff sie, wen er meinte. »Nein«, flüsterte sie.

Camaris lag immer noch am Boden, aber Binabik hatte seine Beine nicht losgelassen. Tiamak war zur Seite geschleudert worden; er duckte sich am Fuß der Treppe, rieb sich einen geprellten Arm und musterte Camaris voll ängstlicher Erwartung.

»Tiamak, folgt ihm«, bat Miriamel. »Folgt meinem Onkel. Schnell! Laßt nicht zu, daß sie einander töten.«

Die Augen des Wranna wurden groß. Er sah auf sie, dann auf Camaris, und sein Gesicht war so ernst wie das eines verängstigten Kindes. Endlich raffte er sich auf und humpelte die Treppe hinauf, Josua nach, der bereits in den Schatten verschwunden war.

Camaris setzte sich auf. »Laßt mich aufstehen. Ich will euch nicht wehtun, wer ihr auch sein mögt.« Seine Augen waren auf einen fernen Punkt gerichtet, weit weg von der Vorhalle des Turms. »Es ruft mich.«

Miriamel kroch unter ihm hervor und griff zitternd nach seiner Hand. »Herr Camaris, ich flehe Euch an. Es ist ein böser Zauber, der Euch ruft. Wenn Ihr das Schwert dorthin bringt, wird vielleicht alles zerstört, für das

Ihr in Eurem Leben gekämpft habt.«

Der alte Ritter senkte die blassen Augen in ihre Augen. Sein Gesicht war verwüstet und zum Zerreißen gespannt. »Sag dem Wind, er soll nicht wehen«, antwortete er heiser. »Sag dem Donner, er soll nicht grollen. Und sag diesem verfluchten Schwert, es soll nicht singen und an mir zerren.« Aber es war, als erschlaffe er, als sei der Ruf für kurze Zeit nicht mehr so mächtig.

Ein wortloser Schrei, als heule ein wildes Tier vor Angst, gellte durch die Vorhalle. Erst jetzt fiel Miriamel Cadrach wieder ein. Sie fuhr herum, um sich zu überzeugen, ob er wie bisher an der Tür kauerte, aber der Mönch heulte ein zweites Mal und deutete mit dem Finger.

Unten vor der Treppe kam Pryrates langsam auf die Füße, unsicher wie ein Trunkenbold. Der Pfeil ragte noch immer vom und hinten aus seinem Hals. Um das zerfetzte Fleisch spielte ein mattes, fauliges Glühen.

Aber er ist tot! Miriamel wurde übel vor Grauen. *Er ist tot! Süße Elysia, Mutter Gottes, ich habe ihn doch getötet!*

Der Priester stolperte einen Schritt vorwärts, stöhnte und richtete den Haifischblick auf Miriamel. Seine Stimme, vom Pfeil zerrissen, war noch schnarrender als sonst. »Du hast … mich … verletzt. Dafür werde ich dich … lange am Leben halten, Mädchen.«

»Tochter der Berge«, sagte Binabik hilflos. Noch immer hielt er die Beine des alten Ritters fest. Camaris saß da und starrte an die Decke. Er achtete nicht auf seine Umgebung und lauschte nur dem, was ihn dort oben rief.

Schwankend griff der Priester in seinen Nacken, packte den schwarzen Schaft knapp unter der Pfeilspitze und brach ihn ab. Aus der Wunde sickerte frisches Blut. Er holte ein paarmal pfeifend Atem, legte die Finger auf die Federn des anderen Endes und zog sich den Rest des Pfeils aus dem Hals, das Gesicht zu einer Grimasse der Qual verzerrt. Einen Augenblick musterte er das blutverschmierte Geschoß, bevor er es verächtlich fortwarf.

»Ein Nakkiga-Pfeil«, krächzte er. »Ich hätte es wissen sollen. Die Nornen schmieden gute Waffen – aber nicht gut genug.«

Die Blutung hatte aufgehört. Aus einem der Löcher in seinem Hals stieg ein dünner Rauchfaden.

Miriamel hatte einen neuen Pfeil aufgelegt und spannte zitternd den Bogen, die schwarze Pfeilspitze auf sein Gesicht gerichtet. »Möge Gott … Euch zur Hölle schicken, Pryrates!« Sie strengte sich an, die Worte hervorzubringen, ohne hysterisch zu kreischen. »Was habt Ihr mit meinem Vater gemacht?«

»Er ist oben.« Der Priester fing an zu lachen. Er stand jetzt fest auf den Füßen und schien vor Freude über diesen Beweis seiner Macht geradezu heiter, fast berauscht. »Dein Vater wartet. Die Zeit, auf die wir beide gewartet haben, ist da. Ich frage mich, wer sie mehr genießen wird.« Er hob die Finger und krümmte sie. Die Luft um Miriamels Hand wurde plötzlich heiß. Der Pfeil zerbrach. Der jäh entspannte Bogen wäre ihr fast aus der Hand geflogen.

»Es ist nicht so angenehm, sich Pfeile aus dem Körper zu ziehen, daß ich den ganzen Tag hier stehen und mich von dir spicken lasse, Mädchen.« Er drehte sich nach Cadrach um.

Die beschädigte Türöffnung hinter dem Mönch, vom Schutzzauber des Alchimisten versperrt, war voller wogender Schatten und scharlachroter Streifen. Der Priester winkte. »Padreic, komm her.«

Cadrach stieß ein schwaches Stöhnen aus, stand auf und wankte einen Schritt vorwärts.

»Tut es nicht!« rief Miriamel ihm zu.

»Sei nicht so grausam«, spottete Pryrates. »Er möchte seinem Herrn doch seine Aufwartung machen.«

»Wehrt Euch, Cadrach!«

Der Priester legte den Kopf schief. »Genug! Ich werde ohnehin bald gehen und mich um *meine* Pflichten kümmern müssen.« Wieder hob er die Hand. »Komm her, Padreic.«

Schwitzend und murmelnd taumelte der Mönch auf ihn zu. Unter Miriamels hilflosem Blick sackte er zu Pryrates' Füßen zusammen, das Gesicht auf den Stein gepreßt. Zitternd rutschte er heran und legte die Wange an den schwarzen Stiefel des Priesters.

»Schon besser«, säuselte Pryrates. »Ich freue mich, daß du nicht so töricht bist, mich herauszufordern – und daß du dich erinnerst. Ich fürchtete schon, du hättest mich auf deinen Reisen vergessen. Wo warst du eigentlich, kleiner Padreic? Wie ich sehe, hast du mich verlassen und dich mit Verrätern zusammengetan.«

»Ihr selbst seid der Verräter«, mischte sich jetzt Binabik ein. Er verzog das Gesicht, als Camaris sich bewegte und endlich doch versuchte, den Troll von seinen Beinen abzuschütteln. »Ihr habt Morgenes verraten und meinen Meister Ookequk und alle anderen, die Euch aufgenommen und in ihre Geheimnisse eingeweiht haben.«

Der Priester sah belustigt zu ihm hinüber. »Ookequk? Du bist also der

Laufbursche des dicken Trolls? Das ist ja ausgezeichnet. Alle meine alten Freunde haben sich versammelt, um diesen Tag mit mir zu feiern.«

Camaris war aufgestanden. Binabik wollte ihn festhalten, aber der alte Mann griff nach unten und streifte ihn mühelos ab. Dann richtete er sich auf, das schwarze *Dorn* locker in der Hand. Er tat ein paar zögernde Schritte auf die Treppe zu.

»Sehr bald«, sagte Pryrates. »Der Ruf ist sehr stark.«

Noch einmal wendete er Miriamel seine Aufmerksamkeit zu. »Ich fürchte, unsere weitere Unterhaltung wird warten müssen. Das Ritual erreicht in Kürze eine empfindliche Stelle. Es wäre gut, wenn ich dabei wäre.«

Miriamel, die verzweifelt versuchte, ihn abzulenken und von ihrem Onkel und ihrem Vater fernzuhalten, fragte: »Warum tut Ihr das alles, Pryrates? Was könnt Ihr dabei gewinnen?«

»Gewinnen? Oh, alles. Weisheit, die du dir gar nicht ausmalen kannst, Kind. Das ganze Weltall nackt vor meinen Augen, nicht das kleinste Geheimnis mehr vor mir verborgen.« Er breitete die Arme aus und es schien fast, als wachse er. Sein Gewand wogte, und in der Halle wirbelte Staub auf. »Ich werde Dinge erfahren, die selbst die Unsterblichen nur ahnen können.«

Camaris schrie plötzlich auf, wie von einem Dolchstich getroffen, und stolperte auf die große Treppe zu. Im selben Augenblick läutete irgendwo über ihnen wieder die große Glocke, und alles wankte und schlingerte. Vor Miriamels Blick verschwamm die Halle. Flammen leckten an den Wänden und vergingen mit dem Echo, das verhallte.

In Miriamels Kopf drehte sich alles. Pryrates schien ungerührt. »Das bedeutet, daß der Augenblick unmittelbar bevorsteht«, erklärte er. »Du hoffst, daß ich hierbleibe, während Josua seinem Bruder gegenübertritt.« Er schüttelte den kahlen Kopf.

»Dein Onkel kann das Kommende sowenig aufhalten, wie er diese Burg auf seinen Schultern forttragen könnte. Und du kannst es genausowenig. Ich hoffe, ich finde dich wieder, wenn alles vorbei ist, meine kleine Miriamel – ich bin nicht sicher, was übrigbleiben wird, aber es wäre schade, dich zu verlieren.« Seine kalten Augen streiften sie. »Es gibt so vieles, das wir gemeinsam tun können. Und wir werden soviel Zeit dazu haben, wie wir nur wollen – notfalls die ganze Ewigkeit.«

Miriamel fühlte, wie sich eine eisige Faust um ihr Herz krampfte.

»Aber Ihr habt versagt!« schrie sie ihn an. »Das andere Schwert ist nicht hier! Ihr habt versagt, Pryrates!«

Er lächelte höhnisch. »Habe ich das?«

Miriamel bemerkte im Augenwinkel eine Bewegung und drehte sich um. Camaris hatte endlich aufgehört, sich zu wehren, und trottete die Treppe hinauf. Schon bald war er im Rund der Wendeltreppe verschwunden. Sie sah ihm mit dumpfer Hoffnungslosigkeit nach. Sie hatten alles getan, was sie konnten, aber es war nicht genug gewesen.

Pryrates ging an Binabik und Miriamel vorbei, um dem alten Ritter zu folgen. Am Fuß der Treppe blieb er stehen und schlug sich auf den Nakken. Dann drehte er sich bedächtig um und betrachtete den Troll, der soeben das Blasrohr absetzte. Pryrates zupfte etwas ab, das hinter seinem Ohr steckte, und untersuchte es. »Gift?« fragte er. »Du bist Ookequks würdiger Schüler. Er lernte auch immer etwas langsam.«

Er ließ den Dorn zu Boden fallen und zertrat ihn unter seinem schwarzen Stiefel. Dann stieg er die Stufen hinauf.

»Er fürchtet nichts«, wisperte Binabik eingeschüchtert. »Ich weiß nicht…« Er schüttelte den Kopf.

Miriamel starrte dem roten Gewand des Priesters nach, bis es in die Schatten eingetaucht war. Ihr Blick streifte die unseligen, zerstörten Körper von Isorn und seinen Kameraden. Die Flamme ihres Zorns, von Furcht fast ausgelöscht, loderte jäh wieder auf.

»Mein Vater ist dort oben.«

Vor ihnen auf den Steinen lag Cadrach, das Gesicht im Ärmel vergraben, und weinte.

Tiamak eilte die Treppe hinauf.

Alle unsere Berechnungen, unsere klugen Pläne, unsere Hoffnungen, dachte er voller Trauer. *Alles umsonst. Die Schwerter waren Betrug, sagen sie. Töricht sind wir gewesen, töricht…*

Er kletterte weiter und achtete nicht auf den stechenden Schmerz bei jedem Schritt. Er strengte sich an, Josua nicht aus den Augen zu verlieren, einen schlanken, grauen Schatten, der über ihm durch die fast schwarze Dämmerung glitt. Tiamaks Mund war trocken. *Etwas* wartete am Ende der Treppe.

Der Tod, dachte er. *Der Tod, lauernd wie ein Ghant in den Baumwipfeln.*

Irgendwo über ihm erscholl wieder die Glocke, ein furchterregender Ton, der ihn schüttelte, wie ein zorniger Vater sein Kind. Wieder flackerten Flammen vor seinen Augen, und seine Umgebung selbst schien sich aufzulösen. Es dauerte eine qualvoll lange Zeit, bis er die Stufen vor sich wieder erkennen konnte und seine schwachen, zitternden Beine taten wieder, was er ihnen befahl. Der Turm … wurde er lebendig? Jetzt, da alles andere im Sterben lag?

Warum hat sie mich geschickt? Was kann ich schon ausrichten? O Duder-stets-auf-Sand-tritt, ich habe Angst!

Prinz Josua entfernte sich weiter von ihm und war schließlich nicht mehr zu sehen, aber der lahme Wranna kletterte weiter. Kurze Blicke aus den Turmfenstern zeigten ihm auf dem unbekannten Gelände am Fuß des Bauwerks ein brüllendes Chaos. Hoch oben drohte der Erobererstern wie ein zorniges Auge. Der gerötete Himmel war voller Schnee, aber er konnte die undeutlichen Umrisse von Männern erkennen, die über die Mauern schwärmten, kleine Scharmützel auf den Zinnen, Gefechte auf dem freien Platz vor dem Turm. Einen Augenblick schöpfte er Hoffnung, weil er annahm, daß es Herzog Isgrimnur und Josuas Heer sein mußten, die sich den Weg in die Burg erkämpften – bis er sich an Binabiks Worte erinnerte, der Turm sei mit einem Schutzzauber versiegelt. Isgrimnur und seine Leute würden, was immer hier geschah, nicht verhindern können.

Es gab so viele Unklarheiten. Was hatten Miriamel und der Troll wirklich gemeint, als sie von den Schwertern sprachen? Daß irgendein Betrug dabei war, vor allem aber, daß Pryrates und Elias *wollten*, daß man sie hierher brachte. Aber warum? Was war ihr Plan? Offenbar mußte Utuk'kus Erscheinen unter der Burg etwas damit zu tun haben. Die Sithi hatten gesagt, sie könnten sie hemmen, ihr aber nicht endgültig Einhalt gebieten. Im Teich der Drei Tiefen ruhte eine ungeheure Macht, und Tiamak war überzeugt, daß die Nornenkönigin sie für sich zu nutzen gedachte. Die Sithi hatten sich angestrengt, um sie aufzuhalten, schienen aber bereits an diesem Punkt versagt zu haben.

Tiamak hörte jetzt ganz aus der Nähe Josuas Stimme. Zitternd blieb er stehen. Er fürchtete sich vor den letzten Stufen.

Auf einmal wollte er gar nicht sehen, was der Prinz am Ende der Treppe gefunden hatte. Er kniff die Augen zusammen, so fest es ging, und betete von ganzem Herzen, er möge in seinem Häuschen im Banyanbaum aufwachen und alles wäre nur ein böser Traum gewesen. Aber das Heulen der

rastlosen Winde verstummte nicht, und als er die Augen aufschlug, umgaben ihn noch immer die hellen, glatten Wände des Treppenhauses im Grünengelturm. Er wußte, daß er weitergehen mußte, obwohl jede Faser seines Körpers ihn dazu trieb, die Stufen hinabzurennen und zu fliehen. Seine Beine waren so schwach, daß sie unter ihm nachgaben, und so sank er auf die Steine und kroch die letzten Ellen auf Händen und Knien, bis sich sein Kopf über der letzten Stufe in kalten Wind hob und er in die luftige Glockenstube blickte.

Im Dachgewölbe hingen die riesigen Bronzeglocken wie giftgrüne Marschblumen, und tatsächlich strömte der Raum trotz der ständigen Windböen den Geruch fauligen Fleisches aus, der von diesen Blumen ausgeht. Im Mittelpunkt der Stube ragte ein Kranz aus dunklen Säulen zur Decke empor, und auf allen vier Seiten öffneten sich große Bogenfenster dem wirbelnden Schnee und den zornigen, scharlachroten Wolken.

Ein paar Schritte vor Tiamak stand Josua vor dem Nordfenster. Seine Haltung war so steif, als wisse er nicht recht, was er tun und wie er stehen solle. Ihm gegenüber am Fenster saß auf einem einfachen Holzschemel sein Bruder Elias.

Der König trug eine Krone aus dunklem Eisen auf der bleichen Stirn und hielt etwas Langes, Graues in den Händen, das Tiamak irgendwie nicht richtig sehen konnte. Es hatte die ungefähre Form eines Schwertes, entzog sich aber Tiamaks Blick, als weile es nicht gänzlich in der natürlichen Welt. Elias war in vollem königlichem Pomp, aber seine Gewänder waren voller Flecke, und wenn der Wind sich in seinem Mantel fing und ihn aufhob, zeigten sich mehr Löcher als Stoff.

»Es wegwerfen?« sagte Elias langsam. Seine Augen waren niedergeschlagen, und er antwortete auf das, was Josua vermutlich zu ihm gesagt hatte, so abwesend wie ein Tagträumer. »Es wegwerfen? Aber das könnte ich gar nicht. Jetzt nicht mehr.«

»Aber um Gottes Liebe und Barmherzigkeit willen, Elias!« bat Josua verzweifelt. »Es bringt dich um! Und es soll noch viel mehr tun – was immer Pryrates dir auch vorgegaukelt haben mag, er plant nur Böses!«

Der König hob den Kopf. Obwohl Tiamak hinter Josua stand und die Schatten im Treppenhaus ihn verbargen, fuhr er voller Grauen zurück. Das rote Licht der Fenster umspielte das farblose Gesicht des Königs. Unter seiner Haut kringelten sich die Muskeln wie Würmer. Aber es waren seine Augen, die Tiamak nur mühsam einen Aufschrei der Angst unterdrücken ließen. Ein düsterer Glanz schwelte darin, ein unmenschliches Licht wie

das bleiche Glimmen von Marschkerzen.

»Ädon bewahre uns!« keuchte Josua.

»Aber das ist nicht Pryrates' Plan.« Elias verzog die Lippen zu einem so starren Lächeln, daß es aussah, als habe er keine Gewalt mehr über seine Züge. »Ich bin der Hochkönig, vergiß das nicht; alles geschieht nach meinem Willen. Es ist *mein* Plan. Der Priester hat nur auf mein Geheiß gehandelt, und bald werde ich ihn nicht mehr brauchen. Und du…«, er erhob sich, entfaltete sich mit sonderbar ruckartigen Bewegungen, bis er hoch aufgerichtet dastand und das undeutliche graue Ding mit der Spitze den Boden berührte, »… du warst einmal mein Bruder. Früher.«

»Früher?« schrie Josua. »Elias, was ist aus dir geworden? Du bist ein Ungeheuer … ein Dämon!« Er trat einen Schritt zurück und wäre beinah in den Treppenschacht gefallen. Dann drehte er Naidels Heft in der bebenden Hand und schlug das Zeichen des *Baumes* über seiner Brust. Draußen grollte der Donner, und das Licht flackerte, aber der König starrte seinen Bruder nur mit leeren Augen an.

»Ich bin kein Dämon«, erklärte er und schien sorgfältig darüber nachzudenken. »Nein. Aber ich werde bald mehr – sehr viel mehr – sein als ein Mensch. Ich kann jetzt schon fühlen, wie ich mich den Winden öffne, die zwischen den Sternen rufen, wie ich zum Nachthimmel werde, an dem Kometen lodern…«

»Möge der Erlöser mir vergeben«, flüsterte Josua. »Du hast recht, Elias. Du bist nicht mehr mein Bruder.«

Die gelassene Miene des Königs verzerrte sich vor Wut. »Und wer ist schuld daran? Seit du ein Kind warst, hast du mich beneidet und dein Bestes getan, mich zu vernichten. Du hast mir meine Frau, meine geliebte Hylissa, genommen, hast sie gestohlen und dem Tod in die Arme getrieben. Seitdem habe ich keine ruhige Minute mehr gehabt.« Er hob die zukkende Hand. »Doch damit nicht genug – nein, du warst nicht zufrieden, mir das Herz aus dem Leib zu reißen, du begehrtest auch noch, was mir rechtmäßig zustand, die Königswürde! Es stimmt doch, daß du nach meiner Krone gierst, oder nicht?« brüllte er und zerrte an dem dunklen Reif. Josua starrte ihn sprachlos an. »Verfluchtes Eisen – es hat mich verbrannt, bis ich dachte, ich müßte den Verstand verlieren!« Aufstöhnend riß er sich den Reif vom Kopf und schleuderte ihn zu Boden. Auf seiner Stirn blieb eine eingebrannte Schattenkrone aus zerfetztem, versengtem Fleisch zurück.

Josua wich einen weiteren Schritt zurück, die Augen vor Entsetzen und

Mitleid weit aufgerissen. Tränen rollten ihm über die Wangen. »Ich bete … o barmherziger Ädon! Ich bete für deine Seele, Elias.« Er hob den Arm mit der Lederstulpe, als wollte er den Anblick von sich fortschieben. »Ach Gott, du armer Mann.« Seine Haltung wurde wieder steif, er hob Naidel und richtete es auf den König, bis die Spitze vor Elias' Brust bebte. »Aber du *mußt* dieses verfluchte Schwert herausgeben. Pryrates kann jeden Augenblick hier sein. Ich kann nicht warten.«

Der König senkte das Kinn und spähte unter seinen Brauen zu Josua auf. Sein Kopf hing so schlaff, als hätte er das Genick gebrochen. Dort, wo die Krone gesessen hatte, rann ein großer Blutstropfen herunter.

»Ah. Ah. Sind wir denn soweit? Ich bin verwirrt, denn alles ist bereits geschehen … oder so kommt es mir vor…« Er riß das graue Ding hoch, das sich plötzlich verhärtete und sichtbar wurde, ein langes Schwert mit gefleckter Klinge und doppeltem Stichblatt, feurig funkelnd. Tiamaks Herz sank, aber er blieb, wo er war und konnte den Blick nicht abwenden. Die Klinge glich einem Stück sturmgepeitschten Himmels. »Nun gut ….«, sagte der König.

Josua sprang mit einem wortlosen Aufschrei vor. Naidel zuckte wie ein Blitz. Der König schnippte einmal mit *Leid* und lenkte den Hieb ab, erwiderte ihn aber nicht. Josua tanzte zurück, zitternd wie im Fieber. Tiamak fragte sich, ob schon die Berührung des grauen Schwertes mit seiner eigenen Klinge ihn so erschütterte. Wieder griff der Prinz an und bemühte sich minutenlang, die Verteidigung seines Bruders zu durchbrechen. Elias focht wie im Traum. Er bewegte sich krampfhaft und ruckartig, aber immer nur soviel, daß er Josuas Ausfälle abwehren konnte, wobei er jedesmal bis zur letzten Sekunde wartete, als wisse er schon vorher, wohin der Prinz zielen werde.

Endlich wich Josua keuchend zurück. Der Schweiß auf seiner Stirn glänzte, als es in der Ferne aufblitzte.

»Siehst du«, meinte Elias, »es ist zu spät für deine einfältigen Methoden.« Er schwieg einen Augenblick. Ein sachtes Donnerrollen erschütterte die Glocken. »Zu spät.« Das rauchige Licht in seinen Augen wurde plötzlich grell, und er hob *Leid* hoch empor. »Aber nicht zu spät für mich, eine kleine Vergeltung für alles Böse, das du mir angetan hast, zu genießen – für meine tote Frau, meinen gefährdeten Thron, das vergiftete Gemüt meiner Tochter. Später werde ich mich um andere Dinge kümmern müssen. Aber wenigstens jetzt kann ich mich mit dir befassen, mein ehemaliger Bruder.«

Er trat einen Schritt vor, das Schwert ein düsterer Schatten in seiner Hand.

Josua wehrte sich verzweifelt, aber der König besaß übermenschliche Kräfte. Rasch trieb er Josua an das Südfenster und deckte ihn dort trotz seiner merkwürdig ungelenken Bewegungen mit so wuchtigen Schlägen ein, daß Josua kaum die lebenswichtigsten Körperteile schützen konnte. Das schlanke Naidel war zu leicht, den König aufzuhalten, und schon bald taumelte Josua gegen das Fenstersims, unfähig, sich weiter zu verteidigen. Unvermittelt streckte Elias den Arm aus, packte Naidel bei der Klinge und riß es aus Josuas Griff. Tiamak, außer sich vor Verzweiflung, raste aus dem Treppenschacht und warf sich gegen den Rücken des Königs, der zum Schlag ausgeholt hatte. Er zerrte an Elias' Schwertarm.

Aber er war zu schwach, den Prinzen zu retten. Josua riß die Arme hoch, um sich zu schützen, aber schon sauste die graue Klinge auf seinen Hals nieder. Tiamak sah nicht, wo sie ihn traf, aber er hörte den schrecklichen, harten Aufprall und fühlte den Arm des Königs beben. Josuas Kopf zuckte. Der Prinz flog zur Seite. Aus seinem Hals quoll Blut. Er fiel zusammen wie ein leerer Sack und lag still.

Der König, von Tiamak aus dem Gleichgewicht geworfen, stolperte, griff mit der freien Hand nach oben und packte Tiamak am Genick. Eine Sekunde schloß sich die Hand des Wranna um Leid; das Schwert war so kalt, daß es ihn verbrannte. Ein grausamer Eisspeer bohrte sich in seine Brust, und seine Arme wurden taub. Er konnte nur noch einen qualvollen Schrei ausstoßen – für seinen Schmerz, für Josua, für alles, was so furchtbar fehlgeschlagen war –, dann riß der König ihn von sich los und schleuderte ihn fort. Tiamak spürte noch, wie er hilflos über den Steinboden der Glockenstube rutschte, dann krachte etwas gegen seinen Kopf und Hals, und er brach an der Wand zusammen und blieb flach auf der Seite liegen. Tiamak konnte weder sprechen noch sich rühren. Seine schon trüben Augen verschwammen und füllten sich mit Tränen. Plötzlich erfüllte ein gewaltiges Dröhnen den Raum und erschütterte den Boden. Noch heller leuchtete der rote Schein vor den Fenstern, als loderte Feuer um den Turm. Einen Augenblick schlugen die Flammen so hoch empor, daß er sie sehen konnte. Vor ihnen am Fenster stand der feurige Umriß des Königs. Dann war alles verschwunden.

Die Glocke hatte zum dritten Mal geläutet.

XXXII
Der Turm

An der Tür des Thronsaals blieb Simon stehen. Trotz der eigenartigen Ruhe, die er auf seiner Reise durch den Bauch des Hochhorsts empfunden hatte, und trotz Hellnagel, das an seiner Hüfte hing, hämmerte ihm das Herz in der Brust. Würde wie im Hjeldinturm der König hier schweigend im Dunkel warten?

Seine Hand senkte sich auf den Schwertgriff, er stieß die Tür auf.

Der Thronsaal war leer, zumindest menschenleer. Zu beiden Seiten des Drachenbeinthrons standen sechs schweigende Gestalten, aber die kannte Simon von alters her. Er trat ein.

Die Banner mit den Wappen, die unter der Decke gehangen hatten, waren heruntergefallen, abgerissen von den Zähnen des Windes, der durch die hohen Fenster strömte. Plattgetretene Tiere und Vögel lagen in wirren Haufen, einige sogar schlaff auf den Knochen des großen Throns ausgestreckt. Simon stieg über einen wasserfleckigen Wimpel; der daraufgestickte Falke blickte mit großen Augen zu ihm auf, wie erschrocken von seinem Sturz vom Himmel. Gleich daneben, zum Teil von anderen, feuchten Bannern verdeckt, erkannte Simon schwarzes Tuch mit einem stilisierten goldenen Fisch. Eine undeutliche Erinnerung stieg in ihm auf.

Draußen nahm der Lärm zu. Simon wußte, daß er sich nicht aufhalten durfte, aber der Hauch von Erinnerung quälte ihn. Er ging zu den schwarzen Malachitstatuen. Im zuckenden Wetterleuchten schienen sich ihre Züge zu bewegen, und einen Augenblick fürchtete Simon, der Zauber, der die ganze Burg veränderte und verschob, könnte auch die Steinkönige lebendig machen. Aber zu seiner Erleichterung blieben sie starr und tot.

Er sah auf die Figur, die gleich rechts von der vergilbten Lehne des großen Throns stand. Eahlstan Fiskernes Gesicht war aufwärts gerichtet, als schaue er auf eine Herrlichkeit, die hinter den Fenstern lag, hinter der Burg und allen ihren Türmen. Simon hatte das Gesicht des Märtyrerkönigs oft betrachtet, aber diesmal tat er es mit anderen Augen.

Er ist es, den ich gesehen habe, begriff er plötzlich. *In dem Traum, den mir Leleth gezeigt hatte. Er las in dem Buch und wartete auf den Drachen. Und sie sagte: »Das ist ein Teil deiner Geschichte, Simon.«*

Sein Blick fiel auf den dünnen Goldreif an seinem Finger. Das darauf eingravierte Fischsymbol sah zu ihm auf. Was hatte ihm Binabik über die Sithi-Inschrift des Ringes erzählt?

Drachen und Tod?

»*Der Drache war tot.*« Das hatte ihm Leleth an jenem Nicht-Ort zugeflüstert, jenem Fenster in die Vergangenheit.

Und König Eahlstan ist ein Teil meiner Geschichte? War es das, was Morgenes mir anvertrauen wollte, als er mir den Ring schickte? Das größte Geheimnis des Bundes der Schriftrolle – daß sein Gründer Eahlstan und nicht Johan den Drachen erschlug?

Über fünf Jahrhunderte hinweg war Simon Eahlstans Bote. Damit lasteten eine Ehre und ein Vertrauen auf ihm, die er jetzt noch gar nicht fassen konnte, ein Reichtum an Wissen, den er genießen würde, wenn er am Leben blieb, ein kostbares Geheimnis, das das Leben fast seiner ganzen Umgebung verändern konnte.

Aber Leleth hatte ihm noch etwas anderes gezeigt. Sie hatte ihm das Bild Inelukis erscheinen lassen, in seiner Hand *Leid*.

Und Inelukis ganze Bosheit galt…

Der Turm! Jäh stand die Gefahr des Augenblicks wieder vor ihm.

Ich muß Hellnagel in den Turm bringen. Ich habe Zeit vergeudet!

Er drehte sich noch einmal um und sah Eahlstan in das steinerne Gesicht. Dann verneigte er sich vor dem Gründer des Bundes, genoß die ganze seltsame Situation und verließ den statuengesäumten Thron, um eilig die Steinfliesen zu überqueren.

Die Wandbehänge im Stehplatzraum waren verschwunden, die Treppe zum Abtritt nicht mehr verborgen. Simon rannte die Stufen hinauf und zwängte sich durch das schmale Abtrittfenster. In ihm kämpften nervöse Erregung und Angst. Der Zwinger mochte von Bewaffneten wimmeln, aber sie hatten Simon den Geisterknaben vergessen, der auf dem Hochhorst alle Ecken und Winkel kannte. Oder nein, nicht mehr Simon den Geisterknaben, sondern Herrn Seoman, den Bewahrer gewaltiger Geheimnisse!

Der kalte Wind traf ihn mit der Wucht eines Rammbocks und hätte ihn fast von der Mauer gestoßen. Der Schnee kam von der Seite und brannte ihm in Augen und Gesicht. Simon konnte kaum etwas sehen. Blinzelnd

hielt er sich am Fensterschlitz fest. Der Mauervorsprung, auf dem er stand, war nur einen Schritt breit. Zehn Ellen tiefer brüllten gepanzerte Männer aufeinander ein, und Metall klirrte auf Metall. Wer kämpfte hier? Und waren das Riesen, die er von weitem röhren hörte, oder war es nur der Sturm? Es kam ihm vor, als sähe er im Nebel große, weiße, wild um sich schlagende Gestalten, aber er wagte nicht, zu lange und zu scharf auf das zu blicken, was ihn erwartete, wenn er von der Mauer purzelte.

Statt dessen sah er nach oben. Hoch über ihm ragte der Grünengelturm auf, der aus dem Gewirr der Hochhorstdächer emporwuchs wie der Stamm eines weißen Baums, Beherrscher eines uralten Waldes. Wolken ballten sich um sein Haupt, Blitze zerrissen den Himmel.

Simon ließ sich von seinem steinernen Sims heruntergleiten, bis er die Zwischenmauer erreicht hatte, auf der er sich auf Händen und Knien weiterschob. Schon bald waren seine Finger taub, und er verfluchte das Pech, das ihn die Handschuhe gekostet hatte. An den eiskalten Stein geklammert, versuchte er sich so tief zu ducken, daß ihn der unablässige Wind nicht herunterfegte.

Usires am Baum! Die Mauer war früher nie so lang.

Ihm war zumute, als überquere er auf schmaler Brücke die Abgründe der Hölle. Aus dem Dunst stiegen Schmerzens- und Wutschreie zu ihm auf, aber auch andere, weniger eindeutige Laute, manche davon so gellend, daß er zusammenzuckte und um ein Haar den Halt verloren hätte. Die Kälte war entsetzlich, und der Wind zerrte und riß. Simon ließ die Augen nicht von der schmalen Mauerkrone, bis er das Ende erreicht hatte. Zwischen diesem Punkt und dem Türmchen, das vom dritten Stock des Grünengelturms abging, klaffte eine Lücke, so breit, wie Simon hoch war. Er kauerte davor, stemmte sich gegen die Windböen und versuchte den Mut zum Sprung zusammenzuraffen. Ein plötzlicher Schwall warf ihn so hart vornüber, daß er fast flach auf der Mauer lag.

Was soll das, ermahnte er sich, *du hast es hundertmal getan.*

Aber nicht im Schneesturm, wandte ein anderer Teil seines Ichs ein. *Und nicht mit einem Haufen Bewaffneter unter dir, die dich in Stücke hacken, bevor du überhaupt weißt, ob du den Sturz überlebt hast.*

Er verzog das Gesicht vor den Graupeln und steckte die Hände unter die Achseln, um etwas Blut in die Finger zurückzubringen.

Du trägst die Geheimnisse des Bundes, sagte er zu sich. *Morgenes hat dir vertraut.* Es war Erinnerung und Beschwörung zugleich. Er tastete nach Hellnagel, um sich zu vergewissern, daß es noch sicher am Gürtel hing –

bei seiner Berührung hob sich das leise Lied wie der Rücken einer gestreichelten Katze –, und richtete sich dann vorsichtig so weit auf, daß er geduckt auf der Mauerecke stand. Nachdem er dort einen Moment gefährlich geschwankt und darauf gewartet hatte, daß der Wind wenigstens ein bißchen nachließ, murmelte er ein kurzes Gebet und sprang.

Der Wind packte ihn in der Luft und warf ihn zur Seite. Er verfehlte seinen Landeplatz und rutschte ins Leere. Aber seine krallende Hand griff in eine der Schießscharten. Ruckartig kam er zum Halt und hing nun über dem Abgrund. Der Wind riß an ihm, und Turm und Himmel über seinem Kopf schienen zu schwanken, als sei die ganze Welt dabei, ihr Unterstes zuoberst zu kehren. Er merkte, wie ihm der Stein unter den feuchten Fingern wegrutschte, und drängte hastig die andere Hand durch den Schlitz. Aber auch das half nicht viel. Seine Beine und Füße baumelten über dem Nichts, und sein Griff wurde schon schwächer.

Simon versuchte, die grimmigen Schmerzen nicht zu beachten, die durch seine vorher schon gequälten Gelenke rasten. Ebensogut hätte er wieder am Rad hängen können, gefesselt, bis zum Zerreißen gedehnt. Aber diesmal gab es einen Weg aus der Folter. Wenn er losließ, wäre es in Sekunden vorbei, und er hätte Frieden.

Aber er hatte zuviel gesehen und zuviel gelitten, um sich mit dem Vergessen abzufinden.

Er reckte sich, bis er es vor Schmerz fast nicht mehr aushalten konnte, und zog sich ein Stückchen höher. Als er die Arme verlängert hatte, so weit es nur ging, tastete eine Hand sich frei und suchte einen festeren Halt. Schließlich fanden seine Fingerspitzen eine Spalte zwischen den Steinen; wieder zog er sich nach oben. Den zusammengebissenen Zähnen entrang sich ein unwillkürlicher Schmerzensschrei. Der Stein war glitschig; fast wäre er wieder abgerutscht. Aber mit einem letzten Ruck hievte er seinen Oberkörper in die Schießscharte und ließ sich nach vorn fallen. Die Beine ragten noch heraus.

Ein Rabe, der unter dem Turmkragen Schutz gesucht hatte, starrte ihn mit ausdruckslosen, gelben Augen an. Simon zog sich ein paar Zoll weiter, und der Rabe hüpfte davon, blieb dann stehen, legte den Kopf zur Seite und beobachtete ihn.

Simon schleppte sich bis zum Turmfenster. Sein einziger Gedanke war Flucht vor dem eisigen Wind. Seine Arme und Schultern stachen, das Gesicht war von der bitteren Kälte wie versengt. Als er nach dem Sims griff, fühlte er sich plötzlich gepackt – etwas erfaßte ihn vom Kopf bis zu den

Füßen, ein brennendes Prickeln, das kreuz und quer über seine Haut lief und ihn verrückt machte wie Ameisenbisse. Der Rabe sprang in einer flügelschlagenden Wolke schwarzer Federn in den Himmel, prallte einmal gegen eine Windbö, flatterte dann aufwärts und außer Sicht.

Das Stechen wurde stärker. Simons Glieder zuckten hilflos. Etwas begann ihm die Luft aus den Lungen zu pressen. Simon begriff, daß er mitten in eine Falle gesprungen war, eine Falle, gezielt dazu bestimmt, übereifrige Küchenjungen zu fangen und zu töten.

Mondkalb, dachte er. *Einmal ein Mondkalb…*

Halb kroch er, halb fiel er durch das Turmfenster und landete auf der Treppe. Sofort hörte der erstickende Druck auf. Heftig zitternd und nach Luft ringend lag Simon auf den kalten Steinen. Sein Kopf, vor allem die Drachennarbe auf seiner Wange, pochte. Der Magen schien ihm bis in die Kehle steigen zu wollen.

Etwas erschütterte den Turm, ein tiefes Läuten wie von einer ungeheuerlichen Glocke, ein Ton, der in Simons Knochen und seinem schmerzenden Schädel nachhallte und nichts glich, das er jemals vernommen hatte. Die Welt war wie umgestülpt.

Schlotternd duckte sich Simon auf die Stufen. *Das waren doch nicht die Turmglocken,* dachte er, als die Echos verklungen und seine verstreuten Gedanken wieder vereint waren. *Sie haben jeden Tag geläutet, mein ganzes Leben lang. Aber was war das? Was geht hier mit den Dingen vor?*

Wieder löste sich etwas von seiner Erstarrung, und das Blut strömte an die Stellen zurück, aus denen es geflohen war. Jetzt pochte nicht mehr allein seine Wange. Simon betastete seine Stirn. Über dem rechten Auge zeichnete sich eine Schwellung ab; schon die leichte Berührung ließ ihn den Atem anhalten. Offenbar hatte er sich den Kopf gestoßen, als er sich durch das Fenster auf die Stufen warf.

Es hätte schlimmer kommen können, tröstete er sich. *Ich hätte beim Sprung auf die Zinne schon mit dem Kopf aufprallen können. Dann wäre ich jetzt tot. Statt dessen bin ich im Turm – in dem Turm, in den Hellnagel gehen muß … gehen will…*

Hellnagel!

Zu Tode erschrocken griff er nach unten. Aber er hatte das Schwert nicht verloren. Noch immer hing es, im Gürtel verhakt, an seiner Hüfte. Irgendwann mußte es ihn gestreift und geschnitten haben – zwei kleine Schlangen aus geronnenem Blut ringelten sich auf seinem Unterarm –, aber nur geringfügig. Und er hatte es noch, das war das eigentlich Wichtige.

Das Schwert sang leise zu ihm. Er fühlte es mehr, als daß er es hörte, eine verführerische Lockung, die stärker war als die Schmerzen in seinem Kopf und dem zerschlagenen Körper.

Es wollte nach oben.

Jetzt? Soll ich einfach so hinaufsteigen? Barmherziger Ädon, ich kann gar nicht richtig denken.

Simon richtete sich auf und kroch an den Rand der Treppe. Dort lehnte er sich an die glatte Wand und bemühte sich, die Knoten aus seinen Muskeln zu reiben. Als alle Glieder sich mehr oder weniger wieder so bewegen ließen, wie es sich gehörte, hielt Simon sich an der Wand fest und stand auf. Sofort begann die Welt zu kippen und sich zu drehen, aber er stemmte sich dagegen, die Hände flach gegen das Reliefmuster gepreßt, das die Steine bedeckte, und nach kurzer Zeit konnte er ohne Stütze stehen.

Er lauschte auf den Wind, der um die Mauern des Turms ächzte, und das ferne Schlachtgetümmel. Ein weiteres Geräusch wurde nach und nach lauter. Durch das Treppenhaus hallten Schritte. Simon sah sich ratlos um. Es gab kein Versteck. Er zog Hellnagel aus dem Gürtel und spürte, wie es in seiner Hand bebte und ihn mit Wärme erfüllte, berauschend wie der Jagdwein der Trolle. Einen kurzen Augenblick erwog er, sich tapfer hier aufzubauen, Schwert in der Hand, um allem Widerstand zu leisten, das die Treppe heraufkam. Aber das wäre natürlich eine große Dummheit gewesen. Schließlich konnte es jeder sein – Soldaten, Nornen, sogar der König oder Pyrates. Nein, Simon mußte an das Leben anderer und an das Große Schwert denken, das zur letzten Schlacht gebracht werden sollte; dieser Verantwortung konnte er sich nicht entziehen. Er machte kehrt und eilte lautlos die Stufen hinauf, Hellnagel waagerecht vor sich, damit die Klinge nicht gegen die Steine scharrte und ihn verriet. Jemand hatte die Treppe heute schon betreten: in den Wandhaltern brannten Fackeln und erhellten die Stellen, an denen es keine Fenster gab, mit unruhigem, gelbem Licht.

Die Treppe wand sich nach oben. Nach ungefähr zwanzig Stufen gelangte er an eine dicke Holztür in der Innenwand. Simon war erleichtert; er konnte sich in dem dahinterliegenden Raum verstecken und, wenn er vorsichtig war, sogar durch das Guckloch oben in der Tür feststellen, wer da hinter ihm herkletterte. Die Entdeckung kam keine Sekunde zu früh. Sosehr er sich auch beeilt hatte, die Schritte, die ihm folgten, waren nicht leiser geworden, und als er stehenblieb und die Türklinke zu bewegen versuchte, kamen sie ihm schon recht laut vor.

Die Tür schwang nach innen. Simon spähte ins Dunkel und glitt hinein.

Unter seinen Füßen schien der Boden einzusinken. Er drehte sich um und schob die Tür zu. Als er einen Schritt zurücktrat, damit die Türkante ungehindert an ihm vorbeigleiten konnte, sank sein hinterer Fuß ins Nichts.

Simon stieß einen kleinen Schreckensschrei aus und hielt sich am inneren Türgriff fest. Wieder schwang die Tür nach innen und drängte ihn sogar noch weiter zurück, während er verzweifelt mit dem Fuß nach festem Boden angelte. Panikschweiß machte seine Hand am Türgriff schlüpfrig. Das Fackellicht, das durch die Öffnung drang, zeigte einen Fußboden, der knapp eine Elle über den Türpfosten hinausreichte und sich dann in verfaulte Splitter auflöste. Darunter sah er nur Finsternis.

Er hatte kaum das Gleichgewicht wiedergefunden und sich mit der anderen Hand wieder auf den restlichen Fußboden hinaufgezogen, als die gewaltige und furchtbare Glocke zum zweiten Mal läutete. Sekundenlang verschwand die Welt ringsum, und der Raum mit dem unvollständigen Fußboden füllte sich mit Licht und tanzenden Flammen. Das Schwert, das er sogar noch festgehalten hatte, als er über dem Nichts baumelte, entsank seiner Hand und stürzte in den Abgrund. Gleich darauf waren die Flammen erloschen, und Simon stand schwankend vor der Abbruchkante. Hellnagel – das Kostbare, das Unvergleichliche, die Hoffnung der ganzen Welt – war in den Schatten der Tiefe verschwunden.

Die Schritte, die länger nicht mehr zu hören gewesen waren, setzten wieder ein. Simon zog die Tür zu, preßte sich mit dem Rücken dagegen und verharrte auf einem schmalen Streifen Holz über leerer Schwärze. Er lauschte. Die Schritte gingen an seinem Versteck vorbei und entfernten sich nach oben. Aber es kümmerte ihn nicht mehr, wer den Turm mit ihm teilte. Hellnagel war verloren.

Sie waren so hoch. Die Wände des Treppenschachts schienen sich nach innen zu lehnen und über ihr zu schließen wie eine schluckende Kehle. Miriamel schwankte. Wenn diese ohrenzerschmetternde Glocke noch einmal läutete, würde sie unzweifelhaft das Gleichgewicht verlieren und fallen. Der Sturz über die Treppen, an denen sie sich alles brechen würde, mußte unendlich sein.

»Wir sind fast da«, wisperte Binabik.

»Ich weiß.« Sie fühlte, daß nur ein kleines Stück über ihnen *etwas* wartete; ein Zittern lag in der Luft. »Ich weiß nur nicht, ob ich wirklich dorthin gehen kann…«

Der Troll nahm ihre Hand. »Ich habe auch Angst.« Sie konnte ihn im

Schrillen des Windes kaum hören. »Aber dein Onkel befindet sich dort, und Camaris hat das Schwert hinaufgetragen. Auch Pyrates wird bei ihnen sein.«

»Und mein Vater.«

Binabik nickte.

Miriamel holte tief Atem und schaute nach oben, wo ein dünner Streifen blutrotes Licht um die Biegung der Treppe sickerte. Dort warteten der Tod und Schlimmeres. Sie wußte, daß sie gehen mußte, aber sie wußte auch mit furchtbarer Gewißheit, daß mit dem nächsten Schritt, den sie tat, die Welt, die sie gekannt hatte, enden würde.

Sie fuhr sich mit der Hand über das verschwitzte Gesicht.

»Ich bin bereit.«

Dort, wo die Treppe in das darüberliegende Zimmer mündete, pulsierte rauchiges Licht. Draußen grollte der Donner. Miriamel drückte Binabiks Arm und klopfte auf ihren Gürtel und den Dolch, den sie einem von Isorns Männern aus der kalten, steifen Hand genommen hatte. Aus ihrem Reisesack zog sie einen neuen Pfeil und legte ihn lose auf die Sehne. Sie hatte Pyrates schon einmal verletzt – wenn sie ihn schon nicht töten konnte, ließ sich vielleicht im entscheidenden Moment für Ablenkung sorgen.

Sie traten in das blutige Glühen.

Das erste, was Miriamel sah, waren Tiamaks dünne Beine. Der Wranna lag regungslos an der Mauer. Sein Gewand hatte sich über die Knie geschoben. Sie unterdrückte einen Aufschrei, schluckte hart und stieg weiter nach oben. Ihr Gesicht hob sich in den stürmischen Wind.

Hinter den hohen Fenstern ballten sich schwarze Wolken am Himmel, und an ihren ausgefransten Rändern leuchtete das fiebrige Rot des Erobersterns. Schneeflocken wirbelten wie Asche unter dem Dachstuhl, wo die großen Glocken hingen. Das Gefühl des Wartens, der Eindruck einer zum Zerreißen gespannten Welt waren sehr stark. Miriamel atmete schwer.

Sie hörte, wie Binabik neben ihr einen leisen Laut ausstieß. Unter den grünhäutigen Glocken kniete Camaris. Seine Schultern zuckten, und er hielt das schwarze *Dorn* aufrecht vor sich wie einen heiligen *Baum*. In einiger Entfernung stand Pyrates. Seine Scharlachgewänder wogten im scharfen Wind. Aber Miriamels Aufmerksamkeit galt nicht ihnen.

»Vater?« Es war kaum mehr als ein Hauch.

Der König hob den Kopf, eine Bewegung, für die er eine lange Zeit zu

brauchen schien. Sein bleiches Gesicht war skelettmager, die Augen lagen tief in den Höhlen und glommen wie verdeckte Lampen. Er starrte sie an, und sie fühlte, wie ihr das Herz brach. Sie wollte weinen, lachen, auf ihn zulaufen und ihn wieder gesund machen. Ein anderer Teil ihres Ichs, in einer Falle gefangen, laut schreiend, wollte diese Mißgestalt, die vorgab, ihr Vater zu sein – denn das *konnte* nicht der Mann sein, der sie aufgezogen hatte –, vernichtet und ins Dunkel gestoßen sehen, dorthin, wo weder Liebe zu ihm noch Angst vor ihm sie noch quälen konnten.

»Vater?« Dieses Mal trug ihre Stimme.

Pryrates drehte den Kopf nach ihr. Ein Ausdruck des Ärgers zog über sein glänzendes Gesicht. »Seht Ihr? Sie hören nicht auf Euch, Majestät«, sagte er zu Elias. »Immer drängen sie sich ein, wo sie nicht hingehören. Kein Wunder, wenn Euch die Herrschaft eine solche Last ist.«

Der König zuckte zornig oder ungehalten die Achseln. Sein Gesicht war schlaff. »Schickt sie weg.«

»Vater, warte!« rief seine Tochter und trat einen Schritt auf ihn zu. »Beim allmächtigen Gott, tu das nicht! Ich habe die halbe Welt durchquert, um mit dir zu sprechen. Schick mich nicht weg!«

Pryrates streckte die Hände aus und sagte etwas, das sie nicht hören konnte. Plötzlich packte sie etwas Unsichtbares, das am ganzen Körper klebte und brannte, und warf Binabik und sie gegen die Wand. Ihr Reisesack fiel ihr von der Schulter und landete auf dem Boden, wo sich der Inhalt verteilte. Der Bogen flog aus ihrer Hand und außer Reichweite. Sie wehrte sich, aber die klebrige Macht erlaubte nur ein paar träge Zuckungen. Sie konnte sich nicht vom Fleck rühren. Neben ihr zappelte Binabik. Auch er hatte keinen Erfolg. Sie waren hilflos.

»Schickt sie weg«, wiederholte Elias, diesmal zorniger. Seine Augen sahen alles außer ihr.

»Nein, Majestät«, erwiderte der Priester eindringlich. »Laßt sie bleiben. Laßt sie zuschauen. Von allen Menschen auf der Welt waren es vor allem Euer Bruder«, er deutete auf etwas, das Miriamel nicht sehen konnte, »der leider nichts mehr davon mitbekommen wird, und Eure verräterische Tochter, die Euch zwangen, diesen Weg einzuschlagen.« Er lachte meckernd. »Allerdings wußten sie nicht, daß Ihr eine Lösung finden würdet, die Euch noch größer machte, als Ihr schon wart.«

»Hat sie Schmerzen?« fragte der König brüsk. »Sie ist nicht mehr meine Tochter – aber ich werde nicht dulden, daß Ihr sie foltert.«

»Keine Schmerzen, Majestät«, versicherte Pryrates. »Sie und der Troll

werden nur … Zuschauer sein.«

»Nun gut.« Endlich sah der König Miriamel in die Augen. Er spähte so mühsam nach ihr, als sei sie eine ganze Meile entfernt. »Wenn du nur auf mich gehört hättest«, sagte er kalt. »Wenn du nur gehorsam gewesen wärst…«

Pryrates legte ihm die Hand auf die Schulter. »Alles hat zum Besten gedient.«

Zu spät. Die Leere und Verzweiflung, gegen die Miriamel so lange angekämpft hatte, brachen ihre Dämme und durchbrausten sie wie schwarzes Blut. Sie hatte ihren Vater verloren und war tot für ihn. Alle Wagnisse, alles Leid waren umsonst gewesen. Sie fühlte sich so entsetzlich unglücklich, daß ihr das Herz stocken wollte.

Vor dem Fenster spaltete ein gegabelter Blitz den Himmel. Der Donner ließ die Glocken summen.

»Aus … Liebe.« Sie zwang ihre Kiefer, sich gegen den lähmenden Zauber des Alchimisten zu wehren. Jedes matte Wort dröhnte ihr in den Ohren, als stünde sie am Grund eines tiefen Brunnens. Jetzt konnte sie es ihrem Vater sagen, aber es war zu spät. Zu spät. »Du … ich … ich habe alles … aus Liebe getan.«

»Schweig!« zischte der König. Sein Gesicht war eine knochige Maske der Wut. »Liebe? Bleibt sie übrig, wenn Würmer die Knochen abgenagt haben? Ich kenne dieses Wort nicht!«

Er drehte sich langsam zu Camaris um. Der alte Ritter kniete noch an derselben Stelle am Boden. Jetzt aber, wie von der bloßen Aufmerksamkeit des Königs unwiderstehlich angezogen, kroch er ein paar Schritte näher. *Dorn* scharrte vor ihm her über die Steinfliesen.

Die Stimme des Königs klang merkwürdig sanft. »Ich wundere mich nicht, daß das schwarze Schwert Euch erwählt hat, Camaris. Man hat mich davon unterrichtet, daß Ihr in die Welt der Lebenden zurückgekehrt wärt. Ich wußte, wenn das stimmte, würde *Dorn* Euch finden. Nun können wir uns gemeinsam bemühen, das Reich Eures geliebten Johan zu schützen.«

Miriamels Augen wurden groß vor Grauen, als sie plötzlich eine Gestalt erkannte, die bisher von Camaris verdeckt gewesen war. Josua lag dicht neben ihrem Vater mit gespreizten Gliedern schlaff am Boden. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen, aber Hemd und Mantel troffen am Hals von Blut, und unter ihm hatte sich eine rote Lache gebildet. Miriamel starrte tränenblind.

»Es ist Zeit, Majestät«, sagte Pryrates.

Der König bleckte *Leid* wie eine graue Zunge, bis es den alten Ritter fast berührte. Camaris, der sichtlich mit sich kämpfte, hob der Schattenklinge in der Hand des Königs langsam *Dorn* entgegen.

Binabik, der sich gegen dieselbe Kraft wehrte, die auch Miriamel fesselte, stieß einen erstickten Warnruf aus, aber *Dorn* richtete sich in den bebenden Händen des alten Mannes immer weiter auf.

»Vergib mir, o Gott!« rief Camaris voller Trauer. »Es ist eine sündige Welt … und ich habe dich wiederum verraten.«

Die beiden Schwerter stießen mit einem leisen Klicken, das im ganzen Raum zu hören war, aneinander. Das Rauschen des Sturms wurde leiser, und für einen Augenblick war nur Camaris' qualvolles Stöhnen zu vernehmen.

Dort, wo die beiden Klingen sich kreuzten, begann ein schwarzer Fleck zu pulsieren, als habe die Welt einen Riß bekommen, durch den Urleere sickerte. Selbst im Bann des Alchimistenzaubers spürte Miriamel, wie die Luft in dem hohen Raum auf einmal hart und spröde wurde. Die Kälte vertiefte sich. In den Fensterbögen und an den Wänden bildeten sich Eisblumen, die sich blitzartig ausbreiteten. Binnen Sekunden bedeckte eine dünne Schicht von Eiskristallen das Zimmer. Sie schimmerten in tausend fremdartigen Farben. An den großen Glocken wuchsen Eiszapfen, durchsichtige Reißzähne, die im Licht des roten Sterns funkelten.

Pryrates reckte triumphierend die Arme. Glitzernde Flocken hingen an seinem Gewand. »Es hat begonnen.«

Der düstere Glockenkranz an der Decke bewegte sich nicht, aber von neuem erscholl der markerschütternde Ruf einer anderen, größeren Glocke. Pudriges Eis stob auf, als der Turm zitterte wie ein schlanker Baum im Sturm.

Leise fluchend zerrte Simon am Türgriff. Die untere Tür war verklemmt. Es würde nicht leicht sein, in den Raum unter der Kammer, in der der Boden fehlte, einzudringen. Und schon wieder kamen Schritte die Treppe herauf.

Der Schmerz in seinen Gelenken war immer noch unbeschreiblich, aber er hastete trotzdem so schnell wie nur möglich nach oben zu der anderen Tür, trat ein und achtete dabei sorgsam darauf, nur auf den vordersten Rand des Fußbodens zu treten, der auch vorhin sein Gewicht ausgehalten hatte. Dabei mußte er sich weit zur Seite schieben, damit die Tür schloß. Als die Schritte draußen vorbeigingen, schlich er vorsichtig über den Strei-

fen Holz, um durch den Schlitz in der Oberseite der Tür zu spähen, aber als er ihn endlich erreicht hatte, konnte er nur noch einen kleinen, dunklen Schatten erkennen, der merkwürdig schwankend nach oben entschwand. Er wartete ein Dutzend Herzschläge, lauschte, verließ dann leise den Raum und nahm aus dem nächsten Wandhalter eine Fackel.

Zu seiner großen Erleichterung stellte er mit ihrer Hilfe fest, daß die untere Kammer noch ihren Fußboden hatte, der zwar auch an einigen Stellen durchgefault war, im wesentlichen aber erhalten zu sein schien. Hellnagel lag glänzend auf einem Stapel ausgemusterter Möbel. Es gab Simon einen Stich, es dort so hingeworfen zu sehen wie ein kostbares Schmuckstück auf einem Dunghaufen – er mußte es zurückholen. Hellnagel wollte hinauf zur Spitze. Selbst aus der Entfernung spürte er das Sehnen in der Klinge.

Ein dünner Faden aus ihrem Lied schlang sich um seine Gedanken, als er versuchte, den festesten Punkt des unteren Fußbodens zu finden. Er nahm das Ende der Fackel zwischen die Zähne und ließ die Beine über den Rand des Holzstreifens hinter der Tür gleiten. Soweit seine Arme reichten, ließ er sich hinunter, dann sprang er. Mit einigem Herzflattern landete er. Das Holz knarrte laut und gab ein wenig nach, aber es hielt. Simon machte einen Schritt auf Hellnagel zu, aber sein Fuß brach ein wie im Morast. Hastig zog er ihn zurück und stellte fest, daß ein Stück Fußboden, etwas größer als seine Stiefelsohle, zerbröckelt und eingesunken war.

Auf Händen und Knien überquerte er langsam und vorsichtig die trügerische Fläche. Beim Vortasten zog er sich eine Reihe von Splittern ein. Der Ruf des Windes war hier nur gedämpft. Die Fackel brannte heiß an seiner Wange. Ihre flackernde Flamme warf seinen Schatten an die Wand, geduckt wie ein Tier.

Er streckte die Hand aus. Näher … noch näher … jetzt! Seine Finger schlossen sich um Hellnagels Griff, und sofort fühlte er, wie das Lied stärker wurde, ihn durchbebte, ihn willkommen hieß … und mehr. Die Sehnsucht der Klinge wurde seine Sehnsucht.

Hinauf, dachte er. In seinem Kopf stand das Wort wie ein leuchtender Schein. *Es ist Zeit zum Hinaufgehen.*

Aber das war leichter gesagt als getan. Er setzte sich auf die Schenkel, zuckte zusammen, als der Boden knarrte, und nahm die Fackel aus den Zähnen. Er hob sie hoch und blickte sich um. Der Raum war größer als der darüberliegende; die Hälfte der Decke, die nicht vom Holzboden des nächsten Stockwerks gebildet wurde, bestand aus einer hellen Steinplatte, die keine erkennbare Stütze aufwies. Die Wände waren kahl bis auf ein paar

undeutliche Reste von Schnitzereien, überdeckt von Staub und Ruß. Es gab nichts, an dem man hätte hochklettern können, und auch im Sprung konnte er den schmalen Fußbodenstreifen an der oberen Tür nicht erreichen.

Er überlegte. Der Sog des Schwertes lag wie ein Schatten auf seinen Gedanken, drängend wie ruhiger, aber stetiger Trommelschlag. Simon schob Hellnagel in den Gürtel, wobei es ihm fast schwerfiel, den Griff loszulassen, und steckte die Fackel wieder zwischen die Zähne. Dann kroch er zu der Tür hinüber, die er schon von der Treppe her zu öffnen versucht hatte, aber sie war von innen ebenso unzugänglich; entweder das feuchte Wetter oder verzogene Balken hielten sie fest, so heftig er auch zog. Seufzend kroch er wieder in die Mitte der Kammer.

Mit äußerster Vorsicht zog er zerbrochene Möbelstücke heran und schichtete sie behutsam neben- und aufeinander, bis er vor der verquollenen Tür einen schulterhohen Stapel errichtet hatte. Gerade legte er die zerkratzte Platte eines nicht mehr gebrauchten Tischs oben auf den Stoß, als er wieder jemanden die Treppe heraufkommen hörte.

Es war schwer zu sagen, aber diesmal schienen die Schritte von mehreren Personen zu stammen. Simon duckte sich lautlos, wobei er die Tischplatte mit der Hand festhielt, und horchte, bis die Schritte sich an seiner, und dann, nach ein paar zehrenden Augenblicken, auch an der oberen Tür vorbeibewegt hatten. Er hielt den Atem an und fragte sich, wer von seinen vielen Feinden wohl jetzt wieder in den Turm wollte. Aber er wußte, daß er es nur allzubald erfahren würde. Hellnagel zupfte an seinen Gedanken. Das Stillsitzen fiel ihm schwer.

Als die Geräusche verhallt waren, wackelte Simon an seinem Stapel, bis er sicher war, daß das Bauwerk halten würde. Er hatte versucht, alle scharfen Kanten und abgebrochenen Beine nach unten zu richten, falls er abstürzte, aber er wußte, daß dann vermutlich er selbst und die spitzen Bruchstücke von Stühlen, Schemeln und schweren Tischen alle zusammen durch den Boden brechen und in den nächstunteren Raum purzeln würden. Falls das geschah, machte er sich keine großen Hoffnungen.

So vorsichtig er konnte, kletterte er nach oben und legte sich flach auf die Tischplatte, um dann die Beine nachzuziehen. Die Flamme der Fackel zwischen den Zähnen versengte ihm die Haarspitzen. Er richtete sich auf und fühlte, wie das unsichere Gerüst unter ihm sanft schaukelte. Behutsam balancierend nahm er die Fackel in die Hand, hielt sie in die Höhe und suchte die widerstandsfähigste Stelle der über ihm liegenden Fußbodenkante.

Gerade näherte er sich dem Rand seines schwankenden Stapels, als die Glocke ein drittes Mal läutete.

Noch während ihr Donnerhall den ganzen Turm erfaßte und schüttelte und der Holzstoß unter Simon zusammenbrach, ließ er die Fackel los und sprang. Ein Stück des oberen Bodens brach ab, aber der Rest hielt. Keuchend griff Simon mit der freien Hand nach einer anderen Stelle und versuchte sich hinaufzuziehen. Purpurne Feuerstöße jagten einander über die Wände, und alles wogte und verschwamm. Seine müden Arme zitterten. Er zog sich höher, klammerte sich mit der Hand an die Türschwelle und schob endlich ein Bein über den Rand. Das Echo der Glocke verhallte, obwohl er es noch in Zähnen und Schädelknochen spürte. Die Lichter flackerten und erloschen, bis auf ein mattes Glühen unter ihm. Er roch den Qualm der Fackel, die jetzt zwischen den Trümmern seines Möbelstapels lag.

Ächzend vor Anstrengung zog er sich ganz nach oben und in die Sicherheit des schmalen Holzstreifens. Dort lag er und schnappte nach Luft. Plötzlich sah er unter sich Flammen aufzüngeln.

So schnell es die Vorsicht erlauben wollte, kroch er zur Seite, riß die Tür auf und fiel vornüber auf die Stufen. Sofort raffte er sich auf und schloß die Tür. Ein paar verwaiste Rauchfäden schwebten hervor und lösten sich auf. Simon wartete, bis seine Hände nicht mehr ganz so heftig zitterten.

Dann zog er das Schwert aus dem Gürtel. Hellnagel gehörte wieder ihm. Er lebte noch, er war noch frei – es gab noch Hoffnung.

Als er seinen Weg fortsetzte, fühlte er das Lied des Schwertes in sich anschwellen, ein Gesang der Freude, der nahen Erfüllung. Sein eigenes Herz schlug schneller, als die Klinge sang. Alles würde gut werden.

Das Schwert lag warm in seiner Hand. Es schien ein Teil seines Arms und Körpers zu sein, ein neues Sinnesorgan, so wachsam und scharf wie die Nase eines Jagdhundes oder die Ohren einer Fledermaus.

Hinauf. Es ist Zeit.

Der Schmerz in Kopf und Gliedern verflog, wich dem stetig anwachsenden Triumph Hellnagels, das er fest in der Hand hielt, sicher vor jeder Gefahr.

Es ist endlich Zeit. Alles kommt in Ordnung. Endlich.

Das Drängen des Schwertes wurde immer stärker. Simon fiel es schwer, an etwas anderes zu denken als daran, wie er einen Fuß vor den anderen setzen mußte, um zur Turmspitze zu gelangen, dem Ort, an den es Hellna-

gel zog. In den Fenstern, an denen er vorbeikam, sah er geballte, rotdurchzuckte Wolken, gelegentlich von zackigen Blitzen vernarbt; aber das Toben des Sturms klang merkwürdig gedämpft. Weit lauter, zumindest in seinen Gedanken, ertönte das Lied des Schwertes.

Nun wird es endlich aufhören, dachte er. Er konnte es fühlen; Hellnagel versprach es. Das Schwert würde aller Verwirrung und Unzufriedenheit, die ihn so lange geplagt hatten, ein Ende setzen; sobald es mit seinen Schwestern vereint war, würde alles anders werden. Aller Kummer würde vorbei sein.

Es war jetzt niemand anderes mehr auf der Treppe. Niemand regte sich mehr als Simon, und er konnte fühlen, daß alle und alles auf ihn warteten. Die ganze Welt hing am Grünengelturm, der ihr Angelpunkt war, und er würde es sein, der das Gleichgewicht veränderte. Es war ein wildes, berauschendes Gefühl. Das Schwert zog ihn weiter, sang zu ihm, erfüllte ihn bei jedem Schritt nach oben mit unklaren, aber überwältigenden Verheißungen von Ruhm und Befreiung.

Ich bin Simon, dachte er und konnte fast schon den Trompetenschall hören. *Ich habe große Taten vollbracht – einen Drachen getötet! Eine Schlacht gewonnen! Und nun bringe ich das Große Schwert!*

Während er weiterging, schimmerten die Stufen unter seinen Füßen, ein elfenbeinerner Strom. Der helle Stein der Treppenhauswand schien zu leuchten, als spiegele er ein Licht, das dahinter brannte. Die himmelblauen Schnitzereien waren so herzzerreißend schön wie Blumen, die man vor die Füße eines Eroberers streut. Vor ihm lag Vollendung. Das Ende aller Schmerzen erwartete ihn.

Die Glocke läutete ein viertes Mal, noch gewaltiger als zuvor. Das Echo dröhnte und hallte im Treppenschacht wider. Es schüttelte Simon, wie ein Hund eine Ratte schüttelt. Er stolperte. Ein Schwall eiskalter Luft flutete an ihm vorbei. Die Wandreliefs verschwammen unter einer milchigen Eishaut. Fast hätte Simon das Schwert fallen lassen, als er die Hände an den Kopf riß und aufschrie. Taumelnd griff er nach dem Rahmen eines Turmfensters und suchte dort Halt.

Während er noch schlotternd und stöhnend dastand, verwandelte sich draußen der Himmel. Die breite Wolkenbank verschwand, und für eine lange Minute öffnete sich vor Simons Augen die ganze Schwärze eines mit winzigen, kalten Sternen besetzten Himmels, als hätte sich der Grünengelturm aus seiner Verankerung gerissen und schwebte jetzt über dem Gewitter. Simon, der beim Klang des verhallenden Echos der Glocke die Zähne

zusammengebissen hatte, starrte mit großen Augen. Drei Herzschläge später gerann der schwarze Himmel zu Grau und Rot, und der Sturm heulte von neuem um den Turm.

Etwas berührte seine Gedanken, kämpfte gegen Hellnagels unnachgiebigen Sog.

Das … ist … falsch. Die Freude, die er mit dem Schwert geteilt hatte, das Gefühl, daß er irgendwie alles in Ordnung bringen würde, verflog. *Hier geht etwas Böses vor … etwas unendlich Böses!*

Aber schon strebte er weiter, die Treppe hinauf, dem matten Glühen zu. Er war nicht mehr Herr über seinen eigenen Körper.

Er wehrte sich. Seine Glieder fühlten sich kalt und fern an. Er verlangsamte den Schritt und schaffte es sogar, stehenzubleiben, fröstelnd im eisigen Wind, der von oben herunterwehte. Kleine Eisbärte hingen an den Wänden, und sein Atem stand als Wolke über ihm. Aber er spürte, daß irgendwo über ihm eine noch viel größere Kälte lauerte – Kälte, die *dachte*.

Lange Zeit kämpfte er so auf den Stufen, strengte sich an, die Herrschaft über seine eigenen Arme und Beine zurückzuerlangen. Es war ein Kampf gegen Unsichtbares, von niemandem bemerkt als von jener kalten, unmenschlichen Macht. Er spürte ihre hungrige Aufmerksamkeit, als ihm die Schweißperlen auf der Haut froren und klirrend auf die Treppe fielen. Von seinem überhitzten Körper stieg Dampf auf, und wo die Wärme aus ihm wich, drang tödliche Kälte ein.

Endlich ergriff sie ganz von ihm Besitz und füllte ihn aus. Sie bewegte ihn wie eine Stockpuppe. Mit ruckartigen Schritten stolperte er weiter und schrie dabei lautlos aus dem Gefängnis seines Schädels.

So trat er vom Treppenhaus in die dunstige Glockenstube. Die eisbedeckten Wände glitzerten und funkelten. Sturmwolken umbrausten die hohen Fenster, und Licht und Schatten wechselten so träge, als hätte die Kälte auch sie gelähmt.

An der Tür standen Miriamel und Binabik und zappelten so langsam wie Fliegen im zähen Bernstein. Simons Augen wurden groß, und sein Herz hämmerte schmerzhaft gegen die Rippen. Aber er konnte nicht rufen oder auch nur seine Füße zum Stehen bringen. Miriamel öffnete den Mund und gab einen erstickten Laut von sich. Simon kamen die Tränen. Einen Augenblick zog ihn ihr blasses Gesicht an wie eine Lampe in einem dunklen Zimmer; aber das, was ihn festhielt, ließ ihn nicht los. Es riß ihn an seinen Freunden vorbei wie eine Flußströmung und zerrte ihn zu dem Säulenkranz in der Mitte des Raums.

Unter den bereiften Glocken warteten drei Gestalten. Eine davon kniete. Das, was sich von Hellnagel in ihm festgesetzt hatte, tanzte und sprang … aber das, was noch Simon war, schlotterte vor Angst, als sich jetzt Elias zu ihm umdrehte. Sein Gesicht war das Gesicht eines Toten. Das gefleckte graue Schwert in seinen beiden Fäusten lag über dem schwarzen *Dorn*, und wo sie einander berührten, war *Nichts*, eine Leere, die Simons Geist schmerzen ließ.

Zitternd blickte Camaris zu Simon auf. Seine Haare und Brauen waren mit Eis überpudert. Die Augen des alten Mannes starrten ihn in qualvoller Trauer an.

»Meine Schuld…«, wisperte er mit klappernden Zähnen.

Pryrates hatte zugeschaut, wie Simon hereinschwankte. Jetzt nickte er und lächelte schmal. »Ich wußte, daß du irgendwo im Turm stecktest, Küchenjunge – du und das letzte Schwert.«

Simon fühlte sich näher zu der Stelle gezogen, wo *Dorn* und *Leid* einander begegneten. Durch Hellnagel, dessen Lied ihn durchströmte, fühlte er auch die Musik der beiden anderen Schwerter. Der tanzende Puls des Lebens, der in ihnen allen schlug, wurde stärker, als der Augenblick ihrer Vereinigung nahte. Simon empfand ihn wie die reißende Strömung eines Flusses vor einer Engstelle, aber er spürte auch etwas wie eine Wand, die die Klingen voneinander fernhielt. Obwohl zwei von ihnen sich bereits berührten und zwischen ihnen und der dritten nur wenige Ellen lagen, war der Abstand zwischen ihnen nicht geringer geworden.

Was sich jedoch geändert hatte, etwas, das Simon tief und wortlos im innersten Herzen spürte, war, daß eine ungeheure Umschichtung bevorstand. Irgendein riesiges Weltenrad hing lose auf seiner Achse und wollte sich drehen; und sowie es sich in Bewegung setzte, würden alle Wände fallen, alle Mauern verschwinden. Die Schwerter warteten und sangen.

Bevor er selbst es wußte, war er vorgetreten. Hellnagel klirrte gegen die beiden anderen Klingen. Der Schock der Berührung erfaßte nicht nur Simon, sondern den ganzen Raum. Die schwarze Leere an der Stelle, wo die Schwerter sich kreuzten, vertiefte sich, ein Abgrund, in den die ganze Welt fallen, in dem sie vergehen konnte. Ringsum verwandelte sich das Licht; die Glut des Sterns, die durch die Fenster sickerte, verdüsterte sich und färbte das Zimmer mit Blut. Die furchtbare Glocke läutete ein fünftes Mal.

Simon zitterte und schrie auf, als der Turm schwankte und die Kraft der Schwerter, noch immer gebändigt, aber immer heftiger nach Befreiung strebend, ihn durchzuckte. Sein Herz stotterte, zögerte, stockte beinah. Sei-

ne Sicht verschwamm und wurde dunkel, kehrte aber allmählich zurück. Etwas, das wie Feuer brannte und ihn anzog wie ein Magnet, hielt ihn unentrinnbar gefangen. Verzweifelt suchte er sich loszureißen, aber die Anstrengung aller Kräfte führte nur dazu, daß er leicht schwankte und an Hellnagels Griff zappelte wie ein Fisch, der am Haken stirbt. Der Nachhall der Glocke verklang.

Selbst durch die Musik der Schwerter fühlte Simon, wie die kalte Macht, die er schon auf der Treppe gespürt hatte, sich verdichtete, riesig und schwer wie ein Berg, kalt wie die Löcher zwischen den Sternen. Sie war jetzt näher, verharrte aber immer noch hinter jener unbegreiflichen Wand.

Elias, den die jubelnde Kraft der Schwerter kaum zu berühren schien, zerkratzte Simon mit irren grünen Augen. »Diesen hier kenne ich nicht, Pryrates«, murmelte er, »obwohl mir etwas an ihm vertraut vorkommt. Aber gleichviel. Alle Absprachen sind eingehalten worden.«

»Allerdings.« Der Priester ging so dicht an ihm vorbei, daß sein Gewand Simons Ärmel streifte. Etwas von Simons begrabenem Ich schrie vor Ekel und Wut, aber kein Laut kam über seine zuckenden Lippen. Er war jetzt kaum mehr als ein Halter für Hellnagel. Der hochfliegende Geist des endlich mit seinen Schwestern verbundenen Schwertes kehrte sich nicht an Menschenzwist und Menschenhaß und wartete nur darauf, was als nächstes geschehen würde, gierig wie ein Hund, der auf sein Futter harrt.

»Alle Absprachen sind eingehalten worden«, wiederholte Pryrates schnarrend und stellte sich neben den König, »und alles nimmt seinen Lauf. Bald wird Utuk'ku, die Älteste, den Teich der Drei Tiefen in ihre Gewalt gebracht haben. Dann steht das Fünfte Haus, und die große Verwandlung beginnt.« Er sah auf Simon, und seine Augen glitzerten. »Der, den Ihr nicht kennt, ist Morgenes' Küchenwelpe, Majestät«, sagte er grinsend. »Wirklich erfreulich. Ich habe gesehen, was du mit Inch gemacht hast, Junge. Sehr gründliche Arbeit. Du hast mir viel Last und Mühe erspart.«

Simon fühlte, wie ein gewaltiger Zorn in ihm zu kochen anfing. Im roten Licht schien das selbstgefällige Gesicht des Priesters körperlos im Raum zu hängen, und Simon sah nichts anderes mehr. Er kämpfte gegen die Lähmung seiner Glieder, wollte Hellnagel von seinen Schwestern wegreißen und sich auf den Mörder stürzen, aber er blieb hilflos. Die Flamme seiner Wut fand keinen Ausgang und loderte so heiß, als wollte sie sein Inneres zu Asche verbrennen.

Wieder erbebte der Turm im Donnerhall der Glocke. Unter Simon

schwankte der Boden. Die Ohren wollten ihm platzen. Er starrte auf die Bronzeglocken, die über ihm hingen, aber sie schwiegen. Statt dessen wurde ein geisterhafter Umriß sichtbar, die Gestalt einer Glocke, aber lang und röhrenförmig. Als sie von neuem ertönte, sah Simon Feuer vor den Fenstern und einen endlosen, schwarzen Himmel.

Als das Dröhnen verhallt war, hob Pryrates die Hände. »Sie hat gesiegt. Es ist Zeit.«

Der König senkte das Haupt. »Gott helfe mir, ich habe lange darauf gewartet.«

»Euer Warten ist zu Ende.« Der Priester kreuzte die Arme vor seinem Gesicht und ließ sie wieder nach unten fallen.

»Utuk'ku hat den Teich der Drei Tiefen bezwungen. Die Schwerter sind hier und warten nur auf die *Worte des Widerrufs*, die lösen, was sie bindet. Dann wird die Kraft, die in ihnen gefangen war, befreit ihr Lied singen und Euch alle Eure Wünsche erfüllen.«

»Unsterblichkeit?« fragte Elias, schüchtern wie ein Kind.

»Unsterblichkeit. Ein Leben, das die Sterne überdauert. Ihr suchtet Eure tote Gemahlin, Majestät, aber Ihr habt weit Größeres gefunden.«

»Sprecht nicht … sprecht nicht von ihr.«

»Freut Euch, Elias, und trauert nicht!« Pryrates legte die Handflächen aneinander, und vor den hohen Fenstern zerkratzten Blitze den Himmel. »Ihr fürchtetet Euch davor, keinen Erben mehr zu haben, als Eure ungehorsame Tochter entlief – nun werdet Ihr selbst Euer Erbe sein. Ihr werdet niemals sterben.«

Elias hob den Kopf. Seine Augen waren geschlossen, als bade er in wärmender Sonne. Sein Mund zuckte.

»Niemals sterben«, flüsterte er.

»Ihr habt mächtige Freunde gewonnen, und in dieser Stunde werden sie Euch für all Euer Leid belohnen.«

Pryrates trat zurück und stieß den roten Ärmel gegen die Decke. »Ich rufe das Erste Haus!«

Wieder erscholl die große, unsichtbare Glocke, krachend wie der Hammer einer Götterschmiede. Flammen durchbrausten die Glockenstube und hüpften über die Eiswände. »Auf dem Thisterborg, bei den uralten Steinen«, intonierte Pryrates, »wartet einer der Roten Hand. Für seinen Meister und Euch greift er nach der Macht dieses Ortes und öffnet einen Spalt ins Dazwischen. Er enthüllt das erste der A-Genay'asu'e, und es entsteht das

Erste Haus.«

Simon fühlte das Kalte und Schreckliche, das da wartete, stärker werden. Irgendwie umringte es den ganzen Grünengelturm und kam dabei immer näher, einem Raubtier ähnlich, das im Dunkeln lautlos auf ein Lagerfeuer zuschleicht.

»In Wentmund«, rief Pryrates, »auf den Klippen über dem endlosen Ozean, dort, wo für die Seefahrer aus dem verschollenen Westen einst das Hayefur brannte, wird nun das Zweite Haus errichtet. Der Diener des Sturmkönigs befindet sich dort, und eine neue, größere Flamme steigt zum Himmel auf.«

»Nein … nicht…« Binabik, noch immer von Pryrates' Zauber gefesselt, versuchte sich von der Wand loszureißen. Seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. »Nein … nicht…«

Der Priester schnippte mit den Fingern, und der Troll zappelte hilflos und verstummte.

Wieder läutete die Glocke, und ihre Kraft schien kein Ende zu nehmen, ein ewiger Widerhall. Simon hörte von draußen Stimmen, Schmerzens- und Angstschreie in der Sprache der Sithi. Rotes Licht flackerte in den Eiszapfen am Deckengewölbe der Glockenstube.

»Über dem Hasutal, am uralten Klagestein, dort, wo die Ältesten vor der Ältesten einst unter längst erloschenen Sternen tanzten, entsteht das Dritte Haus. Der Diener des Sturmkönigs dort läßt eine weitere Flamme zum Himmel lodern.«

Elias wankte plötzlich einen Schritt nach vorn. *Leids* Klinge senkte sich, verlor jedoch nicht den Kontakt mit den anderen Klingen. »Pryrates!« keuchte der König. »Etwas … etwas brennt in mir …!«

»Vater!« Miriamels Stimme war ganz leise, aber ihr Gesicht vor Entsetzen verzerrt.

»Weil es Zeit ist, Majestät«, antwortete der Alchimist. »Ihr verändert Euch. Eine reine Flamme muß Eure Sterblichkeit verzehren.« Er deutete auf die Prinzessin. »Schaut hin, Elias! Seht Ihr, was Eure Schwäche Euch antut? Seht Ihr, was diese geheuchelte Liebe Euch einbringen würde? Sie möchte Euch zu einem alten Mann machen, der um seine Mahlzeiten winselt und das Bett näßt!«

Der König richtete sich auf und drehte Miriamel den Rücken zu.

»Ich lasse mich nicht aufhalten«, knirschte er; die Worte schienen ihm schwerzufallen. »Ich … will … haben … was … mir … versprochen …

wurde.«

Simon sah den Priester lächeln, obwohl Pryrates der Schweiß von der eierschalenglatten Stirn tropfte. »Ihr sollt es haben.« Wieder reckte er die Arme. Simon strengte sich an, bis er glaubte, die Schläfenadern müßten ihm platzen, aber auch diesmal gelang es ihm nicht, sich von den gekreuzten Schwertern loszureißen. »In der Festung Eures Bruders, Elias«, rief Pryrates, »mitten im Herzen seines Verrates – in Naglimund errichten wir das Vierte Haus!«

Wieder sah Simon hinter den Fensterrahmen den fremdartigen schwarzen Himmel. Der Hochhorst unter dem Fenstersims war zu einem Wald geworden, einem Wald aus bleichen, anmutigen Türmen. Dazwischen loderten Flammen. Das seltsame Bild löste sich nicht auf. Der Hochhorst war verschwunden, ersetzt durch … Asu'a? Simon hörte das Geschrei schriller Sithistimmen und das Prasseln von Feuer.

»Und nun das Fünfte Haus!« schrie Pryrates.

Diesmal brachte der Klang der Geisterglocke Simon den Anblick von Sturmwolken und wirbelndem Schnee zurück. Die hohe, gellende Qual der Sithi wich den dumpferen Rufen der Sterblichen.

»Im Teich der Drei Tiefen weicht Utuk'ku dem letzten Diener des Sturmkönigs, und unter unseren Füßen wächst das Fünfte und letzte Haus.« Pryrates breitete, die Handflächen nach unten, seine Arme weit aus. Der Turm erbebte in seinen Grundfesten. Über Hellnagels ganze Länge fuhr ein Sog, der durch Simons Arm bis in sein Herz und seine Gedanken flutete, als wollte er zurückströmend sein Innerstes aus ihm herausziehen.

Gegenüber fletschte Camaris in einer Grimasse der Qual die Zähne. *Dorn* zitterte in seiner Faust.

Aus dem Boden der Glockenstube quoll ein Springquell aus eisblauem Licht, das knisternd und prasselnd durch den schwarzen Punkt floß, an dem die Schwerter sich berührten. Durch diesen Filter verzerrt und kleiner geworden, hob es sich über Simons Gesicht hinaus und sprühte blaue Funken an die glitzernde Decke. Simons Körper verkrampfte sich, so gewaltig waren die Kräfte, die ihn umspülten und durchdrangen. In seinen zerschlagenen Gedanken jauchzten und jubelten die Schwerter, nun endlich befreit. Simon wollte den Mund öffnen und schreien, aber seine Kiefer waren zusammengepreßt, seine Zähne knirschten. Funkelnd blendete das blaue Licht seine Augen.

»So haben nun die drei Großen Schwerter den Weg zu diesem Ort gefunden, über dem der Erobererstern steht:

– Leid, Verteidiger Asu'as, Geißel der Lebenden;
– Dorn, Sternenklinge, Banner des sterbenden Imperiums;
– Hellnagel, letztes Eisen aus dem verschollenen Westen.«

Während Pryrates die drei Namen rief, läutete die große Glocke. Bei jedem Ton schienen der Turm und alles um ihn herum sich zu verschieben; die zierlichen Türme und das Feuer wichen den massigen, verschneiten Dächern des Hochhorsts, nur um beim nächsten hallenden Dröhnen von neuem zu erscheinen.

Simon, von furchtbaren Gewalten ergriffen, fühlte, wie sein Inneres sich verzehrte. Er haßte. Schwelende Wolken der Wut stiegen in ihm auf, Haß, weil man ihn betrogen und seine Freunde ermordet hatte, Haß auf die grausige Verwüstung, die Pryrates und Elias angerichtet hatten. Er wollte in tödlichem Bogen das Schwert schwingen, alles Erreichbare zerschmettern, alle töten, die ihn so grausam unglücklich gemacht hatten. Er konnte nicht schreien, sich nicht einmal rühren, nur hilflos zucken. Die Wut, die sich nicht auf gewöhnliche Art entladen konnte, schien statt dessen durch seinen Schwertarm zu fließen. Hellnagel verschwamm vor seinen Augen, wurde zu etwas Unwirklichem, als sei ein Teil der Klinge nicht mehr da; *Dorn* war ein dunkler Fleck in Camaris' Hand. Die Augen des alten Mannes waren verdreht.

Plötzlich fühlte Simon, wie sein furchtbarer Zorn und die Verzweiflung aus ihm herausbrachen. Die Schwärze an der Stelle, wo die Schwerter sich kreuzten, erweiterte sich, wurde zur endlosen Leere, einem Tor ins Nichtsein, und Simons ganzer Haß strömte hindurch. Die Leere schien die Klinge von *Leid* hinauf auf Elias zuzukriechen.

»Wir machen uns die große Furcht zu eigen.« Pryrates trat hinter den König, der jetzt ebenso gefangen und hilflos aussah wie die beiden anderen Schwertträger. Der Priester breitete die Arme aus, so daß Elias auf einmal zwei weitere Hände zu haben schien. »Überall breitet die Furcht sich aus. Das Meer kocht von Kilpa. Die Ghants kriechen durch die Straßen der südlichen Städte. Tiere aus alten Sagen durchstreifen den Schnee des Nordens. Die Furcht ist überall.

Wir machen uns die große Furcht zu eigen. In allen Ländern kämpft Bruder gegen Bruder. Pest und Hungersnot und die Geißel des Krieges verwandeln Menschen in rasende Dämonen. Alle diese Kraft von Furcht und Wut gehört uns, vereint im Muster der Fünf Häuser.«

Er lachte plötzlich. »Ihr Kleingeister! Selbst eure Ängste sind klein. Ihr

fürchtet die Niederlage eurer Heere? Ihr werdet ganz andere Dinge sehen – sehen, wie die Zeit selbst in ihrer Bahn umkehrt.«

König Elias ruckte und zuckte, als die Schwärze die Klinge hinauf und auf ihn zukroch, aber er schien *Leid* nicht loslassen zu können.

»Gott steh mir bei, Pryrates!« Ein krampfhafter Schauder überlief ihn, und er zitterte so entsetzlich, daß er eigentlich hätte hinfallen müssen. Die nachtschwarze Leere berührte seine Hände. »Aaah! Gott helfe mir, ich verbrenne! Meine Seele steht in Flammen!«

»Ihr dachtet doch nicht, es würde leicht sein?« grinste Pryrates. Schweiß strömte von seiner Stirn. »Es kommt noch schlimmer, Narr.«

»Ich will keine Unsterblichkeit!« schrie Elias. »O Gott, Gott, Gott! Erlöse mich von dieser Qual! Ich verbrenne!« Seine Stimme klang verzerrt, als sei etwas Unvorstellbares in seine Lungen und Brust gedrungen.

»Was Ihr wollt, ist unwichtig«, fauchte Pryrates. »Ihr bekommt Eure Unsterblichkeit – auch wenn sie vielleicht nicht ganz so aussieht, wie Ihr es Euch erhofft habt.«

Elias krümmte sich. Seine Schreie waren nicht mehr artikuliert.

Pryrates streckte die Hände aus, bis sie rechts und links neben *Leids* Griff standen, nur wenige Zoll von Elias' Fingern entfernt. »Es ist Zeit für die *Worte des Widerrufs*«, verkündete er.

Die Glocke donnerte, und wieder umgab die tragische Anmut des brennenden Asu'a den Grünengelturm. Die Sterne am schwarzen Himmel waren kalt und winzig wie Schneeflocken. Der Turm schien sich zu schütteln wie ein Lebewesen in Todesqual.

»Ich habe den Weg bereitet!« rief Pryrates. »Ich habe das Gefäß geformt. Jetzt und hier: *Kehre um, Zeit!* Kehre um durch die Jahrhunderte, bis zu dem Augenblick, bevor Ineluki in die Gefilde jenseits des Todes verbannt wurde. Wenn ich die *Worte des Widerrufs* spreche, soll er zurückkehren. ER SOLL ZURÜCKKEHREN!«

Er brach in einen brüllenden Gesang aus, dessen Sprache hart war wie berstender Stein und brechendes Eis. Die Schwärze breitete sich aus und verschlang Elias. Sekundenlang war der König gänzlich verschwunden, als hätte man ihn durch die Wand der Wirklichkeit gestoßen. Dann war es, als nehme er die Schwärze in sich auf oder als fließe sie in ihn hinein; um sich schlagend und wild schreiend tauchte er wieder auf.

Elysia, Mutter der Barmherzigkeit! Sie haben gesiegt! Sie haben gesiegt! In Simons Kopf schienen Stürme und Flammen zu toben, aber sein Herz

war aus schwarzem Eis.

Wieder sang die Glocke. Diesmal schien die Luft im Raum fest und glasartig zu werden und knickte Simons Blick, als schaue er in einen verspiegelten Tunnel. Es gab weder Oben noch Unten. Draußen begannen die Sterne, lange, weiße Fäden durch den Himmel zu ziehen, verschlungen wie Wurmlöcher im Rasen. Während das Leben in sengenden Wogen aus ihm und Hellnagel herausströmte, fühlte er, wie die Welt sich umstülpte.

Die Glockenstube verfinsterte sich. Formlose Schatten stiegen auf und wogten durch den eisigen Raum. Die Wände schienen sich zu öffnen und auseinanderzufallen. Schwärze flutete herein und brachte eine noch tiefere Kälte, lähmende, endzeitliche Eisstarre.

Elias' gräßliche Schreie waren zu einer würgenden, fast völligen Lautlosigkeit verstummt. Nur noch er und Pryrates waren sichtbar. Von den Händen des Priesters flackerte gelbes Licht. Sein Gesicht glänzte. Alle Wärme der Welt erlosch.

Der König veränderte sich.

Sein Umriß krümmte sich, verzog sich, wuchs ins Ungeheure; und doch blieb inmitten all dieser Finsternis seine eigene, verzerrte Gestalt noch undeutlich sichtbar.

Auch in Simons Inneres drang die tödliche Kälte. Sie sickerte ein, wo die Flammen des Zorns seine Hoffnung verbrannt hatten, und sie zog das Leben aus ihm heraus, wie man Mark aus einem Knochen saugt. Das Kalte, Eiskalte, das so lange gewartet hatte, kam.

»Ja, Ihr werdet ewig leben, Elias«, intonierte Pryrates. »Doch nur als flüchtiger Schatten in Eurem Körper, als Schatten, der zurücktreten muß hinter Inelukis heller Flamme. Denn seht, auch wenn das Rad der Zeit in seiner Bahn umkehrt und Ineluki wieder alle Türen geöffnet sind, braucht sein Geist doch eine irdische Hülle.«

Das Brausen des Sturms hatte aufgehört oder konnte die unerklärlichen Kräfte, die die Glockenstube erfaßt hatten, nicht mehr durchdringen. Der Springquell aus blauem Licht, der aus dem Teich der Drei Tiefen emporstieg, war zu einem schmalen, schweigenden Bach geworden, der dort, wo die Schwerter aneinanderstießen, in der Schwärze verschwand und nicht wieder auftauchte. Als Pryrates geendet hatte, war kein Laut zu hören außer dem hastigen Hecheln des Königs. In den Tiefen seiner Augen züngelten blutrote Flammen auf, dann ruckte sein Kopf nach hinten, als hätte man ihm das Genick gebrochen. Dunstiges Purpurlicht leckte aus seinem Mund.

Simon sah voller Grauen zu. Durch die Schwerter konnte er fühlen, wie

sich der Weg öffnete, ganz wie Pryrates gesagt hatte. Etwas, das zu entsetzlich war, um existieren zu dürfen, erzwang sich den Weg in die Welt. Der Körper des Königs zuckte wie eine Kinderpuppe an einer Schnur. Überall an ihm flackerten schwelende Lichter auf; es war, als zerreiße das Gewebe seines Körpers und enthülle einen brennenden Kern.

Irgendwo schrie Miriamel. Ihre kleine, verlorene Stimme klang wie vom anderen Ende des Weltalls.

Die Glockenstube war verschwunden. Ringsum erhoben sich mit ihren seltsamen Winkeln, gebrochen wie in Spiegelscherben, die Nadeltürme von Asu'a. Sie brannten, wie der Körper des Königs brannte, zerfielen, wie die Zeit selbst zerfiel. Fünf Jahrhunderte glitten in eisige, schwarze Leere. Nichts würde von ihnen übrigbleiben als Asche und Steine und Inelukis unermeßlicher Triumph.

»Kommt zu uns, Sturmkönig!« schrie Pryrates. »Ich habe den Weg bereitet. Die *Worte des Widerrufs* befreien die Macht der Schwerter, und die Zeit läuft rückwärts. Die Geschichte ist aufgehoben! Wir schreiben sie neu!«

Elias wand sich und wurde dabei größer, als sei das, was in ihm steckte, zu groß für eine menschliche Gestalt und weite ihn fast bis zum Bersten. Etwas wie ein Geweih wuchs aus seiner Stirn, und seine Augen waren Abgründe, in denen es scharlachrot schmolz und brodelte. Seine Umrisse wogten, eine sich ständig verändernde Schattenflut, die keine wirkliche Gestalt mehr erkennen ließ. Seine Arme breiteten sich aus. Eine Hand hielt noch immer den kaum sichtbaren Fleck aus Nichts, der *Leid* gewesen war, die andere reckte sich und spreizte Finger, die schwarz wie verkohlte Stökke waren. In den Falten dazwischen spielte glühendes Licht.

Das Wesen hielt inne, flackernd und formlos. Es schien zum Umfallen müde, wie ein frischgeschlüpfter Schmetterling.

Pryrates trat einen Schritt zurück und wandte das Gesicht ab. »Ich habe … ich habe getan, was Ihr wolltet, Mächtiger.«

Sein selbstzufriedenes Grinsen war verschwunden; der Priester hatte die Tür freiwillig geöffnet, aber das, was hindurchgetreten war, entsetzte selbst ihn. Er holte tief Atem und schien auf einen Rest innerer Kraft zurückzugreifen. Seine Züge wurden wieder raubtierhaft.

»Die Stunde ist da – aber es ist nicht Eure Stunde, sondern *meine*. Hätte ich mich denn darauf verlassen können, daß jemand, der alles Lebende haßt, seine Zusagen einhalten würde? Ich wußte, sobald Ihr mich nicht mehr brauchen würdet, wären Eure Versprechungen wie Wind in der Dun-

kelheit.« Er breitete die weiten Ärmel aus. »Sterblich mag ich sein, doch ich bin kein Tor. Ihr gabt mir die Worte der Verwandlung und hieltet sie für ein Spielzeug, mit dem ich mich vergnügen sollte wie ein Kind, solange ich Eure Befehle ausführte. Doch auch ich habe dazugelernt. Diese Worte werden Euer Käfig und Ihr werdet mein Diener sein. Die ganze Schöpfung wird sich vor Euch verneigen – aber Ihr sollt das Haupt vor *mir* beugen!«

Das formlose Gebilde in der Mitte der Kammer strudelte wie verwehter Rauch, aber sein schwarzes, rotdurchströmtes Herz behielt seine Festigkeit. Pryrates begann einen lauten Gesang, der nur durch die Pausen zwischen den einzelnen Lauten als Sprache zu erkennen war. Der Alchimist schien sich zu verwandeln. Er schwankte in der rotschwarzen Finsternis, die den König umhüllte wie ein Nebel. Seine Glieder krümmten sich und platzten auf gräßliche, schlangenhafte Art auseinander, bis er zu einem vielfach gewundenen Schatten verblaßte, einem breiten Band aus Schwärze, das sich um die Stelle ringelte, an der der König, oder was immer ihn verschlungen hatte, stand. Die Schattenwindungen verengten sich um das schwelende Herz. Die Welt schien sich noch weiter nach innen zu biegen, und beide Gestalten zerflossen, bis in der Mitte der Glockenstube nur noch Flammen, Dampf und Dunkelheit wogten.

Es war, als stürze in diesem Augenblick und an diesem Ort die ganze Schöpfung zusammen. Simon fühlte, wie Entsetzen aus ihm herausströmte, durch seinen Arm knisterte, durch Hellnagel hindurch mitten in die geballte Schwärze fuhr.

Die Finsternis wölbte sich. Winzige Blitzbögen durchzuckten den Raum. Simon wußte, daß irgendwo draußen Asu'a brannte, das Asu'a von vor fünfhundert Jahren, und daß seine Bewohner unter den Schwertern von Fingils totem Heer starben. Und was war mit den anderen? Waren alle, die Simon gekannt hatte, fortgetragen worden vom kreisenden Rad der Zeit? Alle und alles?

Im Zimmer flackerten die Blitze. Mitten darin bebte etwas, ein Unwetter aus Feuer und Gewitterwolken, das plötzlich aufbrach und den Raum mit blendender Helligkeit erfüllte. Pryrates, wieder in seiner natürlichen Gestalt, stolperte rückwärts aus dem strahlenden Glanz, der sich daraufhin sofort wieder verfinsterte. Sekundenlang reckte der Priester triumphierend die Arme über den Kopf, dann taumelte er und fiel auf die Knie. Die Dunkelheit gerann zu einer vage menschenähnlichen Gestalt, die ihm gegenüberstand, die blutrote Andeutung eines Gesichts auf dem mißgestalteten Haupt.

Pryrates schlotterte und schluchzte. »Verzeiht mir! Verzeiht meine Anmaßung, meine Dummheit! O bitte, Gebieter, vergebt mir!« Er kroch auf die Erscheinung zu und schlug mit der Stirn auf den fast unsichtbaren Boden. »Ich kann Euch noch immer große Dienste erweisen! Erinnert Euch, was Ihr mir versprochen habt, Herr – wenn ich Euch treu diente, sollte ich der erste unter den Sterblichen sein.«

Das Wesen hielt noch immer *Leid* fest, das freilich kaum noch zu erkennen war, streckte aber die andere, verkohlte Hand so weit aus, daß sie den Alchimisten berührte. Die Finger schlossen sich um seinen glatten, nassen Schädel. Eine Stimme, mächtiger als die Glocke, harsch und tödlich wie das Zischen von Eiswind, kratzte durch das Dunkel. Selbst nach allem, was schon geschehen war, füllten sich Simons Augen bei ihrem Klang mit Tränen der Furcht.

»JA. DU WIRST DER ERSTE SEIN.«

Unter den Fingern des Königs stiegen Dampfstrahlen auf. Pryrates kreischte und warf die Arme hoch, um nach den Händen des anderen zu greifen. Der rührte sich nicht, und Pryrates konnte sich nicht befreien. Flammenbäche rannen über sein Gewand. Das Gesicht des Königs vor ihm war ein undeutlicher schwarzer Fleck, aber die Augen und der zerfetzte Mund leuchteten scharlachrot. Der Schrei des Priesters war ein Laut, der keiner menschlichen Kehle entstammen konnte. Dampfwolken hüllten ihn ein, aber Simon sah noch, wie die fuchtelnden Arme zu qualmen begannen, platzten und schrumpften, peitschend wie Baumäste. Es kam ihm sehr lange vor, bis der Priester – nur noch Knochen und brennende Lumpen – zu Boden fiel, wo er zuckte wie eine zertretene Grille. Allmählich wurden die ruckartigen Bewegungen langsamer und hörten auf.

Das Wesen, das Elias gewesen war, sackte mit gesenktem Kopf zusammen und war nur noch ein Schatten. Aber Simon fühlte, wie es die Kräfte trank, die durch *Hellnagel*, *Dorn* und *Leid* brausten und so die Kraft zurückgewann, den gestohlenen Körper zu beherrschen. Auf irgendeine Weise hatte Pryrates es verletzt, aber Simon wußte, daß es nur eine Frage von Augenblicken war, bis es sich wieder erholt haben würde. Eine winzige Hoffnung keimte in ihm auf, und wieder versuchte er, den Schwertgriff loszulassen. Aber der war mit ihm verwachsen wie sein Arm. Es gab kein Entkommen.

Als hätte es seinen Befreiungsversuch gespürt, sah das schwarze Wesen zu ihm auf. Simons Herz setzte aus und wäre fast stehengeblieben, als er die unversöhnlichen Gedanken des anderen erfaßte. Ineluki hatte die Zeit

selbst außer Kraft gesetzt, um wiederzukehren. Selbst der sterbliche Priester, so mächtig er auch gewesen sein mochte, hätte die Tür nicht wieder schließen können – was konnte Simon schon ausrichten?

In dieser Sekunde des Grauens fühlte Simon auf einmal das Brennen des Drachenbluts, das einst sein Fleisch versengt und ihn verwandelt hatte. Er starrte auf die formlose schwarze Gestalt, die Elias gewesen war, die zerstörte Hülle und ihren feurigen Bewohner, und spürte an der Stelle, wo die schwarze Essenz des Drachen ihn verwundet hatte, einen Schmerz, der wie eine Antwort war. Durch das pulsierende Nicht-Licht, das Hellnagel und *Leid* verband, floß nicht nur der alles verzehrende Haß, der den Sturmkönig in seiner tödlichen Verbannung wie Blut genährt hatte, sondern auch Inelukis furchtbare, irre Einsamkeit zu ihm hin.

Er liebte sein Volk, dachte Simon. *Er gab sein Leben für sein Volk, aber er starb nicht.*

Während er das Wesen aus kurzer Entfernung hilflos anstarrte und beobachtete, wie es wieder zu Kräften kam, fiel ihm das Bild Inelukis vor dem großen Teich ein, das Leleth ihm gezeigt hatte. So erschütternd unglücklich sein Gesicht auch ausgesehen hatte, die Entschlossenheit darin war die gleiche gewesen wie bei Eahlstan, als er in seinem Sessel gesessen und auf den schrecklichen Wurm gewartet hatte, von dem er wußte, daß er sich ihm stellen mußte und daß der Drache ihn töten würde. In gewisser Weise glichen sie einander, Ineluki und Eahlstan. Beide taten, was getan werden mußte, auch wenn es ihr eigenes Leben kostete. Ihm selbst ging es nicht anders. *Leid*. Seine Gedanken flatterten umher und starben wie Motten im Licht, aber er klammerte sich an diesen einen. *Ineluki nannte sein Schwert* Leid. *Warum hat sie mir das gezeigt?*

In seinem Augenwinkel bewegte sich etwas. Binabik und Miriamel, durch Pryrates' Tod von ihrem Bann befreit, torkelten auf ihn zu. Miriamel sank in die Knie. Binabik stolperte noch ein Stück weiter, den Kopf nach vorn gebeugt, als stemme er sich gegen starken Wind.

»Ihr werdet unsere Welt zerstören«, keuchte der Troll. Obwohl er mit weit offenem Mund sprach, klangen seine Worte so sacht wie das Schwirren samtener Schwingen. »Ihr habt kein Recht mehr, hier zu sein, Ineluki. Es wird nichts mehr geben, über das Ihr herrschen könnt. Ihr gehört nicht hierher!«

Die schwarze Wolke betrachtete ihn und hob die flackernde Hand. Simon sah, wie Binabik angstvoll vor der vernichtenden Berührung zurückwich. Er merkte, daß Furcht und Haß wieder in ihm aufsteigen wollten.

Ohne zu wissen, warum, wehrte er sich gegen die Welle von Abscheu.

Haß hat ihn an den dunklen Orten am Leben gehalten. Fünf Jahrhunderte brannte er in der Leere. Haß ist alles, was er hat. Ich habe auch gehaßt. Ich habe empfunden wie er. Wir sind gleich.

Er kämpfte darum, das gequälte Gesicht des leidenden Ineluki nicht zu verlieren. Es war das wahre Gesicht dieses entsetzlichen Feuerwesens. Nichts in der ganzen Schöpfung verdiente ein Schicksal wie das des Sturmkönigs.

»Es tut mir leid«, flüsterte er dem Gesicht in seiner Erinnerung zu. »Du hättest nicht so leiden dürfen.«

Die Kraft, die aus Hellnagel floß, nahm plötzlich ab. Das Wesen, das *Leid* hielt, drehte sich zu ihm um. Wieder überkam Simon tödliche Angst. Sein Herz wurde zusammengepreßt.

»Nein«, keuchte er und suchte nach einem festen Halt in seinem Inneren. »Ich will … dich fürchten, aber … ich werde … dich nicht hassen.«

Ein stiller Augenblick, der Jahre zu dauern schien. Dann erhob sich Camaris langsam aus seiner knienden Stellung und richtete sich schwankend auf. In seinen Händen atmete *Dorn* noch immer Schwärze, aber Simon spürte, wie sein Sog schwächer wurde, als seien Simons eigene Empfindungen über die Stelle, an der sich die Schwerter berührten, bis zu Camaris hingeflossen.

»Vergeben…«, krächzte der alte Ritter. »Ja. Es soll alles…«

Im Herzen der Dunkelheit, die der Sturmkönig war, entstand ein Beben. Das blutrote Licht wurde matter und erlosch. Ein rotglühender Dunst quoll hervor, summend wie ein Bienenschwarm. Inmitten der Schatten, umhüllt von Rauch, wurde das blasse, schmerzverzerrte Gesicht von König Elias sichtbar. Aus seinen Haaren kräuselten sich Rauchfäden. Flammen sprangen aus Umhang und Hemd.

»Vater!« In Miriamels Schrei lag ihre ganze Seele.

Der König richtete den Blick auf sie. »Ach Gott, Miriamel«, hauchte er. Seine Stimme war nicht völlig menschlich. »Er hat zu lange darauf gewartet. Er will mich nicht freigeben. Ich war ein Narr, und nun … erhalte ich … meinen Lohn. Es tut … mir leid, Tochter.« Ein Krampf schüttelte ihn, und seine Augen leuchteten rot auf, obwohl die verzerrten Züge sich nicht veränderten. »Er ist zu stark … sein Haß ist zu stark. Er … läßt … mich … nicht … frei…«

Sein Kopf fiel herunter. Rote Glut erblühte in der Höhle seines Mundes.

Miriamel stieß einen wortlosen Schrei aus und hob die Arme. Simon fühlte mehr, als er sah, wie etwas im Flug an ihm vorbeizischte.

Aus Elias' Brust ragte ein gefiederter weißer Schaft. Einen Herzschlag lang gehörten die Augen des Königs wieder ihm, und sein Blick versank in Miriamels Blick. Dann trat ein gräßlicher Ausdruck in sein Gesicht. Ein Brüllen, das den Donner übertönte, entrang sich dem aufgerissenen Mund, und Elias stürzte rücklings ins Dunkel. Aus dem Brüllen wurde ein gellender, unfaßbar lauter Schrei, der kein Ende nehmen wollte.

Einen flüchtigen Augenblick spürte Simon, wie etwas unbeschreiblich Kaltes dort, wo ihm das Drachenblut ins Herz gedrungen war, kratzte und hinein wollte, nachdem es seinen anderen Wirt verloren hatte. Der Hunger des Eindringlings war unermeßlich und verzweifelt.

Nein. Du gehörst nicht hierher. Simons Gedanken wiederholten Binabiks Worte.

Das Krallenwesen wich zurück, lautlos kreischend.

Flammen leckten empor und breiteten sich aus, wo der König gestanden hatte. Unter dem Dach der Glockenstube bildete sich ein Rauchpilz. In seiner Mitte wogte entsetzliche, kalte Schwärze, die sich, noch während Simon sie erschüttert und voller Grauen anstarrte, in zuckende Schatten auflöste. Wieder kippte die Welt, und der Turm bebte. Hellnagel pochte in Simons Hand und zerfiel zur schwarzen Wolke. Gleich darauf hielt er nur noch Staub in den Fingern. Er hob die zitternde Hand an die Augen, um das lose Pulver zu betrachten, und hielt verblüfft inne.

Er konnte sich wieder bewegen!

Von der Decke fiel ein Steinbrocken krachend neben ihm zu Boden und überschüttete ihn mit scharfen Splittern. Simon machte einen unsicheren Schritt zur Seite. Der Raum stand in Flammen, als würden die Steine selbst brennen. Eine rußgeschwärzte Glocke löste sich aus dem Kranz an der Decke und stürzte ab. Sie riß einen tiefen Krater in die Steinfliesen. Schattengestalten bewegten sich, hinter der Flammenwand nur verzerrt zu erkennen.

Eine Stimme rief seinen Namen, aber er stand mitten im Feuer und wußte nicht, in welche Richtung er fliehen sollte. Plötzlich wurde durch eine neue, scharfkantige Öffnung im Dach der brodelnde Himmel sichtbar. Weitere Steine fielen herunter. Einer traf ihn.

XXXIII

Versteckt vor den Sternen

Tiamak stand verlegen da und wartete. Der Herzog hörte den beiden Thrithing-Männern geduldig zu, nickte und antwortete. Die Männer machten kehrt und gingen durch den schmelzenden Schnee zu ihren Pferden. Der Herzog und der Wranna blieben allein am Feuer zurück.

Als Isgrimnur aufblickte und den Besucher erkannte, gab er sich Mühe, zu lächeln. »Tiamak, warum steht Ihr so herum? Bei Ädons Barmherzigkeit, Mann, setzt Euch. Wärmt Euch auf.« Er wollte ihm winken, aber seine Armschlinge ließ es nicht zu.

Tiamak hinkte zu ihm und setzte sich auf einen Baumstamm. Eine Weile hielt er wortlos die Hände über die Flammen und sagte dann: »Es tut mir unendlich leid um Isorn.«

Isgrimnur wandte die rotgeränderten Augen ab und starrte über die nebelverhangene Landzunge auf den Kynslagh hinaus. Es dauerte lange, bis er antwortete. »Ich weiß nicht, wie ich es meiner Gutrun sagen soll. Es wird ihr das Herz brechen.«

Das Schweigen dehnte sich aus. Tiamak wartete, unsicher, ob er noch etwas dazu sagen sollte. Er kannte Isgrimnur weit besser als seinen langen Sohn, dem er nur einmal in Likimeyas Zelt begegnet war.

»Er ist nicht der einzige, den es getroffen hat«, meinte Isgrimnur endlich und rieb sich die Nase. »Und wir müssen uns um die Lebenden kümmern.« Er nahm einen Stock, warf ihn ins Feuer und betrachtete ihn blinzelnd und mit angespannter Wut. An seinen Wimpern glitzerten Tränen. Wieder wuchs das Schweigen, schwoll fast furchterregend an, bevor Isgrimnur in die Worte ausbrach: »Ach, Tiamak, warum war ich es nicht? Er hatte sein Leben noch vor sich. Ich bin alt. Mein Leben ist vorbei.«

Der Wranna schüttelte den Kopf. Er wußte, daß es auf diese Frage keine Antwort gab. Niemand konnte die Beweggründe von Ihnen-die-wachen-und-gestalten nachvollziehen. Niemand.

Der Herzog fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen und räusperte sich.

»Genug. Die Zeit zum Trauern wird kommen.« Er drehte sich zu Tiamak um, und der Wranna sah zum ersten Mal, daß Isgrimnur die Wahrheit gesprochen hatte: der Herzog war *alt*, ein Mann, der die Blüte seiner Jahre lange überschritten hatte. Nur seine große Lebenskraft hatte darüber hinweggetäuscht; jetzt sackte er zusammen, als hätte man ihm den Boden unter den Füßen weggezogen. Es erfüllte Tiamak mit Zorn, daß ein so guter Mann so leiden mußte.

Aber wir haben alle gelitten, sagte er zu sich selbst. *Jetzt ist es Zeit, wieder Kräfte zu sammeln, zu verstehen und zu entscheiden, wie es weitergeht.*

»Sagt mir, was geschehen ist, Tiamak.« Der Herzog zwang sich, gerade zu sitzen und sich einen offenkundig benötigten Anschein von Selbstbeherrschung zu geben. »Erzählt mir, was Ihr erlebt habt.«

»Bestimmt kann ich Euch wenig berichten, das Ihr nicht…«, begann der Marschmann.

»Erzählt nur.« Isgrimnur legte den gebrochenen Arm bequemer. »Es wird noch eine Weile dauern, bevor Strangyeard zu uns stoßen kann, aber wahrscheinlich habt Ihr schon mit ihm geredet.«

Tiamak nickte. »Ja, als ich ihm Salbe auf seine Wunden strich. Jeder hat jetzt seine eigene Geschichte, und keine von ihnen ist erfreulich.« Er sammelte sich einen Augenblick und begann. »Ich ging mit den Sithi – es kam mir sehr lange vor –, bis wir unten in den Höhlen Josua fanden…«

»Ihr glaubt also, daß Josua schon tot war?« Die schmerzliche Unrast seiner gesunden Hand, mit der sich der Herzog ständig im Bart wühlte, zog und zerrte, strafte die Gelassenheit seiner tiefen Stimme Lügen. Sein Bart wirkte dünner und räudiger, als hätte er ihn in letzter Zeit allzusehr mißhandelt.

Tiamak nickte betrübt. »Das Schwert des Königs traf mit voller Wucht seinen Hals. Es gab ein fürchterliches Geräusch, als es aufprallte – eine Art Knacken – und dann das Blut…« Der kleine Wranna schauderte. »Er kann es nicht überlebt haben.«

Isgrimnur brütete eine Weile vor sich hin und schüttelte dann den Kopf. »Ach ja. Wenigstens danke ich Usires Ädon für die Gnade, daß Josua nicht gelitten hat. Ein unglücklicher Mann, aber ich liebte ihn. Ein trauriges Ende.« Er sah auf, horchte auf einen Ruf in der Ferne und blickte dann wieder den Wranna an. »Und dann verlort Ihr selbst das Bewußtsein?«

»Nachdem ich die Glocke noch einmal gehört hatte, erinnere ich mich an nichts mehr … bis ich aufwachte. Ich lag immer noch in dem Raum mit

den Glocken, aber das erkannte ich nicht gleich. Ich sah nur, daß ich von einem Wirbelwind aus Feuer, Rauch und sonderbaren Schatten umwogt wurde.

Ich wollte aufstehen, aber in meinem Kopf drehte sich alles, und meine Beine wollten mir nicht gehorchen. Jemand packte mich am Arm und zerrte an mir, bis ich auf die Füße kam. Zuerst dachte ich, ich hätte den Verstand verloren, weil ich niemanden bemerken konnte. Dann schaute ich nach unten, und es war Binabik, der mir geholfen hatte.

›Schnell‹, sagte er, ›der ganze Turm bricht auseinander!‹ Wieder zog er an mir, denn ich war noch ganz benommen und verstand ihn nicht richtig. Überall war Rauch, und unter meinen Füßen bockte laut knirschend der Boden. Während ich noch so schwankend dastand, tauchte eine neue Gestalt auf – Miriamel. Sie schleppte mit großer Mühe einen Körper hinter sich her. Vor lauter Staub und Asche merkte ich erst einen Augenblick später, daß es der junge Simon war.

›Ich habe ihn getötet‹, murmelte Miriamel immer wieder. Ihr Gesicht war tränenüberströmt. Ich begriff nicht, warum sie das dachte, denn ich sah ja, daß sich seine Finger bewegten und die Brust sich hob und senkte. Binabik beeilte sich, ihr zu helfen, und gemeinsam zogen sie Simon nach der Treppe. Ich folgte ihnen. Gleich darauf wackelte der Turm wieder, und ein großer Steinbrocken fiel herunter und zerplatzte genau an der Stelle, wo ich eben noch gestanden hatte.« Er griff nach unten und zeigte auf den Verband an seiner Wade. »Ein Stück sprang ab und zerschnitt mir das Bein, aber nicht sehr tief.« Er richtete sich auf.

»Miriamel wollte zurückgehen, um auch Josua zu holen, aber der Boden schwankte jetzt sehr heftig, und immer mehr Steine fielen von Decke und Wänden. Ich kam allmählich wieder ganz zu mir und sagte ihnen, daß der König Josua das Genick gebrochen und daß ich es gesehen hätte. Miriamel, die man kaum verstehen konnte – trotz ihrer Tränen wirkte sie wie im Halbschlaf –, wollte noch etwas über Camaris sagen, als eine der Glocken sich losriß und herunterdonnerte. Sie durchschlug den Boden, und wir konnten sie dröhnen hören, als sie irgendwo unten aufprallte. Überall qualmte es. Ich hustete, und meine Augen waren ebenso naß wie Miriamels Augen. Das war mir zwar im Moment gleichgültig, aber ich war überzeugt, daß ich, wenn wir jetzt verbrannten oder zerschmettert würden, nie erfahren könnte, warum alles so gekommen war.

Binabik packte Miriamel am Arm, deutete auf die Decke und schrie, daß wir keine Zeit mehr hätten. Es wäre schon schwer genug, Simon zu tragen.

Sie widersprach noch eine Weile, aber man merkte, daß sie ihrer Sache selbst nicht sicher war. Zu dritt hoben wir Simon auf, so gut wir konnten – er war ganz schlaff und darum sehr schlecht zu transportieren –, und liefen zur Treppe.

Unterhalb der ersten Windung war der Rauch nicht mehr so dicht. Das Feuer schien nur die Glockenstube erfaßt zu haben, obwohl ich einer Bemerkung Binabiks zu entnehmen glaubte, daß gerade eben noch der ganze Turm in Flammen gestanden hatte. Aber obwohl wir jetzt leichter atmen konnten, glaubte ich trotzdem nicht, daß wir es bis zur Erde schaffen würden, denn der Turm bog sich wie ein Baum im Sturm. Ich habe gehört, daß in grauer Vorzeit ein paar der südlichsten Inseln in der Bucht von Firannos verschwanden, weil die Erde so bebte, daß das Meer sich auftat und sie verschlang. Wenn das stimmt, müssen ihre letzten Minuten ähnlich gewesen sein wie unsere Zeit im Turm. In dem engen Treppenhaus konnten wir uns kaum auf den Füßen halten. Ich wurde mehrmals gegen die Wand geworfen, und wir hatten Glück, daß uns der arme Simon nur zweimal hinfiel. Steine prasselten herunter, und überall flog Staub auf, der mir genauso den Atem raubte wie weiter oben der Rauch.«

Er machte eine Pause und preßte die Finger an die Schläfen. Sein Kopf tat weh. Wenn er an ihre verzweifelte Flucht über die Stufen dachte, waren die Schmerzen fast genauso groß wie damals.

»Wir waren noch etwas weiter nach unten gekommen – es ging nur äußerst mühsam vorwärts, und die Stufen schienen uns buchstäblich unter den Füßen wegzubröckeln –, als unter uns aus dem Staub plötzlich eine Gestalt auftauchte. Sie war voller Asche, Schmutz und Blut und hatte Glotzaugen. Zuerst dachte ich an einen Schreckensdämon, vielleicht von Pryrates beschworen, aber Miriamel rief ›Cadrach!‹, und ich erkannte ihn. Natürlich war ich sehr erstaunt, denn ich hatte keine Ahnung, wie ausgerechnet er an diesen Ort kam. Im Ächzen und Poltern des Turms konnte ich ihn kaum hören, aber er sagte, ohne einen von uns dabei anzusehen, nur: ›Ich habe auf Euch gewartet.‹ Dann machte er kehrt und führte uns die Stufen hinunter. Ich war zornig und ängstlich und fragte mich auch, warum er uns nicht anbot, uns mit Simon zu helfen, der für eine junge Frau, einen Troll und einen kleinen Mann wie mich eine bleischwere Last war. Außerdem fing Simon langsam an, sich zu regen; er murmelte vor sich hin und zappelte ein bißchen. Das machte es noch mühsamer, ihn zu tragen.

An das, was jetzt kam, kann ich mich nur schwer erinnern. Wir liefen, so schnell wir konnten, aber wir hatten kaum noch Hoffnung, aus dem Turm

herauszukommen, bevor er endgültig zusammenbrach. Wir befanden uns immer noch sehr weit oben, vielleicht auf zehnfacher Mannshöhe. Als wir an einem Fenster vorbeikamen, sah ich, daß die Turmspitze abgeknickt herunterhing, als machte der Turm eine Verbeugung. Vermutlich fallen einem in solchen Situationen die merkwürdigsten Dinge auf, denn ich sah, daß der Bronzeengel auf der Turmspitze die Arme ausgebreitet hatte, als wollte er gleich davonfliegen. Auf einmal wackelte die ganze Spitze, brach ab und stürzte in die Tiefe, wo ich sie nicht mehr sehen konnte.

In der Wand des Treppenhauses waren Risse, so breit, daß Ihr den Arm hättet hindurchstecken können, Isgrimnur. Durch einige von ihnen erkannte ich grauen Himmel.

Dann schüttelte ein neues Beben den Turm, so heftig, daß wir alle hinfielen. Das Schwanken hörte nicht auf; wir konnten fast nicht wieder aufstehen. Endlich gelang es uns. Als wir ein paar weitere Stufen hinuntergeklettert waren, endete die Wendeltreppe auf einmal im Nichts. Die ganze Seitenmauer des Turms war weggebrochen und nach außen gefallen. Ich konnte sie in großen Trümmern unten im Schnee liegen sehen, weiß auf weiß. Sie hatte ein großes Stück der Treppe mitgerissen, so daß bis zum nächsten Abschnitt eine viele Schritte breite Lücke klaffte. Darunter lag ein zwanzig Ellen tiefer Abgrund, schwarz und voll spitzer Steine.«

Wieder hielt er inne. »Was dann geschah, ist nur schwer faßbar. Wäre ich in meinem Sumpf geblieben, würde ich einem anderen die Geschichte nicht glauben. Aber ich habe Dinge gesehen, die meine Vorstellungen von dem, was möglich ist, verändert haben.«

Isgrimnur nickte trübe. »Ich auch. Weiter, Mann.«

»So standen wir vor dem Loch und starrten hoffnungslos auf das Geröll, das sich immer noch von der Abbruchkante löste und hinab ins Dunkel polterte.

›Das ist also das Ende‹, sagte Miriamel. Ich muß sagen, daß sie nicht einmal sonderlich erschrocken klang. Sie hatte sich mit dem Tod abgefunden, Isgrimnur. Genau wie wir hatte sie alles versucht, um am Leben zu bleiben, aber es schien, als hätte sie es nur für uns getan.

›Es ist noch nicht vorbei‹, erwiderte Cadrach. Der Mönch sank am Rand des Abgrunds auf die Knie und breitete die Hände flach über das Nichts. Der ganze Turm fiel auseinander, und der Mann kniete sich hin und betete! Allerdings muß ich zugeben, daß mir im Augenblick auch nichts Besseres einfiel. Dabei verzog er das Gesicht wie jemand, der eine schwere Last hebt. Endlich sah er über die Schulter auf Miriamel. ›Jetzt geht hinüber‹,

forderte er sie mit gepreßter Stimme auf.

›Hinüber?‹ Sie starrte ihn an, und ihr Gesicht war zornig, sehr zornig. ›Soll das Euer letzter Betrug sein?‹

›Ihr habt einmal gesagt … Ihr würdet mir erst dann wieder trauen … wenn die Sterne am Mittag scheinen…‹, entgegnete der Mönch leise. Die Worte kamen mit großer Mühe. Ich konnte ihn kaum hören und nicht verstehen, was er vorhatte oder wovon er sprach. ›Und Ihr habt sie gesehen‹, fuhr er fort. ›Sie waren da.‹

Sie sah ihn eine schrecklich lange Zeit an, jedenfalls empfand ich es so, und der Turm zitterte. Dann ließ sie Simons Schultern sanft zu Boden gleiten und trat auf den Abgrund zu. Ich wollte sie zurückhalten, aber Binabik hinderte mich daran. Er hatte einen ganz merkwürdigen Gesichtsausdruck. Den hatte sie übrigens auch. Und Cadrach.

Miriamel schloß die Augen und schritt über die Kante. Ich war vollkommen sicher, daß sie abstürzen und den Tod finden würde, und vielleicht habe ich aufgeschrien, aber sie trat in die leere Luft, als ob die Steinstufen noch dort wären. Isgrimnur, unter ihren Füßen war nichts!«

»Ich glaube Euch«, brummte der Herzog. »Ich habe gehört, Cadrach sei einst ein mächtiger Mann gewesen.«

»Sie öffnete die Augen, ohne nach unten zu blicken, und drehte sich zu Binabik und mir um. Sie winkte uns, wir sollten Simon zu ihr bringen. Zum ersten Mal zeigte ihr Gesicht wieder Leben, aber keine Freude. Wir schafften Simon hinunter – er stöhnte und fing an aufzuwachen –, und sie griff nach oben und nahm seine Füße. Dann ging sie rückwärts über das Nichts. Ich konnte nicht glauben, was sie da tat – und was ich selbst gleich tun würde! Ich kniff die Augen zusammen, so daß ich nichts anderes als Miriamel sah, die sich vorsichtig nach unten bewegte, und folgte ihr. Neben mir ging Binabik, der Simons andere Schulter trug. Er warf einen einzigen Blick zwischen seine Füße und schaute dann rasch wieder nach oben. Anscheinend hat auch ein Bergtroll seine Grenzen.

Es dauerte sehr lange. Unter uns fühlten wir immer noch etwas wie Stufen. Wir konnten sie nicht sehen und wußten nicht, wie breit sie waren, darum kletterten wir sehr vorsichtig. Der Turm hatte angefangen, tiefe, stöhnende Laute von sich zu geben, als risse man seine Wurzeln aus der Erde. Wenn ich tausend Jahre alt werde, Isgrimnur, werde ich doch nie vergessen, wie wir über das Nichts schritten und versuchten, nicht zu stolpern, während alles ringsum bockte und kippte! Er-der-stets-auf-Sand-tritt muß bei uns gewesen sein, das ist die Wahrheit.

Endlich kamen wir an eine Stelle, an der wieder wirklicher Stein war. Als ich darauf trat und erst einmal tief ausatmete, blickte ich zurück. Cadrach war noch auf der anderen Seite. Sein Gesicht war aschgrau, und seine Flanken bebten. Er sah aus wie ein Ertrinkender, der zum letzten Mal aus dem Wasser taucht. Welche Kraft mag es ihn gekostet haben, das zu tun! Offenbar alle, die er besaß.

Miriamel drehte sich um und rief ihm zu, er solle nachkommen, aber er hob nur die Hand und lehnte sich zurück. Er konnte kaum sprechen. ›Geht weiter‹, röchelte er. ›Ihr seid noch nicht in Sicherheit. Das war alles, das ich hatte.‹ Er lächelte – lächelte, Isgrimnur! – und sagte: ›Ich bin nicht der Mann, der ich einmal war.‹

Die Prinzessin verfluchte und verwünschte ihn, aber es fielen immer mehr Steine herunter, und Binabik und ich schrien, daß wir nichts tun könnten, und wenn Cadrach nicht kommen könnte, dann müßte es wohl so sein. Miriamel sah auf Simon, dann wieder auf den Mönch. Schließlich sagte sie etwas, das ich nicht hören konnte, und griff nach Simons Füßen. Als wir um die nächste Windung bogen, schaute ich mich noch einmal um. Cadrach saß an der Abbruchkante, und dort, wo die Wand fehlte, schien das Licht des grauen Himmels auf ihn. Er hatte die Augen geschlossen. Vielleicht betete er, vielleicht wartete er auch nur.

Wieder eine Treppe später wurde Simon munter und wollte sich von uns losreißen. Wir setzten ihn ab, denn wir konnten ihn ja nicht gegen seinen Willen tragen – er ist ziemlich kräftig –, andererseits aber auch nicht warten, bis er wieder ganz bei sich war. Binabik zog ihn am Handgelenk hinter sich her und redete dabei pausenlos auf ihn ein, und so stolperte er mit.

Der Staub, der aus dem Schutt quoll, war so dicht, daß ich kaum atmen konnte, und außerdem brannte es. Das Feuer hatte eine der Innentüren zerstört und füllte das Treppenhaus mit Qualm. Aus den Fenstern konnten wir weitere Teile der oberen Turmgeschosse herunterstürzen sehen. Simon zeigte plötzlich auf eines der Fenster und schrie uns zu, wir sollten dort hinausklettern. Wir dachten, er wäre nicht klar im Kopf, aber schon hatte er Miriamel gepackt und zerrte sie darauf zu.

Aber er war nicht verwirrt, zumindest nicht in dieser Hinsicht, denn hinter dem Fenster war ein kleiner Steinvorbau – vielleicht gibt es einen Trokkenländernamen dafür – und dahinter war eine Mauerkrone. Wir waren immer noch hoch über dem Boden, aber die Mauer war nicht allzuweit entfernt, kaum mehr, als ich lang bin. Der Turm fing allmählich an, ganz auseinanderzubrechen, so daß wir fast von dem Vorbau gepurzelt wären.

Simon bückte sich und ergriff Binabik. Er sagte etwas zu ihm – und warf ihn in die Luft. Ich war ganz verdutzt! Der Troll landete auf der Mauer, rutschte ein Stück im Schnee, verlor aber nicht den Halt. Als nächste folgte Miriamel, die ohne Hilfe sprang. Binabik fing sie auf. Dann drängte Simon mich, es ihnen nachzumachen, und ich hielt den Atem an und sprang. Ich wäre gefallen, wenn die anderen mich nicht erwartet hätten, denn der Steinvorbau fing an zu kippen, und ich wäre um ein Haar zu kurz gesprungen.

Nun stand nur noch Simon da und versuchte, den Absprung zu finden. Miriamel schrie ›beeil dich, beeil dich!‹, und Binabik schrie auch. Schließlich machte er einen Satz und kam auch richtig auf, und im selben Moment brach der größte Teil des Vorbaus ab und zerschellte unten im Schnee. Wir fingen Simon zu dritt auf und zogen ihn in Sicherheit, sonst wäre er von der Mauer gekippt.

Wenige Augenblicke später stürzte der Turm endgültig ein. Es war ein Krachen, wie ich es niemals zuvor gehört hatte, lauter als jeder Donnerhall – aber Ihr wart ja selbst dort. Ihr wißt es. Steinbrocken, größer als Euer Zelt, sausten an uns vorbei. Zum Glück traf keiner die Mauer, auf der wir saßen. Fast der ganze Turm fiel nach innen. Eine Wolke von Staub, Schnee und Rauch stieg auf, so hoch, wie der Turm gewesen war, und breitete sich über das ganze Gelände der Burg aus.«

Tiamak holte tief Luft. »Lange starrten wir auf das Schauspiel. Mir war, als hätte ich einen Gott sterben sehen. Später erfuhr ich, was Miriamel und die anderen in der Turmspitze erlebt hatten, und das muß noch seltsamer gewesen sein. Als wir uns soweit beruhigt hatten, daß wir weitergehen konnten, führte Simon uns durch den Thronsaal, vorbei an diesem wunderlichen Knochenthron, und hinaus zu Euch und den anderen. Ich dankte meinen Wrangottheiten, daß die Schlacht zu diesem Zeitpunkt schon fast vorbei war – ich hätte keine Hand mehr heben können, selbst wenn mir ein Norne das Messer an den Hals gesetzt hätte.«

Eine Weile saß er kopfschüttelnd da.

Isgrimnur räusperte sich. »Alles das läßt darauf schließen, daß nichts im Turm überlebt haben kann. Selbst wenn Josua oder Camaris noch gelebt hätten, wären sie von den Trümmern erschlagen worden.«

»Mit dem, was noch unter dem Schutt liegt, werden wir das nie feststellen können«, erklärte Tiamak. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß man jemanden…« Er dachte an Isorn. »Oh, Isgrimnur, bitte verzeiht mir. Ich vergaß.«

Der Herzog sah ihn an. »Kurz vor dem Ende gingen die Türen der Vorhalle auf. Vermutlich löste sich Pryrates' Teufelswerk, seine magische Wand, oder was immer es war, auf, als er starb. Ein paar von den nächststehenden Soldaten zogen so viele der Gefallenen heraus, wie noch möglich war, bevor der Turm einstürzte. Ich habe wenigstens den Leichnam meines Sohnes.« Er sah zu Boden, versuchte sich zu fassen und seufzte. »Danke, Tiamak. Seid mir nicht gram, daß ich Euch an alles erinnert habe.«

Der Wranna lachte unsicher. »Im Gegenteil … ich kann gar nicht aufhören, davon zu reden. Wir alle hier im Lager plappern unausgesetzt aufeinander ein wie kleine Kinder, und das schon seit der Turm fiel … Und seit alles andere geschah.«

Langsam und unter Schmerzen erhob sich der Herzog. »Dort kommt Strangyeard. Werdet Ihr mich begleiten, Tiamak? Es geht um wichtige Dinge, und ich möchte, daß Ihr dabei seid, wenn wir sie besprechen. Wir brauchen Eure Weisheit.«

Der Wranna nickte sanft. »Natürlich, Isgrimnur. Natürlich.«

Simon wanderte durch den Schutt des Inneren Zwingers. Der schmelzende Schnee hatte Flecken mit totem Gras und hier und da sogar Restbestände neuen Pflanzenwuchses zurückgelassen, die der Hexenwinter nicht zerstört hatte. Die unterschiedlichen Grün- und Brauntöne waren Balsam für seine Augen. Schwarz, Eisweiß und Blutrot hatte er für mehrere Lebzeiten genug gesehen.

Er wünschte sich eigentlich nur, daß auch alles andere sich so erneuerte wie die Natur. Es war erst zwei Tage her, daß der Turm gefallen und der Sturmkönig überwunden war, und er und seine Freunde hätten noch damit beschäftigt sein müssen, ihren Sieg zu bejubeln – statt dessen wanderte er hier herum und grübelte.

Die Nacht und den ersten Tag nach ihrem Entkommen hatte er durchgeschlafen, den tiefen Schlummer der völligen Erschöpfung. Am zweiten Abend war Binabik gekommen, hatte erzählt, erklärt, ihn bedauert und schließlich still bei ihm gesessen, bis Simon wieder einschlief. Den ganzen Morgen des zweiten Tages hatte er Besuch gehabt, Freunde und Bekannte, die nach ihm sehen und sich überzeugen wollten, daß er noch lebte, so wie ihr Anblick Simon bewies, daß die Welt noch einen gewissen Sinn hatte.

Nur Miriamel war nicht gekommen.

Als die von allen Wolken befreite Sonne über den Mittag hinauszuglei-

ten begann, hatte er sich ein Herz gefaßt und war zu ihr gegangen. Binabik hatte ihm am Abend zuvor versichert, daß sie lebte und nicht schwer verletzt war, so daß er nicht um ihre Gesundheit zu fürchten brauchte, aber die tröstlichen Worte des Trolls hatten nur seinen Kummer in anderer Beziehung vergrößert. Wenn es ihr gutging, warum war sie dann nicht gekommen oder hatte ihm eine Botschaft geschickt?

Er fand sie in ihrem Zelt, im Gespräch mit Aditu, die ihn früher am Morgen ihrerseits besucht hatte. Miriamel hatte ihn durchaus freundlich begrüßt und war in mitleidige Rufe über seine zahlreichen Wunden ausgebrochen – was er erwidert hatte –, aber als er seine Trauer über den Tod ihres Onkels und Vaters zum Ausdruck brachte, war sie plötzlich kalt und fremd geworden.

Simon hätte gern geglaubt, daß es nur die berechtigte Verbitterung einer jungen Frau war, die Schweres erlebt und ihre Familie verloren hatte – ganz zu schweigen von ihrer unglücklichen Rolle beim Tod ihres Vaters –, aber er konnte sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß noch etwas anderes dahintersteckte. Sie hatte sich benommen, als sei etwas an Simon, das sie immer noch äußerst unangenehm berührte. Es machte ihn unglücklich, nach allem, was sie gemeinsam durchgestanden hatten, auch jetzt diesen Abstand in ihren Augen zu lesen, aber er ärgerte sich auch, weil er nicht einsah, daß sie ihn behandelte, als sei es seine Grausamkeit ihr gegenüber gewesen, die ihnen die Reise nach Erkynland verdorben hätte, anstatt umgekehrt. Und obwohl er sich bemüht hatte, seinen Zorn zu verbergen, war die Stimmung immer eisiger geworden, und zum Schluß hatte er sich entschuldigt und war hinausgegangen in den Wind.

Hinaus in den Wind und den Berg hinauf war er gegangen und wanderte jetzt im Schneematsch durch den verlassenen Hochhorst.

Simon blieb stehen und betrachtete den großen, weitverstreuten Schutthaufen, der einmal der Grünengelturm gewesen war. Kleine Gestalten huschten in den Trümmern herum, Leute aus Erchester, die nach Verwertbarem suchten, das man gegen Nahrung eintauschen oder als Andenken an ein schon jetzt sagenhaftes Ereignis aufheben konnte.

Seltsam, dachte Simon. Er war so tief unter die Erde gestiegen, wie man nur konnte, und ebenso hoch in die Lüfte, und dennoch hatte er sich kaum verändert. Möglicherweise war er ein wenig stärker als früher, aber vielleicht lag das nur an der Starrheit so vieler vernarbter Wunden; davon abgesehen, war er weitgehend derselbe. Einen Küchenjungen hatte Pryrates

ihn genannt, und der Priester hatte recht gehabt. Trotz seiner Ritterwürde und aller seiner anderen Erlebnisse würde er immer das Herz eines Küchenjungen behalten.

Etwas fiel ihm ins Auge, und er beugte sich vor. Im Graben vor seinen Füßen lag eine grüne Hand, und die Finger ragten in einer erstarrten Geste der Freigabe aus dem Schlamm. Simon bückte sich und kratzte den feuchten Lehm ab. Ein Arm und dann ein Bronzegesicht kamen zum Vorschein.

Es war der Engel von der Turmspitze, ein gefallener Engel. Simon goß eine Hand voll Pfützenwasser über das Antlitz mit den hohen Wangenknochen und befreite die Augen. Sie waren offen, zeigten aber kein Leben. Ein umgestürztes Standbild, nichts weiter. Er stand auf und wischte sich die Hände an den Hosen ab. Mochte, wer wollte, den Engel aus dem Schlamm holen und mit nach Hause nehmen. Dort konnte er in der Ecke stehen und den Hausbewohnern betörende Geschichten von Tiefen und Höhen ins Ohr wispern.

Aber als er über den Angerhof davonstapfte, den zerstörten Turm im Rücken, hörte er wieder die Stimme des Engels – Leleths Stimme.

»*Diese Wahrheiten sind zu stark*«, hatte sie gesagt, »*die Mythen und Lügen, die sie umgeben, zu mächtig. Du mußt sie sehen und selbst verstehen. Aber es war deine Geschichte.*«

Und das, was sie ihm gezeigt hatte, war wirklich wichtig gewesen. Der Beweis dafür, zumindest ein Teil davon, lag hinter ihm, tausend Ellen weit verstreut. Aber da war noch mehr gewesen, etwas, das er nicht ganz verstanden hatte und über das er auch noch nicht nachdenken konnte, weil er bisher weder Zeit noch Gelegenheit dazu gehabt hatte. Jetzt aber nagte es wieder an ihm und wollte sich nicht abweisen lassen. Am stärksten war es im Thronsaal gewesen…

Seine Schritte hallten auf den Fliesen. Sonst war alles still. Hierher war noch niemand zum Plündern gekommen – das stumme Gespenst des Drachenbeinthrons genügte schon, daß sich den Leuten, wenn sonst alles zum besten stand, vor Angst die Haare sträubten, und zum besten stand es im Augenblick ganz und gar nicht.

Das Nachmittagslicht, wärmer als beim letzten Mal, als er hier gewesen war, drang durch die Fenster und hauchte ein wenig Farbe auf die verstreuten, verblaßten Banner. Nur die Malachitkönige waren auch jetzt noch in ihre eigenen, schwarzen Steinschatten gehüllt. Simon erinnerte sich an eine Leere aus wachsendem Nichts und zögerte mit klopfendem Herzen, aber er überwand den Anflug von Furcht und ging weiter. *Diese* Schwärze gab es

nicht mehr. *Dieser* König war tot.

Am hellen Tag wirkte der große Thron weniger einschüchternd, als er ihn in Erinnerung hatte. Das große, zahnige Maul drohte noch immer, aber das Leben, das früher darin gelegen hatte, schien erstorben. In den Augenhöhlen waren nur noch Spinnweben. Selbst der gewaltige, mit Draht zusammengehaltene Brustkorb war an einigen Stellen locker, und es fehlten offensichtlich Knochen, obwohl in der Nähe keine herumlagen. Simon erinnerte sich dunkel, irgendwo vergilbte Gebeine gesehen zu haben, schob den Gedanken aber beiseite. Etwas anderes erregte seine Aufmerksamkeit.

Eahlstan Fiskerne. Er stand vor der steinernen Statue, betrachtete sie und suchte nach dem Schlüssel, bei dessen Anblick ihm alles wieder einfallen würde. Als er in seiner Traumstraßenvision das Gesicht des Märtyrerkönigs gesehen hatte, war ihm etwas daran bekannt vorgekommen. Als er dann auf seinem Weg in den Turm den Thronsaal durchquert hatte, dachte er, der Grund dafür wäre die Ähnlichkeit mit dem Standbild, das er so oft angeschaut hatte. Doch jetzt begriff er, daß ihm das Gesicht in anderem Zusammenhang vertraut war. Es hatte große Ähnlichkeit mit Zügen, die ihm noch viel öfter begegnet waren – in Jirikis Spiegel, im Wasser von Teichen, in der glänzenden Vorderseite eines Schildes. Eahlstan sah aus wie er selbst.

Er hob die Hand, sah auf den goldenen Ring und erinnerte sich. Das Volk des Fischerkönigs war in die Verbannung gegangen, und später war Johan der Priester gekommen, hatte behauptet, den Drachen getötet zu haben, und Anspruch auf den Thron von Erkynland erhoben. Morgenes hatte Simon den Ring anvertraut, der das Geheimnis verriet.

»*Das ist deine Geschichte*«, hatte der Engel gesagt. Wem anders würde man Wissen und Überlieferung von Eahlstans Haus anvertrauen als … Eahlstans Erben?

So stand er vor der Statue, und die plötzliche Gewißheit war wie ein eiskalter Guß. Vor Furcht und Staunen bekam er eine Gänsehaut. Ein großer Teil des Nachmittags verging damit, daß Simon gedankenverloren im leeren Thronsaal auf und ab ging. Gerade starrte er von neuem auf Eahlstans Standbild, als er hinter sich an der Tür Geräusche hörte. Er drehte sich um. Herzog Isgrimnur betrat mit einigen Begleitern den Saal.

Der Herzog musterte ihn aufmerksam. »Aha. Ihr wißt es also?«

Der junge Mann antwortete nicht, aber in seinem Gesicht kämpften widerstreitende Gefühle. Isgrimnur, der ihn genau beobachtete, fragte sich,

wie das derselbe Mensch sein konnte wie der Grünschnabel, den man vor einem Jahr in den Ebenen südlich von Naglimund zu ihm gebracht hatte – quer über dem Sattel eines reiterlosen Pferdes hängend wie ein Mehlsack.

Er war damals schon groß geworden, wenn auch gewiß nicht so groß wie heute, und der dichte rötliche Bart war der weiche Flaum eines Jungen gewesen. Aber die Veränderung ging tiefer. Simon hatte etwas Ruhiges bekommen, eine Gelassenheit, die Stärke, aber auch Gleichgültigkeit bedeuten konnte. Isgrimnur machte sich Sorgen, wie der Junge sich entwikkelt haben mochte; Simons Erlebnisse des letzten Jahres schienen den Grünschnabel von einst unwiderruflich und fast zur Unkenntlichkeit verwandelt zu haben. Seine Kindheit war weggebrannt. Zurückgeblieben war ein Mann.

»Ich denke, daß mir einiges klargeworden ist, ja«, antwortete Simon endlich und bemühte sich, ein ausdrucksloses Gesicht zu zeigen. »Aber ich glaube nicht, daß es besonders wichtig ist – nicht einmal für mich.«

Isgrimnur brummte etwas Unverbindliches. »Nun gut. Wir haben Euch gesucht.«

»Hier bin ich.«

Als sie näherkamen, verbeugte Simon sich vor dem Herzog und begrüßte dann die anderen – Tiamak, Strangyeard, Jiriki und Aditu. Als Simon ein paar leise Worte mit den Sithi wechselte, fiel Isgrimnur zum ersten Mal auf, wie ähnlich der junge Mann ihnen geworden war, zumindest in diesem Augenblick – zurückhaltend, vorsichtig, wortkarg. Der Herzog schüttelte den Kopf. Wer hätte sich so etwas vorstellen können?

»Geht es Euch gut, Simon?« fragte Strangyeard.

Der junge Mann zuckte die Achseln und lächelte leicht. »Meine Wunden heilen.« Er wandte sich an Isgrimnur. »Jeremias brachte mir Eure Botschaft. Ich wäre natürlich in Euer Zelt gekommen, aber Jeremias bestand darauf, daß Ihr mich aufsuchen wolltet, wenn Ihr dazu bereit wärt.« Er sah die kleine Gesellschaft fragend an. Sein Gesicht war verschlossen und wachsam. »Nun – es sieht so aus, als wäre dieser Zeitpunkt gekommen, aber Ihr habt einen langen Weg vom Lager herauf auf Euch genommen, um mich zu finden. Möchtet Ihr mich noch andere Dinge fragen?«

»Ja, das auch.« Der Herzog sah zu, wie die anderen sich auf den Steinboden setzten und verzog das Gesicht. Simon lächelte mit gutmütigem Spott und deutete auf den Drachenbeinthron.

Isgrimnur schüttelte schaudernd den Kopf.

»Dann wartet.« Simon sammelte einen Stapel herumliegender Banner

auf und legte sie auf die Stufe zum Thronpodest.

Mit nur einem gesunden Arm brauchte Isgrimnur eine Weile, bis er sich auf diesem Behelfssitz niedergelassen hatte, aber er war entschlossen, es ohne Hilfe anderer zu schaffen. »Ich freue mich, Euch wieder auf den Füßen zu sehen, Simon«, sagte er, als er wieder sprechen konnte, ohne zu schnaufen. »Heute morgen saht Ihr nicht gut aus.«

Der junge Mann nickte und setzte sich neben ihn. Auch er bewegte sich langsam und schonte zahlreiche verletzte Stellen, aber Isgrimnur wußte, daß er bald wieder gesund sein würde. Er konnte einen plötzlichen Anflug von Neid nicht unterdrücken.

»Wo sind Binabik und Miriamel?« fragte Simon.

»Binabik wird bald hier sein«, erklärte Strangyeard. »Und … und Miriamel…«

Die Gelassenheit des jungen Mannes verschwand. »Sie ist doch noch hier, oder? Sie ist nicht weggelaufen, oder es ist ihr etwas zugestoßen?«

Tiamak winkte ihm beschwichtigend zu. »Nein, nein. Sie befindet sich im Lager und erholt sich, genau wie Ihr. Aber sie…« Er blickte hilfesuchend auf Isgrimnur.

»Aber es gibt Dinge, die ohne sie besprochen werden müssen«, sagte der Herzog derb. »Das ist alles.«

Simon nahm die Antwort zur Kenntnis. »Gut. Aber ich habe auch Fragen.«

Isgrimnur nickte. »Stellt sie.« Er hatte darauf gewartet, seitdem er Simon in stummer Versunkenheit vor Eahlstans steinernem Abbild gefunden hatte.

»Binabik hat mir gestern erzählt, daß es eine List war, uns die Schwerter hierherbringen zu lassen, ein ›falscher Bote‹, und daß Pryrates und der Sturmkönig sie von Anfang an hier haben wollten.« Er schob mit dem Absatz eines der feuchten Banner zur Seite. »Sie brauchten sie, um die Zeit bis zu dem Augenblick vor Inelukis letztem Zauber zurückzudrehen, bevor man den Hochhorst mit allen möglichen Schutzsprüchen und Gebeten und sonstigen Maßnahmen befestigte.«

»Wir alle, die wir vor dem Turm standen, sahen die Verwandlung«, antwortete der Herzog langsam, von Simons Frage höchlich überrascht. Er hatte fest angenommen, der junge Mann würde nach seiner neu entdeckten Familiengeschichte fragen. »Noch während wir gegen die Nornen kämpften, löste sich der Hochhorst vor unseren Augen auf. Überall standen ganz

fremde Türme, und alles brannte. Es kam mir vor, als sähe ich … Geister, so muß man wohl sagen … die Geister von Sithi und Rimmersmännern in alter Tracht. Sie führten Krieg, mitten in unserer eigenen Schlacht. Was könnte es sonst gewesen sein?« Im klaren Nachmittagslicht, das durch die hohen Fenster strömte, kam Isgrimnur das Ganze plötzlich selbst phantastisch vor. Noch vor wenigen Tagen hatte die Welt im Bann von Magierwahnsinn und tödlichen Winterstürmen gelegen. Jetzt zwitscherte draußen ein Vogel.

Simon schüttelte den Kopf. »Oh, ich glaube Euch. Schließlich war ich selbst dort. Innen war es noch viel schlimmer. Aber warum mußten *wir* ihnen die Schwerter bringen? Hellnagel lag zwei Jahre lang keine Meile vor ihrer Nase. Und wenn sie es wirklich gewollt hätten, konnten sie uns auch *Dorn* abnehmen, entweder auf dem Rückweg von Yiqanuc oder als es auf einer Steinplatte im Haus des Abschieds auf dem Sesuad'ra lag. Es reimt sich einfach nicht zusammen.«

Jiriki nahm das Wort. »Ja, das ist vielleicht von allem am schwersten zu verstehen, Seoman. Einiges kann ich erklären. Als wir nämlich am Teich der Drei Tiefen mit Utuk'ku kämpften, wurden uns viele ihrer Gedanken klar. Sie schirmte sich nicht gegen uns ab, sondern setzte die Kraft, die sie dazu gebraucht hätte, lieber im Kampf um den Teich ein, den sie bezwingen und für ihre Zwecke benutzen wollte. Sie dachte, wir könnten ohnehin nicht mehr viel ausrichten, selbst wenn wir die Wahrheit kannten.« Seine langsam ausgebreiteten Hände schienen Bedauern auszudrücken. »Sie hatte recht.«

»Ihr habt sie lange aufgehalten«, meinte Simon, »und soweit ich weiß, um hohen Preis. Wer weiß, was eingetreten wäre, wenn der Sturmkönig früher hätte zuschlagen können?«

Jiriki lächelte dünn. »Von allen, die am Teich kämpften, begriff Likimeya in der kurzen Zeit, die wir Utuk'kus Gedanken lesen konnten, am meisten. Meine Mutter erholt sich nur langsam von der Auseinandersetzung mit ihrer Vorfahrin, aber sie hat vieles bestätigt, das wir anderen vermuteten.

Die Schwerter waren fast so etwas wie lebende Wesen. Die, die sie trugen, kann das nicht überraschen. Ein großer Teil ihrer Macht beruhte, wie Binabik vom Mintahoq schon annahm, auf den außerweltlichen Kräften, die die *Worte der Erschaffung* in sie hineinbannten. Aber fast genauso große Macht lag in den Auswirkungen dieser Worte. Irgendwie waren die Klingen lebendig geworden. Sie waren keine Geschöpfe wie wir – nichts

an ihnen könnten Sterbliche oder auch Sithi wirklich begreifen –, und doch lebten sie. Das machte sie mächtiger als alle anderen Waffen, aber auch schwerer zu beherrschen und zu benutzen. Man konnte sie rufen, und ihre Sehnsucht, sich zu vereinen und gemeinsam alle ihre Kräfte freizusetzen, mußte sie am Ende in den Turm locken; aber man konnte sie nicht dazu zwingen. Ein Teil der furchtbaren Magie, die der Sturmkönig brauchte, damit sein Plan gelang – vielleicht der wichtigste Teil –, beruhte darauf, daß die Schwerter aus freiem Willen und zur rechten Zeit dem Ruf folgen mußten. Und sie mußten ihre Träger selbst wählen.«

Isgrimnur beobachtete, wie Simon genau überlegte, bevor er sprach. »Aber Binabik hat mir auch erzählt, daß die Nornen in der Nacht, als Miriamel und ich Josuas Lager verließen, versuchten, Camaris zu töten. Und doch hatte das Schwert ihn bereits erwählt, und das schon vor langer Zeit. Warum wollten sie ihn dann umbringen?«

»Ich habe vielleicht eine Art Antwort darauf«, sagte Strangyeard. Er machte noch den gleichen schüchternen Eindruck wie vor vielen Jahren, als Isgrimnur ihn zum ersten Mal gesehen hatte, aber neuerdings schien eine gewisse Kühnheit durchzuschimmern, die den Herzog staunen ließ. »Als wir aus Naglimund flohen, verhielten sich die Nornen, die uns verfolgten, sehr sonderbar. Herr Deornoth war der erste, dem auffiel, daß sie … oh!« Er sah erschrocken auf.

Etwas Großes, Graues raste in den Thronsaal. Es sprang auf die Stufen des Podestes und warf Simon um. Der junge Mann lachte und vergrub seine Finger im Nackenfell der Wölfin, um die suchende Schnauze und die lange Zunge von seinem Gesicht fernzuhalten.

»Voller Freude, dich zu sehen, ist sie, Simon!« rief Binabik, der im selben Augenblick zur Tür hereingetrabt kam. Er hatte vergeblich versucht, mit Qantaqa Schritt zu halten. »Lange hat sie darauf gewartet, dir Grüße zu bringen. Ich habe es ihr nicht gestattet, während deine Wunden neue Verbände erhielten.« Der Troll eilte auf ihn zu, begrüßte unterwegs beiläufig den Rest der Versammlung und drückte Qantaqa mit einiger Mühe auf den Steinboden neben dem Podest. Sie gab nach und streckte sich zwischen Binabik und Simon aus, groß und zufrieden. »Freuen wird es dich auch, zu wissen, daß ich an diesem Nachmittag Heimfinderin entdeckt habe«, sagte der Troll zu dem jungen Mann. »Sie wanderte vom Kämpfen davon und durchstreifte die Tiefen des Kynswaldes.«

»Heimfinderin.« Simon sprach den Namen ganz langsam aus. »Danke, Binabik. Ich danke dir sehr.«

»Ich bringe dich später, sie zu sehen.«

Als sich alle wieder zurechtgesetzt hatten, fuhr Strangyeard fort. »Herr Deornoth merkte als erster, daß sie uns weniger jagten als vielmehr … vor sich hertrieben. Sie sorgten dafür, daß wir in Todesangst aus Naglimund flohen, aber sie töteten uns nicht, obwohl es ihnen zweifellos möglich war. Und sie versuchten erst, uns mit Gewalt aufzuhalten, als wir die Richtung nach dem innersten Herzen des Aldheorte einschlugen.«

»Nach Jao é-Tinukai'i«, sagte Aditu leise.

»Und sie töteten Amerasu, sobald sie angefangen hatte, Inelukis Plan zu durchschauen«, grübelte Simon. »Aber trotzdem verstehe ich nicht, warum sie Camaris ermorden wollten.«

Wieder sprach Jiriki. »Sie waren damit zufrieden, daß du das Schwert hattest, Seoman, obwohl ich überzeugt bin, daß es Utuk'ku sehr verärgerte, als sie von Ingen Jegger erfuhr, daß du dich in Gesellschaft von Kindern der Morgendämmerung befandest. Dennoch müssen sie und Ineluki es für wenig wahrscheinlich gehalten haben, daß wir so schnell begreifen würden, was sie vorhatten – und wie sich herausstellte, war es ja auch so. Nur Erste Großmutter erkannte die Umrisse ihres Plans. Sie beseitigten Amerasu und sorgten auch sonst für große Verwirrung. Damals stellten die Zida'ya für die Bewohner von Sturmspitze kaum eine Bedrohung dar. Die beiden müssen sicher gewesen sein, daß das schwarze Schwert, wenn der Zeitpunkt gekommen war, dich oder den Rimmersmann Sludig, vielleicht auch einen anderen, als Träger erwählen würde. Josua würde ihnen Hellnagel bringen – schließlich hatte es seinem Vater gehört –, und die endgültigen Rituale konnten stattfinden.«

»Aber dann kam Camaris zurück«, sagte Simon. »Ich glaube, damit hatten sie nicht gerechnet. Immerhin hatte er *Dorn* jahrzehntelang getragen. Es leuchtet nur ein, daß das Schwert sich für ihn entscheiden würde. Warum sollten sie ihn fürchten?«

Strangyeard räusperte sich. »Herr Camaris, Gott sei seiner gepeinigten Seele gnädig«, der Priester schlug schnell einen *Baum*, »beichtete mir, was er keinem anderen sagen konnte. Ich werde diese Beichte mit ins Grab nehmen.« Er schüttelte den Kopf. »Möge der Erlöser ihn behüten! Aber der Grund dafür, daß er diese Beichte überhaupt ablegte, war, daß Aditu und Geloë wissen wollten, ob er in Jao … ob er Amerasu gekannt hätte. Das stimmte.«

»Ich bin überzeugt, daß er Josua sein Geheimnis anvertraut hat«, murmelte Isgrimnur. Er dachte an die Nacht auf dem Schiff und daran, wie

entsetzlich Josuas Gesicht ausgesehen hatte, und fragte sich zum wiederholten Mal, welche bloßen Worte den Prinzen so verändert haben konnten. »Aber auch Josua, Gott schenke ihm Frieden, ist tot. Wir werden es nie erfahren.«

»Doch obwohl Vater Strangyeard schwört, daß Camaris' Erlebnis nichts mit unseren Kämpfen hier zu tun hatte«, sagte Jiriki, »scheint es, daß Utuk'ku und ihr Verbündeter das nicht wußten. Der Königin von Nakkiga war bekannt, daß Amerasu und Camaris einander begegnet waren – vielleicht erfuhr sie es ohne deren Wissen von Erster Großmutter selbst, als die beiden ihren Willen maßen. Und als nun Camaris plötzlich und unerwartet auftauchte, vielleicht im Besitz geheimen Wissens, das Amerasu ihm anvertraut hatte, dazu mit seiner langjährigen Erfahrung im Umgang mit einem der Großen Schwerter…« Er schüttelte den Kopf. »Wir wissen es nicht, aber offenbar schien ihnen die Gefahr zu groß. Sie müssen gedacht haben, wenn Camaris tot wäre, würde sich das Schwert einen neuen Träger suchen, der ihre Pläne weniger erschweren würde. Schließlich war *Dorn* kein treues Tier wie Binabiks Wölfin.«

Simon lehnte sich zurück und starrte vor sich hin. »Das heißt, daß alle unsere Hoffnungen und die ganze Schwertersuche nichts als eine Falle waren. Und wir sind hineingetappt wie die Kinder.« Sein Gesicht verfinsterte sich, und Isgrimnur wußte, daß er sich über sich selbst ärgerte.

»Es war eine verdammt schlaue Falle«, meinte der Herzog. »Eine, an der sie lange gearbeitet haben. Und am Ende verloren sie doch.«

»Wissen wir das genau?« fragte Simon Jiriki. »*Wissen* wir, daß sie verloren haben?«

»Isgrimnur hat uns berichtet, daß die Hikeda'ya flohen, als der Turm zusammenbrach – die wenigen, die noch lebten. Ich bedaure nicht, daß er sie nicht verfolgt hat, denn ihre Zahl ist jetzt gering, und wir Gartengeborenen bekommen selten Kinder. Viele starben in Naglimund und viele hier. Die Tatsache, daß sie flohen, anstatt bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, verrät uns viel; sie sind vernichtet.«

»Auch nachdem uns Utuk'ku die Macht über den Teich entrissen hatte«, schaltete Aditu sich ein, »wehrten wir uns weiter. Und als Ineluki endgültig seinen Geist aufgab, spürten wir es.« Die lange Pause war beredt. »Es war entsetzlich. Aber wir fühlten es auch, als sein Menschenkörper – König Elias' Körper – starb. Ineluki hat den Ort im Nichts, der seine Zuflucht war, verlassen und die endgültige Auflösung seines Ichs gewagt, um in die Welt zurückzukehren. Er hat gespielt – und verloren. Es ist nichts mehr

von ihm übrig.«

Simon zog die Brauen hoch. »Und Utuk'ku?«

»Sie lebt noch, aber ihre Macht ist gebrochen. Auch sie setzte viel aufs Spiel, und es war ihre Zauberkunst, die es ermöglichte, daß Inelukis Geist sich in dem Augenblick, als die Zeit zurückgedreht wurde, überhaupt in dem Turm aufhalten konnte. Das Mißlingen ihrer Pläne hat sie vernichtet.« Aditu sah ihn aus hellen Bernsteinaugen an. »Ich habe sie in meinen Gedanken so deutlich gesehen, Seoman, als stünde sie vor mir. Die Feuer von Sturmspitze sind erloschen, die Hallen leer. Utuk'ku ist fast allein, ihre Silbermaske zersprungen.«

»Ihr meint, Ihr habt sie selbst gesehen? Ihr Gesicht?«

Aditu neigte das Haupt. »Das Grauen vor dem eigenen unfaßlichen Alter veranlaßte sie schon vor langer Zeit, ihr Antlitz zu verhüllen. Aber dir, Seoman Schneelocke, würde sie wie jede andere alte Frau erscheinen. Ihre Züge sind gefurcht und erschlafft, die Haut ist fleckig. Utuk'ku Seyt-Hamakha ist die Älteste, aber ihre eigene Selbstsucht und Eitelkeit verkehrten schon vor Jahrtausenden ihre große Weisheit in Torheit. Sie schämte sich, weil das Alter sie eingeholt hatte. Und jetzt kann sie nicht einmal mehr Schrecken einflößen. Sie ist hilflos.«

»Das heißt, daß die Macht von *Sturmrspeik* und den Weißfüchsen zu Ende ist«, stellte Isgrimnur fest. »Wir haben große Verluste erlitten, aber wir hätten noch viel mehr verlieren können, Simon – wir hätten alles verlieren können. Wir haben Euch und Binabik viel zu danken.«

»Und Miriamel«, bemerkte Simon ruhig.

»Und Miriamel, natürlich.«

Der junge Mann warf einen Blick auf die Versammlung und schaute dann wieder den Herzog an. »Das ist nicht alles, das Euch hergeführt hat. Ihr habt meine Fragen beantwortet. Wie lauten die Euren?«

Isgrimnur konnte nicht übersehen, wieviel selbstsicherer Simon geworden war. Er war höflich, aber seine Stimme verriet, daß er wußte, was er wollte. Was durchaus in Ordnung war. Aber es klang etwas wie Zorn aus seiner Stimme, das Isgrimnur zögern ließ, bevor er weitersprach.

»Jiriki hat mit mir über Euch geredet, über Euer … Erbe. Ich muß gestehen, daß ich verblüfft war, aber ich glaube ihm, denn es paßt zu allem anderen, das wir inzwischen erfahren haben, über Johan, über die Sithi, über vieles. Ich dachte, wir würden Euch eine Neuigkeit bringen, aber etwas in Eurem Gesicht hat mir verraten, daß Ihr es bereits herausgefunden habt.«

Simons Lippen verzogen sich zu einem sonderbaren, halben Lächeln. »Das stimmt.«

»Ihr wißt also, daß Ihr vom Blut Eahlstan Fiskernes seid«, fuhr Isgrimnur tapfer fort, »des letzten Königs von Erkynland vor Priester Johan.«

»Des Mannes, der den Bund der Schriftrolle gegründet hat«, fügte Binabik hinzu.

»Und der den Drachen *wirklich* getötet hat«, ergänzte Simon trocken. »Und was ist damit?« Trotz seiner Gelassenheit gärte es in ihm. Isgrimnur wunderte sich.

Bevor der Herzog etwas sagen konnte, griff Jiriki ein. »Es tut mir leid, daß ich dir nicht früher sagen konnte, was ich wußte, Seoman, mein Freund. Ich hatte Angst, es könnte dich nur belasten oder verwirren oder vielleicht zu gefährlichen Wagnissen verleiten.«

»Das verstehe ich«, entgegnete Simon, aber es klang nicht erfreut. »Woher wußtet Ihr es?«

»Eahlstan Fiskerne war nach dem Fall von Asu'a der erste sterbliche König, der den Zida'ya die Hand bot.« Draußen sank die Sonne, und der Himmel vor den Fenstern wurde allmählich dunkler. Ein frischer Wind wehte durch den Thronsaal und spielte mit den herumliegenden Bannern. Jirikis weißes Haar wehte. »Er kannte uns, und einige unseres Volkes trafen sich zu gewissen Zeiten mit ihm in den Höhlen unter dem Hochhorst, in den Ruinen unserer alten Heimat. Eahlstan fürchtete, daß das Wissen der Zida'ya auf immer verlorengehen könnte, und daß wir uns nach dem Blutbad, das Fingil angerichtet hatte, vielleicht endgültig gegen die Menschen wenden könnten. Damit hatte er durchaus recht. Mein Volk hat den Sterblichen nie große Zuneigung entgegengebracht, so wie auch Eahlstans Volk uns nicht liebte. Aber in den Jahren seiner Herrschaft gab es erste, kleine Schritte, es wurden kleine Vertrauensbeweise ausgetauscht, und man kam einander vorsichtig näher. Wir, die daran beteiligt waren, hielten es geheim.« Jiriki lächelte. »Ich sage ›wir‹, aber ich war nur der Bote, der die Aufträge von Erster Großmutter ausführte; denn sie konnte ihre noch immer bestehende Anteilnahme an den Sterblichen nicht bekannt werden lassen, nicht einmal in der eigenen Familie.«

»Ich war immer eifersüchtig auf dich, Weidengerte«, lachte Aditu. »So jung, und schon solche wichtigen Aufgaben!«

Wieder lächelte Jiriki. »Doch wie immer sich die Dinge entwickelt hätten, wenn Eahlstan am Leben geblieben wäre und sein Geschlecht nach ihm regiert hätte, es kam anders. Der Feuerwurm Shurakai erschien, und

als er ihn tötete, kam Eahlstan selbst ums Leben. Ob sein späterer Nachfolger Johan etwas von Eahlstans geheimen Verbindungen zu uns wußte und fürchtete, wir könnten seine Lüge aufdecken, er sei der Drachentöter, oder ob seine Feindseligkeit uns gegenüber einen anderen Grund hatte, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls begann er schon bald, uns aus unseren letzten Verstecken zu vertreiben. Er fand sie nicht alle, vor allem entdeckte er niemals eine Spur von Jao é-Tinukai'i, aber er fügte uns großen Schaden zu. Im Lauf seines Lebens brachen fast alle unsere Beziehungen zu den Sterblichen ab.«

Simon verschränkte die Hände. »Es tut mir leid, was mein Volk getan hat. Aber ich freue mich, daß mein Vorfahr ein solcher Mann war.«

»Eahlstans Volk war vor dem Zorn des Drachen geflohen und hatte sich zerstreut. Schließlich, so habe ich gehört, gewöhnten sie sich an ihre Verbannung«, fuhr Jiriki fort. »Und als dann Johan kam und das Land eroberte, gab es für sie keine Hoffnung mehr, auf den Hochhorst zurückzukehren. Also bewahrten sie ihre Geheimnisse und lebten als Fischervolk am Wasser weiter, wie sie es in den Tagen von Eahlstan Fiskernes Voreltern getan hatten. Aber Eahlstans Ring blieb in der königlichen Familie und wurde von den Eltern auf die Kinder vererbt. Einer von Eahlstans Urenkeln, ein Gelehrter wie sein Ahnherr, lernte aus einer der von Eahlstan sorgsam gehüteten Schriftrollen die Runen der Sithi und ließ den Wahlspruch, der den Stolz der Familie – und Johans schändliches Geheimnis – überlieferte, in den Ring schreiben. Das war es, was Morgenes für dich aufbewahrte, Seoman: deine Vergangenheit.«

»Und bestimmt hätte er mir eines Tages alles erzählt.« Simon hatte Jirikis Geschichte mit mühsam verhehlter Erregung gelauscht. Isgrimnur betrachtete ihn und suchte nach den Bruchstellen im Charakter des jungen Mannes, die er halb erwartete, halb fürchtete. »Aber was hat das alles jetzt noch zu bedeuten? Alles königliche Blut auf der Welt hat nicht verhindert, daß ich auf Pryrates und den Sturmkönig hereingefallen bin wie ein Tölpel. Es ist eine hübsche Geschichte, nicht mehr. In Nabban muß die Hälfte der adligen Familien Imperatoren unter ihren Vorfahren haben. Wenn schon!« Sein Kinn war kampflustig vorgestreckt.

Mehrere der Anwesenden blickten auf Isgrimnur, der unbehaglich auf seiner Stufe hin und her rutschte. »Erkynland braucht einen Herrscher«, erklärte er endlich. »Der Drachenbeinthron ist verwaist.«

Simons Mund öffnete sich, schloß sich, öffnete sich wieder. »Und?« fragte er und musterte Isgrimnur mißtrauisch. »Miriamel ist gesund und

munter und hat nur ein paar leichte Verletzungen. Genauer gesagt, sie ist völlig unverändert«, die Bitterkeit in seiner Stimme war unüberhörbar, »und kann also bestimmt in Kürze mit dem Regieren anfangen.«

»Es ist nicht ihre Gesundheit, um die wir uns Sorgen machen«, versetzte der Herzog schroff. Irgendwie hatte das Gespräch sich falsch entwickelt. Simon benahm sich wie ein Mensch, den eine Rotte unartiger Kinder aus dem wohlverdienten Schlaf geschreckt hat. »Es ist – verdammt! Es ist ihr Vater!«

»Aber Elias ist tot. Sie hat ihn selbst erschossen. Mit dem Weißen Pfeil der Sithi.« Simon sah auf Jiriki. »Wenn ich es mir recht überlege, hat mir Euer Pfeil zweifellos das Leben gerettet, so daß alle Schuld zwischen uns getilgt ist.«

Der Sitha antwortete nicht. Wie immer zeigte sein Gesicht keine Regung, aber etwas in seiner Haltung deutete darauf hin, daß er sich Sorgen machte.

»Die Menschen haben so unter Elias gelitten, daß sie Miriamel vielleicht kein Vertrauen entgegenbringen werden«, erklärte Isgrimnur. »Ich weiß, daß das Unsinn ist, aber so ist es nun einmal. Wäre Josua am Leben geblieben, hätten sie ihn wahrscheinlich mit offenen Armen empfangen. Die Barone wissen, daß der Prinz Elias Widerstand geleistet hat, seitdem sich der König so zum Schlechten veränderte, daß er schwer gelitten hat und sich die Rückkehr aus der Verbannung mühsam erkämpfte. Doch Josua ist tot.«

»Aber das hat Miriamel auch alles getan!« rief Simon zornig. »Was für ein Wahnsinn!«

»Wir wissen es, Simon«, antwortete Tiamak. »Ich selbst war lange ihr Gefährte. Viele von uns kennen ihre Tapferkeit.«

»Ja, und ich kenne sie auch«, knurrte Isgrimnur, der jetzt selbst ärgerlich wurde. »Aber es kommt auf diese Wahrheit nicht an. Miriamel ist vor Beginn der Belagerung aus Naglimund geflohen und erst nach dem Sieg über Fengbald auf dem Sesuad'ra angekommen. Dann verschwand sie wieder und tauchte ganz zum Schluß im Hochhorst bei ihrem Vater auf.« Er verzog das Gesicht. »Außerdem gibt es Gerüchte, zweifellos von diesem Hurensohn Aspitis Preves in die Welt gesetzt, daß sie seine Metze war, während er selbst Pryrates diente. Überall wird über sie geklatscht.«

»Aber ein Teil dieser Behauptungen trifft auch auf mich zu. Bin ich darum ein Verräter?«

»Miriamel ist keine Verräterin, das weiß Gott – und ich auch.«

Isgrimnur warf ihm einen erbosten Blick zu. »Aber nach dem, was ihr Vater getan hat, wird man ihr, wie schon gesagt, wohl nicht vertrauen. Das Volk will jemanden auf dem Thron sehen, auf den es sich verlassen kann.«

»Irrsinn!« Simon schlug sich wütend auf die Schenkel und wandte sich dann an die Sithi. Er schien kurz davor zu platzen. »Wie ist Eure Meinung dazu?« fragte er.

»Wir mischen uns nicht in diese Angelegenheiten der Sterblichen«, erwiderte Jiriki ein wenig steif.

»Du bist unser Freund, Seoman«, fügte Aditu hinzu. »Was immer wir tun können, um dir in diesen Zeiten zu helfen, werden wir tun. Aber wir achten auch Miriamel hoch, obwohl wir sie nur wenig kennen.« Simon blickte auf den Troll. »Binabik?«

Der Kleine zuckte die Achseln. »Ich kann es nicht sagen. Isgrimnur und ihr anderen müßt selbst die Entscheidungen beschließen. Ihr seid beide meine Freunde, du und Miriamel. Wenn es dich später nach Rat verlangt, werden wir Qantaqa zu einem Spaziergang führen und miteinander reden.«

»Worüber reden? Daß die Leute Lügen über Miriamel erzählen?«

Isgrimnur hüstelte. »Er meint, daß er mit Euch darüber sprechen will, ob Ihr die Krone von Erkynland annehmt.«

Simon fuhr herum und starrte den Herzog ungläubig an. Selbst seine neuerworbene Reife half ihm diesmal nicht, seine Gefühle zu verbergen. »Ihr wollt … Ihr wollt mir den Thron anbieten?« fragte er höhnisch. »Das ist nun aber wirklich Wahnsinn. Mir, einem Küchenjungen?«

Isgrimnur mußte lächeln. »Ihr seid weit mehr als ein Küchenjunge. Schon jetzt handeln die Lieder und Geschichten zwischen hier und Nabban nur noch von Euren Heldentaten. Wartet nur ab, bis auch noch die Schlacht im Turm dazukommt.«

»Ädon behüte mich«, knurrte Simon angewidert.

»Aber es gibt wichtigere Gründe.« Der Herzog wurde wieder ernst. »Ihr seid beliebt und bekannt. Nicht nur habt Ihr mit einem Drachen gekämpft, sondern Euch auch tapfer für den Abschiedsstein und für Josua geschlagen, und das Volk erinnert sich daran. Und jetzt können wir sogar verkünden, daß das Blut des heiligen Eahlstan Fiskerne in Euren Adern fließt, eines der am meisten geliebten Herrscher, die je auf diesem Thron gesessen haben. Ehrlich gesagt, wenn es nicht stimmte, wäre ich versucht gewesen, es zu erfinden.«

»Aber das besagt doch überhaupt nichts!« explodierte Simon. »Glaubt

Ihr denn, ich hätte nicht darüber nachgedacht? Seit dem Augenblick, in dem es mir klar wurde, habe ich nichts anderes getan. Ich bin ein Küchenjunge, der das Glück hatte, von einem sehr weisen und sehr gütigen Mann in die Lehre genommen zu werden. Ich habe Glück mit meinen Freunden gehabt. Ich bin in schreckliche Dinge hineingezogen worden. Ich habe getan, was ich tun mußte, und habe überlebt. Nichts davon steht in irgendeinem Zusammenhang damit, wer mein Ur-ur-wie-viele-Ur-auch-immer-Großvater war!«

Isgrimnur wartete nach diesem Ausbruch eine Weile, bis die Empörung des jungen Mannes sich etwas abgekühlt hatte. »Aber begreift Ihr denn nicht«, sagte er dann milde, »daß es gar nicht darauf ankommt, ob ein solcher Zusammenhang besteht oder nicht? Meines Erachtens ist es gar nicht wichtig, ob die Geschichte wahr ist. Bei Drors rotem Hammer, Simon, Priester Johans ganzes Leben war ein Mythos – eine Lüge! Ich habe mich in den letzten Tagen selbst mit dieser Entdeckung abfinden müssen. Aber macht ihn das zu einem schlechteren König? Die Menschen brauchen etwas, an das sie glauben können, ob Euch das paßt oder nicht. Wenn Ihr es ihnen nicht gebt, erfinden sie es eben.

Im Augenblick haben alle Angst vor der Zukunft. Der größte Teil der Welt, die wir kennen, liegt in Scherben, Simon, und die Überlebenden sind mißtrauisch gegenüber Miriamel, weil sie ist, wer sie ist, und weil sie nicht genau wissen, was sie getan hat, und, um kein Blatt vor den Mund zu nehmen, weil sie eine junge Frau ist. Die Barone wollen einen Mann, stark, aber nicht zu stark, und sie wollen keinen Bürgerkrieg um die Gattenwahl einer regierenden Königin.« Isgrimnur streckte die Hand aus, um Simons Arm zu berühren, überlegte es sich dann aber und zog die Hand zurück. »Hört mir zu. Die Männer, die Josua folgten, lieben Euch, Simon, fast genauso wie den Prinzen. In gewisser Weise vielleicht sogar mehr. Ihr wißt – und ich weiß –, daß es keinen Unterschied macht, welches Blut in Euch fließt – es ist alles rot. Aber Euer Volk braucht etwas, an das es glauben kann, und es friert, ist verwundet und hat keine Heimat.«

Simon starrte ihn an, und Isgrimnur empfand die Kraft des Zornes, die in dem jungen Mann loderte. Er war in der Tat gewachsen, und er würde ein starker Charakter werden – nein, er war es bereits.

»Und für solchen Lug und Trug soll ich Miriamel verraten?« fragte Simon hart.

»Nicht verraten«, antwortete Isgrimnur. »Ich gebe Euch ein paar Tage Bedenkzeit, dann werde ich selbst mit ihr sprechen. Morgen begraben wir

unsere Toten, und das Volk wird uns alle zusammen sehen. Das ist für den Anfang genug.« Der Herzog schüttelte den Kopf. »Ich werde Miriamel nicht anlügen, Simon. Das ist nicht meine Art. Aber ich wollte Euch die Möglichkeit geben, meinen Vorschlag als erster zu hören.« Plötzlich tat der junge Mann ihm aufrichtig leid.

Wahrscheinlich hat er gedacht, er könnte erst einmal in Ruhe seine Wunden lecken – und davon hat er genug. Wie wir alle.

»Denkt darüber nach, Simon. Wir brauchen Euch – alle brauchen Euch. Es wird mir schwer genug fallen, in meinem Herzogtum wieder Ordnung zu schaffen, ganz zu schweigen vom Schicksal des jungen Varellan, der verwaist in Nabban sitzt, und von den Hernystiri, wenn es sie überhaupt noch gibt. Wir brauchen zumindest den äußeren Anschein eines neuen Hochkönigsfriedens und einen Mann auf dem Thron des Hochhorsts, auf den die Menschen sich verlassen können.«

Er erhob sich von der niedrigen Stufe, wobei er versuchte, nicht merken zu lassen, wie schrecklich weh sein Rücken tat, machte eine steife Verbeugung vor Simon – schon ein merkwürdiges Gefühl – und stapfte zur Tür hinaus. Der Rest des Kreises blieb stumm zurück. Isgrimnur konnte Simons Blick im Nacken fühlen.

Gott steh mir bei, dachte der Herzog, als er draußen ins Zwielicht trat. *Ich brauche Ruhe. Viel Ruhe.*

Er hörte Schritte und sah vom Feuer auf. »Binabik?«

Sie kam näher und trat ins Licht. Trotz der kalten Frühlingsnacht und der vielen Stellen, an denen der Schnee noch nicht geschmolzen war, ging sie barfuß. Ihr Mantel flatterte im Wind, der vom Hochhorst herunterwehte.

»Ich konnte nicht schlafen«, sagte sie.

Eine Sekunde zögerte Simon. Er hatte niemanden erwartet, am allerwenigsten sie. Nach den Bestattungsfeierlichkeiten für Josua, Camaris, Isorn und die vielen anderen Toten, die den ganzen Tag gedauert hatten, war Binabik zu Strangyeard gegangen, um den Abend mit ihm und Tiamak zu verbringen, und hatte Simon allein und nachdenklich vor dem Zelt zurückgelassen. Miriamels Erscheinen kam ihm vor wie etwas, das er im Lagerfeuer geträumt haben konnte.

»Miriamel.« Er kam ungeschickt auf die Füße. »Prinzessin. Setzt Euch … setz dich, bitte.« Er deutete auf einen Stein am Feuer.

Sie ließ sich nieder und wickelte sich eng in ihren Mantel. »Geht es dir gut?« fragte sie nach einer Weile.

»Es geht mir…« Er stockte. »Ich weiß nicht. Es ist alles so seltsam.« Sie nickte. »Man kann kaum glauben, daß es vorbei ist … daß sie alle für immer fort sind.«

Simon regte sich unbehaglich. Er wußte nicht, ob sie von Freunden oder von Feinden sprach. »Es gibt immer noch viel zu tun. Die Menschen sind entwurzelt, die Welt steht auf dem Kopf…« Er machte eine unbestimmte Handbewegung. »Es gibt viel zu tun.«

Miriamel beugte sich vor und hielt die Hände ans Feuer. Simon sah, wie das Licht auf ihren zarten Zügen spielte, und merkte, wie sein Herz sich hoffnungslos Zusammenkrampfte. Und wenn das ganze königliche Blut der Erde in seinen Adern floß, es war wertlos, wenn sie ihn nicht liebte. Während der Zeremonie für die Gefallenen heute hatte sie ihn kein einziges Mal angesehen, den ganzen Tag lang. Die Freundschaft, die zwischen ihnen einmal bestanden hatte, schien es nicht mehr zu geben.

Es geschähe ihr recht, wenn ich mich zwingen ließe, den Thron anzunehmen. Er wandte sich ab, starrte in die Flammen und kam sich niederträchtig und gehässig vor. *Aber er gehört doch von Rechts wegen ihr*. Sie war Priester Johans Enkelin. Was hieß es schon, daß einer von Simons Vorfahren vor zwei Jahrhunderten König gewesen war?

»Ich habe ihn getötet, Simon«, begann Miriamel plötzlich.

»Ich habe diese weite Reise gemacht, um mit ihm zu reden, ihm zu sagen, daß ich ihn verstand … Und statt dessen brachte ich ihn um.« Es klang verzweifelt. »Ich tötete ihn!«

Simon suchte fieberhaft nach Worten. »Du hast uns alle gerettet, Miriamel.«

»Er war ein guter Mann, Simon. Laut und jähzornig vielleicht, aber … bevor meine Mutter…« Sie blinzelte hastig. »Mein eigener Vater!«

»Du hattest keine andere Wahl.« Beim Anblick ihrer Qual tat ihm das Herz weh. »Du konntest nichts anderes tun. Du hast uns gerettet.«

»Zum Schluß hat er mich erkannt. Gott helfe mir, Simon, ich glaube, er wollte, daß ich es tat. Ich sah ihn an … er war so unglücklich. Er hatte furchtbare Schmerzen.« Sie wischte sich mit dem Mantel das Gesicht ab. »Ich will nicht weinen«, sagte sie hart. »Ich habe das Weinen so satt!«

Der Wind wurde stärker, seufzte durch das Gras.

»Und mein Onkel Josua, den ich so liebte!« fuhr sie fort, etwas ruhiger, aber fast drängend. »Tot, wie alle anderen. Tot. Meine ganze Familie ist tot. Und der arme, gefolterte Camaris. Ach Gott, was ist das für eine

Welt?« Ihre Schultern zuckten. Simon streckte den Arm aus und nahm unbeholfen ihre Hand. Er erwartete, daß sie sie wegziehen würde, aber sie tat es nicht. Sie saßen schweigend da, und nur das Feuer knisterte. »Und auch C-Cadrach«, murmelte sie dann. »O barmherzige Elysia, in gewisser Weise ist das am schlimmsten. Er wollte nur sterben, aber er wartete auf mich … auf uns. Er blieb da, trotz allem, was geschah, trotz der schrecklichen Dinge, die ich zu ihm gesagt hatte.« Sie senkte den Kopf und starrte auf die Erde. Ihre Stimme war rauh vor Schmerz. »Auf seine Weise hat er mich geliebt. Das war grausam von ihm, nicht wahr?«

Simon schüttelte den Kopf. Es gab keine Antwort darauf.

Unvermittelt sah sie mit weitgeöffneten Augen zu ihm auf. »Simon … wollen wir nicht fortgehen? Wir können die Pferde nehmen und morgen früh schon ein halbes Dutzend Meilen von hier weg sein. Ich will nicht Königin werden!« Sie zerquetschte seine Hand. »Ach bitte, Simon, verlaß mich nicht!«

»Fortgehen? Wohin? Und warum sollte ich dich verlassen?« Simons Herz begann schneller zu schlagen. Das Denken fiel ihm schwer. Er konnte nicht glauben, daß er sie richtig verstanden hatte. »Miriamel – wovon redest du?«

»Verflucht, Simon! Bist du wirklich so dumm, wie die Leute früher gedacht haben?« Sie hielt seine Hand mit beiden Händen fest. Auf ihren Wangen glänzten Tränen. »Es ist mir gleich, daß du ein Küchenjunge warst. Es kümmert mich nicht, daß dein Vater ein Fischer war. Ich will nur dich, Simon. Du hältst mich für verrückt, wie? Wahrscheinlich bin ich das auch.« Etwas Wildes klang aus ihrem Lachen, und sie ließ seine Hand einen Moment los, um sich die Augen zu wischen. »Ich grübele darüber nach, seit der Turm fiel. Ich halte es einfach nicht aus! Onkel Isgrimnur und die anderen werden mich zwingen, den Thron zu besteigen, das weiß ich. Und ich werde wieder die alte Miriamel sein müssen, nur daß es jetzt noch unendlich viel schlimmer werden wird. Ich werde im Gefängnis sitzen. Und dann muß ich einen Mann wie Fengbald heiraten – daß er tot ist, heißt nicht, daß es nicht tausend andere gibt, die ihm zum Verwechseln ähnlich sind –, und ich werde nie mehr ein Abenteuer erleben, nie mehr frei sein, nie mehr tun dürfen, was ich will … und du wirst fortgehen, Simon, und ich werde dich verlieren, den einzigen Menschen, an dem mir etwas liegt.«

Er stand auf und zog sie von ihrem Stein hoch, damit er sie in die Arme nehmen konnte. Sie zitterten beide, und eine ganze Weile konnte er sie nur

an sich pressen und festhalten, als könnte sie ihm der Wind wegwehen.

»Ich liebe dich schon so lange, Miriamel.« Er brachte die Worte kaum heraus.

»Du machst mir angst. Du weißt gar nicht, wie sehr du mir angst machst.« Ihre Stimme an seiner Brust klang erstickt. »Ich weiß nicht, was du siehst, wenn du mich anschaust. Nur bitte, geh nicht fort«, flehte sie. »Was immer geschieht, geh nicht fort.«

»Das werde ich nicht.« Er bog sich zurück, um ihr ins Gesicht zu sehen. Ihre Augen glitzerten, am unteren Rand der Wimpern bebten frische Tränen. Auch ihm gingen die Augen über. Er lachte, und seine Stimme brach. »Ich bleibe bei dir. Das habe ich dir doch versprochen, weißt du nicht mehr?«

»Herr Seoman. Mein Simon. Du bist der Mann, den ich liebe.« Sie hielt den Atem an. »Wie ist das nur gekommen?«

Er beugte sich zu ihr und küßte sie fest auf den Mund. Aneinandergeschmiegt standen sie da, und der Sternenhimmel schien sich um sie zu drehen. Simons Hand schob sich unter ihren Mantel, und seine Finger strichen über die langen Muskeln ihres Rückens. Miriamel stöhnte und zog ihn enger an sich. Ihr verweintes Gesicht rieb sich an seinem Hals.

Das Gefühl ihres Körpers so dicht an seinem Körper erfüllte Simon mit trunkenem, seligem Wahnsinn. Mit Miriamel in den Armen stolperte er die wenigen Schritte nach seinem Zelt. Er schmeckte das Salz ihrer Tränen und bedeckte ihre Augen, Wangen und Lippen mit Küssen. Ihr Haar umwehte ihn und klebte an seinen feuchten Wangen.

Im Inneren des Zeltes, versteckt vor den neugierigen Sternen, umschlangen sie sich, hielten einander fest, ertranken einer im anderen. Der Wind zupfte an den Zeltplanen, das einzige Geräusch außer dem Rascheln von Kleidern und dem drängenden Keuchen ihres Atems.

Der Wind riß die Zeltklappe auf. Im matten Schein der Sterne war ihre Haut elfenbeinweiß und so glatt und warm unter seinen Fingern, daß er nie wieder etwas anderes berühren wollte. Seine Hand glitt über die Rundung ihrer Brust und streichelte ihre Hüfte. Er fühlte etwas in sich aufspringen, fast wie Erschrecken, aber süß, so süß. Sie hielt sein Gesicht in den Händen und trank seinen Atem und murmelte dabei leise, wortlose Laute. Als sein Mund über ihren Hals und hinab zum zarten Bogen des Schlüsselbeins wanderte, seufzte sie.

Er drückte sie an sich, wollte sie verschlingen und von ihr verschlungen werden. Seine Augen schwammen in Tränen.

»Ich liebe dich schon so lange«, flüsterte er.

Simon erwachte nur langsam. Er fühlte sich schwer, sein Körper warm und knochenlos. Miriamels Kopf schmiegte sich an seine Schulter, und ihr Haar berührte weich seine Wangen und seinen Hals. Ihre schlanken Glieder umschlangen ihn. Ein ausgestreckter Arm breitete sich über seine Brust, Finger kitzelten ihn unter dem Kinn.

Er zog sie an sein Herz. Sie murmelte schläfrig und rieb den Kopf an ihm.

Die Zeltklappe raschelte. Ein Schatten, ein etwas dunklerer Fleck am Nachthimmel, erschien in der Öffnung.

»Simon?« flüsterte eine Stimme.

Mit klopfendem Herzen, plötzlich voller Scham für die Prinzessin, versuchte Simon sich aufzurichten. Miriamel gab einen bekümmerten Laut von sich, als er ihren Arm nach unten schob.

»Binabik? Bist du das?«

Der schwarze Schatten schob sich herein und ließ die Klappe hinter sich zufallen.

»Leise. Ich werde eine Kerze anzünden. Sagt nichts.«

Ein gedämpftes Klirren von Stahl auf Feuerstein, dann ein winziger Funken Glut im Gras am Zelteingang. Gleich darauf hüpfte am Ende eines Dochtes eine Flamme und füllte das Zelt mit mildem Kerzenlicht. Miriamel protestierte benommen und vergrub das Gesicht tiefer in Simons Hals. Er riß vor Staunen die Augen auf.

Über der Kerze schwebte Josuas mageres Gesicht.

»Das Grab kann mich nicht halten«, sagte der Prinz lächelnd.

XXXIV
Abschied

Simon schlug das Herz bis zum Hals.

»Prinz Josua?«

»Leise, Junge.« Josua beugte sich vor. Seine Augen weiteten sich einen Moment, als er den an Simons Brust geschmiegten Kopf sah, dann lächelte er erfreut. »Ah! Gott segne Euch beide. Heiratet sie, Simon – ich denke, Ihr werdet nicht viel Überredungskunst brauchen. Sie wird eine prächtige Königin werden, wenn Ihr ihr dabei helft.«

Simon schüttelte verdutzt den Kopf. »Aber … aber Ihr … gewiß…« Er stockte und holte erst einmal tief Luft. »Ihr seid doch tot! Jedenfalls glaubt das jeder.«

Josua setzte sich hin und hielt die Kerze so tief, daß sein Körper ihr Licht größtenteils verdeckte. »Eigentlich müßte ich es auch sein.«

»Tiamak hat gesehen, wie er Euch das Genick brach«, flüsterte Simon. »Und keiner hätte nach uns noch von dort wegkommen können.«

»Tiamak hat gesehen, wie mich der Hieb traf«, verbesserte ihn Josua. »Und er hätte mir in der Tat das Genick brechen müssen – es tut auch so entsetzlich weh. Aber ich hielt die Hand hoch.« Er streckte den linken Arm aus und zog den zerfetzten Ärmel nach oben. Am dick geschwollenen Handgelenk saß noch immer Elias' Handschelle. Das Metall war flachgedrückt und schartig. »Mein Bruder und Pyrates vergaßen das Geschenk, das sie mir einmal gemacht hatten. Es liegt etwas Poetisches darin – aber vielleicht wollte Gott mir zeigen, daß Leid sich lohnen kann.« Sein Ärmel glitt nach unten. »Noch zwei Tage, nachdem ich wieder zu mir kam, konnte ich die Hand kaum gebrauchen, aber jetzt kommt das Gefühl allmählich zurück.«

Miriamel bewegte sich und schlug die Augen auf. Einen Moment wur-

den sie groß vor Schreck, dann setzte sie sich auf und preßte die Decke an ihre Brust. »Onkel Josua!«

Der Prinz legte mit schiefem Lächeln den Finger auf die Lippen. Sie wickelte sich in das Oberteil der Decke – was den größten Teil von Simon der kalten Luft aussetzte – und schloß ihren Onkel schluchzend in die Arme. Auch Josua schien nur mühsam die Fassung zu bewahren. Als Miriamel ihn wieder losließ, fiel ihr Blick auf ihre nackte Schulter. Heftig errötend, legte sie sich wieder hin und zog sich die Decke bis an das Kinn. Simon nahm dankbar seine Hälfte wieder an sich.

»Wie ist es möglich, daß du lebst?« fragte Miriamel und betupfte sich lachend und weinend die Augen mit dem Deckenzipfel.

Josua erklärte es noch einmal und zeigte ihr die Handschelle.

»Aber wie seid Ihr entkommen?« Simon wollte jetzt unbedingt wissen, wie es weiterging. »Der Turm ist doch eingestürzt.«

Der Prinz wiegte den Kopf. Schatten flackerten über die Zeltwand. »Das ist etwas, das ich selbst nicht sicher weiß. Ich vermute, daß mich Camaris aufhob und sofort nach Elias' Tod nach unten trug. In den letzten Nächten habe ich heimlich an vielen Lagerfeuern gelauscht und eine Menge erfahren. Offenbar herrschte durch den Rauch und die Flammen eine solche Verwirrung, daß Camaris noch vor Euch die Treppe hinuntersteigen konnte. Wir waren von unten in den Turm eingedrungen; ich glaube, er verließ ihn auf demselben Weg. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich unter freiem Himmel aufwachte, allein am Ufer der Kynslagh. Aber wer außer Camaris wäre stark genug gewesen, mich so weit zu tragen?«

»Wenn er vor uns hinunterging, muß Cadrach ihn gesehen haben.« Miriamel verstummte nachdenklich.

»Es ist ein Wunder«, sagte Simon leise. »Aber warum habt Ihr Euch bei niemandem gemeldet? Und was meintet Ihr damit, daß Miriamel Königin werden soll? Wollt Ihr denn nicht …?«

»Ihr versteht nicht«, erwiderte der Prinz ruhig, und in seiner Stimme lag ein seltsamer Unterton von Fröhlichkeit.

»Ich bin tot, und das will ich auch bleiben.«

»Wie?«

»Genau so. Simon – Miriamel – ich war nie zum Herrschen geboren. Allein der Gedanke bereitete mir schon Qualen, aber ich sah keinen Weg, als Elias zu stürzen, um uns alle zu retten. Jetzt hat mir Gott eine Tür geöffnet, von der ich glaubte, sie sei mir auf immer verschlossen. Zu sterben oder

die Krone zu nehmen – ich kannte keine andere Möglichkeit. Jetzt ist mir ein neuer Weg gewiesen worden.« Simon schwieg bestürzt. Auch Miriamel sagte nichts. Josua betrachtete die beiden, ein Lächeln auf den Lippen.

»Ich weiß, es ist erschreckend.« Der Prinz wandte sich an seine Nichte. »Aber du wirst eine weit bessere Herrscherin sein, als ich es je gewesen wäre – zusammen mit Simon.«

»Aber Ihr seid Johans wahrer Erbe«, widersprach Simon, »mehr noch als Miriamel. Und ich bin nur ein Küchenjunge, den Ihr zum Ritter geschlagen habt. Ich soll ein Nachkomme des heiligen Eahlstan sein, aber das bedeutet mir nichts. Ich bin deshalb noch lange nicht dazu geeignet, Erkynland oder irgend etwas anderes zu regieren.«

»Ich habe diese Geschichte schon gehört, Simon. Isgrimnur und die anderen sind nicht gut darin, ein Geheimnis zu bewahren, wenn sie es überhaupt vorgehabt haben.« Er lachte leise. »Und es hat mich gar nicht überrascht, daß Ihr von Eahlstan Fiskernes Blut seid. Aber ob Euch das nun zu einem besseren Herrscher als mich macht oder nicht, Simon – Ihr wißt immer noch nicht alles. Ich bin so wenig Johans Erbe, wie Ihr es seid.«

»Was soll das heißen?« Simon bewegte sich, damit Miriamels Kopf bequemer an seiner Brust lag. Sie sah jetzt nicht mehr Josua an, sondern blickte zu ihm auf, eine besorgte oder vielleicht auch nachdenkliche Falte zwischen den Brauen.

»Was ich gesagt habe«, erwiderte der Prinz. »Ich bin nicht Johans Sohn. Camaris ist mein Vater.«

Simon blieb die Luft weg. »*Camaris?*«

Jetzt starrte auch Miriamel den Prinzen erschrocken an. »Wovon redest du, Onkel?«

»Johan war alt, als er meine Mutter, Efiathe von Hernysadharc, heiratete«, begann Josua. »Wie weit sie an Jahren voneinander entfernt waren, sieht man schon daran, daß er keine Bedenken empfand, ihr einfach einen neuen Namen zu geben – Ebekah –, als wäre sie ein kleines Kind gewesen.« Er runzelte die Stirn. »Was danach kam, ist nicht weiter überraschend. Vielmehr ist es eine der häufigsten und ältesten Geschichten der Welt, obwohl ich nicht daran zweifle, daß meine Mutter den König liebte und er sie auch. Aber Camaris war ihr besonderer Beschützer, ein junger Mann und ein ebenso gewaltiger und berühmter Held wie Johan. Was als gegenseitige Hochachtung und Bewunderung anfing, wurde bald zu mehr.

Elias war Johans Kind, ich nicht. Als meine Mutter bei meiner Geburt starb, verlor Camaris den Verstand. Was konnte er anders denken, als daß

seine Sünde das Todesurteil für seine Geliebte, die zugleich die Frau seines besten Freundes war, bedeutet hatte?« Der Prinz seufzte. »Seine Qual war so groß, daß er alles verschenkte, was er besaß, wie jemand, der weiß, daß er sterben wird – und dieses Gefühl muß er gehabt haben, denn jeder Atemzug, jede Sekunde waren für ihn voller Pein und grausamer Scham. Zuletzt nahm er das Horn Ti-tuno und machte sich auf die Suche nach den Sithi, vielleicht, weil er dafür büßen wollte, daß er an Johans Hatz auf sie teilgenommen hatte, vielleicht auch, weil er – wie später Elias – hoffte, die weisen Unsterblichen könnten ihm helfen, mit seiner Geliebten über den Tod hinaus in Verbindung zu bleiben. Was immer er mit seiner Pilgerfahrt bezweckte, Amerasu brachte ihn heimlich nach Jao é-Tinukai'i; sie hatte ihre eigenen Gründe dafür. Ich konnte nicht alles darüber in Erfahrung bringen; als mein Vater mir davon berichtete, war er so verstört, daß ich ihm manchmal kaum folgen konnte.

Jedenfalls empfing ihn Amerasu und nahm das Horn von ihm zurück, sei es, um es für ihn aufzuheben, sei es, weil es ihren verlorenen Söhnen gehört hatte. Was sich im einzelnen zwischen ihr und ihm abspielte, bleibt ein Geheimnis, aber offenbar konnte sie ihm keinen Trost bieten. In tiefem Schmerz verließ mein Vater das Herz des Waldes. Seine Verzweiflung wuchs so sehr, daß sie endlich sogar den Abscheu vor der Sünde des Selbstmords überwog, und so warf er sich in der Bucht von Firannos von einem Schiff ins Meer. Irgendwie blieb er am Leben – ihr wißt, wie ungeheuer stark er ist; etwas, das er mir mit Sicherheit nicht vererbt hat! –, aber sein Verstand war umnachtet. Er wanderte durch das Südland, bettelte, hauste in der Wildnis und lebte von der Mildtätigkeit der Menschen. So gelangte er schließlich zu jener Herberge in Kwanitupul. Vermutlich fand er dort einen gewissen Frieden, auch wenn das Leben hart und sein Geist verwirrt war. Vierzig Jahre später entdeckte ihn dann Isgrimnur, und schon bald wurde sein Friede ihm wieder genommen. Er erwachte mit dem alten Grauen in seiner Seele, das in der langen Zeit nicht geringer geworden war, noch vermehrt durch das Bewußtsein, daß er versucht hatte, sich selbst das Leben zu nehmen.«

»Mutter der Barmherzigkeit!« sagte Miriamel voller Mitgefühl. »Der Unglückliche.«

Simon wagte sich nicht auszumalen, wie unendlich der alte Ritter gelitten haben mußte. »Wo ist er jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht irrt er wieder umher. Ich bete, daß er nicht noch einmal versucht hat, sich zu ertränken. Mein armer Vater! Ich möchte

gern hoffen, daß die Dämonen, die ihn plagen, schwächer geworden sind, aber ich bezweifle es. Aber ich werde ihn suchen und ihm helfen, wenigstens eine Art von Frieden zu finden.«

»Ist es das, was Ihr tun möchtet?« fragte Simon. »Camaris zu suchen?«

Miriamel sah Josua scharf an. »Und was ist mit Vara?«

Josua nickte und lächelte. »Ja, ich werde meinen Vater suchen, aber erst, wenn meine Frau und unsere Kinder in Sicherheit sind. Es gibt viel zu tun, und ich werde so gut wie nichts davon in Erkynland ausführen können, wo man mich kennt. Nun, wie ihr seht, folge ich schon Isgrimnurs Vorbild und lasse meinen Bart wachsen, damit ich mich besser verkleiden kann.« Er rieb sich das Kinn. »Ich reite heute nacht noch nach Süden. Bald wird der alte Graf Streáwe einen mitternächtlichen Besucher begrüßen können. Er schuldet mir noch einen Gefallen … an den ich ihn erinnern werde. Wenn jemand es schafft, Vara und die Kinder aus dem Palast von Nabban herauszuschmuggeln, dann der listige Herr von Perdruin. Und das wird ihm mehr Vergnügen bereiten als alles Gold, das ich ihm je bieten könnte. Er liebt Geheimnisse.«

»*Wie die Gemahlin des toten Prinzen und seine Erben verschwanden*«, deklamierte Simon lachend. »Das ist Stoff für viele Geschichten und Lieder.«

»Bestimmt. Und ich werde sie irgendwann hören und lachen.«

Er beugte sich vor, drückte Simons Arm und umarmte dann Miriamel, die ihn lange nicht loslassen wollte. »Jetzt muß ich gehen. Vinyafod wartet, und es wird bald dämmern.«

Simon war das Gespräch, wie schon die ganze Nacht, wie ein Traum vorgekommen. Plötzlich widerstrebte es ihm, Josua fortzulassen. »Aber wenn Ihr Camaris gefunden und Vara bei Euch habt – was dann?«

Der Prinz hielt inne. »Das Südland, denke ich, wird außer Tiamak noch mindestens einen zweiten Träger der Schriftrolle brauchen – wenn der Bund mich aufnimmt. Und ich kann mir nichts Schöneres denken, als mir nie mehr den Kopf über Schlachten und Urteilssprüche zerbrechen zu müssen und statt dessen lesen und nachdenken zu dürfen. Vielleicht kann ich mit Hilfe von Streáwe *Pelippas Schüssel* erwerben und der Wirt einer stillen Herberge in Kwanitupul werden. Einer Herberge, in der Freunde immer willkommen sind.«

»Du willst uns wirklich verlassen«, sagte Miriamel traurig.

»Wirklich. Man hat mir das Geschenk der Freiheit gemacht, ein Geschenk, auf das ich nie zu hoffen gewagt hätte. Es wäre sehr undankbar

von mir, es zu verschmähen.« Er stand auf. »Ein seltsames Gefühl, heute meiner Bestattungszeremonie auf dem Hochhorst beizuwohnen. Jedermann sollte das bei Lebzeiten tun können – es stimmt einen sehr nachdenklich.« Er lächelte. »Gebt mir wenigstens einige Stunden Vorsprung, aber sagt dann Isgrimnur und denen, die sonst vertrauenswürdig sind, daß ich lebe. Sie würden sich ohnehin Gedanken machen, wenn Vinyafod nicht mehr da ist. Vor allem erzählt es Isgrimnur bald, denn der Gedanke, daß mein alter Freund um mich trauert, verursacht mir großen Schmerz. Der Verlust seines Sohnes ist Leid genug für ihn. Ich hoffe, er wird mich verstehen.«

Er ging zum Zelteingang. »Und ihr beide – nun, ich denke, eure Abenteuer beginnen erst noch. Ich hoffe, die zukünftigen sind glücklicher als die vergangenen.« Er blies die Kerze aus, und im Zelt wurde es wieder dunkel. »So wie ich ein Narr wäre, nicht zu nehmen, was sich mir bietet, wärst du ein Narr, Simon, meine Nichte nicht zu heiraten, und du, Miriamel, eine Närrin, ihn nicht zu nehmen. Es gibt viel Arbeit für euch beide, vieles, das in Ordnung gebracht werden muß, aber ihr seid jung und stark und habt eine Lehre abgeschlossen wie noch kein König vor euch. Gott segne euch beide – und viel Glück. Ich werde euch nicht aus den Augen verlieren und euch in meine Gebete einschließen.«

Die Zeltklappe hob sich. Sterne flimmerten über Josuas Schulter. Dann war alles wieder finster.

Simon lehnte sich zurück. Ihm schwirrte der Kopf. Josua lebte, und Camaris war sein Vater! Und hier lag er, Simon, neben einer Prinzessin! Die Welt war voll unfaßlicher Wunder.

»Nun?« fragte Miriamel plötzlich.

»Nun – was?« Simon hielt den Atem an. Ihr Ton stimmte ihn bedenklich.

»Du hast doch gehört, was mein Onkel gesagt hat. Wirst du mich heiraten? Und was ist das für eine Geschichte mit dem Blut von Eahlstan? Hast du sie mir die ganze Zeit verschwiegen, um es mir heimzuzahlen, daß ich mich damals als Dienstmagd verkleidet habe?«

Simon atmete aus. »Ich weiß es selbst erst seit gestern.«

Langes Schweigen. Dann sagte sie: »Du hast meine andere Frage nicht beantwortet.« Sie nahm sein Gesicht, näherte es dem ihren und strich mit dem Finger über den empfindlichen Wulst seiner Narbe. »Du hast gesagt, du würdest mich nie verlassen, Simon. Wirst du dann tun, was Josua gesagt hat?«

Als Antwort lachte er hemmungslos und küßte sie. Ihre Arme schlangen sich um seinen Nacken.

Sie hatten sich auf dem grasigen Hang unter dem Nerulagh-Tor aufgestellt. Das große Portal lag in Trümmern. Vögel flatterten über die Steine und stritten sich mit schrillen Stimmen. Hinter dem Schutt glitzerte auf den nassen Dächern des Hochhorsts die sinkende Sonne. Im nördlichsten Winkel des dämmernden Himmels glomm als matter, roter Fleck der Eroberer-stern.

Simon und Miriamel, umgeben von Freunden und Verbündeten, standen Arm in Arm. Die Sithi wollten Abschied nehmen.

»Jiriki.« Simon löste sich sanft von Miriamel und trat auf den Sitha zu. »Was ich neulich in kindischem Ärger sagte, meinte ich trotzdem ehrlich. Euren Pfeil gibt es nicht mehr; er verbrannte mit dem Sturmkönig. Ebensowenig gibt es noch eine Schuld zwischen uns. Ihr habt mir oft genug das Leben gerettet.«

Der Sitha lächelte. »Dann müssen wir von vorn anfangen.«

»Ich wünschte, Ihr könntet hierbleiben«, seufzte Simon.

»Meine Mutter und die anderen werden in ihrer Heimat schneller genesen.« Jiriki blickte auf die über den Hang verstreuten Banner und die bunten Kleider seines Volkes. »Schaut gut hin. Ich hoffe, Ihr werdet es nie vergessen. Vielleicht werden sich die Kinder der Morgendämmerung nicht wieder so zusammenfinden.«

Miriamel sah auf die wartenden Sithi und ihre kühnen, ungeduldigen Pferde. »Es ist ein wunderbares Bild«, sagte sie, »ein Bild voller Schönheit.«

Jiriki lächelte sie an und wandte sich dann wieder an Simon.

»Auch wenn es Zeit für mein Volk ist, nach Jao é-Tinukai'i zurückzukehren, werden wir uns bald wiedersehen. Erinnert Ihr Euch, daß ich Euch einmal sagte, ich brauchte keine Zauberkunst, um zu prophezeien, daß wir uns häufiger begegnen würden? Ich wiederhole es jetzt, Seoman Schneelocke. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende.«

»Trotzdem werde ich Euch vermissen – wir beide werden Euch vermissen.«

»Vielleicht wird das Verhältnis zwischen meinem Volk und Eurem, Seoman, sich in Zukunft besser entwickeln. Doch es wird nicht schnell gehen. Wir sind ein altes Volk, das sich nur langsam ändert, und die mei-

sten Sterblichen fürchten uns noch – und wer wollte es ihnen verdenken, nach dem, was die Hikeda'ya getan haben? Aber dennoch hoffe ich, daß etwas für immer anders geworden ist. Unsere Zeit, die Zeit der Kinder der Morgendämmerung, ist vorüber, aber vielleicht werden wir nun doch nicht einfach von der Erde verschwinden. Vielleicht wird mehr von uns übrigbleiben als nur Ruinen und ein paar alte Märchen.« Er nahm Simons Hand und zog ihn an sich, bis sie sich umarmten.

Leichtfüßig und lächelnd folgte Aditu ihrem Bruder. »Natürlich müßt Ihr uns besuchen, Seoman, und auch wir werden wieder zu Euch kommen. Wir beide haben noch viele Shent-Partien zu spielen. Ich fürchte mich schon vor den neuen Kriegslisten, die Ihr dann gelernt haben werdet.«

Simon lachte. »Ich bin sicher, Ihr fürchtet mein Shent-Spiel so wie tiefen Schnee und hohe Mauern – nämlich überhaupt nicht.«

Sie küßte ihn, trat dann zu Miriamel und küßte sie ebenfalls. »Seid freundlich und geduldig miteinander«, sagte sie mit glänzenden Augen. »Ihr werdet lange Zusammensein. Erinnert Euch immer an diese Augenblicke, aber Vergeßt auch die üblen Zeiten nicht. Das Gedächtnis ist die größte aller Gaben.«

Viele andere, von denen einige bleiben wollten, um beim Wiederaufbau von Erchester und dem Hochhorst zu helfen, während andere schon bald in ihre eigenen Städte zu ihren Landsleuten zurückkehren wollten, drängten nun herbei. Die Sithi nahmen von allen feierlich und freundlich Abschied.

Aus der Menge, die die Unsterblichen umringte, löste sich Isgrimnur. »Ich werde noch eine Weile bei Euch bleiben, Simon, Miriamel, auch nachdem Gutruns Schiff aus Nabban eintrifft. Aber bevor es Sommer wird, brechen wir nach Elvritshalla auf.« Er schüttelte den Kopf. »Dort wartet ein gottloser Haufen Arbeit auf uns. Meinem Volk ist wirklich allzu übel mitgespielt worden.«

»Ohne Euch könnten wir hier gar nicht anfangen, Onkel Isgrimnur«, versicherte Miriamel. »Bleibt, solange Ihr könnt, und wir werden Euch alles mitgeben, was Euch zu Hause helfen kann.«

Der Herzog schloß sie in seine breiten Arme und hob sie in die Luft. »Ich freue mich so für Euch, Miriamel, mein Kind. Ich kam mir wie ein verdammter Verräter vor.«

Sie klopfte ihm auf den Arm, bis er sie wieder absetzte. »Ihr wolltet tun, was für alle am besten war, oder was Ihr dafür hieltet. Aber Ihr hättet trotzdem zu mir kommen sollen – es war töricht von Euch. Ich wäre mit Freuden zurückgetreten, für Simon, für Euch und sogar für Qantaqa.« Sie

lachte und drehte sich im Kreis, daß ihr Kleid flog. »Aber nun bin ich glücklich, Onkel. Nun kann ich endlich etwas *tun*. Wir werden alles wieder in Ordnung bringen.«

Isgrimnur lächelte, und ein melancholisches Lächeln spielte um seinen Bart. »Davon bin ich überzeugt. Gott segne Euch«, flüsterte er.

Gellend riefen Trompeten, und ein Raunen ging durch die Menge. Die Sithi stiegen zu Pferd. Simon drehte sich um und hob die Hand. Miriamel schob sich unter seinen Arm und drückte sich an ihn. Jiriki, an der Spitze seines Heeres, hob sich in den Bügeln und schwenkte den Arm. Wieder erschollen die Trompeten. Die Sithi ritten. Das Licht der untergehenden Sonne schimmerte auf ihren Rüstungen. Die Pferde wurden schneller. Gleich darauf blieb nur noch eine bunte Wolke, die über den Hang nach Westen wehte. Liedfetzen hingen im Wind. Simons Herz schlug voll Freude und Trauer in seiner Brust, und er wußte, daß er den Anblick nie vergessen würde.

Nach einer langen und ehrfürchtigen Stille begann die Menge sich allmählich aufzulösen. Simon und seine Begleiter gingen hinunter nach Erchester. Dort hatte man auf dem Platz der Schlachten ein großes Freudenfeuer angezündet, und die so lange verlassenen Straßen waren bereits wieder voller Menschen. Miriamel blieb zurück, um mit Isgrimnur zu sprechen, und paßte ihren Gang seinen langsameren Schritten an. Simon fühlte, daß etwas seine Hand berührte, und sah nach unten. Dort stand Binabik, an seiner Seite Qantaqas grauen Schatten.

»Ich habe mich schon gefragt, wo du warst«, meinte Simon.

»Mein Lebewohl habe ich dem Sithi-Volk am Morgen gesagt. Darum wandelten Qantaqa und ich jetzt am Saum des Kynswaldes. Einige Eichhörnchen, die dort wohnten, beschlossen ihr Leben traurig, aber Qantaqa empfindet viel Fröhlichkeit.« Der Troll grinste. »Ach, Simon-Freund, ich dachte an Doktor Morgenes und das stolze Gefühl in seinem Herzen, wenn er dies alles sähe.«

»Eigentlich hat er uns alle gerettet.«

»Gewiß ist, daß sein Planen uns den einzigen Ausweg zeigte. Pryrates und der Sturmkönig betrogen uns, aber hätte Morgenes uns nicht gewarnt, wären die Verwüstungen durch Elias' Hand noch weit schrecklicher ausgefallen. Auch hätten die Schwerter andere Träger gefunden, und es hätte keinen Widerstand im Turm gegeben. Nein, Morgenes konnte nicht alles wissen, aber was er getan hat, hätte kein anderer tun können.«

»Er versuchte, es mir zu sagen. Er wollte uns alle vor den falschen Boten warnen.« Simon sah die Mittelgasse hinunter, betrachtete die umhereilenden Menschen, das flackernde Feuer. »Erinnerst du dich an meinen Traum in Geloës Haus? Ich weiß, daß er da war. Daß er … über mich wachte.«

»Ich weiß nicht, was geschieht, wenn wir sterben«, meinte Binabik sinnend. »Doch denke ich, daß du recht hast. Irgendwie hat Morgenes dich behütet. Du warst wie eine Familie für ihn, noch mehr als sein Schriftrollen-Bund.«

»Er wird mir immer fehlen.«

Sie gingen wortlos nebeneinander her. Drei Kinder rannten vorbei, von denen eines ein buntes Band hinter sich herzog, das die beiden anderen lachend und kreischend zu erhaschen versuchten.

»Ich muß nun auch bald gehen«, sagte Binabik schließlich. »Mein Volk in Yiqanuc wartet und fragt sich ohne Zweifel, was hier vorgefallen ist. Und noch viel wichtiger als alles ist, daß Sisqinanamook wartet. Wie du und deine Miriamel haben wir eine Geschichte von großer Länge. Es ist Zeit, daß wir vor dem *Hirten* und der *Jägerin* und allen Trollen des Mintahoq getraut werden.« Er lachte. »Trotz allem glaube ich, daß ihre Eltern eine kleine Traurigkeit spüren werden, wenn sie bemerken, daß ich noch am Leben bin.«

»Bald? Du willst bald fort?«

Der Troll nickte. »Ich muß. Aber wie schon Jiriki gesagt hat, werden wir noch viele Begegnungen haben, du und ich.«

Qantaqa musterte die beiden, trottete dann voran und witterte am Boden. Simon blickte starr geradeaus und musterte das Feuer, als hätte er im Leben nichts Derartiges gesehen. »Ich will dich nicht verlieren, Binabik. Du bist der allerbeste Freund, den ich habe.«

Der Troll griff nach oben und nahm seine Hand. »Um so mehr Grund, nicht lange getrennt zu bleiben. Du wirst nach Yiqanuc reisen, wenn du kannst – gewiß besteht Bedarf für die erste *Utku*-Gesandtschaft, die je die Trolle aufsuchte! –, und Sisqi und ich werden kommen und dich besuchen.« Er nickte feierlich. »Auch du bist mein bester Freund, Simon. Immer werden wir einander im Herzen tragen.«

Hand in Hand wanderten sie auf das Feuer zu.

Rachel der Drache irrte durch Erchester, mit struppigen Haaren, die Kleider zerfetzt und schmutzig. Überall liefen lachende Menschen durch die Straßen, sangen, jubelten, spielten leichtfertige Spiele – ganz, als ob ihnen die Stadt nicht über dem Kopf zusammenfiele. Rachel konnte es

nicht verstehen.

Auch als die entsetzlichen Beben und Erschütterungen aufgehört hatten, hatte sie sich noch tagelang in ihrem unterirdischen Schlupfwinkel versteckt. Sie war überzeugt gewesen, über ihr sei die Welt untergegangen, so daß sie nicht die geringste Neigung fühlte, ihre gut verproviantierte Zelle zu verlassen, um zu sehen, wie Dämonen und Hexengeister in den Ruinen ihres geliebten Hochhorsts Feste feierten. Endlich aber hatten Neugier und eine gewisse Entschlossenheit doch die Oberhand gewonnen. Rachel gehörte zu den Frauen, die sich nicht einmal mit dem Ende der Welt abfinden, ohne kräftig Widerstand zu leisten. Sollten sie sie doch auf ihre teuflische Folter spannen. Hatte die gesegnete Rhiap nicht auch eine Menge durchgemacht? Und wer war sie, Rachel, schließlich, vor dem Beispiel der Heiligen zu zaudern?

Ihr erster blinzelnder, maulwurfsähnlicher Blick in die Burg schien ihre schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen. Als sie durch die eingestürzten Gänge und Mauern ihrer einstigen Heimat, ihres größten Stolzes, schritt, wollte ihr schier das Herz brechen. Sie verfluchte die Menschen oder Unholde, die das angerichtet hatten, in Ausdrücken, vor denen Vater Dreosan erbleichend geflohen wäre. Heiliger Zorn durchflutete sie wie eine feurige Woge.

Doch als sie schließlich in den fast ausgestorbenen Inneren Zwinger getreten war, folgte eine Überraschung nach der anderen. Der Grünengelturm lag in Trümmern, und überall sah man die Zerstörungen und Brandspuren der kürzlichen Schlacht. Aber die wenigen Leute, denen sie auf ihrem Weg durch die Verwüstung begegnete, behaupteten, Elias sei tot, und alles würde wieder in Ordnung kommen.

Diese Leute und viele andere, denen sie auf ihrem Weg hinunter nach Erchester begegnete, führten zwei Namen ständig im Mund – den von Miriamel, der Tochter des Königs, und den eines Mannes namens Schneelokke. Diese beiden, so hieß es – er sollte ein großer Held der Schlachten im Osten, ein Drachentöter und Krieger sein –, hatten den Hochkönig vom Thron gestoßen und würden nun bald heiraten. Dann würde alles wieder in Ordnung kommen. Damit endete jeder Satz: alles würde wieder in Ordnung kommen.

Rachel hatte vor sich hin geschnaubt. Nur, wer nie Verantwortung wie sie getragen hatte, konnte glauben, daß diese Aufgabe nicht Jahre erfordern würde. Aber auch sie konnte Neugier und ein schwaches Aufflackern von Hoffnung nicht unterdrücken. Vielleicht kamen ja wirklich bessere Tage?

Die Leute hatten ihr erzählt, auch Pryrates sei umgekommen, irgendwie oben im großen Turm verbrannt. Also hatte es doch eine gewisse Gerechtigkeit gegeben. Rachels Verlust – ihr geliebter Junge – war, wenn auch spät, gerächt.

Vielleicht, dachte sie, könnte man nun auch Guthwulf retten und aus seiner Dunkelheit holen. Er verdiente ein besseres Schicksal, als auf ewig dort umherzuirren, während die Menschen an der Oberfläche wieder zu einem einigermaßen geregelten Leben zurückkehrten. Gute Menschen in Erchester hatten ihr aus ihren eigenen mageren Vorräten zu essen und ein Obdach für die Nacht gegeben. Den ganzen Abend hatte sie sich dann Geschichten von Prinzessin Miriamel und dem Helden Schneelocke angehört, dem jungen Kriegsfürsten mit der Drachennarbe. Vielleicht, so hatte sie überlegt, konnte sie den neuen Herrschern ihre Dienste anbieten, wenn die Lage sich wieder beruhigt hatte. Eine junge Frau wie Miriamel, wenn sie richtig erzogen war, würde bestimmt einsehen, wie nötig Ordnung war. Rachel glaubte zwar nicht, daß sie je wieder mit ganzem Herzen bei der Arbeit sein würde, aber sie war überzeugt, daß sie trotzdem etwas leisten konnte. Sie war alt, aber sie konnte sich bestimmt noch nützlich machen.

Rachel der Drache blickte auf. Während ihre Gedanken umherschweiften, hatte sie ihre Füße an den Rand des Platzes der Schlachten getragen, auf dem ein Freudenfeuer loderte. Man hatte aus den kargen Vorräten das Beste gemacht und in der Mitte des Platzes eine Art Festbankett aufgebaut. Was von den Bürgern der Stadt Erchester noch vorhanden war, hielt sich dort auf, schrie, sang und tanzte um das Feuer. Der Lärm war ohrenbetäubend. Rachel nahm von einer jungen Frau ein Stück Dörrobst an und zog sich in eine dunkle Ecke zurück, um es zu verspeisen. Sie setzte sich an eine Ladenmauer und sah dem Treiben zu.

Ein junger Mann kam an ihr vorbei. Für einen Augenblick trafen sich ihre Blicke. Er war dünn und hatte ein trauriges Gesicht. Rachel kniff die Augen zusammen. Etwas an ihm kam ihr bekannt vor.

Ihm schien es genauso zu gehen, denn er fuhr herum und ging zu ihr zurück. »Rachel?« fragte er. »Seid Ihr nicht Rachel, die Oberste der Kammerfrauen?«

Sie sah ihn an, aber es fiel ihr kein Name ein. Ihr Kopf war voll vorn Geschrei der Leute auf den Dächern, die zu ihren Freunden auf dem Platz hinunterriefen. »Das bin ich«, erwiderte sie. »Und das andere, das war ich.«

Plötzlich stand er so dicht vor ihr, daß sie ein wenig erschrak, und umarmte sie. »Erinnert Ihr Euch nicht an mich? Ich bin Jeremias, der Wachszieherlehrling! Ihr habt mir geholfen, aus der Burg zu fliehen.«

»Jeremias!« Sie klopfte ihm sanft auf den Rücken. Also hatte er überlebt. Das war gut. Sie freute sich. »Natürlich.«

Jeremias trat zurück und sah sie an. »Wart Ihr die ganze Zeit hier? Niemand in Erchester hat Euch gesehen.«

Rachel schüttelte leicht überrascht den Kopf. Warum sollte jemand auch nach ihr suchen? »Ich hatte eine Kammer … einen kleinen Raum, den ich zufällig fand. Unter der Burg.« Sie wußte nicht, wie sie alles erklären sollte, und hob ratlos die Hände. »Ich habe mich versteckt und bin dann herausgekommen.«

Grinsend griff Jeremias nach ihrer Hand. »Kommt mit. Es gibt Menschen, die Euch sehen möchten.«

Widerstrebend, obwohl sie selbst nicht recht wußte, wieso – schließlich hatte eine alte Frau wie sie nichts Besseres vor –, ließ sich Rachel durch die wimmelnde Menge quer über den Platz führen. Jeremias zog an ihr, bis sie ihn schon auffordern wollte, sie loszulassen. Sie kamen so dicht an dem großen Feuer vorbei, daß sie die Hitze bis in ihre kalten Knochen spürte. Gleich darauf hatten sie sich durch ein weiteres Menschenknäuel gedrängt und näherten sich einer Reihe gepanzerter Soldaten, die sie mit gekreuzten Spießen zurückhielten, bis Jeremias dem Hauptmann etwas ins Ohr flüsterte. Sofort ließen die Posten sie passieren. Rachel hatte gerade noch genügend Kraft, um sich zu wundern, was Jeremias wohl gesagt haben mochte, aber zu wenig Atem, um ihn zu fragen.

Plötzlich blieben sie stehen. Jeremias ging an ihr vorbei auf eine junge Frau zu, die im ersten von zwei hohen Stühlen saß. Als er auf sie einsprach, sah die Frau Rachel an und fing langsam an zu lächeln. Die Oberste der Kammerfrauen starrte sie gebannt an. Das war doch Miriamel, die Tochter des Königs – aber sie wirkte soviel älter. Und sie war schön. Das blonde Haar wellte sich um ihr Gesicht und schimmerte im Feuerschein. Sie sah wirklich jeden Zoll wie eine Königin aus.

Rachel fühlte eine Art Dankbarkeit in sich aufsteigen. Vielleicht würde das Leben doch wieder eine gewisse Ordnung bekommen, wenigstens allmählich. Aber was konnte Miriamel, dieses strahlende Geschöpf, erhaben wie ein Engel, mit einer alten Dienerin zu schaffen haben?

Miriamel drehte sich um und sagte etwas zu dem Mann, der auf dem Stuhl neben ihr saß. Sein Gesicht lag im Schatten. Rachel sah ihn erstaunt

auffahren. Sofort erhob er sich.

Barmherzige Rhiap, dachte Rachel, *ist der aber lang! Es muß dieser Schneelocke sein, von dem sie alle reden – wie war doch gleich sein anderer Name?*

»Seoman…«, sagte sie laut und sah in sein Gesicht. Der Bart, die Narbe, die weiße Strähne im Haar – einen Augenblick lang war er nur irgendein junger Mann. Dann erkannte sie ihn.

»Rachel!« Mit ein paar langen Schritten war er bei ihr.

Er sah mit zitternden Lippen auf sie hinunter, hatte sich aber gleich wieder in der Gewalt und grinste breit. »Rachel«, sagte er wieder.

»Simon?« murmelte sie. Das Wort war plötzlich sinnlos geworden. »Du lebst?«

Er bückte sich, packte sie und zerquetschte sie. Er hob sie so hoch in die Luft, daß ihre Füße über der Erde baumelten. »Ja!« lachte er. »Ich lebe! Gott weiß wie, aber ich lebe. Oh, Rachel, du kannst dir gar nicht vorstellen, was alles geschehen ist, nie und nimmer!«

Er setzte sie wieder ab und nahm ihre beiden Hände. Sie wollte sie wegziehen, weil ihr die Tränen über die Wangen strömten. War das überhaupt möglich? Oder war sie am Ende doch verrückt geworden? Aber da stand er, rote Haare, albernes Grinsen, in voller Lebensgröße – in Überlebensgröße!

»Bist du … Schneelocke?«

»Ja, das bin ich wohl.« Er lachte wieder. »Das bin ich.« Er ließ sie einen Augenblick los und legte dann den Arm um sie. »Ich muß dir so viel erzählen – aber wir haben jetzt Zeit, nichts als Zeit.« Er hob den Kopf und schrie: »Schnell! Das ist Rachel! Bringt ihr Wein, Essen, einen Stuhl!«

»Aber wie ist das gekommen?« Sie reckte den Hals, um zu ihm aufzusehen, unglaublich lang, unglaublich lebendig, aber trotzdem Simon. »Wie ist das möglich?«

»Setz dich«, forderte er sie auf. »Ich werde dir alles erzählen, und dann können wir das große Werk beginnen.«

Rachel schüttelte benommen den Kopf. »Was für ein großes Werk?«

»Du warst die Oberste der Kammerfrauen … aber du warst immer viel mehr. Du warst wie eine Mutter zu mir, aber ich war zu jung und zu dumm, um das zu begreifen. Jetzt sollst du geehrt werden, wie du es verdienst, Rachel. Und wenn du willst, sollst du die Oberste des ganzen Hochhorsts werden. Der Himmel weiß, daß wir dich brauchen. Heerscha-

ren von Helfern sollen dir gehorchen, Bataillone von Bauleuten, Kompanien von Kammerfrauen, Gefechtstruppen von Gärtnern.« Er lachte, das laute Lachen eines Mannes. »Wir werden einen Krieg gegen die Zerstörung führen, die wir angerichtet haben, und die Burg wieder aufbauen. Wir werden unsere Heimat wieder schön machen.« Er drückte sie an sich und steuerte sie auf Miriamel und Jeremias zu, die lächelnd warteten. »Und du sollst Rachel der Drache sein, Heerführerin des Hochhorsts!«

Tränen tropften ihr über die Wangen.

»*Mondkalb!*« sagte sie.

Nachwort

Tiamak stieß mit dem Fuß die Seerose beiseite. Dieser Teil des Burggrabens, im Schatten der Mauer, war still. Nur ein paar Insekten summten, und Tiamaks Füße plätscherten im Wasser.

Er sah einem Wasserkäfer zu, als er hinter sich Schritte hörte.

»Tiamak!« Vater Strangyeard ließ sich steif neben ihm nieder, achtete aber darauf, daß seine Füße in den Sandalen nicht in den Graben hingen. »Ich habe gehört, daß Ihr angekommen seid. Wie schön, Euch wiederzusehen.«

Der Wranna drehte sich um und drückte dem Archivar die Hand. »Euch auch, lieber Freund«, antwortete er. »Es ist erstaunlich, wieviel sich hier verändert hat.«

»Ja, in einem Jahr kann viel geschehen«, lachte Strangyeard. »Und alle haben hart gearbeitet. Aber was gibt es seit Eurer letzten Botschaft bei *Euch* Neues?«

Tiamak lächelte. »Viel. Ich fand endlich meine Dorfgefährten wieder. Soweit sie noch leben, sind sie über andere Dörfer im ganzen Wran verstreut. Ich glaube aber, daß jetzt viele nach Haindorf zurückkehren werden, nachdem sich die Ghants ins Innere des Sumpfes zurückgezogen haben.« Sein Lächeln wurde schmaler. »Meine Schwester glaubt immer noch nicht einmal die Hälfte von dem, was ich erzähle.«

»Könnt Ihr es ihr vorwerfen?« fragte Strangyeard milde. »Ich kann das, was ich gesehen habe, selbst kaum glauben.«

»Nein, ich werfe es ihr nicht vor.« Tiamak lächelte schon wieder. »Übrigens habe ich endlich ›Die unfelbarn Heylmittel der Wranna-Heyler‹ fertiggestellt.«

»Tiamak! Freund!« Strangyeard war ehrlich entzückt. »Aber das ist ja wunderbar! Ich bin schon ganz begierig danach. Werde ich es bald lesen dürfen?«

»Sehr bald. Ich habe es mitgebracht. Simon und Miriamel haben mir versprochen, daß sie es hier kopieren lassen wollen. Von vier Schreibprie-

stern, die nur an meinem Buch arbeiten!« Er schüttelte den Kopf. »Wer hätte je davon zu träumen gewagt?«

»Wunderbar«, wiederholte Strangyeard mit geheimnisvollem Lächeln. »Kommt, sollten wir nicht zurückgehen? Ich glaube, es ist schon fast Zeit.«

Tiamak nickte und zog widerwillig die Füße aus dem Wasser. Sofort glitt die Seerose wieder an ihren Platz.

»Ich habe gehört, daß es mehr als nur ein Denkmal werden soll«, meinte der Wranna, als sie das noch unfertige Steingehäuse betrachteten, das sich, übersät mit den Brettern und Abdeckplanen der abwesenden Arbeiter, an der Stelle erhob, wo der Grünengelturm gestanden hatte. »Es soll dort auch Archive geben.« Er warf seinem Freund einen raschen Blick zu. »Aha. Ich denke, daß Ihr mehr über diese vier Schreibpriester wißt, als Ihr mir gesagt habt.«

Strangyeard nickte errötend. »Das ist *meine* Neuigkeit«, gestand er stolz. »Ich habe geholfen, die Pläne zu zeichnen. Es wird prachtvoll werden, Tiamak. Eine Stätte der Gelehrsamkeit, an der nichts verlorengeht und nichts verborgen bleibt. Und ich werde viele Helfer haben, die mich unterstützen.« Lächelnd blickte er über das Gelände hin. Zwei Gestalten schritten langsam über den Bauplatz und traten durch die gerade erst fertiggestellte Türöffnung in das dämmrige Innere. »Wenn der Bau fertig ist, wird mein Auge höchstwahrscheinlich so schlecht sein – das heißt, wenn mich Gott nicht schon vorher abberufen hat –, daß ich ihn nicht mehr sehen kann. Aber das kümmert mich nicht. Ich sehe ihn auf andere Weise.« Er klopfte an seine Stirn, und das sanfte Lächeln wurde breiter. »Hier. Und er ist wunderbar, mein Freund, wunderbar.«

Tiamak nahm seinen Arm, und gemeinsam gingen sie über den Inneren Zwinger.

»Wie gesagt, die Veränderungen sind erstaunlich.« Der Marschmann sah zu dem Gewirr der Burgdächer auf, die inzwischen fast alle geflickt waren und in der Spätnachmittagssonne glänzten. Etwas weiter oben hatte man über der Kuppel der Kapelle ein Gerüst errichtet. Ein paar Arbeiter kletterten noch darauf herum, um alles für die Nacht festzuzurren. Tiamaks Blick streifte die andere Seite des Inneren Zwingers. Er blieb stehen. »Der Hjeldinturm hat ja keine Fenster mehr! Waren sie nicht rot?«

»Es war Pryrates' Turm – sein Schatzhaus.« Strangyeard zeichnete einen *Baum* auf seine Brust. »Ja. Ich nehme an, man wird ihn niederbrennen und dem Erdboden gleichmachen. Er ist schon seit langem versiegelt, aber

niemand hat es eilig damit, ihn von innen zu sehen. Simon – König Seoman, sollte ich wohl sagen, obwohl mir das immer noch ein wenig ungewohnt klingt – will, daß auch der Zugang zu den Katakomben darunter vermauert wird.« Der Archivar schüttelte den Kopf. »Ihr wißt, daß ich Wissen für etwas Kostbares halte, Tiamak. Aber ich habe diesem Plan in keinem Punkt widersprochen.«

Der Wranna nickte. »Das verstehe ich gut. Laßt uns von angenehmeren Dingen reden.«

»Ja.« Strangyeard lächelte wieder. »In diesem Zusammenhang: ich bin auf etwas ganz Aufregendes gestoßen – einen Teil des Rechnungsbuchs, das der Burgvogt hier zu Zeiten von König Sulis dem Abtrünnigen geführt hat! Jemand hat es gefunden, als sie die Staatskanzlei aufräumten. Es stehen erstaunliche Dinge darin, Tiamak, einfach erstaunlich! Ich glaube, wir haben gerade noch Zeit, auf dem Weg zum Speisesaal einen Abstecher in mein Zimmer zu machen und es zu holen.«

»Dann wollen wir das unbedingt tun«, antwortete Tiamak grinsend. Aber als er mit dem Archivar weiterging, drehte er sich noch einmal um und blickte auf den Hjeldinturm und seine leeren Fenster.

»Siehst du«, sagte Isgrimnur leise, »sie haben ihm einen schönen Stein gesetzt, so wie Miriamel gesagt hat.«

Gutrun wischte sich mit ihrem Schal das Gesicht ab. »Lies mir die Inschrift vor.«

Der Herzog spähte auf die in den Boden eingelassene Steinplatte.

Über ihnen war noch kein Dach, aber es wurde jetzt schnell dunkel.

»ISORN, SOHN VON ISGRIMNUR UND GUTRUN, HERZOG UND HERZOGIN VON ELVRITSHALLA. TAPFERSTER DER MÄNNER, GELIEBT VON GOTT UND ALLEN, DIE IHN KANNTEN.«

Er richtete sich auf, fest entschlossen, nicht zu weinen. Er schuldete es seinem verlorenen Kind, stark zu bleiben. »Gott segne dich, Sohn«, flüsterte er.

»Es ist so einsam für ihn«, meinte Gutrun mit zitternder Stimme. »So kalt in der Erde.«

»Still.« Isgrimnur legte den Arm um sie. »Isorn ist nicht hier, das weißt du. Er ist an einem besseren Ort und würde lachen, wenn er sähe, wie wir uns grämen.« Er strengte sich an, energisch zu sprechen. Es hatte keinen Sinn, Fragen zu stellen, sich den Kopf zu zerbrechen. »Gott hat ihn be-

lohnt.«

»Natürlich«, schniefte Gutrun. »Aber ich vermisse ihn immer noch so sehr.«

Isgrimnur merkte, wie seine Augen feucht wurden. Er fluchte leise und schlug sofort erschrocken einen *Baum*. »Ich vermisse ihn auch, Frau. Natürlich. Aber wir müssen auch an unsere anderen Kinder denken, und an Elvritshalla – ganz zu schweigen von den zwei Patenkindern dort unten in Kwanitupul.«

»Patenkinder, mit denen ich nicht einmal prahlen kann«, entgegnete Gutrun, lachte ein wenig und schüttelte den Kopf.

So standen sie noch eine Weile, bis die Sonne untergegangen war und die Steinplatte im Schatten lag. Dann traten sie hinaus in den Abend.

Sie saßen im Speisesaal und füllten die Stühle um König Johans Große Tafel. In allen Wandhaltern brannten Fackeln, und auf dem Tisch standen Kerzen, so daß der langgestreckte Raum voller Licht war.

Miriamel stand auf. In der plötzlichen Stille flüsterte ihr blaues Gewand. Der Reif auf ihrer Stirn funkelte im Fackelschein.

»Seid alle willkommen.« Ihre Stimme war weich und doch stark.

»Dieses Haus ist das Eure und soll es immer sein. Kommt zu uns, wann immer Ihr wollt, und bleibt, solange es Euch gefällt.«

»Aber sorgt dafür, daß es wenigstens einmal im Jahr ist«, fiel Simon ein und hob seinen Becher.

Tiamak lachte. »Für manche von uns ist es eine weite Reise, Simon«, meinte er. »Aber wir werden immer unser möglichstes tun.«

Neben ihm stieß Isgrimnur seinen Becher auf den Tisch. Er hatte bereits ordentliche Breschen in die Bier- und Weinvorräte geschlagen. »Er hat recht, Simon. Und da wir gerade von weiten Reisen sprechen – ich sehe unseren kleinen Binabik nicht.«

Simon stand auf und legte den Arm um Miriamels Schulter, wobei er kurz innehielt und einen Kuß auf ihren Scheitel hauchte. »Binabik und Sisqi haben einen Vogel mit einer Botschaft geschickt.« Er lächelte. »Sie vollziehen das Ritual des Neuen Lebens – Sludig weiß, wovon ich rede, weil es uns beinah das Leben gekostet hätte – und ziehen dann mit ihrem Volk vom Gebirge herunter zum Blauschlammsee. Danach kommen sie uns besuchen.« Sein Grinsen wurde breiter. »Und nächstes Jahr werden Sludig und ich zu ihnen auf den hohen Mintahoq reisen!«

Es gab verschiedene scherzhafte Zurufe. Sludig nickte heftig mit dem Kopf. »Die Trolle haben mich eingeladen«, erklärte er stolz. »Der erste – wie heißt es doch gleich – *Crohuck*, dem je diese Ehre zuteil wird.« Er hob den Becher. »Auf Binabik und Sisqi! Langes Leben und viele Kinder!«

Alle stimmten ein.

»Meinst du wirklich, du könntest ohne mich auf so ein Abenteuer gehen?« fragte Miriamel und musterte ihren Gatten. »Mich mit der ganzen Arbeit zu Hause sitzen lassen?«

»Wenn Ihr vor Miri davonlaufen wollt, wünsche ich Euch viel Glück, Simon«, lachte Isgrimnur. »Diese Frau ist weiter in der Welt herumgekommen als Ihr!«

Gutrun stieß ihn mit dem Ellenbogen an. »Misch dich nicht ein.«

Isgrimnur beugte sich zu ihr und küßte ihre Wange. »Selbstverständlich.«

»Dann reisen wir zusammen«, verkündete Simon großartig, »und zwar in Form eines königlichen Geleitzuges.«

Miriamel betrachtete ihn griesgrämig und sah auf Rachel den Drachen, die am anderen Ende des Saales in der Tür stehengeblieben war, um einen kleinen Diener auszuschelten. Bei Simons beiläufiger Bemerkung hoben sich ihre Brauen steil nach oben. Jetzt wechselten die beiden Frauen einen halb ärgerlichen, halb belustigten Blick.

»Hast du eine Ahnung, was das für einen Aufwand bedeutet?« fragte die Königin. »Den ganzen Hof in die Berge nach Yiqanuc zu befördern?«

Simon sah sich in der Halle um und musterte die vergnügten Gesichter der Gäste. Er fuhr sich mit den Fingern durch den roten Bart und grinste. »Freunde, vielleicht bin ich noch nicht so wohlerzogen, wie ich sein sollte, aber die beiden Damen tun ihr Bestes.« Miriamel versetzte ihm einen kleinen Rippenstoß und lehnte sich wieder an ihn. Simon reckte den Becher. »Es tut gut, Euch alle hier zu sehen. Noch einen Trinkspruch! Auf die Schar des Prinzen! Ich wünschte, Josua wäre bei uns, aber ich weiß, daß er die Ehre zu schätzen weiß, wo immer er sich befindet.« Die anderen, längst in das Geheimnis eingeweiht, lachten.

Tiamak stand auf. »Nun … tatsächlich bringe ich Nachricht von … einem fernen Freund. Er sendet die allerbesten Grüße und teilt mit, daß er, seine Gemahlin und die Kinder wohlauf sind.« Beifällige Rufe begrüßten die Botschaft.

Unvermittelt erhob sich, leicht schwankend, auch Isgrimnur.

»Und wir wollen auch nicht vergessen, auf alle die anderen zu trinken, die kämpften und fielen, damit wir heute hier sitzen können!« rief er. »Auf alle.« Seine Stimme war nicht ganz fest. »Möge Gott ihre Seelen zu sich nehmen. Wir wollen sie nie vergessen!«

»Amen!« riefen viele. Als der Beifall verstummte, herrschte einen langen Augenblick Schweigen.

»Trinkt nun aus«, gebot Miriamel, »aber trinkt Euch nicht um den Verstand, denn Sangfugol hat versprochen, uns mit einem neuen Lied zu erfreuen.«

»Und Jeremias wird es singen. Er hat fleißig geübt.« Der Harfner sah sich um. »Ich weiß nur nicht, wo er geblieben ist. Es ist ärgerlich, wenn der Sänger nicht vorbereitet ist.«

»Ihr meint, daß es Sänger gibt, die sich vorbereiten?«

Isgrimnur lachte und schnitt eine Grimasse geheuchelter Furcht, als Sangfugol drohend einen Brotkanten nach ihm schwenkte.

»Wenn Ihr etwas anderes als Steine statt Ohren habt«, bemerkte der Harfner mit einer gewissen Frostigkeit, »dann dürft Ihr auch solche Scherze machen.«

In der Halle herrschte wieder Fröhlichkeit und allgemeine Unterhaltung, als Jeremias hinter Simon trat und ihm etwas zuflüsterte.

»Gut«, sagte Simon. »Ich freue mich, daß er gekommen ist. Aber was machst du hier, Jeremias? Du sollst nicht herumhüpfen wie ein Diener, sondern wir hoffen, daß du uns nachher etwas vorsingst. Setz dich sofort hier hin. Miriamel wird dich mit Wein versorgen.« Er stand auf und zwang den widerstrebenden Jeremias in seinen Stuhl. Dann ging er zur Tür.

In der Eingangshalle erwartete ihn ein Mann mit düsterem Gesicht und dunklem Pferdeschwanz, noch in Reisekleidern und Mantel.

»Graf Eolair.« Simon ging ihm entgegen und drückte seine Hand.

»Ich hatte gehofft, Ihr würdet kommen. Wie war Eure Reise?«

Eolair betrachtete ihn so scharf, als hätte er ihn noch nie gesehen. Dann beugte er das Knie. »Nicht schlecht, König Seoman. Die Straßen sind immer noch nicht gut, und die Reise ist lang, aber man braucht sich kaum noch vor Räubern zu fürchten. Es tut mir gut, einmal von Hernysadharc wegzukommen. Aber Ihr wißt selbst, was ein Wiederaufbau bedeutet.«

»Nennt mich Simon, bitte. Wie geht es Königin Inahwen?«

Eolair nickte mit einem kleinen Lächeln. »Sie sendet Euch ihre Grüße.

Aber ich denke, ich singe dieses Lied weiter, wenn es auch Königin Miriamel und die anderen vernehmen können – im Thronsaal, wie es sich gehört.« Plötzlich blickte er auf. »Und wenn wir gerade von Thronen sprechen – ist es richtig, daß ich draußen im Hof den Drachenbeinthron gesehen habe? Ganz mit Efeu bewachsen?«

Simon lachte. »Draußen, wo jeder ihn sehen kann. Fürchtet nicht um ihn – ein wenig Wind und Feuchtigkeit werden diesen Knochen nichts anhaben. Sie sind härter als Stein. Aber weder Miriamel noch ich könnten es ertragen, auf diesem Gebilde zu sitzen.«

»Ein paar Kinder spielten darauf.« Eolair schüttelte verwundert den Kopf. »Ich hätte nie geglaubt, daß ich das einmal erleben würde.«

»Für die Burgkinder ist er nur etwas zum Herumklettern. Zuerst hatten sie allerdings etwas Angst.« Er streckte die Hand aus. »Kommt, begleitet mich hinein, damit Ihr etwas zu trinken und zu essen bekommt.«

Eolair zögerte. »Vielleicht wäre es besser, wenn Ihr ein Bett für mich hättet. Es war ein langer Ritt.«

Jetzt war Simon an der Reihe, den andern sorgfältig zu mustern. »Dann vergebt mir, wenn ich zu unpassender Gelegenheit rede«, sagte er, »aber ich weiß schon lange etwas, das Ihr erfahren solltet. Ich hätte damit gewartet, bis wir uns länger miteinander unterhalten hätten, aber vielleicht sage ich es Euch am besten gleich.« Er holte Atem. »Ich bin Maegwin begegnet, bevor sie starb. Wußtet Ihr das? Aber das Seltsame daran war, daß wir in Wirklichkeit viele Meilen voneinander entfernt waren.«

»Ich wußte etwas davon«, entgegnete der Graf von Nad Mullach. »Damals war Jiriki bei uns. Er hat versucht, es mir zu erklären, aber ich konnte ihm nicht richtig folgen.«

»Wir können später noch ausführlicher darüber reden, aber dieses eine solltet Ihr sofort wissen.« Simons Stimme wurde leiser. »Als es zu Ende ging, war sie wieder sie selbst, und das einzige, was sie bedauerte, war der Abschied von Euch, Graf Eolair. Sie liebte Euch. Aber durch das Opfer ihres Lebens rettete sie mich und gab mir die Möglichkeit, in den Turm zurückzukehren. Vielleicht wäre keiner von uns heute hier, und Erkynland, Hernystir und alles andere läge unter kalten Schatten begraben, wenn sie nicht gewesen wäre.«

Eolair schwieg eine Weile. Sein Gesicht war ausdruckslos.

»Danke«, sagte er endlich und wirkte nicht mehr ganz so abweisend. Simon nahm ihn sanft beim Arm. »Kommt nun mit, bitte. Setzt Euch zu uns. Dort hinten wartet ein Saal voller Freunde auf Euch, Eolair – Freunde,

von denen Ihr manche noch gar nicht kennt.«

Er führte den Grafen zum Speisesaal. Dort warteten Feuerschein und lachende Stimmen darauf, sie willkommen zu heißen.

ENDE

Anhang

A. Personen

1. Erkynländer

Barnabas	Küster der Burgkapelle auf dem Hochhorst
Deornoth, Herr	einer von Josuas Rittern, manchmal auch »die prinzliche Rechte« genannt; stammt aus Hewenshire
Dreosan, Vater	Priester auf dem Hochhorst
Eahlferend	Simons Vater, ein Fischer
Eahlstan Fiskerne	der Fischerkönig, Gründer des Bundes der Schriftrolle und erster erkynländischer Gebieter auf dem Hochhorst
Ebekah	auch als Efiathe, die »Rose von Hernysadharc«, bekannt; Königin von Erkynland, Johans Gemahlin und Mutter von Elias und Josua
Elias	Hochkönig, ältester Sohn von Johan, Bruder von Josua
Fengbald	Graf von Falshire, *Hand* des Hochkönigs
Freobeorn	Vater von Freosel, ein Schmied aus Falshire
Freosel	Stadthauptmann von Neu-Gadrinsett; stammt aus Falshire
Guthwulf	Graf von Utanyeat, einstiger Freund von Elias
Hans Mundwald	sagenhafter Waldräuber
Heanwig	ein alter Trunkenbold in Stanshire
Helfgrim	der frühere Oberbürgermeister von Gadrinsett
Inch	Schmiedemeister
Isaak	Fengbalds Page
Jeremias	früher Wachszieherlehrling auf dem Hochhorst, Simons Freund und Knappe

Johan	König Johan Presbyter von Erkynland, Hochkönig von Osten Ard, auch »Priester Johan« genannt
Josua	Prinz, Johans jüngerer Sohn, genannt »Ohnehand«
Judith	oberste Köchin auf dem Hochhorst
Krummbein	»der alte Krummbein«: Schmiedeknecht auf dem Hochhorst
Leleth	ein Kind, Geloës Begleiterin, früher Miriamels kleine Magd
Maefwaru	ein Feuertänzer
Miriamel	Prinzessin, Tochter von Elias und Hylissa
Morgenes, Doktor	Träger der Schriftrolle, Arzt und Gelehrter auf dem Hochhorst, Simons Freund
Osgal	ein Räuber aus Hans Mundwalds sagenhafter Bande
Rachel	Oberste der Kammerfrauen auf dem Hochhorst, genannt »der Drache«
Roelstan	entflohener Feuertänzer
Sangfugol	Josuas Harfner
Shem	Pferdeknecht und Geschichtenerzähler auf dem Hochhorst
Simon (Seoman)	früher Küchenjunge auf dem Hochhorst, jetzt einer von Josuas Rittern
Skeldwin	Hauptmann der Erkynwache, Gefangener auf dem Abschiedsstein
Stanhelm	ein Schmiedeknecht
Strangyeard, Vater	Träger der Schriftrolle, Josuas Priester und Archivar
Strupp	eigentlich Cruinh, Hofnarr König Johans
Ulca	ein Mädchen aus Neu-Gadrinsett, genannt »Lockenhaar«

Welma	ein Mädchen aus Neu-Gadrinsett, genannt »die Dünne«
Wiclaf	früherer Erster Hammermann, von Feuertänzern getötet
Zebediah	Küchenjunge auf dem Hochhorst, genannt »der dicke Zebediah«

2. Hernystiri

Airgad Eichenherz	berühmter Held der Hernystiri
Arnoran	ein Sänger und Barde König Lluths
Bagba	Gott der Rinder und des Viehs
Brynioch von den Himmeln	Himmelsgott
Bulychlinn	Fischer, der in einem alten Märchen einen Dämon im Netz fängt
Cadrach-ec-Crannhyr	Mönch unklarer Ordenszugehörigkeit, manchmal auch »Padreic« genannt; Begleiter von Prinzessin Miriamel
Caihwye	eine junge Mutter
Craobhan	genannt »der Alte«, Ratgeber des königlichen Hauses von Hernystir
Croich	Haus Croich, ein Stamm der Hernystiri
Cuamh Erdhund	Erdgott
Deanagha von den Braunen Augen	Göttin, Tochter von Rhynn
Diawen	eine Seherin
Earb	Haus Earb, ein Stamm der Hernystiri
Eoin-ec-Cluias	sagenhafter Harfner
Eolair	Graf von Nad Mullach, früher Gesandter König Lluths

Feurgha	eine schöne Hernystiri, Fengbalds Gefangene
Frethis von Cuimnhe	berühmter Gelehrter
Gullaighn	entflohene Feuertänzerin
Gwynna	Eolairs Base und Burgvögtin
Gwythinn	Maegwins Bruder, Lluths Sohn
Hern	sagenhafter Gründer von Hernystir
Inahwen	Lluths dritte Gemahlin
Lluth	König von Hernystir, Maegwins und Gwythinns Vater
Llythinn	König von Hernystir, Lluths Vater, Onkel von Johans Gemahlin Ebekah
Maegwin	Prinzessin, Lluths Tochter
Mathan	Göttin des Haushalts und der Familie, Gemahlin von Murhagh Einarm
Mircha	Regengöttin, Gemahlin von Brynioch
Murhagh Einarm	Kriegsgott
Penemhwye	Maegwins Mutter, Lluths erste Gemahlin
Rhynn vom Kessel	ein Gott
Siadreth	Caihwyes kleiner Sohn
Sinnach	ein Prinz von Hernystir, auch »der rote Fuchs« genannt
Tethtain	»König Stechpalm«, einziger Hernystiri-Herrscher auf dem Hochhorst

3. Rimmersgarder

Dror	Sturmgott
Dypnir	einer von Ules Männern
Einskaldir	einer von Isgrimnurs Anführern, getötet im großen Wald

Elvrit	erster König der Rimmersgarder in Osten Ard
Fingil Blutfaust	»Blutkönig«, erster menschlicher Herrscher auf dem Hochhorst
Frekke Grauhaar	ein Krieger Isgrimnurs, gefallen bei Naglimund
Gutrun	Herzogin, Isgrimnurs Gemahlin
Hengfisk	Mönch in Sankt Hoderund, später König Elias' Mundschenk
Hjeldin	Fingils Sohn, genannt »der wahnsinnige König«
Ikferdig	dritter König auf dem Hochhorst, genannt »der Verbrannte«
Isgrimnur	Herzog von Elvritshalla, Gutruns Gemahl
Isorn	ein Sohn von Isgrimnur und Gutrun
Jarnauga	Träger der Schriftrolle, gefallen bei Naglimund
Nisses	Ratgeber und Priester Hjeldins, Verfasser des Buches »Du Svardenvyrd«
Skali	Than von Kaldskryke, genannt »Scharfnase«
Sludig	ein Krieger Isgrimnurs
Trestolt	Jarnaugas Vater
Ule Frekkesohn	Anführer einer Bande von Verbannten, Frekkes Sohn

4. Nabbanai

Aspitis Preves	Graf von Drina und Eadne, Herr des prevanischen Hauses, Benigaris' Freund
Benidrivis	erster Herzog unter König Johan, Vater von Camaris und Leobardis
Benigaris	Herzog von Nabban, Sohn von Leobardis und Nessalanta
Brindalles	Seriddans Bruder

Camaris-sá-Vinitta	Johans gewaltigster Ritter, auch genannt »Camaris Benidrivis«, Erbe von Nabban
Dinivan	Träger der Schriftrolle, Sekretär des Lektors Ranessin; ermordet in der Sancellanischen Ädonitis
Domitis	Bischof am Sankt-Sutrins-Dom in Erchester
Eneppa	Küchenfrau aus Metessa, früher unter dem Namen »Fuiri«
Elysia	Mutter des Erlösers Usires Ädon, genannt »Gottesmutter«
Fluiren, Herr	Ritter des sulianischen Hauses, Mitglied von König Johans Großer Tafel
Gavenaxes	Ritter von Honsa Claves (aus dem Claveïschen Haus), dem Camaris als Knappe diente
Hylissa	Miriamels Mutter, Nessalantas Schwester, Elias' Gemahlin; in den Thrithingen getötet
Lavennin	Schutzheiliger der Insel Spenit
Leobardis	Herzog von Nabban, vor Naglimund ermordet
Metessaner	Nabbanai-Adelsfamilie mit dem blauen Kranichwappen
Munshazou	Dienerin des Pryrates, stammt aus Naraxi
Nessalanta	Herzoginwitwe, Benigaris' Mutter, Hylissas Schwester
Nuanni	alter Meergott der Nabbanai
Pasevalles	Brindalles' junger Sohn
Pelippa	Heilige, genannt »Pelippa von der Insel«
Plesinnen Myrmenis	Gelehrter des Altertums
Pryrates	Priester, Alchimist, Zauberer und Ratgeber von Elias
Ranessin	Lektor der Mutter Kirche; ermordet in der Sancellanischen Ädonitis
Rhiappa	Heilige, in Erkynland »Sankt Rhiap« genannt

Seriddan	Baron und Herr von Metessa, auch »Seriddan Metessis« genannt
Sulis	Nabbanai-Edelmann, einst Herrscher auf dem Hochhorst, genannt »der Reiherkönig« oder »der Abtrünnige«
Thures	Aspitis' junger Page
Usires Ädon	nach der ädonitischen Religion Gottes Sohn
Varellan	jüngster Sohn von Leobardis und Nessalanta, Bruder von Benigaris
Velligis	Lektor der Mutter Kirche, Ranessins Nachfolger
Xannasavin	Hofastrologe von Nabban
Yistrin	Heiliger, an dessen Namenstag Simon Geburtstag hat

5. Sithi

Aditu no'e Sa'onserei	Prinzessin, Tochter von Likimeya und Shima'onari, Jirikis Schwester
Amerasu y-Senditu no'e Sa'onserei	Mutter von Ineluki, genannt »Erste Großmutter« oder »die Schiffgeborene‹‹, ermordet in Jao é-Tinukai'i
Benayha von Kementari	berühmter Dichter und Krieger
Briseyu Morgenrotfeder	Likimeyas Mutter, Hakatris Gemahlin
Chekai'so	genannt »Bernsteinlocken«, ein Sithi-Krieger
Chiya	Mitglied eines Sithi-Stammes, wohnte früher in Asu'a
Drukhi	der Sohn von Utuk'ku und Ekimeniso, Gemahl Nenais'us
Hakatri	Amerasus Sohn, Bruder von Ineluki; im Westen verschollen
Haus der Betrachtung	ein Stamm der Sithi

Haus der Tanzenden Jahre	ein Stamm der Sithi
Haus der Versammlung	ein Stamm der Sithi
Ineluki	Amerasus Sohn, auf dem Asu'a getötet, jetzt Sturmkönig
Initri	Gemahl von Jenjiyana
Iyu'unigato	Amerasus Gemahl
Jenjiyana	Initris Gemahlin, Nenais'us Mutter, genannt »von den Nachtigallen«
Jiriki i-Sa'onserei	Prinz, Sohn von Likimeya und Shima'onari, Aditus Bruder
Khendraja'aro	Likimeyas Bruder, Jirikis und Aditus Onkel
Kira'athu	eine Sithi-Heilerin
Kuroyi	genannt »der lange Reiter«, Herr von Hoch-Anvi'janya, Anführer eines Sithi-Stammes
Likimeya y-Briseyu no'e Sa'onserei	Shima'onaris Gemahlin, Jirikis und Aditus Mutter, genannt »Mondauge«
Mezumiiru	in der Sithi-Legende Herrin des Mondes
Nenais'u	Drukhis Gemahlin; von Menschen getötet
Senditu	Amerasus Mutter
Shi'iki	Amerasus Vater
Shima'onari	Likimeyas Gemahl, Vater Jirikis und Aditus, getötet in Jao é-Tinukai'i
Vindaomeyo	berühmter Pfeilschmied aus Tumet'ai
Yizashi Grauspeer	Anführer eines Sithi-Stammes
Zinyadu	genannt »Meisterin der Überlieferungen«; stammt aus dem verschollenen Kementari

6. Qanuc

Binabik	eigentlich Binbiniqegabenik, Träger der Schriftrolle, Singender Mann der Qanuc, Simons Freund
Chukku	sagenhafter Trollheld
Kikkasut	König der Vögel
Nimsuk	ein Hirte aus Sisqis Schar
Nunuuika	*die Jägerin,* Herrin der Qanuc, Sisqis Mutter
Ookequk	Träger der Schriftrolle, Binabiks Meister
Qinkipa vom Schnee	Göttin des Schnees und der Kälte
Sedda	Mondgöttin
Sisqi	eigentlich Sisqinanamook, Tochter der Herrscher von Yiqanuc, Binabiks Verlobte
Snenneq	Herdenführer am Unteren Chugik
Uammannaq	*der Hirte,* Herr der Qanuc, Sisqis Vater

7. Thrithing-Bewohner

Fikolmij	Varas Vater, Mark-Than des Stammes Mehrdon
Hotvig	Randwächter aus dem Hoch-Thrithing, Anhänger Josuas
Lesdraka	Söldnerführer in Fengbalds Diensten
Osbern	Hotvigs Unterführer
Ulgart	Söldnerhauptmann aus dem Wiesen-Thrithing
Vara	Josuas Gemahlin, Fikolmij s Tochter

8. Wranna

Buayeg	Besitzer der Geisterhütte (aus einer Fabel der Wranna)
Er-der-Bäume-biegt	ein Gott
Er-der-stets-auf-Sand-tritt	ein Gott
Inihe Rotblume	Frau in Tiamaks Lied
Älterer Mogahib	Ältester in Tiamaks Dorf
Jüngerer Mogahib	sein Sohn, ebenfalls Ältester in Tiamaks Dorf
Nuobdig	Gemahl der Feuerschwester in der Sage der Wranna
Rimihe	Schwester Tiamaks
Shoaneg Schnellruder	Mann in Tiamaks Lied
Sie-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen	eine Göttin
Sie-die-die-Menschheit-gebar	eine Göttin
Sie-die-Dunkelheit-atmen	Götter
Sie-die-wachen-und-gestalten	Götter
Tiamak	kräuterkundiger Gelehrter und Träger der Schriftrolle
Tugumak	Tiamaks Vater
Twiyah	Schwester Tiamaks

9. Perdruineser

Charystra	Wirtin von *Pelippas Schüssel*, Xorastras Nichte
Lenti	Streáwes Diener, genannt »Avi Stetto«
Streáwe	Graf von Ansis Pelippé, Herrscher von Perdruin
Tallistro, Herr	berühmter Ritter der Großen Tafel König Johans
Xorastra	Trägerin der Schriftrolle, frühere Wirtin von *Pelippas Schüssel*, Charystras Tante

10. Nornen

Ader-von-Silberfeuer	eine von Utuk'kus Klauen
Akhenabi	Sprecher in Naglimund
Drukhi	junger Mann, der durch den Tod seiner Gattin Nenais'u den Verstand verliert
Ekimeniso Schwarzstab	Utuk'kus Gemahl, Drukhis Vater
Mezhumeyru	Nornenform des Namens Mezumiiru; Mondgöttin
Utuk'ku Seyt-Hamakha	Nornenkönigin, Herrscherin von Nakkiga; Ekimenisos Gemahlin, Drukhis Mutter
Unter-Tzaaihtas-Stein-Geborener	einer von Utuk'kus Klauen
Von-den-Stimmen-Gerufene	eine von Utuk'kus Klauen

11. Andere

Deornoth	Halb-Thrithing-Kind
Derra	Halb-Thrithing-Kind
Gan Itai	Niskie, Seewächterin auf der *Eadne-Wolke*
Geloë	eine weise Frau, auch »Valada Geloë« genannt
Imai-an	ein Unterirdischer
Ingen Jegger	Schwarz-Rimmersmann, Utuk'kus Jäger, in Jao é-Tinukai'i getötet
Injar	Niskie-Stamm auf der Insel Risa
Lichtlose	die Bewohner der Tiefen von Sturmspitze
Nin Reisu	Niskie auf der *Juwel von Emettin*
Ruyan Vé	auch »Ruyan der Seefahrer« genannt, Ahnherr der Tinukeda'ya
Sho-vennae	ein Unterirdischer
Veng'a Sutekh	genannt »Herzog des Schwarzen Windes«, einer der Roten Hand
Yis-fidri	ein Unterirdischer, Yis-hadras Gatte, Hüter der Halle der Muster
Yis-hadra	eine Unterirdische, Yis-fidris Gattin, Hüterin der Halle der Muster

B. Orte

Abschiedshaus	Gebäude der Sithi auf dem Sesuad'ra, später Hofhaltungsort des verbannten Josua (Sithi-Name »Sesu-d'asu«)
Anvi'janya	Wohnort Kuroyis, auch »Verborgenes« oder »Hoch-« Anvi'janya genannt
Ballacym	befestigte Stadt unweit von Hernysadharc
Bradach Tor	hoher Gipfel im Grianspog-Gebirge
Bregshame	kleine Stadt an der Flußstraße zwischen Stanshire und Falshire
Cathyn Dair am Silbermeer	Hernystiri-Stadt aus Miriamels Lied
Chamul	eine Lagune bei Kwanitupul
Chasu Yarinna	eine um eine Turmfestung erbaute Stadt in Nabban, gerade nordöstlich vom Onestrinischen Paß
Crannhyr	befestigte Stadt an der Küste von Hernystir
Den Haloi	ein Berg aus dem Buch Ädon, von dem aus Gott die Welt erschuf
Elvritshalla	Isgrimnurs herzoglicher Sitz in Rimmersgard
Falshire	eine Wollhandelsstadt, von Fengbald verwüstet
Feuergarten	gepflasterte Freifläche auf dem Sesuad'ra
Fiadhcoille	Wald im Südosten von Nad Mullach, auch »Hirschwald« genannt
Flaschenzugstraße	eine Straße in Stanshire
Frasilis-Tal	ein Tal im Osten des Onestrinischen Passes (gegenüber dem Commeis-Tal)
Garwynswold	kleine Stadt an der Flußstraße zwischen Stanshire und Falshire
Gratuvask	Fluß in Rimmersgard, fließt an Elvritshalla vorbei

Grenamman	Insel in der Bucht von Firannos
Halle der fünf Treppen	Raum in Asu'a, in dem Briseyu starb
Harcha	Insel in der Bucht von Firannos
Haus der Wasser	Gebäude der Sithi auf dem Sesuad'ra
Hasutal	Tal in Erkynland
Hekhasór	früheres Gebiet der Sithi, genannt »Hekhasór von der Schwarzen Erde«
Höhle des Zerreißens	Ausbildungsort von Utuk'kus Klauen
Khandia	sagenhaftes untergegangenes Land
Kiga'rasku	Wasserfall im Innern von Sturmspitze, genannt »Tränenfall«
Kwanitupul	Hauptstadt des Wran
M'yin Azoshai	Sithi-Name für Herns Hügel, den Ort, auf dem Hernysadharc liegt
Maa'sha	hügeliges, früheres Gebiet der Sithi
Mezutu'a	»Silberheim«, verlassene Stadt der Sithi und Unterirdischen unter dem Grianspog
Naraxi	Insel in der Bucht von Firannos
Onestrinischer Paß	Übergang zwischen zwei Tälern in Nabban, Ort vieler Schlachten
Peja'ura	früherer Wohnort der Sithi im Wald, genannt »im Zedernmantel«
Risa	Insel in der Bucht von Firannos
Sesuad'ra	der Abschiedsstein, ein Ort der Sithi im Nordosten der Thrithinge
Shisae'ron	breites Wiesental, früheres Gebiet der Sithi
Si'injan'dre	eine Höhle, in der man Drukhi nach Nenais'us Tod gefangenhielt
Spenit	Insel in der Bucht von Firannos
Taigstraße	Hauptstraße von Hernysadharc, früher »Tethtainsweg«

Triefholzstraße	eine der Hauptstraßen von Stanshire
Venyha Do’Sae	Urheimat der Sithi, Nornen und Tinukeda’ya, genannt »der Garten«
Vinitta	Insel in der Bucht von Firannos
Wealdhelm	Bergkette in Erkynland
Ya Mologi	»Wiegenhügel«, höchster Punkt des Wran, der Sage nach Ort der Schöpfung
Yakh Huyeru	»Halle des Zitterns«, Höhle im Innern von Sturmspitze
Yásira	heiliger Versammlungsort der Sithi

C. Geschöpfe

Bukken	Bezeichnung der Rimmersgarder für die Gräber; Trollname »Boghanik«
Drochnathair	Hernystiri-Name für den Drachen Hidohebhi, den Ineluki und Hakatri erschlugen
Ghants	im Wran lebende Tiere, insektenähnlich, mit Chitinpanzern
Gräber	kleine, menschenähnliche, unterirdische Wesen
Heimfinderin	Simons Stute
Hunen	Rimmersgardwort für Riesen
Igjarjuk	Eisdrache auf dem Urmsheim
Katze	kleiner, unauffälliger und in diesem Fall grauer Vierbeiner
Kilpa	menschenähnliche Meeresbewohner
Niku'a	Ingen Jeggers Leithund, gezüchtet in den Zwingern von Sturmspitze
Oruks	sagenhafte Seeungeheuer
Riesen	große, zottige, menschenähnliche Wesen
Shurakai	unter dem Hochhorst getöteter Feuerdrache, aus dessen Knochen der Drachenbeinthron besteht
Vildalix	Deornoths Pferd
Vinyafod	Josuas Pferd
Wasserwichte	sagenhafte Seeungeheuer

D. Sonstige Begriffe

Ädonzeit	heilige Zeit des Jahres, in der Usires Ädons Geburt gefeiert wird
A-Genay'asu	»Häuser, die ins Jenseits führen«; Orte von mystischer Macht und Bedeutung
Ältester Baum	Hexenholzbaum, der in Asu'a wächst
»Am Ufer des Grünwate«	in der Nacht des Festtagsfeuers auf dem Sesuad'ra gesungenes Lied
Atmende Harfe	*Meisterzeuge* im Innern von Sturmspitze
»Badulf und die streunende Kuh«	ein Lied, das Simon Miriamel vorsingen möchte
Baum	auch »Heiliger Baum« oder »Hinrichtungsbaum«, Symbol des Usiresglaubens
»Des Bischofs Wagen«	ein Hans-Mundwald-Lied
Cellian	Camaris' Horn, geschnitzt aus dem Zahn des Drachen Hidohebhi. Ursprünglicher Name: »Tituno«
Citril	Wurzel zum Kauen, wächst im Süden
Cockindrill	Ausdruck der Nordleute für »Krokodil«
Dorn	Camaris' schwarzes Sternenschwert
Drehgras	Wranpflanze
»Du Schöne von Nabban«	eines von Sangfugols Liedern
Du Svardenvyrd	halb sagenhaftes Buch mit den Prophezeiungen des Nisses
Eber und Speere	Wappen des Grafen Guthwulf von Utanyeat
Eisvogel	Sternbildname in Nabban; Wahrzeichen des benidrivinischen Hauses
Erobererstern	ein unheilverkündender Komet
Falke	Sternbildname in Nabban

Fang-die-Feder	Glücksspiel der Wranna
Flügelkäfer	Sternbildname in Nabban
Frayas Feuer	erkynländische Winterblume
Fünfzig Familien	der Nabbanai-Adel
Gartengeborene	alle aus Venyha Do'Sae Gekommenen
Gelbstrolch	Wranpflanze
Geflohener	ädonitische Umschreibung für den Teufel
Geflügelter Delphin	Wappentier des Grafen Streáwe von Perdruin
Graukappe	ein Pilz
Graue Küste	Bild auf dem *Shent*-Brett
Große Schwerter	*Hellnagel*, *Leid* und *Dorn*
Große Tafel	Johans Tafelrunde von Rittern und Helden
Grüne Säule	*Meisterzeuge* in Jhiná T'seneí
Der Gute Bauer	Figur aus den Sprüchen im Buche Ädon
Hase	Sternbildname in Erkynland
Heerschau des Anitulles	Musterung vor einer Schlacht aus dem Goldenen Zeitalter von Nabban
Hellnagel	Priester Johans Schwert, früher »Minneyar« genannt. Es enthält einen Nagel aus dem Heiligen *Baum* und einen Fingerknochen von Sankt Eahlstan
Hochkönigsbann	der Schutz des Hochkönigs für die Länder von Osten Ard
Hohnblatt	ein blühendes Kraut
Hummer	Sternbildname in Nabban
Indreju	Jirikis Hexenholzschwert
Jagdwein	ein Likör der Qanuc
Juya'ha	Bildkunst der Sithi aus gewebten Schnüren
Kangkang	Qanuc-Schnaps
Kaninchennase	ein Pilz
»Keil und Käfer«	Wirtshaus in Stanshire

Kei-vishaa	eine Substanz, mit deren Hilfe die Gartengeborenen ihre Feinde in einen schläfrigen und matten Zustand versetzen
Klagestein	großer Findlingsblock über dem Hasutal
Kvalnir	Isgrimnurs Schwert
Leid	Elias' Schwert, die Gabe des Sturmkönigs Ineluki
Mansa Nictalis	nächtliche Zeremonie der Mutter Kirche
Markthalle	Kuppelbau im Zentrum von Kwanitupul
Mixis der Wolf	Sternbildname in Nabban
Nachtherz	Sternenname der Sithi
Nebellampe	ein *Zeuge*, von Amerasu aus Tumet'ai gebracht
Prise'a	»Immerfrisch«; bei den Sithi besonders beliebte Blume
Rhao iye-Sama'an	*Meisterzeuge* auf dem Sesuad'ra, genannt das »Erddrachenauge«
Rhynns Kessel	Kriegspauke der Hernystiri
Ritual des Neuen Lebens	Frühlingszeremonie der Qanuc
Roter Messerschnabel	Wranvogel
Sandkäfer	Sternbildname im Wran
Sankt-Granis-Tag	Namenstag eines Heiligen
Sankt Rhiappa	große Kirche in Kwanitupul
Sankt Sutrin	Dom zu Erchester
Schattenzauber	Magie der Nornen
Scherben	*Meisterzeuge* in Mezutu'a
Schlacht am Clodu-See	Schlacht zwischen Johan und den Thrithing-Männern, auch »Seenland-Schlacht« genannt
Schlange	Sternbildname in Nabban
Schnellkraut	Wrankraut

»Schwimmendes Schloß«	Berühmtes Denkmal auf der Insel Warinsten
Shent	ein Gesellschafts- und Taktik-Spiel der Sithi
Spinnrad	Sternbildname in Erkynland
Sprechfeuer	*Meisterzeuge* in Hikehikayo
Tag des Abwägens	bei den Ädoniten der Tag des Jüngsten Gerichts
»Teerfaß«	Wirtshaus in Falshire
Teich der Drei Tiefen	*Meisterzeuge* auf dem Asu'a
Tethtains Axt	in der berühmten Geschichte der Hernystiri tief in eine Buche getrieben
Thron des Yuvenis	Sternbildname in Nabban
Ti-tuno	Camaris' Horn, siehe auch »Cellian«
Treue des Seefahrers	Gelübde der Niskies, ihr Schiff um jeden Preis zu schützen
Tür des Erlösers	Beichtsiegel
Unendlicher und Ewiger Ozean	Niskie-Ausdruck für den von den Gartengeborenen überquerten Ozean
Beim Unerforschten!	Ausruf und Schwur der Niskies
Vertrag vom Sesuad'ra	Trennungsvereinbarung zwischen Sithi und Nornen
Vorabend der Egge	der 30. Octander, Vorabend des »Seelentages«
Windfest	Feiertag der Wranna
Wintermütze	erkynländische Winterblume
Wurmglas	Name der Hernystiri für gewisse alte Spiegel
Yrmansol	Baum, Teil des erkynländischen Maia-Festes
Zögern	ein Nornenzauber
Zuckerknolle	Wranbaum

E. Binabiks Wurfknöchel

Zu den Wahrsage-Würfen zählen folgende Figuren:

Flügelloser Vogel
Fischspeer
Pfad im Schatten
Fackel im Höhleneingang
Sich sträubender Widder
Wolken im Paß
Schwarze Spalte
Offener Wurfspieß
Steinkreis
Tanzende Berge

F. Die Monate

Jonever	Tiyagar
Feyever	Anitul
Marris	Septander
Avrel	Octander
Maia	Novander
Yuven	Decander

G. Wörter und Sätze

1. Qanuc

Henimaatuq! Ea kup!	»Geliebter Freund! Du bist da!«
Inij koku na siq-qasa min taq	»Wenn wir einander wiederbegegnen, wird es ein guter Tag sein«
Iq ta randayhet suk bi-qahuk	»Winter ist nicht die Zeit zum Nacktschwimmen«
Mindunob inik yat	»Mein Haus wird dein Grab sein«
Nenit, henimaatuya	»Kommt, Freunde«
Nihut	»Greift an!«
Shummuk	»Wartet!«
Ummu Bok	»Gut gemacht!«

2. Sithi

A y’ei g’eisu! Yas’a pripurna jo-shoi!	»Ihr Feiglinge! Die Wogen würden euch nicht tragen!«
A-Genay'asu'e	»Häuser, die ins Jenseits führen«
Hikeda’ya	»Wolkenkinder«: die Nornen
Hikka Staja	»Pfeilträger«
Hikka Ti-tuno	»Ti-tuno-Träger«
M’yon rashi	»Zerbrecher«
Sinya’a du-n’sha é-d’treyesa inro	»Mögest du das Licht finden, das über dem Bogen leuchtet«
Sudhoda’ya	»Kinder des Sonnenuntergangs«: die Menschen
Sumy’asu	»Fünftes Haus«

Tinukeda’ya	»Kinder des Meeres«: die Niskies und Unterirdischen
Venyha s’ahn	»Beim Garten!«
Zida’ya	»Kinder der Morgendämmerung«: die Sithi

3. Nabbanai

A prenteiz!	»Ergreift ihn!« oder »Auf ihn!«
Duospreterate!	»Gott bewahre!«
Duos Simpetis	»Barmherziger Gott«
Em Wulstes Duos	»Nach Gottes Willen«
Matra sá Duoa	»Mutter Gottes«
Otillenaes	»Werkzeuge«
Soria	»Schwester«
Ulimor Camaris? Veveis?	»Herr Camaris? Ihr lebt?«

4. Hernystiri

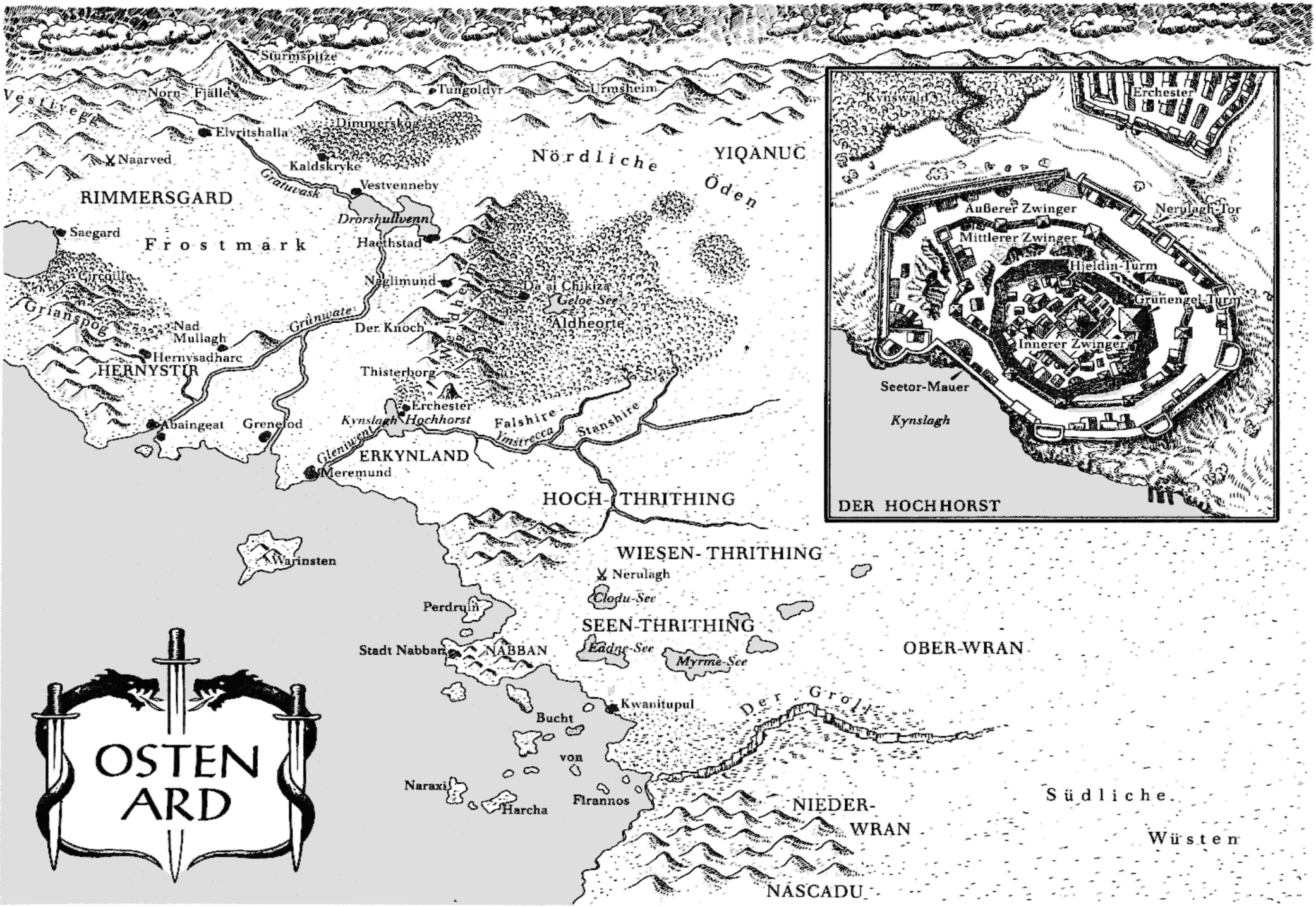
Goirach cilagh!	»Törichtes (oder: verrücktes) Mädchen!«
Moiheneg	»dazwischen« oder »leerer Ort« (gemeint ist: neutraler Boden)
Smearech fleann	»gefährliches Buch«

5. Rimmerspakk

Vad es … Uf nammen Hott, vad es …?	»Was ist? Im Namen Gottes, was ist?«

6. Anderes

Azha she’she t’chako, urun she’she bhabekró … usw.	Nornenlied, bedeutet *etwas sehr Unangenehmes*
Shu’do-tkzayha!	Nornenwort für die Menschen (andere Form des Sithi-Wortes »Sudhoda’ya«)
S’h’rosa	Unterirdischenwort: »Steinader«


OSTEN ARD
Sturmspitze
Norn-Fjälle
Tungoldyr
Urmsheim
Vestvege
Elvritshalla
Dimmersko
Naarved
Kaldskryke
Nördliche Öden
YIQANUC
Grauvask
Vestvenneby
RIMMERSGARD
Drorshullvenn
Saegard
Frostmark
Haethstad
Circolle
Naglimund
Da'ai Chikiza
Geloe-See
Grianspog
Grünwate
Nad Mullagh
Der Knoch
Aldheorte
Hernysadharc
HERNYSTIR
Thisterborg
Erchester
Abaingeat
Grenefod
Kynslagh Hochhorst
Falshire
Vinstrecca
Stanshire
Glenivent
ERKYNLAND
Meremund
HOCH-THRITHING
Warinsten
WIESEN-THRITHING
Nerulagh
Clodu-See
Perdruin
SEEN-THRITHING
Stadt Nabban
NABBAN
Eadne-See
Myrme-See
OBER-WRAN
Kwanitupul
Der Grolf
Bucht von Naraxi
Harcha
Firannos
NIEDER-WRAN
Südliche Wüsten
NASCADU
Kynswald
Erchester
Äußerer Zwinger
Nerulagh-Tor
Mittlerer Zwinger
Hjeldin-Turm
Grünengel-Turm
Innerer Zwinger
Seetor-Mauer
Kynslagh
DER HOCHHORST

Inhalt

Simon, der mit Prinzessin Miriamel, seiner großen Liebe, heimlich den Stein des Abschieds verlassen hat, will für Prinz Josua die beiden letzten Großen Schwerter gewinnen, Hellnagel, das in König Johans Grab liegen soll, und Leid, das an Elias' Gürtel hängt. Miriamel sucht das Gespräch mit ihrem Vater. Sie glaubt jetzt zu wissen, daß ihn nur blinde Liebe zu seiner verstorbenen Gemahlin, ihrer Mutter, zum Pakt mit dem Sturmkönig getrieben hat, und will versuchen, ihn auf den Boden der Vernunft zurückzuführen. Aber als die beiden den Hochhorst erreichen, ist das Grab leer. Wieder gerät Simon in das entsetzliche Labyrinth, das tief in der Erde unter dem Engelsturm liegt. Dort tauchen auch der verschollene Mönch Cadrach und die Unterirdischen wieder auf. Vor den Toren der Feste erscheint endlich Josuas Heer. Zusammen mit Binabik dringt auch Miriamel in die grausigen Gänge ein. Oben im Turm kommt es zur Konfrontation zwischen Elias, Pryrates dem Priester, Simon und Miriamel.

Es erweist sich, daß weder Elias noch König Johan noch Josua noch der alte Ritter Camaris das sind, was sie zu sein scheinen, und selbst hinter Simon steckt ein Geheimnis, von dem er nichts wußte. Auch die Rolle der drei Großen Schwerter, die nun endlich zusammenkommen, wie es der wahnsinnige Priester Nisses vor 500 Jahren geweissagt hat, ist eine ganz andere, als vermutet.